This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

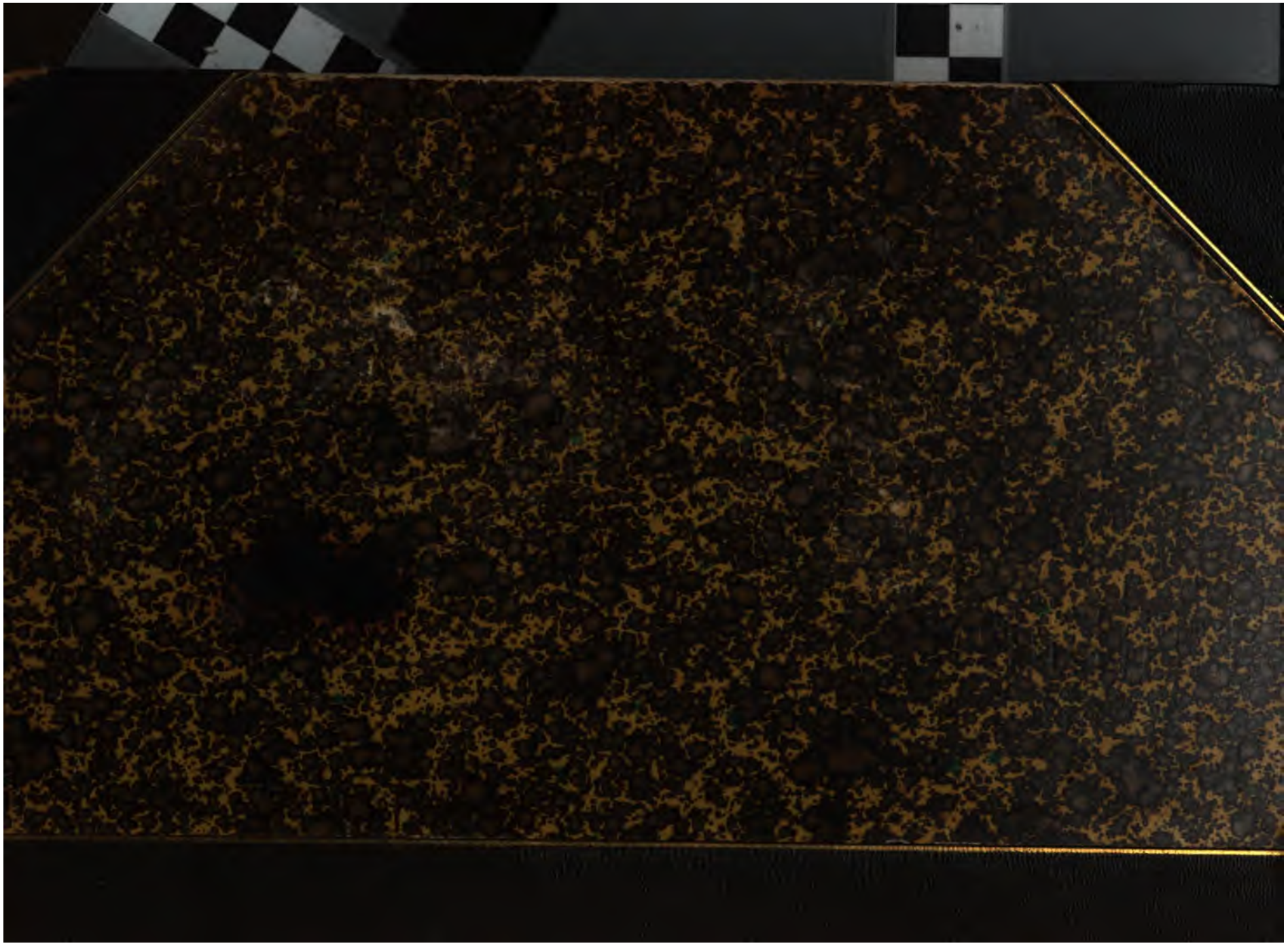
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

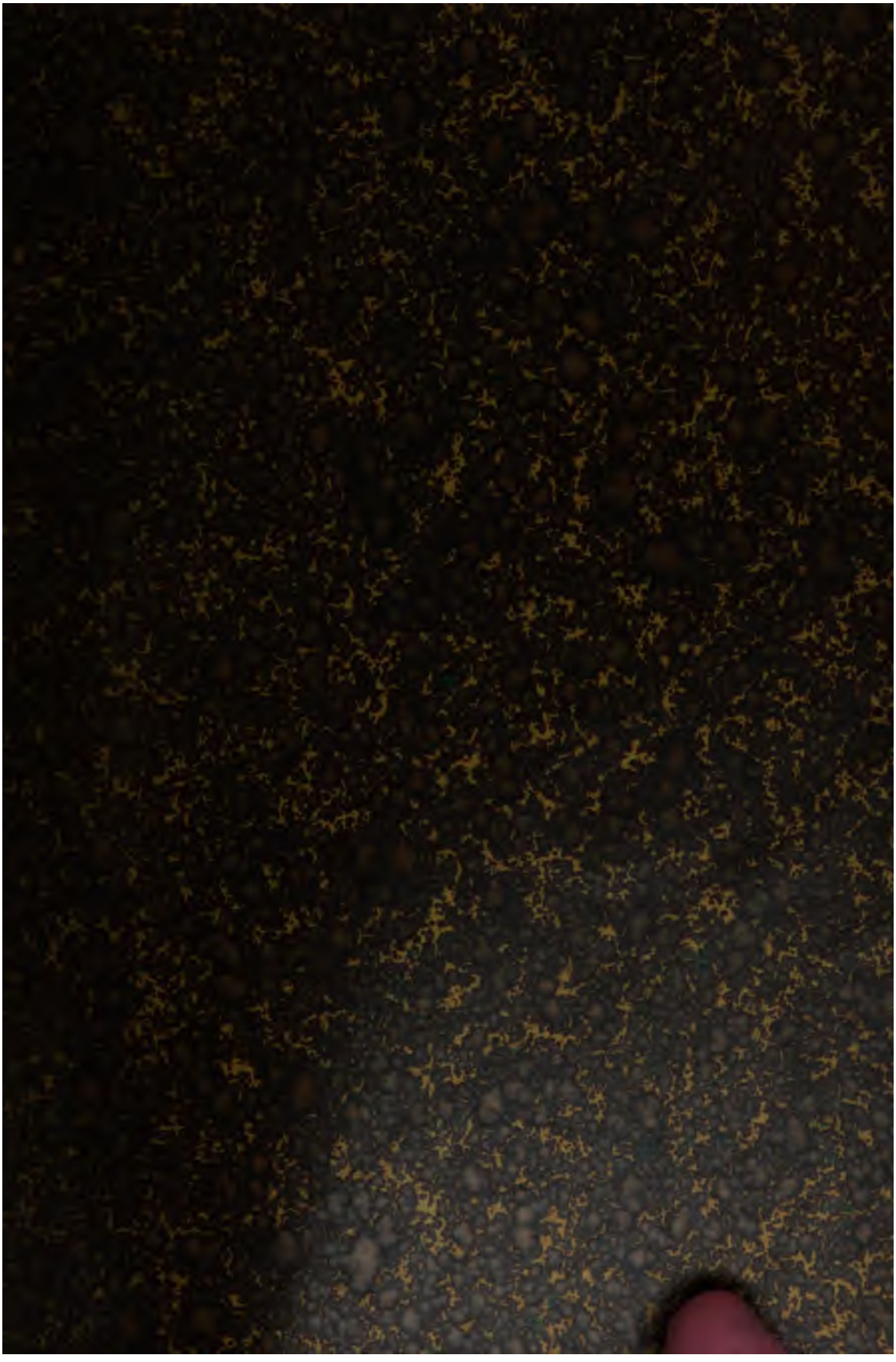
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



IOHAN WINKELMANN.

Winckelmann

und seine Zeitgenossen

von

Carl Justi

Zweite durchgesehene Auflage

Erster Band

Winckelmann in Deutschland

Leipzig
Verlag von F. C. W. Vogel
1898

IOH. AN. WINKELMANN

Winckelmann und seine Zeitgenossen

von

Carl Justi

Zweite durchgesehene Auflage

Erster Band

Winckelmann in Deutschland

Leipzig

Verlag von F. C. W. Vogel

1898

Ἐγὼ δ' ἐκείνων (τῶν προγόνων) μὲν ἔπαινον τὸν χρόνον ἡγοῦμαι μέγιστον, οὐ πολλοῦ γεγενημένου μείζω τῶν ὑπ' ἐκείνων πραχθέντων οὐδένες ἄλλοι παραδείξασθαι δεδύνηνται.

Demosthenes.

Vorwort

Als vor mehr als einem Jahrzehnt eine neue Ausgabe dieses Buches, zuerst durch Nicolaus Delius, angeregt wurde, wünschte der Verfasser ihre Vorbereitung anderen Händen zu überlassen. Seit dem Erscheinen des letzten Theiles (1872) war ihm der Gegenstand fern getreten; eine Sammlung von Zusätzen und Berichtigungen fehlte. Aber selbst wenn er hätte daran denken können, das Werk nach seinen heutigen Erfahrungen umzugießen, es blieb sehr zweifelhaft, ob sich die Leser damit einverstanden erklärt hätten. In einem Punkte wäre die Verbesserung wohl unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet. Eine Kürzung des Umfanges auszuführen, wer mir den Weg dazu gezeigt hätte, dem wäre ich aufrichtig dankbar gewesen. Leider gehört das Buch zu denen, wo die Episoden der bessere Theil sind.*) In ihnen liegt das Bild der Zeit, denn diese Biographie war, durch die Nöthigung des eigenthümlichen Stoffes, zu einem Gemälde der geistigen Bewegungen des XVIII. Jahrhunderts geworden, in ihrer Beziehung zu Kunst und Alterthum. Daher auch innerhalb der gelehrten Welt das Buch bei den Historikern der neueren Litteratur, Cultur und Kunst Beachtung gefunden hat (in anderen Fächern mehr bei den Gattinnen).

Soviel ermittelt werden konnte, war die Ansicht der Freunde des Buches, es unverändert abzudrucken, trotz seiner Längen. Aber als die Frage aus einer akademischen eine brennende wurde, d. h. im Augenblicke, wo die Drucklegung beginnen sollte, fand sich doch, daß der Autor sich einer eigenen Durchsicht nicht entziehen könne, und dieser herben Prüfung hat er sich unterzogen aus Dankbarkeit gegen das Publicum. Wenn auch der Stoff einst, hier zu Lande und in Italien, mit Eifer und Beharrlichkeit gesammelt und der Plan hinreichend erwogen worden war, so hatte doch (um anderes zu übergehen) die Niederschrift meist in Eile und in zerrissenen und aufgeregten Zeitabschnitten gemacht werden müssen, zum großen Theil in den Jahren 1866 und 1870. Es schien also empfehlenswerth, zwar Plan und Inhalt unverändert zu erhalten, das alte jedoch in einer gereinigten, reiferen, hier

*) Digressions, incontestably, are the sunshine; — they are the life, the soul of reading! — take them out of this book, for instance, — you might as well take the book along with them; — one cold eternal winter would reign in every page of it; restore them to the writer; — he steps forth like a bridegroom, bids, all-hail; brings in variety, and forbids the appetite to fail (*Tristram Shandy* 22).

und da schlankeren Form darzubieten. Was hier erscheint ist das Werk des Dreißigers, eingeführt von dem Sechziger, nicht ohne Widerstreben, mit der der Jugend gegenüber entschuldigten Nachsicht.

Außer den Verbesserungen von Versehen und Unrichtigkeiten sind Wiederholungen, Breiten gewisser nur locker mit der Erzählung zusammenhängenden Einschiebsel, Verworrenheiten in der Anordnung und endlich stilistische Mängel nach Kräften beseitigt worden. Zu diesen gehörte die Lässigkeit im Gebrauch von Fremdwörtern (zu denen man wohl aus Eile und Bequemlichkeit greift) und noch mehr der Beiwörter, die fast immer unnöthig sind, während Fremdwörter in einem fertigen Text oft kaum zu ersetzen sind. Nur wenige Capitel, besonders die Analyse der Kunstgeschichte sind in der Darstellung umgearbeitet worden, einiges, das umfangreichste der Ruf des Landgrafen von Hessen-Kassel ist neu hinzu gekommen. Veränderte eigene Ansichten brauchten den Verfasser weniger zu beunruhigen; über den Neuklassicismus z. B. hatte er sich schon in der ersten Ausgabe bestimmt genug ausgesprochen. Bei den Dresdner Bauwerken war dort zum erstenmale eine Beschreibung und Signalisirung ihrer Werthelemente versucht worden, an der, abgesehen von gelehrt Thatsächlichem, kaum etwas Wesentliches zu ändern war. Der scheinbare Gegensatz zu einer drei Lustra später verfaßten Malerbiographie beruht doch im Grunde auf dem Bestreben des Monographisten in die innere Logik seines Gegenstandes einzudringen. Bei Darlegung der Ansichten Winckelmanns sind Einwände und Ausstellungen nicht verschwiegen worden, keineswegs, wie ein armer Tropf gemeint hat, um sich mit einem wohlfeilen Besserwissen nach hundert Jahren zu spreizen, sondern weil kritische Beleuchtung geeignet ist, das Charakteristische in schärferen Umrissen zu zeigen. Einige noch unter dem Eindruck persönlicher Erlebnisse — wie Glossen vor Erfindung der Buchdruckerkunst in den Text — eingedrungene Auslassungen sind, als eigentlich nicht zur Sache gehörig und Anstoß gebend, gestrichen worden. Wer, dem Vermächtnisse einer verehrten, theuren Vergangenheit, verbunden mit unverwelklichen Reizen der Natur noch als werthvoll gelten, könnte es heute übers Herz bringen, in einem der hohen Kunst gewidmeten Buche, etwas hartes über das frühere Rom zu sagen, nach dem was seitdem dort verübt worden ist! —

Herr Dr. Julius Vogel in Leipzig hat sich um das Buch durch Herstellung des in der ersten Ausgabe oft vermißten Registers und bei Durchsicht der Correcturbogen durch manche Berichtigungen, Zusätze und Mithilfe bei der maßvollen Ausweisung jener heutzutage so ungern gesehenen Fremden verdient gemacht. Der frühere Anhang zum ersten Bande, der eine Auswahl aus Winckelmanns handschriftlichem Nachlaß enthielt, ist weggefallen, da die einmalige Veröffentlichung zu genügen schien.

Bonn, den 11. Juni 1898.

Justi.

Inhaltsverzeichniß

Seite

Einleitung . . . . . 1—9

Erstes Buch

Preußische Zeit . . . . . 11—177

Erstes Capitel. Die lateinische Schule 13

Stendal 13. — Berlin 27. — Salzwedel 38.

Zweites Capitel. Die Universität Halle 45

Halle 45. — Die Professur der Eloquenz 52. — Theologie 54. — Verhältniß zur Religion 59. — Die Wolfsche Philosophie 67. — Alexander Gottlieb Baumgarten 71. — Der Kanzler Ludewig 78.

Drittes Capitel. Zwischen Universität und Schulamt 87

Im Grolmannschen Hause zu Osterburg 87. — Die Universität Jena 89. — Georg Erhard Hamberger und die mathematische Medicin 91. — Die akademische Reise 97. — Bayle 103.

Viertes Capitel. Der Conrector von Seehausen 109

Der Conrector von Seehausen 109. — Freundschaften 118. — Griechische Studien 128. — Streit der Alten und Modernen 135. — Griechische Lieblingsschriftsteller 139. — Antike Züge 152. — Geschichtstudien 157. — Polyhistorie 164. — Letzte Dinge in der Altmark 168.

Zweites Buch

Dresdner Jahre . . . . . 179—424

Erstes Capitel. In der Bibliothek zu Nöthnitz 181

Heinrich von Bünau 181. — Die deutsche Kaiser- und Reichshistorie 183. — Die Bünausche Bibliothek 189. — Entwürfe zur Geschichte 194. — Zur Politik 202. — Neuere Litteratur 207. — Antikes im Modernen 210. — Einfluß der Gesellschaft 217. — Dichtkunst 220.

Zweites Capitel. Bilder aus dem Dresdner Kunstleben 228

Eintritt in die Kunstwelt 228. — Kurfürstliche Kunstpflege 231. — Prachtbauten der Residenz 236. — Die decorative Sculptur 246. — Die Antikensammlung 252. — Die Maler und die Gallerie 259. — Algarotti, Dietrich, Heinecken 263. — Studien der Kunstbücher 272.

Drittes Capitel. Die Religionsveränderung 278

Die Verhandlungen und die Personen 281. — Apologie und Selbstapologie 295. — Der Übertritt 300.

Viertes Capitel. Ein freies Jahr in der Residenz 307

Der Leibarzt Bianconi 310. — Adam Friedrich Oeser 316. — Christian Ludwig von Hagedorn 325. — Philipp Daniel Lippert 332. — Johann Friedrich Christ 344.

Fünftes Capitel. Die Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke . . . 351

Die Allegorie 366. — Fremdes und Eigenes 371. — Ein technischer Vorschlag 379. — Stil 385. — Erfolg der Schrift 389. — Das Sendschreiben und die Erläuterung 394. — Rückblick 400.

Sechstes Capitel. Die Gruppe des Laokoon 404

Anhang . . . . . 425—428

I. Familiennachrichten des Vaters 425
II. Winckelmanns Taufschein 426
III. Theologisches Abgangszeugniß 426
IV. Concept eines Briefes an den P. Leo Rauch (1754) 427

Winckelmanns Gestalt erscheint dem Deutschen im Schein jenes ersten Morgenlichts, als nach tiefer Verfinsterung und langer zweifelhafter Dämmerung, die nur wenige Sterne erhellten, oder noch trüber erscheinen ließen, der deutsche Genius, in Berührung mit dem hellenischen und dem biblischen, endlich sich selbst wiederzufinden begann, dann aber um auch alsbald sein Licht in weitem Umkreis auszustrahlen. Seine Werke und ihre Aufnahme waren eins der Anzeichen, daß endlich auch Deutschland eine leitende Rolle in der geistigen Bewegung des Abendlandes beschieden sein sollte.

Der Eintritt der bildenden Kunst in den Kreis unserer Nationalbildung, die Aufschließung des griechischen Alterthums, die Anfänge der deutschen Prosa und der deutschen Geschichtschreibung, die Erhebung der deutschen Literatur zur Weltliteratur: dieser und noch anderer Dinge ist man gewohnt sich zu errinnern, wenn der Name Winckelmanns genannt wird. In diesem Sinne ist Winckelmann fortwährend, am meisten jedoch von der nach ihm kommenden Generation, mit warmer Dankbarkeit anerkannt worden; und Wenige unter den erlauchten Geistern, die damals so dicht beisammen standen, möchte es geben, die nicht einige Züge zu dem Bilde beigetragen hätten, das als sein Nachruhm in der Überlieferung fortdauert.

„In Winckelmann war eine antike Natur, insofern man es nur von einem unserer Zeitgenossen behaupten kann, wiedererschienen; — er hatte aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar nicht lernen, weil es sich nicht aus, sondern an ihnen lernen läßt: ihren Geist. — So wurde er den gesamten Alterthümern gleichsam ein göttlicher Ausleger; — sein Geist war unter uns wie eine von einem sanften Himmel herwehende Luft, die den Kunsthimmel der Vorzeit uns entwölkte und Ursache ist, daß wir jetzt mit klarem Auge und durch keine Umneblung

verhindert dessen Sterne schauen. — Er gab der Sprache die imposante Würde der Kunstdenkmäler, und seine Beschreibungen machten denselben Eindruck wie die Statue selbst; — wir verdanken ihm fast unsere ganze Kunstsprache. Indem er uns aber die Kunst des Alterthums auslegte, wurde er einer der ersten, welche die deutsche Sprache mit Würde redeten: — Deutschland ist arm an musterhaften Prosaikern: Winckelmann ragt unter den wenigen hervor."

2 In solchen Worten haben sich Goethe, F. A. Wolf, Herder, Schelling, Frau von Stael, Rumohr und Schlegel über Winckelmann ausgesprochen.

Dieser sein Ruhm ist auch noch bestehen geblieben vor dem kältern Urtheil unseres Jahrhunderts, das ihm viel fremder gegenübersteht. Er ist es, sagt Gervinus, der das Reich des Schönen für Deutschland öffnete; durch ihn wurde die Einführung des plastischen Elementes in unsere Dichtkunst vorbereitet; er faßte die Idee einer geschichtlichen Entwickelung der Kunst, von der seit den Alten Niemand eine Ahnung gehabt hatte, wie denn auch nach ihm keiner gekommen ist, dem es gelungen wäre, ihm auf seinem Wege nachzugehen, und dem das Herz auf dem Flecke gesessen hätte, wo es ihm saß. So „errang er (nach Otto Jahns Worten), wie vor ihm Keiner und nach ihm nicht Viele, der Tiefe und Klarheit, der Kraft und Gediegenheit des deutschen Geistes durch ganz Europa hin bewundernde Anerkennung."

Winckelmann selbst dachte vorübergehend daran, den Deutschen einen Bericht über sein Leben zurückzulassen. Man hatte ihm ein Paar Blätter nach Rom geschickt, darin hatte ein alter Schulcollege alles ausgekramt, was er von ihm wußte und nicht wußte; ärgerlich schrieb Winckelmann seinen Freunden: „Die Deutschen haben nicht Geduld, höchstens noch ein zehn Jahre zu warten, bis ich zu meinen Vätern gehen werde, um die Wahrheit zu erfahren, die ich ihnen geschrieben in aller Aufrichtigkeit nach mir lassen will. Mein Bildniß soll so wahr in derselben erscheinen, als ich habe zu handeln wünschen." Dies war am Ende des Jahres 1764. Aber Winckelmann sollte die Jahre nicht erreichen, wo auch er vielleicht die Einkehr in sich selbst gefunden und von einem Standorte schon halb außerhalb des Lebens seinen Lebensweg überschaut hätte. Damals hielt er es für noch zu früh. Bald ließ er seinen Vorsatz fallen: — „von vielen Orten verlangt man von mir meine Lebensbeschreibung, die ich Niemandem geben werde."

Er dachte nicht daran, daß er zum Glück schon ein gut Stück Leben und Selbstbekenntniß seinen Freunden anvertraut hatte; und ein Selbstbekenntniß, wie er es vor dem Publicum schwerlich so aufrichtig abgelegt hätte.

Die Briefe Winckelmanns befriedigten vorläufig die Wißbegierde nach Mittheilungen über seine Person. Sie nahmen nach und nach das Geheimniß weg, welches sein im Beginn dunkles und später fast glanzvolles Leben anfänglich umgab. Diese Briefe sind eine Hauptquelle seines Lebens geblieben.

Aber neun Zehntel dieser Briefe stammen aus den dreizehn römischen 3
Jahren, wo der bedeutendere Theil seines Lebens in seinen Werken liegt, und nur ein Zehntel kommt auf die erste, lange und verworrene Zeit in Deutschland. Aber dies war die Zeit seines Werdens.

Auch sind die Briefe eine Quelle von begrenzter Ergiebigkeit. Unschätzbar als Äußerungen der Regungen des Augenblicks, geschrieben ohne einen Gedanken an andere Leser, als den einen stets mit so viel Wärme vorgestellten, bedürfen sie zur Anfachung ihres Interesses kaum des Namens, der dahintersteht; sie geben uns Etwas, was köstlicher ist als Alles, das Bild eines Menschen, und eines liebenswürdigen Menschen. Desto weniger Aufschluß findet man darin über den Gang seiner Bildung und die Genesis seiner Werke. Winckelmann, dessen Briefe in der Regel Affectionsbeziehungen verdankt wurden, gab nur mit Widerstreben, abweichend von der sonstigen Weise gelehrter Correspondenten, schreiben sachlichen Gehalts von sich. Selbst wenn er auf seine literarischen Projecte zu reden kommt, spricht er mehr von der typographischen Ausstattung und etwa vom Stil, als von Plan und Gedanken; er begnügt sich, ihre Titel anzukündigen. Und als er anfing, literarische Projecte zu entwerfen, war seine Bildung und sein Geschmack, waren seine Lieblingsideen und sein Stil schon geformt. Die Entwürfe kamen ihm wie angeflogen: er war zwar im Sehen ein Neuling, aber er war ein Mann, der nur die Augen zu öffnen brauchte, um zu sehen, was Niemand vor ihm gesehen, und zu sagen, was Niemand gesagt hatte. Die dreizehn letzten Jahre seines Lebens sind es, in die sich alle seine Werke zusammendrängen, und er that nur den Mund auf, so war er auch schon ein gemachter Mann. Aber die Blüthen- und Blätterfülle, mit der sich der Baum in einer Frühlingsnacht bedeckt, sind lange Wintermonate hindurch in den Knospen gehegt worden. Wir wünschen die geistige Vorgeschichte dieser schriftstellerischen Persönlichkeit kennen zu lernen; wir fragen nach dem Wege, auf dem die Steine zu diesen Bauten gesammelt sind, nach den Einflüssen, unter denen sich diese Organe der Anschauung, der Erkenntniß und des Ausdrucks gebildet haben.

Die Quellen der lebendigen Erinnerung sind längst versiegt. Man hat allerdings früher hier und da angeklopft; aber wie dürftig ist das, was seine Jugendbekannten, die Paalzow, Uden, Boysen, Genzmer, über ihn anzugeben wußten! Nur wer selbst bemüht ist, sich den Gang eines Lebens anschaulich zu machen, wird in solchen Fällen die rechten Fragen

finden. Insofern ist es ein Unglück, daß Winckelmanns Biographie nicht früher unternommen worden ist.

Die einzige Ergänzung, die sich hier darbietet, liegt in den umfangreichen Heften, die auf die Nationalbibliothek zu Paris, in die Stadtbibliothek zu Hamburg und noch an andere Orte, wie Dresden, Montpellier, zerstreut worden sind. Diese Hefte enthalten außer den Manuscripten einiger von Winckelmann selbst bekannt gemachten Werke, und ebenfalls meist schon veröffentlichten Entwürfen, Briefen und Documenten, eine Unzahl von Collectaneen. Diese Collectaneen allein sind noch nicht ausgebeutet worden. Kein Wunder; denn ihren Durchblätterer muß ein Gefühl der Enttäuschung, man möchte fast sagen, des Schreckens überfallen. Der Enttäuschung, weil auch nicht an einer Stelle in die Massen des zusammengeschichteten fremden Stoffs das Goldkorn einer Glosse vom Meister selbst eingesprengt ist, nirgends der Funke einer kritischen Bemerkung durchfährt, selten (wenigstens bei allen vorrömischen) auch nur ein bestimmter Zweck des Sammlers erkennbar ist. Des Schreckens, weil (wie Lessing von Hamanns Schriften sagte) nicht ein Polyhistor, sondern ein Panhistor nöthig scheint, um durch dieses Dickicht seinen Weg zu finden, und den wahren Sinn dieses Durcheinander für ein Leben zu entziffern, in dem doch wohl nichts ohne Sinn war.

Aber es giebt kein authentischeres Denkmal der innern Geschichte eines Gelehrten, — wenn es nur complet wäre, und wenn es nur nicht so schwer zu lesen wäre, so leserlich auch die Handschrift ist. Die Auswahl der Werke und der Literaturkreise, die Quantitätsverhältnisse, in denen die Schriftsteller bedacht sind, die Stellen, deren zuweilen eine einzige ein ganzes Buch repräsentirt, gestatten uns, das Feld seiner Studien zu überschauen, seine innersten Tendenzen zu ahnen, in seine Lieblingsideen, in seine gelehrten Sitten, ja zuweilen in die Werkstätte seiner Gedankenbildung hineinzusehen.

Hiermit ist das Eine bezeichnet, was in diesem Buche zum ersten Male versucht wird. Das Andere ist die Schilderung der oft wechselnden Scene, auf der sich Winckelmann bewegte, und des Hintergrundes dieser Scene. Dieser Scene ist wenigstens Mannigfaltigkeit nicht abzusprechen. Sie geht von dem Dunkel verfallener Provinzialstädtchen über zu dem Dresden des augusteischen Zeitalters; sie vergegenwärtigt bald die schwerfällige Polymathie der deutschen Gelehrtenwelt, bald die elegante Literatur von London und Paris. Ich habe die örtliche und zeitliche Umgebung mit solcher Anschaulichkeit und bis zu solcher Nähe an den Helden, als nur immer möglich war, zu schildern versucht: Wenige von Denen, die auf dieser Bühne dem Protagonisten zur Seite standen, werden mir entgangen sein.

Es ist von Interesse für das Verständniß eines Zeitalters, zu verfolgen,

wie seine Zustände und Richtungen einen freien und umfassenden Geist auf seinem Durchgang durch diese Zeit berührten, und wie sich diese Berührungen in seinem Urtheile spiegelten.

Oft, zumal in der ersten Zeit, muß das Gemälde dieser Scene einigermaßen die Unbestimmtheit ergänzen, in der man leider die Hauptfigur lassen muß. Ich wollte dem Leser die Mittel in die Hand geben, sich dann wenigstens den Helden im Verhältniß zu seiner Umgebung anschaulich zu machen und die Eindrücke nachzubilden, welche diese Lehrer und Bibliotheken, diese Städte und Gallerien, diese Künstler und Kenner auf ihn ausgeübt haben mögen.

In wohlbekannten Illustrationen zum Inferno des Dante begegnet uns im Anfang, in mehrfacher Variirung, das Bild des wüsten Waldes, in dessen Mitte die winzige Figur des verirrten Poeten wie verloren auftaucht. Der Künstler hat uns hier die Schrecken der Wildniß und der Einsamkeit versinnlicht, wo der Mensch von gigantischen Naturgebilden wie mit Polypenarmen umklammert, und von den zerrissenen Klüften wie von einer erstarrten Brandung festgehalten zu werden scheint.

In ähnlicher Weise würde in dieser Biographie hier und da das Übergewicht der Scene über den Helden entschuldigt werden, wenn es gelänge, eine Vorstellung davon zu hinterlassen, wie sich Winckelmann durch das wüste Labyrinth der damaligen deutschen Welt seinen Weg suchte; ohne Bewußtsein und nur im dunkeln Drange seines Zieles; doch gar bald auch nicht ohne classische Führer zur Seite und auch nicht ohne „glückliche Bilder", die ihn spät, doch noch zur rechten Stunde, rettend zu sich emporzogen.

Solche Episoden können allein die in einer ausführlichen Biographie sonst unvermeidliche Monotonie verhüten, besonders für Leser, deren Interesse an dem Helden schwächer ist, als das der Fachmänner.

Voltaire wollte bekanntlich von Biographien der Schriftsteller nichts hören, weil das Leben eines ruhigen Gelehrten in seinen Werken beschlossen sei; er sagt es bei Gelegenheit Bayles. Dies hat einen Sinn bei den Pflegern derjenigen Wissenschaften, wo die Thatsachen und die Methode fast Alles sind, und der Mensch sehr wenig, außer sofern er selbst die lebendige Methode ist. Das Interesse ihrer Geschichte fällt zusammen mit dem Interesse an der Geschichte der Entstehung und des Fortschritts, der Umwege und Kreisläufe menschlicher Meinungen.

Aber die Idee, welche von Winckelmanns Leben und Forschen die Seele war, stand in viel engerer Beziehung zum Menschen, als bei den Aufgaben der reinen Wissenschaften der Fall sein kann. Diese wahrhaft humane Idee war die Idee der Schönheit: durch sie erhält seine Person und seine Wirksamkeit das allgemein menschliche Interesse.

Zur Kenntniß des Schönen „wünschte er sehnlich zu gelangen", als er, 6

gefangengehalten in nordischen Steppen und Nebeln unter Abecedariern, „Gleichnisse aus Homer betete", und als er in mitternächtigen Mußestunden zu Sophokles und seinen Gesellen flüchtete, die damals Niemand las. Dies Verlangen trieb den jugendlichen Abenteurer nach dem Süden; es stand im Hintergrund bei den liebenswürdigen Thorheiten seiner Freundschaft, die sein Gemüth in allem Elend zu einer schönen Schwärmerei erhob; dieser Sinn erhielt seinen Blick in der Höhe der heitern Region reiner Formen, wenn er sich in dem Chaos der Antiquitäten zu verlieren schien; diese Idee schuf ihn zum Schriftsteller und beschäftigte ihn beschreibend, philosophirend, auslegend in kleinen und großen Schriften; sie brachte ihn auf den Plan einer Wissenschaft, deren humanen und unzünftigen Begriff nur die anerkennen konnten, welche selbst die Weihe dieser humanen Idee besaßen. Er suchte sie auch im Stil, wenn er sich vorsetzte, „die Schönheit in Gedanken und Sprache aufs Höchste zu treiben"; sie hauchte seinen Worten ein Leben ein, welches auch jetzt noch Leben erzeugt, wo seine Werke in anderer Beziehung als veraltet angesehen werden können.

Wir haben gelernt, daß das Köstlichste eines Kunstwerks weniger in der Richtigkeit der Zeichnung und in der Handhabung der Darstellungsmittel liegt, als in den Spuren eigenen liebevollen Schauens in die Natur und in dem Ausdruck einer großen und schöngeformten Seele. So liegt auch der höchste Werth eines Schriftstellers weniger in der Richtigkeit und Nützlichkeit der von ihm mitgetheilten Sachen, als darin, daß eine lebendige, erheiternde und erhebende Kraft von ihm ausgeht. Und darum dürfte man noch immer rathen, in Sachen alter Kunst, anzufangen mit Winckelmann zu sehen und zu irren.

Nun ist Schönheit wohl ein Problem philosophischen Nachdenkens, aber sie gehört nicht zu den Gegenständen, die Jedermann, wenn er nur die gehörigen wissenschaftlichen Werkzeuge gebraucht, den Dingen abfragen und abfordern kann. Sie verlangt einen Sinn, der sich so wenig lernen läßt, wie das Genie sich lernen läßt. Wer über Schönheit und Kunst zu sprechen sich erkühnt, der muß mit seiner Person zahlen. „Winckelmanns Werke, sagt Goethe, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst." Und ferner: „Wie bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten, das, was sie leisten, als die Hauptsache erscheint, und der Charakter sich dabei wenig äußert, so tritt im Gegentheil bei Winckelmann der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deswegen merkwürdig und schätzenswerth ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart."

Diese Verschmelzung von Person und Idee war es auch, was Goethe zu
7 Winckelmann hinzog. Seine berühmte Charakteristik würde Winckelmanns Erscheinung der Nachwelt wohlbekannt und werth erhalten, gesetzt auch, es

käme dahin, daß ihn selbst nur noch der Literarhistoriker läse. Aber was traf auch hier alles zusammen! Fast ein halbes Menschenleben lang hatte Goethe mit Winckelmanns Schriften verkehrt; zuerst als Lernender, dann als Schauender, an den Stätten, wo auch Winckelmann sich gebildet, zuletzt im Streit mit neu auftauchenden Kunstlehren. Er erkannte ihn mit der Hingebung des Jüngers und mit der Sympathie des Freundes, aber auch mit der Überlegenheit des Blickes, mit dem der Begrenztere gemessen wird von dem Umfassenderen, von Einem, der nicht blos schauen und leben wollte als Grieche, der auch dichten konnte als Grieche, und der übrigens noch ganz andere Geister in sich trug, als den Geist der Griechen.

Diese Charakteristik war zugleich ein Selbstbekenntniß, ein Siegel gedrückt auf eine sich nun abrundende Reihe von Erlebnissen. In dem Rahmen des Porträts gab Goethe seine Ansicht vom Alterthum und dem, was sich daran anreihte von Menschheit und Leben. Als er mit dem Sturm und Drang seiner ersten Zeit fertig geworden war, als er von Monumenten des Alterthums umgeben, eine neue Bildungsepoche für sich beginnen sah, da entdeckte sein künstlerischer Blick für das Ganze und Charakteristische in Winckelmann ein Wiederaufleben, eine Incarnation dessen, was er antik nannte.

So entstanden diese Skizzen, in welchen sich die beschauliche Klarheit des Alters und die plastische Kraft des Mannes das glücklichste Gleichgewicht halten; wo der ruhige Ton der Weisheit und der Überschau des Lebens von stiller Höhe, die philosophische Milde in Beurtheilung menschlichen Irrens, und selbst die kühle Zergliederung eines Charakters wie eines Naturphänomens, zusammenbestehen mit dem lebendigsten Feingefühl und der liebevollen Vertiefung in individuelle Eigenheit: Alles im höchsten Stil der Porträtkunst.

Wer möchte sich an die Ergänzung dieses Torso wagen; wer müßte nicht fürchten, daß von Goethe nur für untergeordnetere Kräfte des Geistes noch Etwas übriggelassen sei! — —

Wenn nun manche Hindernisse eines Unternehmens wie das vorliegende angedeutet worden sind, so ist es billig hinzuzufügen, daß in anderer Beziehung die Zeit dieses Unternehmen auch erleichtert hat.

Winckelmann gehört ganz der Geschichte an. Wie viel leichter ist es nun, ihn zu übersehen, wo wir so viel mehr von echthellenischer Kunst sehen, als er sehen konnte, und wo die Wissenschaft, die er durch Genie schuf und gleichsam als sein persönliches Eigenthum ansehen konnte, zu methodischer Sicherheit fortgebildet ist und auch von der Mittelmäßigkeit vermehrt werden kann, und wo man von denjenigen seiner Ideen, in denen er mit seiner Zeit zusammenhing, so gründlich sich losgesagt hat, daß es allmählich scheinen will, als ob man des Guten schon zu viel gethan habe. Man könnte heute auf ihn anwenden, was d'Alembert von Descartes sagte: — après avoir eu

des sectateurs sans nombre, il est presque réduit à des apologistes. Dies ist freilich das Geschick aller menschlichen Größen über kurz oder lang.

Winckelmanns Jahre in Deutschland bilden ein klar abgerundetes Ganze. Der Stil, in dem sein Leben entworfen war, ist ein Stil der Contraste: die Reise nach Rom scheidet in zwei deutlich und schroff markirte Hälften. Und es ist nicht bloß der Gegensatz von Suchen und Finden, von Entbehrung und Lebensgenuß, von Schuldienst und Herrendienst hier, und Freiheit sich selbst zu leben dort; nicht bloß der Übergang aus obscurem Umgang zur Vertraulichkeit mit den geistlichen, weltlichen und geistigen Großen der römischen und europäischen Welt; nicht bloß die Versetzung aus kahler Umgebung in die Versammlung der erhabensten Denkmäler der Welt. Es ist auch nicht bloß der Wechsel in seinem Selbstgefühl, was den italienischen von dem deutschen Winckelmann kaum wiedererkennbar unterscheidet. Eine ebenso schroffe Umwälzung ist in seinem intellectuellen Wesen vor sich gegangen: den Wechsel des Schauplatzes begleiteten die Peripetien im Innern. Die zwei Theile seines Lebens verhalten sich in dieser Beziehung wie Zerstreuung und Sammlung, wie Mannigfaltigkeit und Einheit, wie Zufall und Plan, wie Sammeltrieb und Schaffenslust. Das kam daher, weil Winckelmann zu den Menschen gehörte, die lange ein überlebtes Joch hinschleppen können; aber wenn die Zeit erfüllt ist, wenn das Schicksal ruft: so zerreißen sie mit Simsonskräften ihre Bande: wie verwandelt stehen sie dann vor uns.

Ein ähnlicher Contrast besteht nun auch schon zwischen den zwei Abschnitten seiner ersten Lebenshälfte, welche seine Übersiedelung aus der preußischen Altmark nach Kursachsen macht. Aus kleinen, öden, norddeutschen Städtchen wird er plötzlich vor die Thore eines der glanzvollsten fürstlichen Wohnsitze diesseits der Alpen versetzt; nach dem lange beklagten Mangel an Bildungsmitteln sieht er sich nun in den Räumen der ansehnlichsten Privatbibliothek Deutschlands und in der Nachbarschaft seiner größten Kunstsammlungen.

Es war, als sollte ihm der Übergang nach Italien erleichtert werden, damit ihn das plötzliche Licht nicht blende: darum kam er erst an diesen Vorposten italienischer Kunst und Bildung, und fand Freunde, die ihm den
9 köstlichsten Dienst erwiesen, den Lehrer erweisen können, indem sie ihn auf das verhalfen, was im Grunde seine eigenste Sinnesart war.

Ehe wir aber dieses wunderliche Dresden der vierziger Jahre betreten, müßen wir uns entschließen, in den Sandebenen des Nordens umherzuziehen, mit manchen etwas langweiligen Gesichtern Bekanntschaft zu machen, Räume zu betreten, und in Bücher hineinzusehen, an die sich wenige allzugern erinnern.

Manches wird unbedeutend erscheinen; aber es geht eben mit der Ge-

ſchichte wie mit den ſibylliniſchen Büchern: je mehr davon verbrannt wird, deſto theurer wird der Reſt. Je armſeliger die übriggelaſſenen Fetzen ſind, deſto pietätsvoller heben wir ſie auf, deſto ſorgfältiger beſehen wir ſie von allen Seiten. Ein berühmter Kritiker hat geſagt, daß Homer alles, was er berühre, in Gold verwandle. So übertragen wir unſeren Antheil an bedeutenden oder geliebten Perſonen auf alles, ſelbſt auf das Kleine, ſelbſt auf das, was mit ihnen in blos äußerlichem Zuſammenhang ſteht: dies iſt der Zuſammenhang des Reliquiencultus mit der Heroenverehrung. Reliquien brauchen weder dem Stoff, noch der Form nach Werth zu haben, wenn ſie nur authentiſch ſind. Doch darf ich zur Beruhigung voraus verkünden, daß unſer Mann den Schulſtaub in jenen Räumen zurücklaſſen wird.

Erſtes Buch

Preußiſche Zeit

Ni la bonne éducation ne fait les grands caractères,
ni la mauvaise ne les détruit.

Fontenelle, Eloge du Czar Pierre.

Erstes Capitel

Die lateinische Schule

(1717—1738)

Stendal*)

Am Anfang der Geschichte, die in diesem Buche erzählt werden soll, steht das Bild einer kleinen preußischen Stadt, die in Denkmalen verflossener Jahrhunderte noch stattliche Zeugnisse ihres einstmaligen Ansehens, ihres Reichthums und ihres großartigen Sinnes aufweist. Mitten in den norddeutschen Sandflächen, auf dem Weg von Magdeburg nach Hamburg, in einer von niederen Hügeln umgebenen Ebene, begegnen dem Blick die zahlreichen und mächtigen Thürme von Stendal, einst der Hauptstadt der Altmark.

Die Altmark war vor Zeiten von Sachsen bewohnt; als aber Karl der Große in diese Gegenden vordrang (da wird sie zum ersten Male in der Geschichte genannt), waren hierher slavische Stämme, wahrscheinlich Wilzen, vorgerückt; und noch jetzt haben die meisten Dörfer mit Ausnahme der fruchtbaren, aus Anschwemmungen der Elbe entstandenen Niederung „Wische", slavische Namen. Die sächsischen Könige waren es, welche die Altmark durch Gründung von Städten und Bisthümern der sächsischen, deutschen und christlichen Gesittung eroberten.

Nachdem Albrecht der Bär 1151 dem alten Dorf Stendal die Markt- und Zollgerechtsame ertheilt hatte, wuchs die neue Stadt, unter der Gunst

*) Benutzt sind: Briefconcepte Winckelmanns aus d. J. 1742—48 auf der Hamburger Stadtbibliothek. Mittheilungen des Herrn Dr. Götze in Seehausen. — Desselben Geschichte des Gymnasiums zu Stendal 1865. F. Adler, Mittelalterliche Backsteinbauwerke des preuß. Staats. Berlin 1862. Zöpfl, die Rulandssäulen. Leipzig 1861. — Alte Stendaler Schulprogramme aus Tapperts Rectorat. Krahner, Stendaler Gymn.-Programm bei der Enthüllung der Winckelmann-Statue 1859. Wiese, Geschichte des höheren Schulwesens in Preußen. Berlin 1864. — Paalzow, Nachricht von dem Leben und Charakter Winckelmanns in den Greifswalder neuen crit. Nachrichten 1765. — Uden, Nachricht von Winckelmann in der Zeitung f. d. eleg. Welt 1806. — Genzmer im Allg. Anzeiger von 1812.

mannigfacher Privilegien, rasch in die Höhe. Sie bildete sich aus dem
sächsischen Recht ihr eigenes Stadtrecht, das in vielen Orten jener Gegenden
14 Eingang fand; sie war wohl die älteste brandenburgische Münzstätte; sie
handelte bis Lübeck, Hamburg und Flandern. Sie half ihren Markgrafen
gelegentlich mit Geldvorschüssen; bei solchen Anlässen erkaufte sie sich die
oberste Gerichtsbarkeit und die Befreiung von der Heeresfolge. Bald stand
sie an der Spitze des Bundes altmärkischer Städte und Ritter gegen die
Räuber (1321); sie führte sogar Fehden auf eigene Hand. Ihr Domstift
von St. Nicolaus stand unmittelbar unter dem heiligen Stuhl; und seine
Kirche zählte zur Zeit der Reformation 35 Altäre. Damals besaß Sten-
dal sieben Capellen und acht Kirchen, von denen sechs noch bis auf diesen
Tag stehen.

In diesen Kirchen hatte Stendal einst den (noch spät auf ihrem Rath-
hause tagenden) Städten der Altmark und Priegnitz ihre Muster gegeben,
und hierin wenigstens bewahrt sie noch immer ihren alten Primat.

Die Anfänge der regen und denkwürdigen Bauthätigkeit der Altmark
im Mittelalter schrieben sich her von den niederländischen Colonisten, welche
der ascanische Markgraf Albrecht und der Bischof Anselm von Havelberg
hierher geführt hatten. Sie brachten ihren Backsteinbau mit in diese Gegen-
den, wo man früher nur mit Granitfindlingen gebaut hatte. Das Kloster
Jerichow war der Ausgangspunkt dieser Bauthätigkeit.

Das Hauptwerk Stendals und der Provinz ist der Dom, ihm reiht
sich an die Marienkirche: beide gehören in der Hauptsache dem fünfzehnten
Jahrhundert an. Wie Riesen ragen die breiten Wandflächen ihrer Fassaden
mit den viereckigen fast unverjüngt bis zum Helm aufsteigenden Doppel-
thürmen aus den niedern Häuserreihen empor, als hätte sie ein gewaltigeres
Geschlecht über dem flachen Boden aufgerichtet. So erhoben sich einst die
Gründungen der sächsischen Könige mit ihren Burgen und Bisthümern über
den eingebornen Stämmen.

Am Dom haben mehrere Zeitalter gebaut, doch ist in beiden Kirchen
die strenge Reinheit und Simplicität der ältern Weise festgehalten worden.
Auch heute noch stehen diese Tempel da, außen und innen bewahrt vor
Verschönerung, Verputzung und Restauration, in aller nackten Majestät der
alten Zeit. Nichts gleicht der öden, feierlichen Größe ihrer dreifältigen, fast
gleich hohen Hallen. In der Marienkirche ist auch ein umfangreiches Denkmal
bildender Kunst erhalten, das große Schnitzwerk des Hochaltars mit gemalten
Flügelthüren, eine Darstellung des Lebens Christi und der Maria; — eines
jener von Malerei und Bildnerei im Bund hervorgebrachten Bilderbücher
der heiligen Geschichte, mit den von unsern Vätern geliebten Contrasten
edler, würdiger, stiller Kinder des Lichts und gemeiner und verzerrter

Finsterlinge; — aber hoch oben im Gipfel des Bildergebäus, auf blauem 15
Sternengrund, schwebt die Himmelskönigin, wie der Sieg der Harmonie der Schönheit über den Streit der Welt.

Noch stehen auch zwei von den Thorthürmen der einst starkbewehrten Stadt; in deren einem der Baumeister des Domes alles versammeln wollte, was er im Bereich seiner Kunst — von Zinnen und Eckthürmchen, Friesen und Maßwerk und farbiger Abwechslung — zur Herstellung eines überreich- und wohlgegliederten Ganzen vorfand: dieses Thor gilt für die Perle des Profanbaues baltischer Länder.

Noch immer wacht auch am Markte vor den Schwibbogen des Rathhauses, wo einst der Burggraf das Dinggericht hielt, der riesige Ruland, mit seinem hagern, panzerumschlossenen Leib und seinen gestrengen und biderben Zügen; in der Linken den Schild mit dem ascanischen Adler, in der Rechten sein nun längst quiescirtes Schwert emporstreckend. Er war das Wahrzeichen des Weichbildrechts, die Gerichts-, Markt- und Mundatsäule, die in den Städten der Gegenden stand, welche von den Ottonen den Slaven abgenommen wurden.

Aber auch diese Stadt hat der dreißigjährige Krieg zu Falle gebracht. Eine hartnäckige Verkettung von Calamitäten stellte eine Zeitlang ihr Fortbestehen in Frage; und als sie zögernd aus der Zerstörung sich wiedererhob, war sie nur noch eine traurige Erinnerung an ihr Ehemals. Die Contributionen, die Einquartierungen, die Durchzüge der Kaiserlichen und Schweden, Pest, Viehseuchen und Feuersbrünste verwandelten Stendals reiche Bürgerschaft in wenig Jahren in eine Schaar von Tagelöhnern und Bettlern. Schon 1628 standen 600 Häuser leer.

Und seitdem gehörte Stendal zu den Städten, die gewesen sind: wie Fahrzeuge, die einst mit vollen Segeln dahinschweben, nun an den Strand geschleudert, dem Zerfall überlassen sind, während der Strom der Zeit in der Ferne vorbeirauscht.

Nur eines Kunstwerks neuester Zeit hat sich Stendal zu rühmen (seit 1859). Es ist die bronzene Statue auf dem ehemaligen Johanneskirchhof, dem Chor der Marienkirche zugewandt. Haltung und Blick, das Blatt in der einen, der Griffel in der andern, zum Kinn erhobenen Hand, sollen uns sagen, daß der Mann den Eindruck eines bedeutenden Gegenstands in Worte umzusetzen strebt. Aber diesen Gegenstand suchst du umsonst in Stendal und in der Altmark: weit weg mußt du wandern, bis an die Ufer des gelben Tiber, nach dem Landhaus eines römischen Prälaten, in die Hallen eines päpstlichen Palastes.

Dürfte man hier das Verhältniß des Denkmals zu Ort und Umgebung scherzhaft phantastisch aussprechen, so würde man Winckelmann nachfühlen,

16 wie er, der aus diesen Regionen heftig wegstrebte, sobald er einen Begriff von der Welt draußen hatte, nun in bronzener Unbeweglichkeit hier angefesselt worden sei, um in grenzenloser Einsamkeit eine tödtliche Langeweile zu empfinden.

Indeß sollten die mächtigen Bauten, in deren Charakter man etwas von dem Ernst, der Klarheit, der Einfachheit norddeutschen Wesens zu erkennen glaubt, — Bauten, die seine einzige Augenweide waren von dem Augenblick an, wo sein Auge sich den Dingen der Außenwelt öffnete, und deren Ebenbilder ihm in allen Städten der Nachbarschaft wieder begegneten, — sollten diese Denkmale alter deutscher Kunst ohne allen Einfluß auf den spätern Ausleger — freilich einer ganz anderen Kunst gewesen sein?

Es giebt freilich keine Spuren, daß er sich jemals hier empfangener erster Eindrücke von Harmonie räumlicher Maaße und Verhältnisse, von alterthümlicher Großheit nicht ohne eine Ahnung strenger Schönheit erinnert habe, oder daß die Keime des Sinns für bildende Kunst durch die buntgefärbten Werke des Realismus des fünfzehnten Jahrhunderts in ihm geweckt worden seien. Er mag wohl mehr in seine lateinischen Bücher hineingesehen haben, als hinauf zu den gothischen Gewölben, deren Mysterien ihm mehr als Einem seiner Zeit verschlossen blieben, obwohl sie damals schon Manchem aufgeschlossen zu werden anfingen.

Ganz wie Lessing von der schönen frühgothischen Meißner Domkirche so unberührt geblieben war, daß er im Spitzbogenstil späterhin nichts sehen konnte, als „ungeheure Massen von Stein, ohne Geschmack oder wenigstens in einem sehr kleinen Geschmack aufgethürmt": so spottete der römische Winckelmann über den Engländer Harvey, der „keine Unze Geschmack" habe, weil er die gothische Baukunst der alten Kirchen in England der griechischen und heutigen Baukunst vorziehe (4. Oct. 1766).

Allein wenn wir uns einen stillen und früh in sich selbst gewandten 17 Knaben denken, wie er täglich an jenen ehrwürdigen Mauern vorbeistreift, oftmals in jenen weiten Hallen steht, an deren Pfeilern sich die Wogen der Zeit zu brechen, in deren geheiligtem Haag verflossene Jahrhunderte zu zögern scheinen: so gedenkt man der Worte eines römischen Geschichtschreibers, „daß in der Betrachtung des Alterthums der Geist selbst alterthümlich werde."

Der Anblick einer Scene gegenwärtigen Lebens weckt frühe den vorwärtszielenden Willen, der in Erwerben und Verbessern, in Gründen, Zerbrechen und Befreien die Zukunft in Besitz zu nehmen trachtet. Aber wo Alles von einer Vorzeit spricht, deren größerer Sinn, deren uns unverständliche Impulse, deren machtvollerer Wille einer mit minder bedeutenden Dingen beschäftigten Nachkommenschaft zu einer fremden Sage geworden ist, deren Denkmale einen längst erloschenen Dialect reden: eine

solche Scenerie des Verfalles und Todes giebt dem Gemüth den rückwärts gewandten Blick, der den Alterthümler zu seinem einsamen Geschäft zieht und seine herrschende Stimmung ist.

Noch stehen in der früheren Lehmstraße wenigstens die Wände, welche sonst das einstöckige, zweifenstrige Häuschen einschlossen (es ist jetzt überhöht und mit einem Nachbarhaus verschmolzen), wo der arme Schuhflicker wohnte, dem am 9. December 1717, also kurz nach dem zweihundertjährigen Jubelfest der Reformation, ein Jahr nach Leibnitz' Tod, sein einziger Sohn geboren und am zwölften desselben Monats auf den Namen Johann Joachim getauft ward; wobei ein Vetter und kaiserlicher Protonotarius Nicolaus Wernicke, der Schustermeister Mechau und die Schlächtersfrau Anna Gewalt Gevatter standen.

Die Winckelmanns waren jedoch keine Altmärker; sie kamen aus Schlesien; der Vater Martin (von dessen Hand es kurze Familiennachrichten giebt) war noch zu Brieg geboren (1686), da wo die Oder die Grenze macht zwischen deutscher und polnischer Zunge. Die Mutter aber war eine Stendalerin, Anna Maria, Tochter des Tuchmachers Joachim Meyer.

Es hatte also hier eine Kreuzung schlesischen und märkischen Blutes stattgefunden, und wer sich das Vergnügen machen wollte, die Eigenheiten beider Stämme in dem Sprößling dieses Ehebundes zu verfolgen, der würde etwa sagen können, daß Winckelmann von dem Stamm der Mutter den ausdauernden und zähen Willen und den redlichen, offenen und gastfreien Sinn mitbekam. Und wenn er sich „ein Kind im Handel" nennt, „nicht im Stande, eine ansehnliche Figur vorzustellen", und stets ein abgesagter Feind französischer Höflichkeit ist: so darf man sich erinnern, daß die Bewohner der Altmark ebensowenig durch industriellen Trieb, wie durch verfeinerte Sitten hervorragen. Von dem Stamm des Vaters würde er dann
etwa die sanguinische Beimischung, eine gewisse nachgiebige Fügsamkeit und die confessionelle Verträglichkeit geerbt haben, welche dem Schlesier von Alters her nachgerühmt wird. Wenn uns aber von unverdächtigen Zeugen versichert wird, daß der Altmärker wenig Phantasie und geistige Beweglichkeit besitze, so würden wir vollends das Beste an unserm Knaben auf die Rechnung des väterlichen Antheils setzen müssen. Schon die humanistische Schulbildung des Reformationszeitalters hatte sich in keinem deutschen Land so viele gelehrte Schüler erweckt, als in Schlesien; hier erstand Martin Opitz, und von da an erfüllte das ganze, für Deutschland so trostlose siebzehnte Jahrhundert Schlesiens Regsamkeit in gelehrter Dichtung, in mystischer Lyrik und Epigrammatik und in teutonischer Theosophie. Aber nicht bloß die Schwenkfeld, Scheffler, Knorr von Rosenroth, auch Christian Wolf und

Friedrich Schleiermacher hat Deutschland Schlesien zu danken. Joseph Scaliger hatte in seinen Tischreden gesagt, daß diejenigen Schlesier, die keine Barbaren seien, meist vortreffliche Köpfe wären.*)

Das Kind wuchs auf in einer strohgedeckten Hütte, deren einziger Raum Schusterwerkstätte, Schlafkammer, Eß- und Wohnstube zugleich war, und in die das Licht durch ein paar runde, trübe, in Blei gefaßte Scheiben fiel. In den breiten, langen, mit Gras bewachsenen Straßen, die auch heute leer genug sind, herrschte damals noch tiefere Stille; die Einwohnerzahl war auf 3000 herabgesunken; unter 601 Häusern gab es 192 strohbedeckte und noch von den Kriegszeiten her 365 wüste Stellen. Von der Ärmlichkeit macht man sich einen Begriff, wenn man liest, das selbst die Lehrer der lateinischen Schule jahrelang in Häusern wohnten, die den Einsturz drohten und ihnen wirklich zuletzt über dem Kopf zusammenbrachen. Ein Tisch, zwei Bänke, ein alter Schrank und ein Ofen waren das Inventar; und dieser elende Raum wurde ihnen noch von Ratten, Katzen und Fledermäusen streitig gemacht.

In so trüber Umgebung entwickelte sich in dem Knaben der Vorsatz, ein Büchermann zu werden. „Der Schuster wollte den Sohn zu seiner Profession anhalten, der aber keine Lust dazu bezeigte, sondern studiren wollte." „Sein wißbegieriger Geist begnügte sich nicht mit dem dürftigen Unterricht, der in der Trivialschule seiner Geburtsstadt gegeben wurde: und so ließ er denn nicht ab, seinen Vater zu bitten, ihn in die dortige sogenannte lateinische Schule gehen zu lassen." Die Eltern entschlossen sich zu dem Wagniß in der Hoffnung, einst der Kirche einen Diener zu schenken; sonst war es höchst selten, daß Stendaler Bürger ihre Kinder in die höhern Classen fortrücken ließen.

19 Die Schule Stendals hatte eine kaum weniger weit zurückreichende Geschichte, als die Stadt selbst. Sie ist die älteste der Altmark und vielleicht aller Marken: schon im zwölften Jahrhundert hatte das Capitel für die Bedürfnisse des Cultus eine Domschule gegründet. Dieser Stiftschule stellte der Rath 1338 eine Schule „Unsrer Frauen" gegenüber; er ließ ein Schulhaus in der Marienparochie bauen und berief einen Rector und Lehrer. Propst und Dechant beklagten sich bei dem Bischof Albrecht II. von Halberstadt, der befahl, das Haus binnen acht Tagen abzubrechen und den Rector zu entlassen. Als man nicht gehorchte, erging vom Stuhl zu Halberstadt die Excommunication über Schöppen, Rathsherrn und Gildemeister und das Interdict über die ganze Stadt. Einige Jahre trotzte sie; endlich besänftigte man das Capitel und sicherte die neue Gründung durch wiederholte Be-

*) Si quis Silesius non sit barbarus, habet praeclarum ingenium plerumque. Scaligerana.

stätigungen Churfürst Ludwig des Älteren. So war die Gründung der durch Winckelmann merkwürdig gewordenen Schule ein Act der Widersetzlichkeit gegen die Kirche.

Die Stiftsschule war längst mit der Rathsschule verschmolzen worden; aber diese Schule war „fast gefallen", und kein Lehrer mehr übrig, als die Reformation kam, die sächsische Schulordnung Melanchthons brachte und das Franziscanerkloster in ein Schulhaus verwandelte (1541).

Das im dreizehnten Jahrhundert gebaute „graue Kloster" lag an der Stadtmauer. Der aus Feldsteinen aufgeführte fünfseitige Chor war seit dem Brand von 1523, der das Langhaus zerstörte, durch eine westliche Mauer abgeschlossen worden. Das Dach war mit Kupfer gedeckt und hatte einen schlanken Dachreiter mit Glockenstübchen. Durch Aufrichtung zweier Bretterwände gewann man eine Hausflur und zwei Unterrichtszimmer. Diese waren nicht gedielt, und der gepflasterte Boden lag tief unter dem Niveau der Straße; „unser Schulhaus", sagt eine alte Nachricht, „besteht aus einem beinahe unterirdischen, von einem alten Mönchskloster übrigen Gewölbe." Dieses Gewölbe mußte durch vier Pfähle gestützt werden; sein Licht erhielt es durch die hoch über dem Boden liegenden Spitzbogenfenster der Südseite; denn die Nordfenster hatte man zugemauert. Oft im Winter, bei strenger Kälte, mußte die Schule wochenlang ausgesetzt werden; da sie lange Zeit nur einen Ofen besaß, der einen Raum von 25 Fuß Höhe, 78 Länge und 30 Breite erwärmen sollte, so nahm man in der kalten Jahreszeit die Querwand weg, und dann unterrichteten mehrere Lehrer gleichzeitig in demselben Raum. Das graue Kloster, die Schule Winckelmanns, wurde 1784 abgebrochen, und genau an seiner Stelle das jetzige Gymnasialgebäude errichtet.

* * *

Die zum zweiten Male tief verfallene und fast verödete Schule hatte sich wieder etwas gehoben, seit der Magistrat (1696) den Conrector von Neuhaldensleben, Esaias Wilhelm Tappert (1666—1738), an ihre Spitze berufen hatte. Tappert, damals dreißig Jahr alt, blieb ihr bis an sein Ende treu, obwohl er leicht sein Rectorat mit einer einträglichen Pfründe hätte vertauschen können und obwohl er, zuerst gegen die Nörgeleien des Spießbürgerthums, und später mit schweren körperlichen Leiden zu kämpfen hatte. Mehr als durch seine etwas mäßige Gelehrsamkeit förderte er die Anstalt durch treuen, redlichen Eifer; besonders seitdem ihn der Tod nach und nach von dem vorgefundenen Lehrerinventar befreit hatte. Über 42 Jahre leitete er die Schule; er fesselte die Lehrer an sie, nach dreißig Jahren sah er sich an der Spitze eines Lehrercollegs von lauter alten Schülern. Damals geschah von Seiten des Staats für die Schulen Nichts.

So kam die erste geistige Anregung unseres Knaben von diesem wackeren und frommen, wenn auch beschränkten Manne, der sein Scherflein dazu

geben wollte, das Vaterland aus seinem tiefen Elend zu erheben, weil er überzeugt war, „daß alles Heil und Unheil eines jeden Menschen insonderheit und auch einer ganzen Republik aus der guten oder üblen Erziehung entstehe, die man in der Jugend gehabt." Dies steht in einem noch erhaltenen Programme, welches den Titel führt: „Des heil. Apostel Johannes erfreuliche Schulvisitation (2 Joh. 4)"; wo die Schüler in den Formen des damaligen theologischen, poetischen und schulmeisterlichen Zopfes, in 19 von den Lehrern verfaßten Reden, Gedichten und Discursen allerhand Punkte des Erziehungsgeschäftes und der angenommenen Schulthätigkeit des Apostels abhandeln; sogar mit Begleitung vierstimmiger Gesänge „nebst zwei Violinen und Flauto." In solchen Schulfesten, an denen oft vierzig Schüler mitwirkten, suchte der gute Mann einen Ersatz für die mythologischen und historischen Bühnenstücke, die ihm von den Pastoren des Ortes und auf seine Berufung auch von dem gestrengen König verboten worden waren.

Später wurde Winckelmann Tapperts Amanuensis. „Das Schicksal fügte es, erzählt ein Jugendfreund, unsern würdigen alten Rector mit Blindheit heimzusuchen, wobei er nur etwas weniges konnte schimmern sehen (seit 1733). Er mußte deshalb Jemand haben, der ihn beim Ausgehen führte, und ihm außer den Schulstunden zu Hause nachschlug und vorlas. Die Wahl fiel auf Winckelmann, den er zu sich ins Haus nahm, und dem er freie Stube gab."

Die Sorgen um die Nothdurft hatten für Winckelmann schon angefangen jahrelang, ehe andere Kinder eine Vorstellung von solchen Sorgen haben. „Weil es seinem Vater schwer wurde, ihn zu unterhalten, schaffte er sich Freitische an ... er unterrichtete jüngere Kinder — und lernte dadurch selbst Alles zehnmal deutlicher und fester — „er ließ sich bei den Currendeschülern aufnehmen."

21 Den Kindern der Armen war seit Jahrhunderten ein Mittel zur Bestreitung der Schulkosten gewährt in den alten Instituten des Chors und der Currende, — Erzeugnissen einer Zeit, wo das Singen mindestens ein ebenso wichtiges Geschäft der Schule war, als das Lernen. Der Chor bestand aus den älteren Schülern unter Leitung des Cantors; er sang beim öffentlichen Gottesdienst in der Marienkirche, an den Wochentagen vor den sogenannten Chorhäusern, auf Neujahr, Martini und Gregorii aber vor allen Häusern, und zwar stets lateinische Lieder, um von anderen Bettlern unterschieden zu werden. Bei keinem Begräbnisse, auch beim ärgsten Wind und Wetter nicht, durfte der Zug der Schule fehlen: deshalb mußte durchschnittlich achtzigmal im Jahr die Nachmittagsschule ausgesetzt werden. Die Einnahmen wurden vom Rector und Cantor vierteljährlich unter die Schüler vertheilt. Die Currende bestand aus Kindern armer Stendaler

Bürger, die sich durch Singen vor den Thüren, unter Führung des Currendeküsters, Kleidung, Brot, Schulbücher und freien Unterricht verdienten. Die ihnen zugewandten Legate nebst dem Ertrag der Büchse verwaltete die Commission der fünf Currendeherren. Ihre stetigen Gefälle waren im Jahre 1700 auf 41 Thaler gesunken.

In die Reihe dieser Ärmsten, die in der untersten Classe eine besondere Abtheilung ausmachten, trat Winckelmann ein. Wohlhabendere Bürger hielten ihre Kinder von dieser Schaar fern, weil man glaubte, daß die Jungen durch das Umherziehen auf den Straßen verwilderten. In der letzten Zeit (1734 f.) war er aber bis zum Präfecten des Chors aufgestiegen; als solcher erhielt er ein Viertel des Einkommens, damals 250 Thaler: sechszig Thaler. Der Präfect nahm an den Lectionen keinen Theil, aber er half im Elementar- und Gesangunterricht.

Es war oft nöthig, Tenoristen und Bassisten auswärts anzuwerben; es geschah durch Briefe oder durch einen auf Kosten der Casse umherreisenden Choristen. In Folge davon sammelte sich ein Chor junger Landstreicher, die aus dem Singen Profession machten, die Schule gar nicht besuchten und in Stadt und Land Unfug trieben.

Wenn er nun damals so viele fromme Lieder gesungen und auf der Orgel gespielt hatte, ist es ein Wunder, daß er später selbst dem Papst gegenüber ablehnte, „seine Zeit mit Chorsingen zu verlieren?" Vielleicht waren auch durch das viele Singen im Freien und zu jeder Jahreszeit seine Organe etwas empfindlich geworden. Als er von der Universität zurückkam, war er nicht mehr im Stand in der Kirche vorzusingen, und seine schwache Brust verhinderte ihn, wie er vorgab, am Predigen. Auch das Orgelspiel hatte er damals schon wieder verlernt.*)

Mit frühreifer Klugheit lernte er die Kostbarkeit der Zeit schätzen. „Er 22
bemühte sich, seinen Mitschülern äußerst gefällig zu sein. Er ging mit ihnen zur Winterzeit, wenn sie ihre Eispromenaden machten, als ihr Vorgesetzter an dem Ufer eines kleinen Flusses (der Uchte) spazieren und nahm dabei geschriebene Hefte mit, worin lateinische und griechische Vocabeln aufgezeichnet waren, die er dann seinem Gedächtnisse fest einprägte." ... „Denn jugendliche Spiele waren seiner Neigung zuwider, und wenn er öfters von seinen Mitschülern in sie hineingezogen wurde, so steckte er jedesmal ein Buch in die Tasche und schlich sich davon, sobald er nur konnte."

Der Obergerichtsrath Goldbeck, derselbe, der später Minister und zuletzt Regierungspräsident in Magdeburg war, wünschte, daß er dem Privatunterricht seiner Söhne beiwohne, zur Ermunterung ihres Fleißes. Gold-

*) Praeire ecclesiam voce et ὀργάνῳ πνευματικῷ digitos aptare non conarer. Ars musica sensim exspiravit ac defaecata iacet. Hadmersl. 20. Oct. 1742.

beck ist der Gründer einer in Preußen sehr ausgebreiteten Familie. Winckelmann läßt sich 1767 von Porto d'Anzo aus durch Stosch dem Geh. Kriegsrath und Generalauditeur v. Goldbeck in Berlin empfehlen, wahrscheinlich seinem früheren Commilitonen.

Noch später in seinem Glanz gedachte er oft der biedern Landsleute und klagte, daß er nichts mehr von ihnen höre; — er nennt sie scherzend „die heiligen Märker allzumal". Unter denen, die ihm damals „Gutes gethan hatten", zeichnet er aus den Pastor Schröder an der Marienkirche zu Stendal (1731—1773), der sonst ein streitsüchtiger Intrigant war; noch enger verpflichtet war er dem Lehrer an der lateinischen Schule, Georg Ludwig Rasbach (1722—1765), der ihm noch am 9. Februar 1750 nach Sachsen schrieb, wahrscheinlich beim Tod seines Vaters; und dem Oberküster der Marienkirche Fulß. Er nennt sie „theure Seelen, Wohlthäter und wahre Menschen, deren Andenken ewig leben soll."

Rührend ist, wie der Knabe damals schon der Pfleger seiner Eltern wurde, denen er nichts als das nackte Leben verdankte. Er nennt ihre Lage eine harte; er sagt, daß bei seinem Vater nichts als Armuth und Jammer gewohnt habe, und es war sein Gebet gewesen, daß ihn die Armuth seiner Eltern nicht in Schmach und Schande endigen lassen möge. So sandte er ihnen denn schon als Schüler von seinen kleinen Einnahmen; der erste erhaltene Brief von seiner Hand (vom 22. Juli 1742) ist ein Dankschreiben an einen Wohlthäter der Eltern, und sein Dank ist aufgeregter, als wo er für sich dankt, seine Bitten dringender, als wo er für sich bittet. Ihnen zu Liebe bequemte er sich gegen seine Neigung zum Studium der Theologie; er unterstützte sie, als sie im Hospital von Sankt Georg, doch ohne Pfründe, „einen sturmfreien Hafen für das gebrechliche Alter" gefunden hatten; er ließ sie (um dieses Elend gleich bis zu Ende zu erzählen) endlich auf seine Kosten beerdigen. Er sagt selbst, daß die
23 Versorgung derer, welchen er das Leben zu verdanken habe, seinen Plänen im Wege stehe; und wirklich verließ er erst nach dem Tod der Mutter (1747) die Heimath; und erst nach dem Tod des Vaters knüpfte er Unterhandlungen an über den Schritt, den jene dem väterlichen Glauben treu ergebenen Alten nicht erleben durften. —

Merkwürdig, die drei Ersten unter unseren Wiederherstellern classischer Studien haben sich alle aus dem tiefsten Elend heraufgearbeitet. Als Currendeschüler hatte Joh. Matthias Gesner von Haus zu Haus Brot und Geld eingesammelt; und Chr. Gottlob Heyne bestritt seine lateinischen Stunden mittels eines Groschens, den ihm sein Pathe, ein Bäcker, auf vieles Bitten, wöchentlich aussetzte.

Doch es ist Zeit, einen Blick in das Innere der Schule zu thun

Ihre ursprüngliche Lehrordnung war nicht verschieden von der anderer lateinischen Schulen. Sie hieß und war eine officina latinitatis: das Latein war das Eins und Alles des Unterrichts, der etwa zwanzig wöchentliche Stunden in Anspruch nahm. Der Zweck des lateinischen Unterrichts, aber war die Befestigung in Grammatik, Prosodie und Stil; ein tüchtiger Gedächtnißvorrath von Phrasen, Sprüchen und Versen; Gewandtheit im Gebrauch des dialectischen Rüstzeugs und die Kunst, oratorische Prunkstücke anzufertigen. Nach diesen Zwecken wählte man die Schriftsteller und erklärte sie, indem man die Formen und Satzfügungen in jedem Fall umständlich analysirte, und die anfangs bloß memorirten Regeln der lateinisch geschriebenen Grammatik citirte.

Eine Besonderheit der Reorganisation der Stendaler Schule von 1541 war es, daß damals das Griechische mit hereingezogen wurde. In Melanchthons sächsischer Schulordnung hatte es noch keine Stelle gefunden: erst in die Kurfürst Augusts von 1580 wurde es aufgenommen. Man lernte es nur des neuen Testaments wegen; an dieses sollten sich, nach dem bis 1760 giltigen Schulplan von 1600, etwa noch Isocrates, Hesiod, Theognis, Phokylides schließen. Wahrscheinlich aber las man zu Winckelmanns Zeit nichts als das neue Testament. Wie er schreibt, lagen damals die griechischen Studien in der Altmark in träger Finsterniß versunken (ignava caligine mersae); er glaubt, sie könnten auch zu unserer Väter Zeiten nie tief eingedrungen sein.*) Auf eine Frage nach Sextus dem Empiriker und Lucian, deren Namen er in Stolle's Literarhistorie gefunden, hatte ihm Tappert gesagt: das sind Lateiner und ihn auf Fabricius' lateinische Bibliothek verwiesen. Die Schulbibliothek besaß zwar einige schöne Ausgaben römischer Classiker; noch bis auf diesen Tag hat sich eine Incunabel aus jener Zeit 24
gerettet; es ist der Koberger'sche Virgil, gedruckt zu Nürnberg 1494. Aber von Griechen fand er nur Herodian und Xiphilin, mit Schimmel und Staub bedeckt.

Dagegen hatten seit dem Anfang des Jahrhunderts neue Zeitelemente begonnen, ihren Einfluß auf die lateinische Schule zu äußern und einige Nebenfächer in den alten Plan einzuschieben. Die vielen deutschen Reden des angeführten Programms zeigen, daß Tappert die Alleinherrschaft des Lateinischen beseitigt hatte, während z. B. noch die 1690 erneute pommersche Kirchenordnung befohlen hatte, daß die Lehrer mit den Schülern allweg lateinisch und nicht deutsch reden sollten, „als welches an sich leichtfertig, und bei Kindern ärgerlich und schädlich sei." Ein Übelstand war, daß die neuen Nebenfächer, wie Geometrie, Geschichte und Geographie den

*) Animum fere induco, ut credam, non alte umquam in Veterem Marchiam penetrasse patrum nostrorum memoria [litteras graecas], ut ne vestigium quidem sui in scholis, ubi foveri debebant, reliquerint. Seeh. 27. Nov. 1743.

Privatstunden zufielen, und zwar wurden diese drei in einer einzigen Stunde abgethan.

Diese Privatstunden waren bei den kümmerlichen Besoldungen, welche der Kirchenvorstand im dreißigjährigen Kriege herabgesetzt hatte, eine Hauptquelle des Einkommens der Lehrer und ein Haupthemmschuh des Unterrichts.

Einige Notizen über Winckelmann als Zögling der lateinischen Schule enthält die „Nachricht" seines Collegen des Rectors Paalzow 1765. Winckelmann war zwar über diesen Aufsatz sehr aufgebracht. Er nennt ihn den „nichtswürdigen Wisch eines mitleidigen Stümpers (einst collega amantissimus), der ihn nur bis an die Schulgrenze erreichen könne, und der nicht die mindeste Nachricht nach seinem Abzug aus dem despotischen Lande gehabt, auch nicht gesucht (?) habe." Dennoch hat die Nachricht bis zu dieser Zeit, auch nach dem Urtheil Genzmers, der das Meiste wahr nennt, den Character der Glaubwürdigkeit.

„Die Schulstunden, die der Geschichte, der Erdbeschreibung, den Sprachen und der Erklärung der classischen Schriftsteller gewidmet waren, hatten ihn ganz ... Aus den ihm zugänglichen Büchern machte er sich mit den lateinischen Schriftstellern bekannt; was er nach seinem Geschmack Schönes darin antraf, das hob er sorgfältig auf und vermeinte, einen solchen Schatz darin zu haben, über dessen Besitz er sich mehr als über alle Bibeln und theologischen Compendien freute.

„Cicero war sein Element, und dessen Reden waren die Muster, wonach er sich bildete. Um die Ausbesserung seiner Muttersprache war er wenig bekümmert; aber was nach der alten römischen Beredsamkeit schmeckte, das nahm ihn ganz ein. Bei den Übungen der Beredsamkeit in der Schule perorirte er mehrentheils in römischer Sprache; und er wußte schon als ein junger Lehrling und Anfänger in der Beredsamkeit seine Übungsreden mit ciceronianischen Blumen und Perioden so schön auszuschmücken, daß er, wie in griechischer und hebräischer Sprache, also auch im lateinischen Stil allen seinen Mitschülern den Vorzug abgewann." — Der erste Schulactus, mit dem Tappert einst sein Rectorat eröffnete, hatte die Imitation Cicero's zum Thema.*)

Winckelmanns Anfänge in den alten Sprachen knüpften sich also an die letzten ärmlichen Trümmer, die das wilde und wüste siebzehnte Jahrhundert von den Stiftungen des humanistischen Zeitalters übrig gelassen hatte. Diese Anfänge waren, soviel man sehen kann, ganz im Stil des sechszehnten Jahrhunderts. Die Einprägung merkwürdiger Worte und ori-

*) De optimorum auctorum, imprimis Ciceronis, imitatione. Stendal 1696.

ginell-alterthümlicher Ausdrücke, die Sammlung redneriſcher und dichteriſcher Bilder und Tropen, ſcharfſinnig gedachter und elegant zugeſchliffener Sentenzen, Sprüchwörter und Apophthegmen: dieſe von Erasmus empfohlenen Geſichtspunkte, und dazu noch die unerſättliche Wißbegier nach Details der Antiquitäten, waren und blieben lange Zeit die einzigen Geſichtspunkte, die auch ihn beim Leſen der Alten leiteten.

„In keiner Stunde aber, ſo fährt der Rector von Seehauſen fort, war er ein unaufmerkſamerer Zuhörer, als in den theologiſchen Stunden. Denn es war nichts Seltſames, daß der Herr Winckelmann in ſolchen Stunden ſich gemeiniglich mit einem alten Schriftſteller heimlich beſchäftigte und aus demſelben Redensarten auszog, woran er mehr Geſchmack fand als an allen Definitionen". Sein alter Lehrer (den die in Deutſchland einbrechende Freigeiſterei viel bekümmerte) „merkte das an ihm und beſtrafte ihn darüber mit allem Ernſt; aber er konnte ſich hierin nicht ändern."

Sollte ſich alſo ſchon in dem Knaben der „gründlich geborene Heide" geregt haben? oder war nicht bei dem damaligen Zuſtand des Religionsunterrichts und bei einem lebhaften Geiſt, ſelbſt unter jener aus viel härterem Stoff geformten Menſchenart, eine ſolche Antipathie ganz natürlich?

Ein Kenner der damaligen Zuſtände ſtellt unter den Urſachen der Abwendung von der Religion den Unterricht der Kinder der unbemittelten Klaſſen obenan. „Das mechaniſche Tractiren des Katechismus, ſagt der Graf von Bünau, und das Bibelleſen, die Pedanterie und Ungeſchicklichkeit der Lehrer, der Widerwille, den die Strenge des Lehrmeiſters und die Mühe des Lernens verurſacht, trägt ſich auf die erzwungene Wiſſenſchaft über."

Der Katechismusunterricht beſtand nämlich bis auf Spener faſt nur im Memoriren; ſpäter trat an ſeine Stelle das dogmatiſche Compendium. Einer ſagte das Penſum her, die Übrigen wiederholten es einzeln und im Chor; denn jeder ſollte womöglich dazu kommen, das Ganze herzuſagen.

Nicht bloß wurde das Latein um der Theologie willen, ſondern auch die Theologie wurde um des Lateins willen getrieben. Selbſt die Katechismuslehre wurde durch Vocabellernen für den Sprachunterricht nutzbar gemacht, „zur Übung der lateiniſchen Sprache und Gottesfurcht", wie es 26
hieß; man band dem Katechismus eine lateiniſche Spruchſammlung bei.

Die Dialectik wurde an den Sätzen der Dogmatik einexercirt; man zergliederte an ihren Sätzen die Lehre vom Begriff, Urtheil und Schluß mit ſchematiſcher Ausführlichkeit; als Manöver und Turniere dienten die Diſputationen, bei denen der Rector und die Lehrer Diſputanten waren (zuweilen mußten auch die Pfarrer der Umgegend herbei), während die Schüler opponirten.

In dieſer Weiſe verſtand man die sapiens atque elegans pietas des

Johannes Sturm, das Losungswort der lateinischen Schulen des Protestantismus.

Mehr als durch die Unterrichtsstunden sorgte man für die religiöse Erziehung durch zahlreiche wöchentliche Gesangstunden und durch die noch zahlreicheren frommen Exercitien Sonntags und an einzelnen, oft an allen Wochentagen. Nach der alten Schulordnung mußten sich die Schüler an den Sonn- und Festtagen Morgens versammeln, um von da aus paarweis in Procession zur Kirche geführt zu werden; die Disposition der Predigt und die Sprüche hatten sie hernach dem Lehrer herzusagen; dasselbe wiederholte sich Nachmittags.

Und was für Predigten mußten die Kinderköpfe in sich aufnehmen! Dem Inhalt nach war es ein Wust von Gelehrsamkeit, von Meinungen der Ausleger und Aussprüchen weltlicher Autoren; in der Form ein Wechsel von dunklem Schwulst und vermeintlich volksmäßigen Plattheiten.

Donnerstags und Montags um 10 Uhr mußten sie in der Domstunde erscheinen; der Generalsuperintendent hielt dann im hohen Chor in Gegenwart der Gemeinde ein katechetisches und biblisches Examen.

Bei Gelegenheit der Aufnahme der vom Erzbischof Grafen Firmian 1731 vertriebenen Salzburger in Preußen wurde dieses Ereigniß zum Thema mehrerer Schulfeierlichkeiten oder Actus gemacht; und auf dem am 25. Juni 1732 gehaltenen Actus disputirte Winckelmann über die Frage, „ob das Ebenbild Gottes anerschaffen oder als übernatürliche Gabe Gottes hinzugethan sei.“ Welch ein Spiel des Zufalls, daß Winckelmann bei der ersten Erwähnung seines Namens als Redner auftritt über diesen feinen Differenzpunkt katholischer und protestantischer Dogmatik! Aber ist es ein Wunder, wenn dies todte Gedächtnißwerk einer dem kindlichen Verstand verschlossenen Lehre, die die Sprache der theologischen Schule vor zweihundert Jahren redete, den Geist des Widerspruchs weckte?

Schon damals hatte sich Winckelmann seine eigenen Wege gesucht; er
27 war bereits als Primaner ein kleiner Bibliothekar und Polyhistor geworden. Er besaß selbst gute Bücher, ja er beschenkte die Schulbibliothek.*)

„Er nutzte, heißt es, den Bücherschatz Tapperts also, daß er sich frühzeitig eine ziemliche Bücherkenntniß erwarb.“ . . . „Im Jahre 1733, wo er in Mittelprima saß, hatte er die Aufsicht über die in einem Schranke verschlossene (später verkaufte) kleine Schulbibliothek, in der auch einige Bände des „Neueröffneten adligen Ritterplatz“ verwahrt wurden. In diesem las

*) Petri Molynaei Vates seu de praecognitione futurorum et bonis malisque prophetis libri V. Lugd. Bat. Ex offic. Joh. Maire 1640; — hat auf dem Titelblatt die Worte: Hunc librum dono dedit bibliothecae Stendaliensi Joh. Joachim Winckelmann āō. 1732 die Nonarum Octobris.

er sehr fleißig, und dadurch wurde in ihm die erste Idee von den berühmten Kunstwerken der Malerei und Bildhauerkunst erregt."

Der „Ritterplatz", ein Unternehmen des Hamburger Buchhändlers Schiller aus dem Anfang des Jahrhunderts, sollte ein französisches Werk, L'art de l'homme de l'épée ou dictionnaire du gentilhomme, in verbesserter Form ersetzen. Eine lange Reihe von „geöffneten Festungen, Bauacademien, Seehäfen, Münzcabineten, Arsenalen, Antiquitätenzimmern, Bibliotheken, Raritäten- und Naturalienkammern, Bergwerken, Kaufmannsbörsen" u. s. f. im zierlichsten Taschenformat sollte „die vornehmsten ritterlichen Wissenschaften und Übungen, der politischen Jugend zu Nutzen und den Reisenden zur Bequemlichkeit, ans Licht stellen." Es sollen Kenntnisse geboten werden, „die sich für Regenten, Cavaliers und dergleichen hohe Standespersonen schicken, welche Bücher lieben, die einen leichten Weg anweisen, alle Subtilitäten und Schwierigkeiten, so einigermaßen ein delicates Ingenium ombragiren, übergehen und dabei ernsthafte Sachen nicht ohne eine sonderbare Grace vortragen." In der „Bauacademie" z. B. sollen die Söhne der Vornehmen angeleitet werden, auf den Reisen nach Holland, England, Frankreich und Italien die Bauwerke mit Verstand zu betrachten.

So tritt hier dem Schustersohn von Stendal auf der Schwelle des Lebens das Bild einer großen Welt entgegen, die nicht für das Kind der Armuth bestimmt schien, und die vielleicht den ersten Stachel der Unzufriedenheit und des Wegstrebens aus engen Verhältnissen in sein Inneres senkte.

Auch der Wunsch, die Reliquien untergegangener Geschlechter zu entdecken und unter den Händen zu haben, regte sich schon damals. „Er pflegte öfters zur Sommerzeit seine Mitschüler zu ermutern, die Sandberge vor den Thoren der Stadt (Hünengräber) mit ihm nach alten Urnen (vom Volk Heidenbötte genannt) durchzuwühlen, die er dann als ein Heiligthum aufs sorgfältigste verwahrte und auch die dasige Schulbüchersammlung damit beehrte." Einige von diesen slavischen oder altsächsischen „Bötten" werden 28
noch in der Wohnung des Gymnasialdirektors aufbewahrt.

Berlin

Winckelmann war siebzehn Jahre alt, und er hatte wahrscheinlich nicht jetzt erst entdeckt, daß in Stendal für ihn nichts mehr zu holen sei. Es kam darauf an, einen Ort zu finden, wo er vor dem Übergang zur Universität besonders im Griechischen noch etwas gefördert werden könnte; aber auch die Lust, fremde Orte zu sehen, soll es gewesen sein, die ihn daheim nicht ruhen ließ: der „Glaube, daß große berühmte Städte dem forschenden Geist mehr Nahrung schaffen." So versichert wenigstens Paalzow.

Sein blinder Lehrer kannte den Rector Bake in Berlin; mit einer

Empfehlung an ihn machte er sich im Anfang des Winters 1735 nach der Hauptstadt auf.

Bake, früher Rector in Neu-Ruppin, dann Conrector am Friedrichwerderschen Gymnasium, war 1728 an die Spitze des Köllnischen Gymnasiums berufen worden, an dem er bis zu seinem Tode (1742) blieb. Er gab Winckelmann ein Hospiz, d. h. er übertrug ihm gegen freie Kost und Wohnung die Aufsicht und Informirung seiner Kinder. Pädagogen nannte man solche Schüler der oberen Classen, die bei Bürgern im Hause wohnten und für den Unterricht ihrer jüngeren Knaben frei gehalten wurden. Sie begleiteten ihre Zöglinge in Schule und Kirche und wiederholten mit ihnen den öffentlichen Unterricht.

Ein gastfreies Haus fand Winckelmann bei seinem Landsmann, dem Pastor Kühz. Er wollte diesem Wohlthäter von Rom aus schreiben, als er Gelegenheit hatte, Briefe nach Berlin zu senden, befürchtete aber, seine Briefe möchten der Religion wegen nicht wohl aufgenommen werden, und begnügte sich, ihm durch Sulzer seine Erkenntlichkeit versichern zu lassen.

Einen merkwürdigen Mann lernte er noch als „ehrwürdigen Greis" kennen und der Enkel dieses Mannes, ein Maler, hatte der Erinnerung an seinen Großvater später eine warme Aufnahme in Rom zu danken (1765). Es war der Rector des Gymnasiums zum grauen Kloster (seit 1726), Joh. Leonhard Frisch (1666—1743), der Verfasser des deutsch-lateinischen Wörterbuches und der Erfinder des Berliner Blaus. Frisch war in vieler Herren
29 Länder umhergetrieben worden; er war in Ungarn evangelischer Prediger, dann im Türkenkrieg Dolmetscher gewesen; er hatte Italien und Venedig gesehen und war auf Leibnitz' Empfehlung, den er das Russische lehrte, Mitglied der Academie der Wissenschaften geworden. Ihm verdankt die Mark Brandenburg die Einführung des Seidenbaues; er pflanzte zuerst auf den Wällen Berlins Maulbeerbäume und veranlaßte den König, derartige Pflanzungen auf den Kirchhöfen der Städte und Dörfer anzuordnen (1718).

Hier hatte nun der schaulustige Jüngling zum ersten Male den Anblick einer schönen, regelmäßigen modernen Stadt; bedeutende Theile dieser Stadt stiegen gerade damals vor seinen Augen in die Höhe. Hier erhoben sich die ansehnlichen Paläste, welche die Prachtliebe des ersten Preußenkönigs in wenigen Jahren geschaffen hatte. Als Symbol der angenommenen Königskrone konnte, nebst dem sonstigen Repräsentationsstaat des grand siècle: der Triumphatorstatue und dem Triumphbogen, den Academien der Wissenschaften und der Künste, das mächtige Schloß angesehen werden, das Andreas Schlüter 1677 begonnen und 1701 nach vergrößertem Plansort geführt hatte. Es war der imposante und prunkvolle Decorationstil jener vornehmen römischen Paläste, deren einige der damalige Klosterschüler Winckelmann später selbst

bewohnen sollte. Daß er damals schon architectonische Eindrücke empfangen habe, ist jedoch nicht wahrscheimlich: blieb ihm doch selbst in Rom der eigenthümliche Reiz dieser aristokratisch-großräumigen Monumentalbauten verschlossen. Damals prangte die Balustrade des Schlosses noch mit Statuen. In der Nähe stand auf der langen Brücke, deren Pfeiler auch noch ihre Flußgötter trugen, die Reiterstatue des großen Kurfürsten; und auch an dem Zeughause, das Bodt vollendet hatte, zeigten Trophäen und Masken sterbender Krieger die Spuren der zwölfzährigen Wirksamkeit Andreas Schlüters.

Von solchen Prachtbauten war nun zwar unter Friedrich Wilhelm I. keine Rede mehr. Sein Geschmack neigte zu dem holländischen Stil; die Bauthätigkeit beschränkte sich auf das Nützliche, aber sie war nicht weniger regsam.

Neue Vorstädte entstanden in jenen Jahren (1732—1738); die Friedrichsstadt ward um die Hälfte vergrößert, und der König wollte, daß die freilich nur zweistöckigen und sehr einförmigen Häuser sämtlich von Stein aufgeführt würden. Langsam erhob sich der damals bewunderte schlanke Thurm der Sophienkirche. Die zopfige Nüchternheit dieser Jahre gähnt uns an in jenen Central- und Kuppelkirchen (der böhmischen und Dreifaltigkeitskirche), deren einzige Eigenschaft kahle protestantische Zweckmäßigkeit war, — eine Eigenschaft, gegen die freilich spätere, stilistisch besser berathene Zeiten so auffallend gesündigt haben. Für Pflasterung, Beleuchtung, für Dämpfung des Flugsands wurde erst damals durchgreifend gesorgt. Eben im Jahre 1735 hatte der König den Bauunternehmern große Geschenke gemacht; die Marschälle Grafen von Schulenburg und von Truchseß, die Herren von Schwerin, Marschall und Happe erhielten jeder für 40000 Thaler Baumaterialien; und andere Privaten nach Verhältniß der Häuser. Der Adjutant von Derschau beredete den König, dem er auf Kosten des Publicums den Hof machen wollte, die Bauten unter die Angestellten zu vertheilen, und machte nach Gunst und Haß die Pläne und vertheilte Plätze und Materialien. So wurde z. B. die Wilhelmsstraße von Ministern, Generalen und Handwerksgenossenschaften zwangsweise gebaut.

Berlin war damals stolz auf seine Verwandtschaft mit Sparta; aber der Kronprinz war weniger davon erbaut; er schrieb 1737 an Voltarie, „daß die Künste untergehen, und die Wissenschaften auswandern, während hoffärtige 30
Ignoranz und Rohheit an ihrer Stelle Platz nimmt"; — obwohl die Wintersonnenwende damals doch schon überstanden war. Die Stiftungen König Friedrichs nach dem Muster Ludwigs XIV. hatten wenigstens ihre Existenz durchgerettet: Paul Gundling, des Königs lustiger Rath, das Orakel des Tabakscollegiums und der fünfzehnjährige Präsident der „Societät der Wissenschaften", der Stiftung Leibnitzens, war endlich gestorben, und 1733 hatte der Hofprediger Jablonski die Bestätigung erhalten: ein Zeichen des Einlenkens, dem andere kleine Gunstbezeigungen folgten. Im

Jahre darauf erschien nach siebenjähriger Pause der dritte Band der Denkschriften; die Dedication an den Gönner der Academie v. Viereck klagte über frostige Zeiten.*)

In dieselbe Zeit fiel die Gründung der „Academie der Künste und mechanischen Wissenschaften", deren Vorträgen vielleicht Winckelmann beigewohnt hat. Ihr Anfang war eine Vereinigung von Künstlern (1690), die der Kurfürst, auf die Eingebung ihres Mitgliedes Terwesten, in eine Academie der Künste verwandelte. An ihrem Entwurf war Schlüter mit betheiligt; die Einweihung fand am 1. Juli 1699 statt. Ihre Zimmer befanden sich in dem oberen Stock der Vorderseite des königlichen Marstalls an der damals sechsreihigen Lindenallee; die Vorträge erstreckten sich auf Geometrie und Perspective, auf bürgerliche und militärische Baukunst und auf Anatomie. Unter ihren Lehrern war Philipp Naudé der Sohn (1684—1745), Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, der Verfasser eines Commentars über Newton.

Das Gymnasium von Kölln an der Spree ist wahrscheinlich das älteste Berlins und Brandenburgs. Seitdem bei dem großen Brand der Petrikirche (1730) auch das Schulhaus in Asche gelegt worden war, befand es sich in den Räumen des Köllnischen Rathhauses. Das neue 1709 begonnene Gebäude hatte König Friedrich zum allgemeinen Rathhaus Berlins bestimmt, und es sollte als solches durch Thurm und Freitreppe stattlich bezeichnet werden; aber alles dies wurde unter dem Nachfolger aufgegeben. Winckelmann wurde hier am 18. März 1735 vom Rector eingeschrieben; er wird nicht länger als ein Jahr dageblieben sein, da er im Herbst 1736 wieder nach Stendal zurückgekehrt war; doch auch nicht kürzer, da Niemand vor dem Ende des ersten Jahres die Anstalt verlassen durfte.

Der einzige noch vorhandene Schulplan aus jener Zeit (1742) zeigt uns den detaillirt abgestuften Schematismus einer lateinischen Schule: von den Vocabeln, Wortbiegungen und der Satzbildung an bis zu Heineccius
31 Fundamenten des feinen Stils und zur märkischen Rhetorik. Besondere Stunden sind angesetzt für Interpunktion und Orthographie, Periodologie und Syntaxis ornata, für Prosodie und Metrik, Scandirübungen und lateinische Sentenzen in Versen, für Colloquien, Recitationen und Disputationen, auch für römische Alterthümer und alte Erdkunde. In den oberen Classen sollte nur Latein gesprochen werden.

Aber man nimmt auch wahr, wie stark das Zeitalter der Polymathie auf die Schule eingewirkt hatte, und wie eine Menge Nebenfächer den alten

*) Der Antheil der Kunst beschränkt sich auf eine mathematische Berechnung der Volute des ionischen Kapitäls von Hertenstein.

Plan zu sprengen drohten. Nicht blos Mathematik und Physik haben ihre Stelle gefunden; es sind Stunden bestimmt zum Lesen gutgeschriebener deutscher Prosawerke, für deutsche Metrik und deutschen Briefstil, für die Geschichte der deutschen Kaiser und der Marken; ja die Weltbegebenheiten sollen nach deutschen Zeitungen mit Hilfe von Landkarten, Regententafeln und Beschreibungen der Hauptstädte studirt werden; und zur Staatengeschichte gesellt sich die Gelehrtengeschichte.

Seltsam ist es zu sehen, wie die Lehrer ihre Zöglinge in ihr polyhistorisches Treiben hineinzuziehen suchen: die Themen der zahlreichen Reden erlauben uns einen Einblick in die bunten Ideenkreise, welche die Schule jeweilig erfüllten.

~~Der Conrector~~ Damm veranstaltete seit 1731 öffentliche Redeübungen, in denen die Schüler die reine Aussprache des Deutschen, geschmackvolle Action und sicheres Auftreten lernen sollten. Gewöhnlich machen die Reden eines Jahres ein Ganzes. Es sind Kapitel aus der Moral und Pädagogik, die miscellenhaft durchgesprochen werden; sie überschreiten oft die Urtheilskraft der Schüler, man versteigt sich bis zur Theodicee und zur Theorie der Staatsverfassung. So ließ er im Dezember 1735 in zwanzig Reden die Tugenden des Verstandes beschreiben. Durch das folgende Jahr geht ein Cyclus von Reden, die sich wie eine Natur- und Krankheitsgeschichte der Gelehrsamkeit ausnehmen, wie ein Versuch, die durch Bayle so beliebt gewordene Biographie der Gelehrten unter allerlei Fächer zu bringen.*)

Da die Bücherkammer des Gymnasiums, wie Bake sagt, nur Bücher der gemeinsten Art besaß, so verschaffte sich Winckelmann Zugang zu der königlichen Bibliothek, die freilich damals noch nicht mehr als 50000 Bände enthielt. Sie befand sich noch im Schloß, und zwar im zweiten Geschoß des 32
alten Seitengebäudes, das im Lustgarten an der Spree nach dem Dom zu liegt.

Wenn Winckelmann erzählt, daß er von der Aufnahme des griechischen Lehrzweiges in Berlin gehört und daß er griechische Literatur dort gesucht habe, so ist diese frühzeitige Entscheidung seiner Neigung höchst merkwürdig. Ohne unter dem Einfluß eines nur erträglichen Lehrers gestanden zu haben,

*) Mit den Chimären der Gelehrten wird der Anfang gemacht; es wird gehandelt von gelehrten Fürsten und gelehrten Schustern, von frühzeitigen, spätklugen und von sehr altgewordenen Gelehrten; von solchen, die ohne Lehrmeister, die aus Armuth und die allzuviel studiren; von dem Recht, seine Studien zu changiren; von unglücklichen und verkehrten, von reichen, freigebigen und musikalischen Gelehrten; von solchen, die ihre Zunge nicht zähmen konnten; von ihren Federkriegen und ihrer strafbaren Curiosität; von denen, die tugendhafte und gelehrte Kinder erzogen, die Freundschaft gehalten, weil sie vielerlei Art von Studien geliebt; von Gelehrten, die geadelt wurden, und die den Titel Magnus erhielten.

fast ohne literarische Hülfsmittel, ahnt er schon damals im Hellenenthum seine Welt: dieser Literatur wünscht er zu leben, obwohl ihm dies damals nicht anders, denn als eine brotlose Liebhaberei, ein gelehrter Luxus erscheinen konnte. Wie viel oder wie wenig er von nun an finden sollte, gewiß ist, daß er seine Richtung nicht erst zu empfangen brauchte, daß sich die Liebe schon bei der ersten Berührung entzündet hatte.*)

Worin nun freilich jenes Wiederaufleuchten bestand, davon ist weder in dem Plan jener Schule, noch in der Literatur der Zeit eine Spur zu finden. Nur eine gemeinschaftliche Stunde giebt es in der oberen Classe für einen griechischen Autor; und nur zwei in der Prima für „Homer und Herodian“: man las hier den homerischen Froschmäusler, den Damm in diesem Jahre für den Schulgebrauch herausgab.**)

Um zu begreifen, wie Winckelmann das Wenige, was etwa von dem Wirken dieses Mannes zu erzählen ist, als ein Wiederaufleuchten bezeichnen konnte, muß man sich den tiefen Verfall der griechischen Studien in Deutschland vergegenwärtigen. Der Krieg hatte fast alles zerstört, was die Erasmus und Melanchthon, die Camerarius und Conrad Geßner einst gepflanzt haten. Was war aus den Anstalten geworden, an denen einst die Hieronymus Wolf und Michael Neander, die Lorenz Rhodomann und Friedrich Sylburg gelehrt hatten! Als Johann Vorst auf den Gedanken seiner griechischen Anthologie kam (1692), fand er diese Kenntnisse unter den Gelehrten fast ausgestorben. Er erzählt, daß große academische Autoritäten den Aeschines des Königs Philipp Aeschylus und den Dio Cassius Dionys nannten. In der Schule des hallischen Waisenhauses war es (1729) hierin so schlecht bestellt, daß J. D. Michaelis aus den griechischen Lectionen, die in ermüdenden Analysen des neuen Testamentes bestanden, ganz wegblieb und die griechische Sprache auf eigene Hand zu lernen suchte. Die Reinheit der neutestamentlichen Gräcität galt wegen der Inspiration für Glaubenssache. Boysen betrachtete es als einen 33 besonderen Glücksfall, in Halberstadt einen Rector zu finden, mit dem er den Herodot und Homer las, die man sonst kaum dem Namen nach kannte. Unter solchen Umständen war ein Büchlein wie Gesners Chrestomathie (1731) epochemachend: es genügte für Jahrzehnte den Bedürfnissen der Schule.

Die Gruppe von Schulschriftstellern, die sich aus den Schulordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts noch hier und da in Schulstunden und Schulbücherschränken erhalten hatten, verdankten diese Gunst ihrer moralischen

*) Toutes sortes de sciences se présentent à un jeune homme né avec de l'esprit; mille hasards les font passer en revue sous ses yeux, et c'est quelque inclination particulière, ou plutôt quelque talent naturel, source de l'inclination, qui le détermine à une choix: on préfère ce que l'on sent qui promet plus de succès. Fontenelle, Éloge de Malezieu.

**) Damm hatte auch 1732 herausgegeben: *Εἰς τὴν ἑλληνικὴν γλῶσσαν πρόθυρον.*

Nutzbarkeit. Einige waren geradezu theologisch, wie die Apokryphen und des Nonnus poetische Paraphrase des johanneischen Evangeliums.

Sonst passirten die theologische Censur am ehesten philosophisch-populäre Schriften wie Epiktets Handbüchlein, — der einzige Grieche, den Amos Comenius den Kindern erlauben wollte; die Charactere des Theophrast, Plutarchs Schrift von der Erziehung, die Cyropädie und die Denkwürdigkeiten des Sokrates, Isokrates künstlichstes Prunkstück, die paränetische Rede an den Demonikus, Aelians Anekdotencompilation; die Sprüche des Theognis und Phokylides, Anakreons Lieder; eine und die andere Rede des Demosthenes; Hesiod wurde aus diesem Grunde dem Homer vorgezogen; am beliebtesten aber war Herodians Kaisergeschichte. Dies sind die Schriften, die unser jugendlicher Hellenist zuerst in die Hand bekommen haben wird.

Leicht sieht man, daß keiner von den Organisatoren jener Schulen an die zur Humanität bildende Kraft dieser Litteratur oder an die Einführung in die Welt des griechischen Alterthums gedacht hatte. Das Griechische wurde aus keinem anderen Gesichtspunkte getrieben, als weil es die Sprache des Alten Testaments war: es wurde mit zu den orientalischen Sprachen gerechnet, wie denn auch die Professuren für beide meist in einer Person vereinigt waren. Es wurde gelernt, weil es protestantischer Grundsatz und protestantischer Ehrenpunkt war, daß der Pfarrer die Bibel aus dem Grundtext verstände. Dieser theologische Nutzen war nun zwar großentheils trügerisch, da jedermann doch nur das Dogmengewebe seiner Partei aus den traditionellen Kernstellen bewähren wollte, und thatsächlich Luthers Übersetzung die protestantische Vulgata geworden war. Aber das Gute war, da ßdie Überlieferung der Sprachkenntnisse nicht ganz unterbrochen wurde, daß denen nicht die Gelegenheit fehlte, die tiefer gehen wollten, und für höhere Belehrungen doch eine gewisse Grundlage erhalten blieb.

Wer aber die griechischen Originalschriftsteller lesen wollte, solche, die uns allein den griechischen Geist repräsentiren, der suchte selbst bei Bücherſammlern vergebens: er mußte sie aus Anthologien kennen lernen. Die ἀποσπάσματα des genannten Joh. Vorst gaben eine geschichtliche Folge von poetischen Proben, von Homer an bis auf die Anthologie: Hesiods Werke und Tage, Theognis und Euripides Hekabe waren ganz darin; von den anderen Dramatikern nur Scenen. Aus diesen Bruchstücken scheint 31
Winckelmann zuerst die griechischen Dichter kennen gelernt zu haben; er deutet an, wie ihm das Büchlein zuerst einen Geschmack von hellenischer Poesie gegeben habe, wie er es aber unwillig weggeworfen, als die Fragmente ein brennendes Verlangen nach großen Ganzen weckten.*) Als ihn später

*) Habent primo (collectiones dilaceratorum vel poetarum vel rhetorum) hoc incommodi, ut salivam moveant veterum nominibus, et ubi vix invitarunt, nos destituant filumque rumpant. Seeh. 27. Nov. 1743.

ein märkischer Schulmann wegen Herstellung einer ähnlichen Chrestomathie zu Rathe zog, warnte er vor den Sammlungen zerrissener Dichter und Redner und wünschte ganze Tragödien und Comödien und vollständige Abschnitte der besten Geschichtschreiber. Er selbst hatte sich damals bereits eine kleine Anthologie aus griechischen Dichtern, Philosophen und Historikern, angelegt; auch ein breve compendium antiquitatum graecarum mit der Jahreszahl 1737 befand sich unter seinen Papieren.*)

Daß in Berlin doch noch etwas mehr zu lernen war, als anderwärts, dafür giebt es keinen anderen Grund als den Namen des Rectors, damaligen Conrectors (s. 1730) Christian Tobias Damm (geboren zu Geithayn 1698). Er galt später als das griechische Orakel der Spreestadt; Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai suchten noch spät bei ihm Unterricht, als sie ergriffen von den litterarischen Strömungen der Zeit, die ihnen mangelnde Grundlage classischer Sprachkenntnisse nachholen wollten. Winckelmann erinnerte sich später Damms recht gut und war bereit, eine Ankündigung seines etymologischen Wörterbuches in Rom zu verbreiten. Wenn Damm, ein Mann von 38 Jahren, damals schon die Gedanken über griechische, römische und deutsche Sprache und Litteratur äußerte, die er einige Jahre später drucken ließ; wie hätte er einen empfänglicheren Schüler finden können, als Winckelmann; so begreiflich es auch wieder ist, daß auch er von diesem Schüler gelegentlich unter die praeceptores ἀμούσους (d. h. Pedanten) geworfen wurde.

Damm war bemüht, den unvergleichlichen Vorrang griechischer Sprache und Litteratur vor der römischen, nach ihrem inneren Werth, wie als Bildungsmittel einleuchtend zu machen. Er spricht fast wörtlich den Satz aus, mit dem sein damaliger Schüler später debütirte: „die Griechen müssen noch heute nachgeahmt werden, wenn etwas Beifallswürdiges zum Vorschein kommen soll." Bald darauf sieht er im Geist die Zeit der Wiedergeburt des Griechenthums herannahen: hochgebildete Männer und selbst Frauen fangen bereits an, dieser Literatur sich zuzuwenden.**)

35 „Nur in dieser Sprache", sagt Damm, „sind von allen Arten menschlicher Erkenntniß die ersten Schriften abgefaßt; hier und nicht bei den Römern sind die edelsten Muster der Beredtsamkeit und der Poesie zu finden; Schriften, die auf bewundernswürdige Art die alte natürliche Religion und Gewissenhaftigkeit, die ersten Fußstapfen der Weisheit, der Sittenlehre und der Staatsklugheit zeigen." Nur bei den ältesten Griechen hört man

*) Vgl. Zeitung für die eleg. Welt. 1806. S. 825.

**) Et videor jam saeculum renascentis apud nos graecitatis cernere animo: illustres viri, imo et foeminae, adamare incipiunt has literas et in pretio habere. Programm v. 1752.

die Natur selbst reden, „hell und einfältig", ohne Künstelei und ohne Schminke. Ihre Sprache endlich steht der deutschen viel näher als die römische, „welche um so mehr von unserer Art abweicht, je reiner und natürlicher römisch sie geschrieben wird."

Damm machte es zur Lebensaufgabe, dem Studium des Griechischen in Deutschland die Wege zu ebnen. In Homer und Pindar suchte er zu dem Zweck vorerst zwei feste Punkte zu gewinnen.

Er verlangte, daß man den Homer lediglich aus ihm selbst erkläre; dann werde man sehen, daß ihm nichts von der Rohheit anhafte, die man mittelst fremdartiger Maßstäbe in ihm gefunden hatte; dann werde man wahrnehmen, wie bei ihm alles Adel, Naivetät und Größe, Heiterkeit und Grazie athme. Und im Ärger über die beschränkten Vorwürfe der Perrault und Genossen, welche den Homer mit den Bänkelsängern des Pontneuf verglichen hatten, bestand Damm gerade darauf, in dem ionischen Sänger den feinen, wählenden Kunstmann zu bewundern, den vielgereisten Mann von fürstlichem Geschlecht und Umgang, der die Welt auf den Höhen des Lebens studirt hatte, wie Salomon der Prediger, den Dichter von leichtem, geistreichem und wahrhaft höfischem Stil, in dem „überall die alte, ungeschminkte Höflichkeit und Freundwilligkeit hervorblicke". Seine Auslegung der Ergießungen der Helden, in den französische Abbés die Sprache von crocheteurs gefunden hatten, pflegte er mit den Worten zu schließen: „So ziemt es manierlichen Leuten".

Um aber den Homer aus sich selbst verstehen zu lehren, verfaßte Damm sein homerisches etymologisches Wörterbuch, das durch Zurückführung des ganzen Wortschatzes auf dreihundert Wurzeln, bei einiger grammatischen Vorbildung, in wenigen Monaten den Lehrer entbehrlich machen sollte. Ihm folgte die Übersetzung des Homer (1767) und des Pindar (1770); seine Fabelgeschichte wurde noch 1820 durch Levezow zum siebzehnten Male aufgelegt. Zweiundvierzig Jahre lang hat er in diesem Sinne geschrieben und übersetzt.

Das Unglück unseres ehrlichen Rectors war nur, daß er einzig Sinn für den Wortverstand besaß und das Dichterische ihm ganz verschlossen blieb. Er deutete die epische Geschichte allegorisch; die Aöden sind erfahrene Weisheitslehrer (wie unsere Weltweisen, Hofmeister und Gewissensräthe), die ihre Lehren gesunder Moral, göttlicher und menschlicher Weisheit in Erzählungen und Gesänge einkleiden; denn die Dichtkunst ist eine sinnliche Rede, die aber voll Gedanken ist. So weiß Homer z. B. überall nur von Einem 36
höchsten Gott; die anderen Götter sind personifizirte Eigenschaften und Anordnungen, Einrichtungen und Verhängnisse Gottes. Er glaubte, die Auslegung und die Apologie des Homer bestehe darin, daß man überall einen ganz prosaischen und aufgeklärten Sinn aufzeige und das Dichterische, Alterthümliche und Mythische als kunstvoll umgelegtes Gewand betrachte.

Wenn dagegen Mendelssohn von der poetischen Schönheit einer Stelle sprach, so bemerkte Damm: „das ist wohl wahr. Aber unser Einer hat das in seiner Jugend nicht gelernt; da blieben wir immer bei den Worten stehen." Der Ton seines Vortrages war schleppend und eintönig, eine Silbe so lang wie die andere. Nur für den Klang der griechischen Worte hatte er einigen Sinn; bei Worten wie *πολυφλοισβοιο θαλάσσης*, erzählt Nicolai, leckte er unwillkürlich die Lippen.

Während die Lamotte und Pope den alten Dichter ihren Zeitgenossen lesbar machen wollten, indem sie ihn nach französischen und romantischen Begriffen von Heldenthum und Heldendichtung überglätteten: so wünschten Damm und seine Nachfolger in ihren Übersetzungen gerade das Gepräge eines alterthümlichen Denkmals zu erhalten und glaubten von urhellenischer Einfalt nnd Natur, von den „Gedenkungs- und Redensarten der ältesten Welt", einen treuen Eindruck zu hinterlassen, wenn sie den Homer recht altväterisch und bäurisch sprechen ließen. Damm hatte nämlich auch seine Ideen über die Mittel und Wege, der Muttersprache Reinheit und Kraft zu erhalten und zum ehren. Während es damals darauf ankam, dem deutschen Stil Adel und Würde zu geben und ihm von dem Beigeschmack des Platten und Pöbelhaften zu säubern, so wünschte er ihm noch mehr Derbheit und Buntscheckigkeit. Er giebt an, unter welchen Bedingungen die Sprache mit neugebildeten Wörtern bereichert werden dürfe; er räth, sich in den Provinzen nach „feinen, bedeutenden, artigen und nachdrücklichen Redensarten" umzusehen; die Idiome der Schiffer, Bergleute und Jäger zu studiren und die im Veralten und Verschwinden begriffenen Worte zu sammeln. Leider fehlte ihm jedes Gefühl für niedrige Nebenbedeutungen der Worte.

Wenn Winckelmann früher nach dem Ruhm eines fleckenlosen Ciceronianers getrachtet hat, so werden wohl diese Jahre der Wendepunkt gewesen sein, von wo ab er sich ausschließlich den Griechen zuwandte, und wo seine
37 Neigung zu den Alten sich von jenem Streben nach Imitation befreite, indem er es aufgab, in einer anderen, als der Muttersprache Meister des Ausdrucks zu werden. Vielleicht war es Damm, der ihm jenen Ehrgeiz verleidete. „In den Schulen", klagte dieser, „wird den ganzen Tag fast nichts als das liebe Latein getrieben, vom fünften und sechsten Jahre bis zum zwanzigsten zerlernt sich ein junger Mensch an fast nichts Anderem, und doch kann er es im zwanzigsten Jahre nicht einmal!"

Wie sehr die Abwendung vom Lateinschreiben in der Zeit lag, dies beweist z. B., wenn selbst Ernesti für nöthig erachtete*) zu erinnern, daß es etwas mehr und etwas Nützlicheres sei, die lateinischen Schriftsteller zu

*) Einleitung zu seiner Erklärung ciceronianischer Reden. Leipzig 1738.

verstehen, als gut Latein zu schreiben; und daß, wer dieses könne, jenes meist nicht könne. Dieser Zeitstimmung gab d'Alembert den stärksten Ausdruck in der Vorrede zur Encyclopädie, wo er über die ganze neulateinische Litteratur den Stab brach und unsere Latinität (das einzige Verdienst vieler Bücher, welche die Frucht langer, mühevoller Jahre sind!) einen bizarren, aus einer Unzahl verschiedener Stilarten zusammengesetzten Stil nannte, der Cicero und Virgil zum Lachen bringen würde. Damals gab es nur noch Wenige, die in diesem Punkte das Verdienst der überwundenen Schwierigkeit zu schätzen wußten; jeder, dem etwas daran lag, gehört zu werden, fürchtete sich beinahe, lateinisch zu schreiben.

Die Vernachlässigung des Lateinschreibens muß bei Winckelmann sehr früh begonnen haben, denn schon seine ältesten Briefe tragen Spuren davon. Diese Proben seiner Latinität sind kein Schmaus für feine lateinische Ohren. Er hat aufgehört, lateinisch zu denken; auch im Satzbau folgt er durchweg der kurzen, logisch unverbundenen Satzfolge der modernen Sprache; er giebt sich kaum die Mühe, sein Schreiben in die lateinische Briefform umzusetzen. Eine classische Färbung sucht er dem Briefstil durch eingemischte dichterische, auch, nach damaliger Sitte, den Komikern entlehnte Ausdrücke zu geben. Manches verräth noch das Zeitalter, das an dem Schwulst des Buchner Geschmack fand. In den handschriftlichen Concepten kommen Dinge vor, die beweisen, daß ihm correctes Latein, wenn er sich gehen ließ, keineswegs in die Feder floß; Solöcismen, Germanismen und grammatische Fehler sind häufig. In einer Abhandlung über die Stilunterschiede griechischer Kunst aus Rom kommt eine Menge Wörter der spätesten und schlechtesten Latinität vor.*)

Daß Winckelmann etwas mit der lateinischen Schule in Zerwürfniß gekommen war, daß ihn die vielen neuen Sachen, die er in Berlin sah, lebhaft aufregten, und daß er unstät von Einem zum Anderen eilte, davon steht noch ein Zeugniß in dem Album des köllnischen Gymnasiums. Bake hat neben seinen Namen ins Einschreibebuch die Worte gesetzt: homo vagus et inconstans. Solche Beisätze waren alles, was in jenen noch nicht mit Schulbüreaukratie gesegneten Zeiten über die Schüler in den Acten zurückblieb. Der Propst Genzmer ließ sich dies Document von Damm schriftlich geben und schickte es Winckelmann bei Gelegenheit der Reise des Prinzen von Mecklenburg nach Rom. Dieser bedankte sich und bemerkte: das wäre wahr und auch recht gut. Denn wäre das nicht gewesen, so säße er gewiß noch zu Seehausen bei den Barfüßern und lehrte sie AB AB.

38

**) z. B. pressim, decrementum, interula, aus Apuleius; refocillare aus Seneca; conformis aus Sidonius; ja Ungeheuer wie antrorsum und diversimode. Fehler wie viris in hac aetate claris; — Ecquis si posset rebus dubiis opitulari sponte fidem dedisset? — Tibi conservet mentem, ut parentum recordarere necessitati. Artes quarum praecipua finis est delineatio corporis humani, und dergl.

Wenn Winckelmann schon einige Jahre nachher im Ruf eines Freigeistes steht, so erinnert man sich, daß auch der Rector Damm später als einer der verwegensten unter den Berliner Aufklärern berüchtigt gewesen ist. Bei der Erscheinung seiner Übersetzung des neuen Testaments (1764), die er Jahre lang vorbereitet hatte, erhob sich der Vorwurf des Socinianismus; und nachdem er einmal in diese Fragen hineingezogen worden war, sah er sich bald bei dem nackten Deismus angelangt. Er vertheidigte sich in einer Schrift vom historischen Glauben (1772 f.), aber indem er alle Wunder leugnete und die biblische Geschichte aus der poetischen und allegorischen Darstellungsweise des Morgenlandes und der Vorzeit erklärte. Es ist Zeit, rief er, der heilsamen Wahrheit die äußere Hülle abzuziehen.

So wurde sein Lebensabend durch Sorgen und Anfeindungen verdüstert. Auch seine Schule verfiel gänzlich. Als er einst über den Schloßplatz ging, trat ein Mensch auf ihn zu mit den Worten: „Bist du der Bösewicht, der uns den Herrn Christum rauben will? Verflucht seist du! Verflucht sei dein Ausgang und dein Eingang!" Und er spie aus vor ihm. Damm antwortete: „Gott vergebe es Ihm, daß er flucht. Christus sagt: Segnet die euch fluchen." Und er ging unter den Verwünschungen des ihm nachfolgenden Pöbels nach Hause. Er starb achtzig Jahre alt im Jahre 1778.

Salzwedel

Winckelmann kam von Berlin, man weiß nicht, ob im Frühjahr oder im Herbst 1736 nach Stendal zurück, von wo er aber in demselben Jahre so nach dem sieben Meilen entfernten Salzwedel ging. Von hier aus hat er wahrscheinlich die Universität bezogen.

Den Namen Salzwedel führten seit uralten Zeiten zwei in morastiger Niederung liegende Städte, die eine getrennte Befestigung, Municipal- und Kirchenverfassung hatten und durch das Flüßchen Jetze geschieden waren. Die Stadt gehörte zum Bunde der Hansa; sie heißt schon bei ihrer ersten urkundlichen Erwähnung (1110) eine alte Stadt: sie war wahrscheinlich die Hauptburg der von Karl dem Großen gegründeten ältesten sächsischen Mark, der Nordmark. An die Zeiten, wo man durch solche feste Burgen die Colonien deutscher und christlicher Gesittung vor slavischem Feuer und Schwert schützte, erinnert noch der granitne Thurmcoloß der Burg und der Unterbau der Pfarrkirche, die ältesten Baudenkmale der Altmark.

Winckelmann nennt Salzwedel eine liebenswürdige Stadt (dignus amore locus); vielleicht ein Beweis, daß er auch nach der Rückkehr von Berlin mit seinen Palästen im italienischen Stil und seinen netten und geradlinigen Straßen, damals noch in einer gothisch-alterthümlichen Stadt sich wohl fühlen konnte. Denn Salzwedel war eine ganz mittelalterliche Stadt mit engen Straßen und Häusern von Fachwerk, mit Mauern und Thorthürmen; von ihren vier merk-

würdigen Kirchen war die Katharinenkirche der Neustadt berühmt durch Glasgemälde von der „seltensten Farbenpracht." Die altstädtische Marienkirche war eine imposante, fünfschiffige Hallenkirche, an der vom Anfang des zwölften bis zum Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gebaut worden ist. Sie hatte einst neunundzwanzig Altäre; noch jetzt rühmt sie sich eines wohlbewahrten Schatzes werthvoller Bilder und Schnitzwerke.

Auch durch manche Namen war Winckelmann diese Stadt eine liebe Erinnerung; allein über seine dortigen geselligen Verhältnisse ist leider fast gar nichts zu erkunden gewesen. Vielleicht aber hatte der Wohlstand der Salzwedler Bürgerschaft an diesen Annehmlichkeiten Theil; denn Salzwedel war im Mittelalter und ist noch heute die einzige gewerbthätige und die einzige reiche Stadt der Altmark; es geht dort das Sprüchwort: „De Soltwedler hebben det Goth." Bei späteren Erkundigungen Cleinows war die einzige Person, die sich seiner noch erinnerte, ein Buchdrucker Schuster, der in seinem zehnten Jahre bei ihm Privatunterricht gehabt hatte, und zwar gegen zwei wöchentlich von Schusters Stiefvater Heller gewährte Freitische. Diesem sendet er von Nöthnitz aus einen Gruß, über den Heller, wie er glaubt, jubeln werde. Er empfiehlt sich auch dem damaligen Superintendenten Gottfried Christian Roth (1708—1776), erkundigt sich nach seinen Publicationen und erbietet sich, ihm in der Bünauschen und Dresdener Bibliothek Besorgungen 40
auszurichten.

Es bestanden seit dem Mittelalter zwei Schulen für die beiden Salzwedel, deren Vereinigung, seit Jahrhunderten angerathen, erst 1744 zu Stande kam. Die altstädter Schule befand sich seit 1541 in dem alten Franciscanerkloster. Eine Vorhalle im Erdgeschoß führte in ein gewölbtes Zimmer für die oberen Classen und in einen Saal, Rempter genannt, für die unteren; ein ähnlicher Saal war für die öffentlichen Reden und Einführungen bestimmt. An dieser Schule wurde Winckelmann am 15. November 1736 inscribirt.

Wir kennen den Lehrplan der vereinigten Schule, der aber von dem früheren nicht verschieden gewesen sein wird, da der sechsundzwanzigjährige Rector der alten Schule an die neue überging. Außer den zwei Stunden für das Neue Testament wurden in vier griechischen Stunden gelesen: Gesners Chrestomathie, die Cyropädie und die Apologie, Theophrasts Charactere, Hesiods Werke und Tage und Aristoteles Rhetorik.

Seit 1718 regierte die Schule Johann Georg Scholle († 1752); dieser wird es gewesen sein, um dessentwillen Winckelmann nach Salzwedel kam. Scholle besaß gute Sprachkenntnisse.*)

*) Schollius . . quamquam altum quid iactet, et bibliothecae famam, solicite eam occultando, conquirere credat, paucos graecorum vett. novit quantum quidem prodit. 27. Nov. 1743.

Aber die Leitung einer Schule konnte in keinen unbehutsameren Händen sein; denn Scholle gehörte zu der Spielart von Schullehrern, die, bei einer Art kindlicher Gutherzigkeit und Unkunde der Menschen, voll pedantischer Grillen stecken und bestimmt scheinen, den Humor vieler Geschlechter von Schulknaben in Athem zu erhalten.

Er glich den holländischen Schulmonarchen, „die in hochtrabenden, seltsam verstellten Worten einherstolzirten, die zum Fleiß aufriefen in den Allocutionen Alexanders an sein Heer, und gegen die Verächter der sanften Muse
41 Strafpredigten aus Ciceros Catilinarien zusammenstoppelten".*) Beständig redete er in allegorischen Räthseln, sogar in Zeugnissen; und bei der Eröffnung der vereinigten Schule ließ er einen gelehrten Mischmasch drucken unter dem Titel: „Die wiederhergestellte Kopf-Fabrique derer beiden Städte Salzwedel". Über der Thür seiner Rectorwohnung stand nämlich die Inschrift: fabrica mentium.

Er war aber einer von den Lehrern, bei denen zwar Jeder thut und lernt, was er will, wo aber die Wenigen, die etwas lernen wollen, viel lernen können, weil sie den Lehrer veranlassen, sich allein mit ihnen zu beschäftigen. Winckelmann erinnerte sich noch fünfzehn Jahre später dankbar des kenntnißreichen und redlichen Mannes ohne Falsch, indem er zugleich scherzt über die Ruthe, vor der er einst gezittert, und über sein bombastisches Latein.**) Die Ruthe wurde damals so viel gebraucht, daß z. B. die Statuten des köllnischen Gymnasiums zu Berlin eine eigene Bestimmung hatten, wonach zweimal wöchentlich zwei Currendeschüler mit einer Anweisung des Cantors in der Hand dieses Schulscepter einzuholen hatten.

Solches waren die weisen Meister, die unseren jungen Griechen bis zur Pforte der Universität geleiteten. Zuletzt waren es zwei sehr gelehrte und noch geschmacklosere Männer. Knaben, die von persönlichen Eindrücken beherrscht sind, konnten sie leicht eine Geringschätzung erwecken, die von dem Krämer auf die Waare übergeht.

Es waren Exemplare jener damals allgemein verbreiteten und jetzt (in dieser Form) fast ausgestorbenen Menschenart, deren Paradies Holland war, und deren unelegante Erscheinung uns David Ruhnken in so elegantem Latein

*) Als der Magistrat über den Verfall der Zucht Beschwerde erhob, führte er als Beweis seiner Strenge an: Untersteht sich etwa ein Primaner in der Schule seinem Nachbar ins Ohr zu rufen: Du, was Neues! so schließe ich ihm sofort den Mund und schreie gewaltig: ὄφελον νῦν σιωπῶν εἶπε!

**) Quid Schollius rerum, cuius sub ferula merui pallere magistra quondam? Viditne iam regna Proserpinae? aut si vescitur aura aetherea, fac ipsum nostri meminisse apprecando ipsi, quam Tibi adscribo, insignem salutem, ut intelligat, minime consenuisse, sed vigere adhuc apud me tum doctrinae ipsius, tum candoris et integritatis gratam memoriam. 24. Juni 1752.

gezeichnet hat, — in der berühmten Rede de doctore umbratico. Es sind jene Menschen „von ungeselligem Wesen, die sich aus Hang zu den Büchern und aus dünkelhafter Menschenverachtung in ihre Studierstube vergraben; die sich ein würdevolles Ansehen geben wollen, indem sie sich möglichst von gewöhnlichen Menschenkindern entfernen, die eine strenge und drohende Miene und einen Gang annehmen, der in die Comödie passen würde. Sie starren von Unsauberkeit und sind voll störrigen Trotzes, wie einsam aufgewachsene Kinder; wenn sie in gute Gesellschaft kommen, so können sie, wie sonnengeblendet, die Augen nicht aufschlagen; sie zittern vor Verlegenheit und werden von Jeder- 42
mann ausgelacht, wenn sie von etwas Anderem als ihrer Gelehrsamkeit mitsprechen wollen. Obwohl mit einer Wissenschaft umgehend, die bestimmt und gemacht ist, zum Gefühl für Schönheit und Anstand, und zu liebenswürdiger Menschlichkeit zu erziehen, bleiben sie doch baar jedes Sinnes für solche Dinge, ja sie verlieren ihren gesunden Menschenverstand. Sie sind weniger Menschen als Menschenscheuchen."

Diese Pedanten hatten damals die Sprachgelehrtenzunft in Verruf gebracht, und wenn sich Winckelmann später einem großen Herrn anträgt, so ist er darauf bedacht, den Verdacht einer solchen schwarz vermummten frons scholastica von sich abzuhalten. Mit besonderer Angst betrachtete man die Griechen: ihre Erscheinung rief jedem ein Hic niger est zu; als Graf Wackerbarth Winckelmann in der Dresdener Gallerie vor einer Staffelei stehen sah, rief er: Wie ist es möglich, daß ein Mann, der den Kopf voll griechischer Würmer hat, an den subtilen Strichen eines Malerpinsels Geschmack finden kann!

Ihn aber hatten die Pedanten in seinen Neigungen nicht irre gemacht; er erwartete nun Alles von der Universität: er wünschte, bei seinen dortigen Studien einen kleinen Büchervorrath selbst zu besitzen, und er fand eine erwünschte Gelegenheit, sich ihn zu verschaffen.

Am 30. April 1736 war der Doctor der Theologie und Professor am Gymnasium zu Hamburg, Johann Albert Fabricius, gestorben, der größte Polyhistor Deutschlands im Jahrhundert der Polymathie. Er hatte in seiner Bibliotheca graeca ein Material zur griechischen Litteraturgeschichte compilirt, das die folgenden Gelehrtengeschlechter mehr zu sichten und zu verwerthen, als zu vervollständigen hatten. Beim Anblick des Katalogs der Büchersammlung, die er bei diesem Riesenunternehmen zur Seite gehabt, erhob sich in Winckelmann der unwiderstehliche Wunsch, einige der schönsten Ausgaben zu erwerben. Die Versteigerung begann am 17. Februar 1738, die zweite Section enthielt an Ausgaben der Griechen und Römer, was das Herz begehrte.

Da es ihm an Geld zur Reise und zum Kauf fehlte, so kam er auf den Gedanken, in der Weise fahrender Schüler, unterwegs bei Edelleuten und

Predigern anzuklopfen und sich in gewählten lateinischen Ausdrücken einen Zehrpfennig auszubitten; — eine alte Sitte, die übrigens noch jetzt hin und wieder in Süddeutschland vorkommt. Er gab vor, er könne wegen seiner Größe nicht beim Militär gebraucht werden, und da er als Offizierbedienter nicht angesetzt werden wolle, so sehe er sich genöthigt, aus dem Wege zu gehen. In Hamburg scheint er den Schwiegersohn des Fabricius und Verfasser des Katalogs, den berühmten Theologen Samuel Reimarus besucht
43 zu haben und ganz wohl aufgenommen worden zu sein; wenigstens läßt er sich später (1764) „dem würdigen Herrn Professor Reimarus" empfehlen. Die erworbenen Schätze trug er mühsam nach Hause.*)

Die Lust an schönen und raren Büchern lag überhaupt damals in der Luft; der Edelmann theilte sie mit dem Bürgersmann; und oft erfreuten sich Handwerksleute am Besitz solcher ihnen verschlossenen Schätze. Auch sonst stellt sich diese Sammellust zuweilen bei Knaben ein, die eben erst ein Ohr für den Klang classischer Namen bekommen haben. Wo nun, wie in unserem Falle, solche Bücher ein seltener Fund sind, mit dessen Erwerb die höchsten geistigen Genüsse sich aufschließen, und die Menschen der Vorwelt in unserem Dachstübchen einkehren, jene Herrlichen, die der Staatssecretär von Florenz nur in Staatskleidern lesen wollte, und wo man sich lange besinnen muß, ehe man die sauer abgesparten Thaler hingiebt: da wünscht man auch etwas Vollkommenes für das Auge zu haben: ein Gefühl für typographische Zier entwickelt sich.

Und so hören wir Winckelmann stets über griechischen Druck mit schwer zu befriedigender Strenge urtheilen. Er bildete sich eine schöne griechische Hand und behielt gern die zierlichen Schnörkel der Abbreviaturen bei, die nach ihm zur schönen Form gehörten und ihr die Runde und die Grazie geben**); der Cardinal Passionei wünschte ihn als Bibliothekar, weil er sich in seine griechische Hand verliebt hatte. Er ist im Stande, seine Bücher mit einigen griechischen Citaten zu vermehren, wenn der Verleger elegantere Lettern

*) Die Anwesenheit Winckelmanns in Berlin zur Zeit des Todes des Fabricius hat Uden wahrscheinlich zu der Angabe verleitet, daß er die Reise von Berlin aus gemacht habe. Winckelmann hat seit seinem siebzehnten Jahre Berlin nicht wieder gesehen. (Br. 20. Febr. 1763). Wenn die Reise nicht in der hier angenommenen Zeit stattgefunden hat, so fällt die ganze Erzählung zusammen. Vgl. Catalog. biblioth. J. A. Fabricii. Hamb. 1737.

**) And this Proclus too,
In these dear quaint contracted grecian types,
Fantastically crumpled like his thougths
Which would not seem too plain; you go round twice,
For one step forward etc.
Worte der Übersetzerin des gefesselten Prometheus, Elizabeth B. Browning.

auftreiben könnte. Er labt sich an dem bloßen Anblick eines ihm geschenkten Glasgower Homer, auch wenn er ihn nicht liest. Dann aber gefallen ihm auch die englischen Drucke nicht mehr, so wenig wie die Leipziger, wegen des „schäbigen Contours" der Buchstaben. „Der gute Geschmack hat sich seit Robert Etienne aus der Welt verloren; es ist kein Licht und Schatten mehr in den Buchstaben. Es ist eine merkliche Hebung und Senkung, Schwellung und Vertiefung, welche dem Buchstaben die Grazie giebt; aber dieses Wenige ist nicht Jedermann begreiflich und macht in allerhand Kunst den Unterschied des Meisters." In solchen Schwellungen der Grazie hat er sich in 44
einer noch vorhandenen ~~kalligraphischen Musterhandschrift von Oden des~~ Anakreon mit ~~besonderem~~ Gusto ergangen.

Und so hatte Winckelmann denn bis zu seinem neunzehnten ~~Jahre~~ fast überall an taubes Gestein angeschlagen; die Schalen der Gelehrsamkeit hatte er gefunden, ~~von dem Kerne~~ fast nichts. Viel Rühmens war damals von den preußischen Schulen überhaupt nicht zu machen: das Land der Schulen und Kasernen war vor der Hand nur erst das Land der Kasernen oder, wie Winckelmann sich ausdrückte, Sparta. Doch war die Fahrt durch die Steppen solcher Schulen Köpfen, wie der seine, weit weniger gefährlich, als die späteren pädagogischen Experimente und die Vollstopfung mit Stoffen, die zu Zerstreuung und Sattheit und von da zu stumpfer Langeweile führt, auf die Blasirtheit folgt.

Mit um so größerem Stolz durfte Winckelmann den Abriß seines Lebens (1748) mit dem Selbstruhm eröffnen, „daß zu aller Zeit das Alterthum und die Humanitätsstudien die Freude seines Lebens gewesen seien." Aber für welchen Zug seines Characters wie seines Schicksals finden wir nicht in diesen frühesten Zeiten schon einige Grundlinien!

Eine Jugend hatte er kaum gehabt; man kann von ihm sagen, was von dem Anatomen Littre gesagt worden ist, daß sein Character weiter nichts Jugendliches gehabt habe, als die Kraft, viel Arbeit auszuhalten.

Ernste Arbeit und heitere Entsagung — diese Probe der Männlichkeit; die Bewahrung des inneren Triebes in den entmuthigendsten Lagen 45
lernte er so bald, daß seine zeitig gestählten Nerven fortan jeglicher Zumuthung im Handeln und im Dulden gewachsen waren, — wie Frühgeburten oft eine besondere Lebenszähigkeit eigen ist. Das Elend der ~~elterlichen Hütte~~, die niederdrückende Lage des Armenschülers, der vor fremden Thüren singen und von fremdem Brote essen muß; der Verzicht des frühklugen Knaben auf die Spiele der Altersgenossen; die Ausnutzung der Verhältnisse und die Anbequemung an die Menschen; aber auch schon die heroische Fähigkeit zu selbstvergessener Sorge für Andere; — die Entschiedenheit in seinen Grundneigungen und Abneigungen neben der flatternden Unruhe, die von einem Ort zum

anderen und von einer Wissenschaft zur anderen eilt; die bibliothekarische und encyclopädische Vielgeschäftigkeit neben dem herrschenden instinctartigen Geschmack an den Griechen und dem mangelnden Geschmack an der Theologie; — in den Städten seiner Heimath von dem ersten Lebensmorgen an vor seinen Augen die hehren und strengen Bauwerke der Vorzeit; das kindliche Verlangen, die Reste alter Zeiten zu entdecken; der Zug nach dem bewegten Schauplatze großer Städte und die Erscheinung des neugierigen Schülers in einer Academie der Künste, — in diesen und anderen Dingen sehen wir den späteren Winckelmann im Keime vorgebildet, dieser Lebensanfang zeigt uns das Thema des Ganzen, wie das leise und verworrene Auftauchen einer Reihe von Tönen im Geiste eines Tonkünstlers der Werdemoment einer Tonschöpfung ist.

So führt die Betrachtung eines bedeutenden Lebens von den dunklen Anfängen bis zu seinen Höhen und dann abwärts, gar oft auf den Gedanken eines vorherentworfenen Planes: es scheint uns dann, als enthalte selbst das ruheloseste Leben voll wechselnder Neigungen, Entwürfe und Schicksale, nicht blos den unzerstörbaren und unveränderlichen Character, sondern auch eine feste Gruppe von Situationen; und diese Situationen, die wir in der blos historischen Betrachtung Zufall nennen, scheinen in einem empirisch unerklärlichen Zusammenhange mit jenem Character zu stehen; ja es ist fast unheimlich, zu sehen, wie selbst der beweglichste und umfassendste Geist in einen vorausbestimmten Kreis seines Daseins eingeschlossen ist.

Hier ist es, wo die Historie Halt macht. Aber die Philosophie versichert uns, daß die Zeitreihe, in der unser Dasein verläuft, und die Zufälle, die unsere Meinungen und Entschließungen nach dem Causalgesetz zu gestalten scheinen, vor einer höheren Betrachtung nur Erscheinung sind, die Erscheinung jenes zeitlosen Wesens, das Kant den intelligiblen Character nannte.

Zweites Capitel

Die Universität Halle

Winckelmann würde, wenn er seinem Wunsche hätte folgen können, die Medicin zu seinem Brotstudium gewählt haben; aber Pietätsrücksichten gegen seine Eltern nöthigten ihn zur Theologie; vielleicht waren auch die Unterstützungen, mit deren Hilfe er sich bisher durchgeschlagen hatt eund nun noch weiter durchschlug, unter dieser Voraussetzung ertheilt worden. Denn die meisten seiner altmärkischen Freunde waren Geistliche. Wollte er aber Theologie studiren, so mußte er nach Halle; denn ein Edict des Königs (1729) gebot Allen, die auf eine Anstellung in preußischen Landen Anspruch machten, zwei Jahre in Halle zu studiren. So kam er denn, mit einigen wenigen Geldern ausgerüstet, Ende März in der Saalestadt an; er wohnte mit einem Stubenkameraden, Samuel Benedict Lucius, einem Mediciner aus Freistadt in Schlesien, im Knackschen Hause. Am 4. April schrieb er sich in das Immatriculationsbuch ein: die Gebühren wurden erlassen; es war unter dem Prorectorat des Hofraths und Professors der Rechte Johann Gerhard Schlitten. 1738.

„Er hatte sich", erzählt Paalzow, „ein kleines Stipendium verschafft, das aber nicht hinreichend war, ihn zu unterhalten; und öfters gerieth er wegen seines Lebensunterhaltes in Mangel und Noth; aber dies konnte seinen Muth nicht schwächen, sondern er war, auch wenn es ihm an den nöthigen Lebensbedürfnissen gebrach, doch immer aufgeräumt und vergnügt." Die theologischen Facultätsstatuten gaben den Ärmeren die Collegien frei: auch gab es königliche Freitische zu zwölf Personen, die von zweien nach und 47
nach auf dreizehn angewachsen waren und aus einer jährlichen Kirchencollecte bestritten wurden. Das Universitätsleben war sehr wohlfeil: für die, welche am besten lebten, reichten zweihundert Thaler noch bequem hin; dreißig Jahre später kaum das Doppelte. Büsching aß für einen Groschen drei Pfennige zu Mittag. Freilich war auch die Einfachheit so groß, daß nicht blos die Reichen, sondern selbst der Mittelstand den Universitätsaufenthalt als eine Selbstverleugnung betrachtete; denn man mußte auf seine bisherigen Gewohnheiten zum Schaden nicht nur der Behaglichkeit, sondern zuweilen

auch der Gesundheit verzichten. Dieser Verzicht konnte indes Niemandem leichter fallen, als Winckelmann; denn „von einem weichlichen, wollüstigen und gemächlichen Leben hielt er nichts, sondern er war gewohnt, sich alle Tage mit kalter Küche zu behelfen und auch mit der schlechtesten Kost vorlieb zu nehmen."

„Seine überall bekannte Ehrlichkeit und unverstellte Redlichkeit, wie auch seine gute Schreibart verschafften ihm Gönner und Freunde." Er griff zu dem gebräuchlichen Mittel des Famulirens bei reichen Studenten: „er ging mit seinen Landsleuten auf die Dörfer" (die Stätten studentischer Ausschweifungen); „allwo er, ohne an ihren unerlaubten Zerstreuungen Antheil zu nehmen, sich in einen Winkel setzte und den Aristophanes las;" — ganz so wie er sich später in der Morgenfrühe auf das Dach der Villa Albani zurückzieht, während noch der Lärm des Carnevals heraufklingt. Das Studentenleben hatte damals die ärgsten und brutalsten Rohheiten des Säculums des Pennalismus abgelegt; nur die Adeligen trugen noch Degen, und nur die Gecken stolzirten mit schwarzen Federn auf den Hüten.

Bei seiner Armuth und Mäßigkeit und bei seinen fleißigen Gewohnheiten (an die auch ein Stammbuchvers aus jener Zeit erinnert),*) sollte man denken, daß er ein regelmäßiger Collegienhörer und Nachschreiber gewesen sei. Allein er wollte sich (so wird erzählt), an keine der höheren Facultäten binden, er suchte sich Lehrer und Vorlesungen aus, die nach seinem Geschmacke wären und ihm zu seiner Förderung in der Litteraturgeschichte und in den Sprachen dienlich schienen; er hielt fast kein Colleg ganz aus und gesteht selbst, daß ihm „die academische Speise zwischen den Zähnen hängen blieb." So benutzte er denn die Universität auf seine Weise; er las fleißig morgens zu Hause in zusammengeborgten Büchern und war eine häufigere Erscheinung in den drei Büchersälen, als in den Hörsälen. Nach dem Essen machte er hierher seinen Gang.

48 Die Universitätsbibliothek enthielt 1755 zehntausend Bände; sie stand auf der „Waage", in zwei Zimmern. Sie war aus Geschenken der Professoren und aus geringen Einkünften entstanden, und erhielt sechs Groschen vor jeder Inscription, ein Buch von jedem Doctor der Theologie und bei Auctionen drei Pfennige vom Thaler. Sie war an drei Tagen von 1—2 Uhr geöffnet; man durfte frei herumgehen, selbst Bücher herausnehmen und lesen. Bedeutender war die Bibliothek des Waisenhauses, für die Francke kurz vor seinem Tode ein eigenes, 1728 vollendetes Gebäude gegründet hatte. Sie stand in einem großen Saal und war an zwei Tagen von 1—3 Uhr zum

*) *Ἄνευ ἡδονῆς καὶ πόνου οὐδὲν πρᾶγμα τέλειον* — vom 1. Oct. 1738 im Besitz der Gymnasialbibliothek zu Stendal.

allgemeinen Gebrauch geöffnet; aber im Winter war nur ein kleines Zimmer geheizt, und hier machte der Bibliothekar Callenberg Excerpte. Indeß ein guter Unterbibliothekar, der die Lappen seines Rockes unter einem Mantel verbarg und viel Kenntniß der Bücher und des Lebens besaß, öffnete gern die vergitterten Schränke. Sie besaß einige Hilfsmittel griechischer Studien, z. B. den Küsterschen Suidas, Grabes Septuaginta, den Josephus Hudsons und den griechischen Alterthümerschatz Gronovs; aber den Schatz des Stephanus suchte man umsonst. Hier war es, wo Semler den Entwurf zu einem griechischen Wörterbuch machte, das alle alten Lexicographen und Scholiasten in ein Ganzes bringen sollte. Hier pflegte denn auch Winckelmann „die alten Griechen" zu lesen.

„Den Rest des Nachmittages, erzählt Genzmer, brachte er später meist in Gesellschaft von lockeren Burschen zu, — seinen Landsleuten und Bekannten, die ihre Gesellschaft für unvollkommen hielten, wenn er nicht dabei war. Denn er war immer aufgeräumt, scherzhaft und gesprächig und konnte tausend Schnurren aus alten und neuen Zeiten erzählen. Des Abends war er meistens auf dem Rathskeller und unterredete sich mit alten ehrbaren Bürgern von ihren Wanderschaften und Reisen."

Solche Landsleute waren Hieron. Dietrich Berendis, ein Jurist aus Seehausen, und der Theologe Genzmer aus Freienwalde. Der genaueste seiner Freunde aber war der später als musikalischer Schriftsteller bekannte Friedrich Wilhelm Marpurg, gebürtig aus Wendemark (1718 — 1795). Winckelmann glaubte sich von ihm längst vergessen, als er in Rom durch einen Brief aus Berlin überrascht wurde (1762). Zur Antwort sandte er ihm eine Rhapsodie 49
über sein Leben nach ihrer Trennung, die von dem Gefühle des erlangten Glückes ganz trunken ist (vom 8. Dec. 1762). Darin redete er ihn an: „Du, der Du mir der einzige übrig geblieben bist, an den ich als Bruder schreibe; ... zu dem mich eine geheime Neigung zog in der Blüthe meiner Jahre ...."

Marpurg hatte sich später in Paris zum Musikkenner ausgebildet; seit 1749 lebte er in Berlin mit der Ausarbeitung weitläufiger Werke über Geschichte und Lehrsätze alter und neuer Musik beschäftigt. Der König machte ihn gegen seinen Willen zum Kriegsrath und Director der Lotterie. Er war ein Freund Mendelssohns und Nicolais und ein allgemein gekannter und beliebter Lebemann; denn der corpulente Alte blieb bis in sein 77stes Jahr voll Jugendlaune und unerschöpflich in Geschichten lebender und verstorbener Künstler. Weniger bekannt sind die Umstände, die ihn in seiner Jugend nach Frankreich geführt hatten. In dem Brief Winckelmanns an Stosch vom 19. März 1767 ist, wie sich aus der Originalhandschrift ergiebt, von Marpurg die Rede.

„Er hatte, als junger Student, ein Pasquill wider einen unbekannten alten Magister zu Jena drucken lassen; und da dieser den König auf dessen erster Reise nach Cleve beim Wechseln der Pferde in Leipzig antrat, gab der König unverzüglich Befehl, den jungen Menschen aufzuheben und nach Spandau zu setzen. Ein preußischer Major, bei dem er sich befand, gab demselben, da der Landreiter erschien, Gelegenheit, zu entfliehen, und er flüchtete nach Holland und von da nach Argenson in der Normandie, wo er sieben Jahre, bis nach beendigtem Processe und nach dem Tod des alten Magisters bleiben mußte."

Zu dem engsten Kreise der Universitätsfreunde gehörte (seit Mai 1740) auch der sechzehnjährige Student der Theologie Carl Gottlieb Guichardt aus Magdeburg (1724 — 1775), der es ihm im Eifer für hebräische, griechische und römische Sprache womöglich noch zuvorthat. Später verlor Winckelmann seine Spur; und wie groß war sein Erstaunen, als er ihn nach 27 Jahren wiederentdeckte in dem weltbekannten Obersten Quintus Icilius, dem Commensalis Friedrichs des Großen und Mitspieler in so manchen Anekdoten, oft Zeugnissen seiner kühnen und stechenden Zunge, ein vielseitiger Mann, der, selbst ein großer Antiquitätensammler, Winckelmann wie Lessing gern nach Berlin gebracht hätte. Guichardt hatte inzwischen in Leyden bei Schultens das Arabische studirt und dort ein academisches Lehramt gesucht; als ihm die Hoffnung hierauf genommen wurde, nahm er Dienste bei den Generalstaaten, machte die französischen Feldzüge (1746 f.) mit und lebte seit 1752 von der Pension in seiner Vaterstadt. Hier benutzte er die Kriegserfahrungen seiner letzten und die Sprachkenntnisse seiner früheren Jahre zu Untersuchungen über die Kriegskunst der Alten; die Frucht dieser Muße*) gewann ihm die Gunst Friedrichs und den Ehrennamen jenes Hauptmanns der zehnten Legion.

So bewegt aber auch Winckelmanns Leben in Halle war: so schien ihm die Hochschule doch ein viel zu enges Theater. Selbst im Anfang war sie für ihn ein so schwacher Magnet, daß er kaum fünf Wochen da war, als er schon mit einer Bande von Landsleuten nach Dresden aufbrach, um die glänzendste Residenz Deutschlands und die Feierlichkeiten zu sehen, die vom 7. bis zum 12. Mai bei Gelegenheit der Hochzeit der Tochter Augusts III., Maria Amalia Christine, und Karls, des Sohnes Philipps V. und Königs beider Sicilien, stattfanden.**)

Am 7. Mai hielt der spanisch-sicilische Gesandte und bevollmächtigte Minister Graf Fuenclara seinen öffentlichen Einzug in Dresden. In Gruna hinter dem großen Garten empfing ihn der Minister Graf Friesen und ge-

*) „Memoires militaires sur les Grecs et les Romains." 1756.

**) Vgl. Klemms Geschichte Dresdens zu diesem Jahre.

leitete ihn durch das pirnaische Thor nach dem Schloß; es war ein Zug von 31 sechsspännigen Staatswagen. Im Schloß war seit gestern die Ausstattung der Braut öffentlich ausgestellt. Tags darauf folgte die Anwerbung. Die königlichen Gebäude waren architectonisch illuminirt. Auf der Mitte des Altmarktes hatte man eine Felsengruppe aufgethürmt, aus der sich ein 20 Ellen hoher Obelisk emporstreckte, dessen Lampenschmuck aufsteigende und stufenweis in Muscheln herabfallende Wasserstrahlen vorstellen sollte.

Auf demselben großen Platze hatte der Gesandte ein Gebäude errichten lassen, von dem Pauken und Trompeten erschallten, und an dessen Basis rother und weißer Wein hervorsprang, während in der Scheffelgasse goldene Vermählungsmünzen von verschiedenem Werth ausgeworfen wurden. Am 9. Mai vollzog der päpstliche Nuntius im Schlosse die Vermählungsfeier, wobei der Kurprinz des Bräutigams Stelle vertrat. Hieran schloß sich am 10. ein Carroussel im Zwinger. Um drei Uhr Nachmittags begaben sich die Ritter, in vier Banden getheilt, im feierlichen Zuge vom Schloß aus über den Taschenberg dorthin. Die erste Bande, in rothen und goldenen Farben, führte der König selbst an; die Preise vertheilte die neuvermählte Königin.

Bei diesem ersten Aufenthalt in Dresden ließ sich Winckelmann auch die königliche Bibliothek zeigen und machte dem Superintendenten Valentin Ernst Löscher einen Besuch; aber sein Empfehlungsschreiben hatte keinen Erfolg: er machte keinen günstigen Eindruck auf diesen letzten der strengen Zionswächter alten Schlags. —

Im Schooße der Universität Halle waren durch die wohlbekannten Umstände ihrer Gründung (1694) zwei sehr verschiedene Elemente vereingt worden. Diese Elemente gingen anfangs einträchtig zusammen; sie geriethen in Span- 51
nung es kam zu einer heftigen Krisis zuletzt verschwand das eine ganz vom Schauplatz.

Halle war bestimmt gewesen, der Heerd zu sein, wo der von Speners evangelischem Geist erweckte Funke zu einer Flamme angefacht wurde, die nicht nur über die Theologie, sondern über alles geistige Leben ihre Wärmestrahlen verbreitete, — die nicht nur im Vaterland, sondern auf dem ganzen Erdkreis verspürt worden sind. Während die Nachbaruniversität Wittenberg, einst die Wiege des deutschen Protestantismus, von Jahr zu Jahr in ohnmächtigere, ja tödtliche Erstarrung versank, wurde Halle die Stadt der zweiten großen religiösen Erweckung des Protestantismus, — die freilich in einem ganz anderen Stil war, als die frühere.

Der Wunsch, für diese religiöse Bewegung eine Freistätte zu finden gegen den Verfolgungsgeist, traf zusammen mit den Bedürfnissen des preußischen Staates. Als ein confessionell gemischter, der seine Blüthe zum Theil französischen Reformirten verdankte, mußte er in der Mitte seiner Länder eine

Hochschule haben, auf der Verträglichkeit gelehrt und lutherische Prediger erzogen wurden, die „nicht so sectirerisch und gegen andersdenkende Bürger kriegerisch und einer reformirten Obrigkeit abgeneigt wären," wie die von Wittenberg eingelieferten.

Noch dringender war seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Nothwendigkeit einer preußischen Schule des Staatsrechts geworden, wo den künftigen Beamten solche staatsrechtliche Grundsätze eingepflanzt würden, die mit der ganz veränderten politischen Stellung des Staates übereinstimmten. Diese Stellung war durch die Annahme der Krone als vollendete Thatsache verkündet und als herzustellende Thatsache von der Zukunft postulirt worden. Wenn die Hallischen Staatsrechtslehrer und Kronjuristen, so sagte man, nicht die auf den außerpreußischen Universitäten mitgetheilten Ideen vom Rechte des Kaisers abgeschüttelt hätten: schwerlich würde sich später eine so unbedingte Ergebenheit gegen den von allen Seiten angefochtenen König gezeigt haben.

Nicht blos preußisches, sondern auch deutsches Bedürfniß war eine Freistätte für die Reform des Universitätswesens und für die Lehrfreiheit. Diese Universität hatte begonnen als Hort für den Streiter gegen die Pedanterie deutscher Zunftgelehrten und gegen die von ihnen geschützten abergläubischen Greuel des Rechtswesens. Den Christian Thomasius schließen wir ein in die Dankbarkeit, die wir dem Jahrhundert der Aufklärung schuldig sind, dessen Herold er war. Wer wollte so unhistorisch sein, diesem Zeitalter seinen unhistorischen Sinn nicht verzeihen zu können und nur die Aufklärung von der sonst schrankenlos gespendeten historischen Anerkennung auszunehmen! Wer
52 wollte mit dem tapferen Kämpen hadern, wegen seiner kecken und mangelhaften Urtheile über die großartigen theologischen, juristischen und metaphysischen Gebäude der Vergangenheit? Denn liebte nicht das verworene Wesen, das wie ein Alp auf unserer Bildung lastete, seinen Sitz gerade in diesen labyrinthischen Domen aufzuschlagen, die sehr imposant sein mögen, aber auch von jeher ein Ort für Staub, Spinnwebe und zuweilen für verpestende Dünste waren? Die Ankündigung einer deutschen Vorlesung war der Anlaß gewesen zur Vertreibung des Thomasius aus Leipzig; und Halle ging den deutschen Hochschulen voran im Abthun des „unlateinischen, platten und fauderwelschen Deutschlateins" der Katheder, durch das alle Gedanken ein verschrobenes und verschnörkeltes Wesen annahmen, und das gleichsam die Wurzel war, mit der sich abgelebter Formelkram im Gehirn festnistete.

Die oft angeführten Aussprüche des Thomasius, „daß ungebundene Freiheit allein dem Geist das rechte Leben gebe, daß ohne Freiheit der Geist bei allen sonstigen Vortheilen gleichsam todt und entseelt zu sein scheine, daß die Wahrheit ihre Zweige nicht weit treiben könne, wo die Gelehrsamkeit als ein geschlossenes Handwerk mit theuer zu erkaufendem Ministerrecht und

Monopole des Verstandes tractirt werde" — diese Gedanken gaben den Anfängen Halles ihre Signatur.

Die weise und kühne Politik der damaligen Leiter Preußens, eine solche Freistatt herzustellen, war die Hauptursache des für den unglaublich geringen Etat überraschenden Reichthums an Berühmtheiten und Studenten; denn Halle hatte in seinen ersten zwanzig Jahren die doppelte Studentenzahl, wie das mit ganz anderen Mitteln ausgestattete Göttingen. Die Durchschnittszahl war 1500.

Es war gelungen in dem Wittenberger Samuel Stryk, den man in Kursachsen chicanirte, dem Thomasius den größten Juristen Deutschlands zur Seite zu stellen; ihre Nachfolger, Ludewig und Gundling, schufen eigentlich das Studium des deutschen Staatsrechts und der Reichsgeschichte. Christoph Cellarius, der erste philologische Schulmann seiner Zeit, kam von Merseburg; aus Erfurt holte man den Senior Breithaupt und den Prediger A. H. Franke, die zwar keine gelehrten Bücher schrieben, aber persönlich und mächtig auf die Gemüther wirkten; auch der spätere Jenenser Budde begann in Halle. In der Medicin standen sich zwei Männer gegenüber, wie Friedrich Hoffmann, den man den deutschen Boerhave nannte, und der tiefsinnige G. E. Stahl; und über alle erhob sich zuletzt der Ruhm des ersten, ja damals fast einzigen Philosophen Europas.

Die Universität galt für die erste in Deutschland; und deshalb sagte Voltaire, wer die Krone deutscher Gelehrten sehen wolle, müsse nach Halle gehen.

Aber Halle hatte auch seine Gebrechen. Das schlimmste war, daß ganz und gar die Fachwissenschaften dominirten und die Humaniora geringgeschätzt 53
wurden. Dies war von Anfang so; der Koryphäe und Director der Universität, Stryk, pflegte seinen Zuhörern zu empfehlen, „das Corpus juris für das Hauptessen auf dem Tisch zu halten, die übrigen Wissenschaften aber blos als Tellergerichte und Einschiebeessen." Noch ärger wurde es, als Friedrich I. starb, der Halle seine liebe Tochter genannt hatte, und als der ganz auf das zunächst Nützliche gerichtete und aller reinen Gelehrsamkeit abgeneigte Sinn Friedrich Wilhelms I. (der auch den Ehrennamen eines Beschützers der Academie verachtete), allmählich anfing, seinen Einfluß geltend zu machen. Viele mißbrauchten die Sparsamkeit des Königs, indem sie ohne Besoldung Lehrerstellen zu übernehmen sich erboten; und so wurden alle Facultäten mit einer Fluth von Mittelmäßigkeiten überschwemmt. Die Katheder-kniffe, um vor den Jünglingen mit dem Nimbus der Allwissenheit zu erscheinen, die eigentlich erniedrigenden Werbekünste waren bei starker Concurrenz und schwacher Besoldung und Begabung nirgends so im Schwung, wie in Halle. Man suchte den Haufen durch possenhafte Späße zu unterhalten, wovon in Gundlings Vorlesungen über die Reichsgeschichte Erstaunliches aufbewahrt ist.

Die Professur der Eloquenz

Unser junger Freund kam sicherlich nach Halle in der Meinung, der Alterthumswissenschaft die bessere Hälfte seiner Kraft zuzuwenden. Aber in keiner Provinz der Academie sah es so öde und trübe aus; ihre Geschichte bildet die Schattenseite der sonst so glänzenden Anfänge Halles.

Bei der Stiftung wollte man die Philologie nicht unbesetzt lassen, weil die kurbrandenburgische Kanzlei mit manchen Staaten zu thun hatte, gegen die man sich der lateinischen Sprache bedienen mußte, und weil man denn doch die Landeskinder deshalb nicht nach Holland schicken wollte. Nur mit Widerstreben war Christoph Cellarius dem Ruf auf den Lehrstuhl der Eloquenz und Geschichte gefolgt (1693); vierzehn Jahre lang las er die Realien und erklärte alte und neue Lateiner; aber selbst die Vorträge dieses ganz auf das Praktische gerichteten, verdienten Schulmannes standen bei den Studenten in dem Ruf, ihrer gelehrten Fassungskraft zu viel zuzumuthen. Vergebens suchte er in seinem Collegium elegantioris litteraturae gute Lateiner zu formiren: selbst von seinen angesehensten Collegen hörte er ein Latein, das nicht für seine Ohren war, und er seufzte: ius, ius, ius, et nihil plus!

54 Vom Griechischen nun gar mochte der Student nur das „alltägliche und bequeme Handwerkszeug" haben. Die Professur des Griechischen war mit der des Orientalischen vereinigt; deshalb hatte sie Joh. ~~Heinrich Michaelis~~ (seit 1698), der auch über die ignazianischen Briefe las, und dann A. H. Franke, dessen Exegese in der Vergleichung des neutestamentlichen Urtextes mit Luthers Übersetzung bestand.

Zur Zeit Winckelmanns lehrte dort ein wirklich sehr gelehrter Mann, Johann Heinrich Schulze (geboren zu Colbitz im Magdeburgischen 1687, † 1744), der nur leider sein ganzes Leben hindurch zwischen Linguistik und Medicin, wie zwischen zwei verschiedenen Existenzen, herüber und hinüberschwankte.

Schulze, der Sohn eines Schneiders, hatte frühzeitig sein ungemeines Sprachtalent an den Tag gelegt; man hatte den siebenjährigen Knaben in einer Ecke des väterlichen Gartens hinter den Bienenstöcken mit dem griechischen Neuen Testament angetroffen; vierzehn Jahre alt lernte er das Arabische von einem Damascener, Salomon Negri. Er studirte Medicin und Chemie unter Stahl und practicirte und laborirte mit Erfolg; aber als ihn ein Freund auf seine sprachliche Ausrüstung für die Theologie aufmerksam machte, bedachte er sich nicht lange, die Medicin zu verlassen. Er studirte nun die sämtlichen semitischen Dialekte und das Alte Testament mit ihrer Hilfe, las die Rabbinen, ging zu den griechischen Profanschriftstellern über und fing an, in griechischen Versen zu dichten: ~~bei~~ der Jubelfeier Altorfs trat

er auf mit einer griechischen Rede. Jahrlang hatte er am Pädagogium gelehrt und war im Begriff, zur Universität überzugehen, als ihn Friedrich Hoffmann wieder zur Medicin zurückbrachte. Er wurde sein Haus- und Tischgenosse und Amanuensis und promovirte unter seiner Leitung. Nun las er hier und seit 1720 in Altorf Chemie, Anatomie, Physiologie und Encyklopädie der Medicin und gründete sich einen bleibenden Namen durch seine Geschichte der Medicin, die er bis zur Einführung der griechischen Heilkunde in Rom führte (1728). Da erhielt er nach zwölfjähriger Abwesenheit den Ruf zur Professur der Eloquenz und der Alterthümer; und noch einmal kehrte er zu den zwölf Jahre lang unterbrochenen Studien zurück.

Man sieht wohl, der einzige Fehler dieses ebenso stillen und menschenscheuen, wie fleißigen und begabten Gelehrten war, daß er keinen Willen hatte. In den wichtigsten Lebensfragen wurde er durch fremde Einsprache bestimmt, und so war seine gelehrte Laufbahn wenigstens im Verhältniß zu dem, was sie hätte sein können, eine verfehlte.

Dieser Mann aber war es, der damals die ganze Alterthumswissenschaft Halles auf seinen Schultern trug. Alle, die damals in Halle studirten, 55
kommen in Schulzes Lob überein: J. D. Michaelis erzählt, daß ihm aus dem Unterricht dieses wirklich großen Gelehrten noch in seinem Alter ganze Stellen des Homer, und was er dabei bemerkt hatte, selbst mit dem Ton, im Gedächtniß schwebten; Boysen nennt ihn unvergleichlich, und auch Reiske beklagt, daß er nicht nach Verdienst geschätzt worden sei.

Zu Winckelmanns Zeit verglich er die Idyllen des Theokrit mit den Virgilischen, um die Abhängigkeit der Römer von den Griechen zu zeigen*); er bot Erklärungen griechischer Dichter an; ferner eine practische Beurtheilung der besten Schriftsteller bis zum fünften nachchristlichen Jahrhundert u. a. Aber wahrscheinlich fand er wenig Zuhörer.

Ein thasisches Tetradrachmon, das Geschenk eines Studenten aus Siebenbürgen (1734), brachte ihn auf das Münzsammeln; er knüpfte Correspondenzen an bis nach Ungarn und der Schweiz und vertiefte sich in die Münzgelehrten. Seine Sammlung enthielt zweitausend römische Kaisermünzen und etwa 340 römische Familienmünzen; 140 griechische und einige hundert barbarische Stücke. Sie kam später in den Besitz der Universität und bildet jetzt einen Theil des archäologischen Museums.

Im Sommer 1738 kündigte er zum erstenmal ein Colleg über griechische und römische Alterthümer nach Münzen an. Den größten Raum nahmen die Darstellungen der Götter ein. Er kannte zwar nur die römische Götterlehre und mußte seine Compilationen aus Kipping und Spanheim (den er für den größten Antiquar auch des künftigen Jahrhunderts hielt!) für Kinder an

*) Ut appareat quam multum a Graecis ad Romanos pervenerit. Cat. lect. Halens.

Verständniß berechnen; er hält den Polytheismus für eine Erfindung römischer Staatsklugheit und findet in den Mythen gelegentlich chemische Allegorien und spinozistische Geheimlehren*). Hier konnte Winckelmann, dem der Besuch dieser Vorlesung bezeugt ist, zum erstenmale die alten Götter in ächten, wenn auch untergeordneten Denkmalen leibhaftig vor sich sehen.

Und dies ist Alles, was von der classischen Alterthumswissenschaft in Halle zu erzählen ist! Wenn man bedenkt, daß in Leipzig schon damals Christ mit Beifall archäologische Vorlesungen hielt, und daß Ernesti an der Thomasschule stand (von dem Winckelmann später sagte, „daß er ihn mit überwärts gebeugtem Haupte anschaue, wie bei Betrachtung eines erhabenen Tempels, und seine Verdienste mit niedergeschlagenem Blicke bedenke"), daß er
56 in Göttingen Gesner hätte hören können, daß selbst in Wittenberg der in alter und neuer Literatur, wie in den Museen Italiens wohlbewanderte J. W. v. Berger, — der Rathgeber beim Ankauf der Dresdener Antikensammlung — ihn, wie später D. Ruhnken, hätte berathen können: so muß man sagen, daß er in diesem Punkte keine unglücklichere Wahl hätte treffen können.

Umsomehr Veranlassung hatte er, bei den übrigen Brunnen der Weisheit herumzugehen, und wir wollen versuchen, ihm hier so viel es möglich ist zu folgen.

Theologie

Die Vorlesungen, die er officiell hörte, kennen wir aus dem Album der theologischen Facultät; aber er hat wahrscheinlich viel mehr, jene aber sehr ungleich gehört.

Seine theologischen Vorlesungen sind eben die, in denen die hallischen Pietisten dieses Studium beschlossen glaubten, und die ihm wahrscheinlich vorgeschrieben waren: das dogmatische Anfangscolleg und die biblischen Exegesen.

Wenn unser profaner Freund später einmal „Gott dankt, daß er dem theologischen Krame völlig entsagt habe": so sollte jenes Dankgebet doch keineswegs sagen, daß ihn alle Zweige der Theologie unberührt gelassen hätten. Sein Zusammenhang mit dieser Wissenschaft beschränkte sich freilich auf das wenige, was damals auch manchen Anderen als Caput mortuum protestantischer Theologie allein noch übrig geblieben war: die Beschäftigung mit der alterthümlichen Sprache der Bibel und mit den hebräischen Antiquitäten, die sich allmählich durch die Kunde des heutigen Morgenlandes zu beleben anfingen, und daneben die kirchen- und ketzerhistorischen Curiositäten.

In der That war auch die orientalische Philologie der einzige Zweig der wissenschaftlichen Theologie, worin Halle damals vorleuchtete: einmal

*) J. H. Schulzes Anleitung zur älteren Münzwissenschaft, herausgegeben von J. Ludwig Schulze. Halle 1766.

lehrten hier dreizehn Docenten dieses Faches. Damals schleppte man sich auf allen deutschen Universitäten noch in dem alten rabbinischen Gleise fort; während schon Albert Schultens in Leyden, ausgehend von dem Gedanken einer früheren Einheit sämtlicher semitischen Dialekte und ihrer Abkunft von einer vollkommenen Ursprache (nach Hupfelds Worten) das Ideal einer harmonischen Behandlung der orientalischen Sprachen aufgestellt hatte. In Halle zuerst wurden diese Sprachen in engere Verbindung gesetzt, nicht ohne Antheil der Missionen. Chr. B. Michaelis war es, der zuerst lehrte, daß die Bibel ohne das Licht der Dialekte und der alten Übersetzungen nicht mit Zuverlässigkeit erklärt werden könne; und „alles, was er in seinem stets medi- 57
tirenden Kopfe aussann oder sonstwo auffand, das sagte er seinen Zuhörern mit unverholener Offenheit." Die erste kritische Bibelausgabe war das Werk des achtzehnjährigen unbelohnten Fleißes von Johann Heinrich und Christian Benedict Michaelis.

Bei diesem hat Winckelmann die Auslegung der kleinen Propheten und des Pentateuchs gehört, später auch die des Buches Hiob. Freilich wird uns erzählt, daß das, was Geist und Zweck der Auslegung ist: Eindringen in die Eigenthümlichkeit der alten Sprache und in den Gang und die Verbindung der Ideen einer Schrift, Entwicklung dieser Ideen aus dem Geiste der Zeit — daß für dies alles jene Sprachgelehrten nicht von fern einen Sinn hatten: sie kramten an Phrasen, buchstabirten Silben und legten centnerschweren Nachdruck auf jedes Wort.

Gleichwohl blieb Winckelmann die Beschäftigung mit dem biblischen Urtext durch sein ganzes Leben werth und theuer. Nicht blos in den nächsten Jahren sehen wir ihn mit so gründlich gelehrten Commentatoren wie Gusset (zu den Propheten), Joh. Christoph Wolf (zum neuen Testament) sich herumschlagen; er beschäftigt sich mit biblischer Chronologie und Geographie und mit der in dem Systemgeist jener Zeit wunderlich ausgesponnenen grammatischen Theorie des Joh. Andreas Danz, der zu sagen pflegte, Dr. Luther habe nicht so viel Hebräisch verstanden, als ein Student, der nur einmal seine Grammatik gehört habe. Sogar in Dresden und Rom fährt er fort, sein tägliches Capitel aus der hebräischen Bibel zu lesen; er fängt mit dem Ritter Montagu ~~das Arabische an;~~ ja er scheint diese Gewohnheit als eine Art frommen Werkes zu betrachten, das ihm bei den früheren Freunden aus der alten Kirche die Anerkennung eines noch vorhandenen Antheils an christlich-protestantischer Gottseligkeit verschaffen soll.

Als Winckelmann nach Halle kam, waren die großen Leuchten des Pietismus theils gestorben, theils ausgewandert; die noch übrigen und die Nachfolger hatten wenig von dem „Geist der ersten Zeugen."

Nur Joachim Lange stand noch aufrecht (beiläufig gesagt, sein Landsmann, geboren zu Gardelegen 1670), der sprachgelehrteste und arbeitsamste, fruchtbarste und ungestümste unter ihnen; ein Theolog von hoher, hagerer Gestalt, eisernen Eingeweiden und bis in sein 74stes Jahr mit ungeschwächten Falkenaugen. Noch las er um zehn Uhr seine Dogmatik, die oeconomia salutis, auf der Waage (deren Besuch Winckelmann durch drei Semester testirt wird); zu welcher Stunde (so wollte es der König) kein Anderer das Katheder besteigen durfte. Und Knapp „las die Bibel cursorisch und umsonst, wörtlich
58 übersetzt und ganz unkritisch; und sprach in schönem und leichtem Latein von der Unverdorbenheit und dem gleichen Alter der hebräischen Codices nach Buchstaben und Lesezeichen."

Im Album der theologischen Facultät steht sogar noch der Name von Winckelmanns Beichtvater; er hatte sich nach dem Beispiel der meisten Studirenden den gefeierten Adam Struensee gewählt (geb. zu Neuruppin 1708, † als Propst zu Altona 1791). Vor sieben Jahren hatte man ihn von Berleburg nach Halle gezogen, bald mußte man in der Moritzkirche neue Chöre und Stübchen bauen, denn alle die ersten Größen der Universität waren seine Zuhörer, seine Beichtkinder und begehrten seine Tröstungen auf dem Sterbebette. Durch die bedeutenden Gaben, die man ihm anvertraute, war er im Stande, für arme Studirende viel zu thun.

Sonst war der Pietismus damals im Verkümmern: der alte Unstern religiöser Parteien, die Gunst der Mächtigen, hatte das schleichende Gift der Heuchelei in seinen Körper eingeführt. Das kränkelnde Antlitz dieser späteren Zeit ist geschildert in Semlers chaotischer Lebensgeschichte. Diese mechanische Bearbeitung und Reizung des Gefühls und der Einbildungskraft bei Verweichlichung des Verstandes, diese Idiotismen der Erbauung und diese Niedlichkeiten sinnlicher Andacht, neben dem Trachten nach Gravität, innerer Stille und Unthätigkeit: alle diese Dinge, von welchen der arme Johann Salomo seine lebenslange Wunde davontrug in dem „Verlust aller Zufriedenheit mit seinen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten und dem ängstlichen Mißfallen an sich selbst:" dies alles kann Winckelmann nur als eine ihm kaum verständliche Krankheitserscheinung berührt haben.

Dieser Student war damals voll von Heißhunger nach Wissenschaft um ihrer selbst willen: und hier galt nur, was den praktisch-asketischen Endzweck an der Stirn trug; man pflegte eine fromme Nervosität, die selbst vor bürgerlichen Gesprächen mit Unwiedergeboren scheu zurückwich: aber Niemand konnte weniger Sprödigkeit in der Wahl seines Umganges haben, als Winckelmann, für den sogar zweifelhafte Persönlichkeiten einen gewissen Reiz gehabt zu haben scheinen. Man verabscheute die Weltförmigkeit, nach der Winckelmann, ein anklebendes bäurisches Wesen fürchtend, in Kenntnissen, Unterhaltung und Kleidung strebte. Hier machte man sich Scrupel, die Alten auf den Schulen

zu behalten, wegen ihres Ehrgeizes, ihrer Scherze und ihrer Sinnlichkeit: und gerade deshalb gefielen sie Winckelmann.

Winckelmann gehörte überhaupt nicht zu den Naturen, die man oft moderne nennt, welche sich stets als zwei Wesen fühlen und in ihrer kleinen inneren Welt den Streit himmlischer und irdischer Kräfte fühlen; bei denen die Ideale des Kopfes und die Verlangen des Herzens sich der Gegenwart und der Wirklichkeit nur in Asymptoten nähern. Seine höchste Pflicht war ihm im Ganzen nichts anderes als sein höchster Trieb; der Mannigfaltigkeit seiner edeln und unedeln Regungen sah er zu, indem er sie gewähren ließ, wie 59
wilde Kinder.

Sein Lebenselement war die andere Hemisphäre der Menschlichkeit; die absichtslose Wißbegierde, die heitere Kunst, die freie Anmuth eines von der Freundschaft erwärmten Lebens. Nicht die Abtödtung, sondern die Mäßigung der Begierden wollte er; und diese Mäßigung dachte er sich am liebsten als die angeborene Gabe einer schönen und deshalb ruhigen und sanften Natur: von dem Übermaß asketischer, pädagogischer und conventioneller Bildung und Verbildung suchte er den Weg zurück zu der verlorenen Einfalt, Schönheit und Sinnlichkeit der Natur.

Da wir nun einmal vom Pietismus gesprochen haben, so liegt die Frage nahe, wie es mit dem Glauben unseres Theologen bestellt gewesen sei.

> Heus age, responde, minimum est quod scire laboro:
> De Jove quid sentis?
>
> Pers. sat. 2, 17.

Die Beantwortung dieser Frage hat ihre Schwierigkeit: denn Winckelmann beobachtete aus Grundsatz, aus Neigung und leider auch aus nothgedrungener Klugheit das tiefste Schweigen über die höchsten Fragen; ja auch bei sich selbst scheint er nicht gern diese Dinge aufgerührt zu haben: das Nachdenken über die metaphysischen Fragen war ihm offenbar peinlich. Es wird passend sein, die Frage an dieser Stelle zu erörtern: was ihm später vertraulicher Weise entfuhr, hat sich in diesen Jahren entwickelt.

Es ist bereits erzählt worden, welchen schlimmen Ruhm sich Winckelmann in der Schule gemacht hatte: „eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle höheren Wissenschaften" wurde ihm vorgeworfen.

Wahrscheinlich nun war es in Halle, wo die hier empfangenen Keime des Zweifels zur vollen Entfaltung kamen. In jener gährenden Zeit, wo es von verworrenen Schwärmern und kecken Sturmgeistern wimmelte, während doch die Geistlichkeit noch einen gewissen Druck ausübte, zog sich alles, was 60
es im deutschen Reich von geächteten und verdächtigen Stiefkindern der Kirche gab, nach der Freistatt in Halle, wo sich, wie Eberhard sagte, die Wellen der verfolgenden Orthodoxie zuerst gebrochen hatten. In Halle, schrieb 1709 Chr. Zeller, werden nebeneinander Atheismus und Fanatismus und das

wahre Christenthum verbreitet.*) In Halle vollzog sich die Übergangskrisis der protestantischen Theologie: das heiße Fieber der religiösen Schwärmerei schlug um in das kalte des skeptischen Naturalismus.

Ein solcher Übergangsmann war der zur Zeit gefeiertste Theologe Halles, Siegmund Jakob Baumgarten, in dem man damals den Versöhner von Philosophie und Frömmigkeit verehrte. Da es für eine Schande galt, in Halle studirt und Baumgarten nicht gehört zu haben, so fand sich auch Winckelmann zu seinen Vorlesungen über den Römerbrief und den Hebräerbrief ein. Am hallischen Waisenhause, wo er lange gelehrt hatte, erinnerte man sich noch seiner Gaben der Erbauung und Rührung; aber als Professor entwickelte er den Sinn für das Formelle der Wissenschaft, das man in Halle anfangs mit der alten Scholastik bei Seite geworfen hatte; und die Treuen, wie Bogatzky, sahen ihn mit Bekümmerniß in neue „kalte Subtilitäten ohne Saft und Kraft" verfallen. Er arbeitete, heißt es, mit ununterbrochener Gleichmäßigkeit wie ein Tagelöhner; und in seinem Kopfe gestaltete sich das Chaos der Ideen und Kenntnisse zu einer vielgliedrigen Tabelle; solche Tabellen dictirte er in einem schläfrigen, eintönigen und langsamen Vortrag vor 3—400 Zuhörern, die ihn als ihr Orakel verehrten, aber nicht bezahlten. Nur zum Abendtisch vergönnte es sich Baumgarten, in Gesellschaft von Studirenden einiges Vergnügen zu genießen; dann sprach er gut und belebt und verrieth zuweilen, daß hinter seinen künstlichen Argumentationen mancherlei esoterische Zweifel standen, ja daß er das theologische System als bloses Eigenthum des gelehrten Standes ganz von der Religion trennte. Aber diese Gedanken wagten sich eben nur in vertrauten Kreisen hervor; wie wenn er Wolf und Voltaire bei sich empfing, wo dann Baumgarten die losen Reden Voltaires, „sehr eingeschmolzen" dem des Französischen unkundigen Wolf verdolmetschte, der sie „mit aller Hochachtung aufnahm". Hier spielte Baumgarten den gelehrten Deisten; und es war, sagt Semler, für den, der es verstand (nämlich das Latein), ein inniges Vergnügen, zu sehen, wie die ganz gemeine Theologie so gewaltig verlor.

61 So sieht man hier mitten im Heiligthum des Pietismus den Zeitpunkt sich ankündigen, wo sich der Deismus selbst auf den Lehrstühlen deutscher Theologie niederlassen sollte. Dieser Mann, dessen Schülern, wie Büsching, „es wehe that, daß er ihnen in Dogmatik und Polemik Nichts zu untersuchen und Nichts zu beweisen übrig ließ": war es, von dem Viele ausgingen, die an den Lehren der Kirche und an der christlichen Religion selbst irre wurden: fast alle die, die später als die Koryphäen des norddeutschen Rationalismus auftraten. Denn die Büsching, Teller, Spalding, Eberhard,

*) Es ging der Spruch um: Halam tendis aut pietista aut atheista reversurus; angeführt bei Tholuck.

Steinbart hatten alle zu seinen Füßen gesessen. In der That war man bei Baumgarten schon ganz aus den heißfeuchten Regionen der Gefühlsreligion in die austrocknende Dürre der Verstandesreligion versetzt. Wolfs Philosophie galt damals als die wirksamste Waffe gegen den Unglauben; während in der That die theologischen Wahrheiten durch Anpassung an diese kalte und trockene Luft unvermerkt ihre Natur völlig änderten. Semler, dessen Augen einst in die Baumgartens wie geheftet waren, so oft sie auch ehrerbietig sich wieder zurückzogen, stellte in Halle seine labyrinthischen Streifzüge historischer Kritik an, für die ihm der Meister halb und halb seinen Segen mitgegeben hatte; hier fand Eberhard eine Zufluchtsstätte, an dem Lessing schon angemessen fand, beispielsweise die Seichtigkeit der neologischen Religionsphilosophie zu zeigen: hierher flüchtete zuletzt das enfant terrible der Aufklärung, der berüchtigte Dr. Bahrdt.

Verhältniß zur Religion

„So fleißig, aufrichtig und sparsam Winckelmann war (wir hören wieder den guten Paalzow), so stark hatten doch sein Herz die eingesogenen Zweifel gegen die Wahrheit und die Gleichgiltigkeit gegen unsere allerheiligste Religion eingenommen. Nach seinem Geständniß hatte er sich zwar alle Gewalt angethan, um dieselben zu beseitigen und sie zu überwinden; ja, wie er offenherzig bekannte, hatte er sogar Gott auf seinen Knien um Überzeugung der Wahrheit angerufen; er hatte aber solche niemals erlangen können. Allein vielleicht ward die wirkliche Überzeugung verhindert. Mußte nicht das beständige Lesen gegenseitiger und heidnischer Schriften und hingegen ein von Jugend angewöhnter Abscheu an allen zur Wahrheit führenden Abhandlungen, das Herz in Gleichgiltigkeit und in heimlicher Feindschaft gegen die Wahrheit erhalten? Konnte er wohl im Umgang mit einigen dergleichen Religionshassern eine Liebe zur Wahrheit bekommen? Und war auch wohl der Trieb zur Wahrheit mit Ernst verbunden? Indessen machte der Herr Abt als Schüler, Student und öffentlicher Lehrer alle Übungen mit.“ So sprachen die über ihn, die damals mit ihm zusammen lebten.

In der That findet man auch Winckelmann in den folgenden Jahren mit Büchern englischer Deisten und ihrer Nachfolger jenseits des Kanals be- 62
schäftigt; es begegnen uns Notizen über John Tolands Nazarenus und Adeisidämon, Auszüge aus dem Pantheistikon und aus W. Woolstons Schrift über die Wunder Christi; — worin bewiesen wird, daß die Heilungswunder ebenso wenig die Wunder des Messias, wie ein Beweis des göttlichen Ansehens des Religionsstifters seien, sondern prophetische und parabolische Erzählungen von mystischem und geistigem Sinn.

Winckelmann erzählt, daß er in seiner Heimath sogar als Gottesleugner verschrieen war: allein dieser Ehrentitel ist ja zu allen Zeiten denen ertheilt

worden, die den jeweiligen frommen Modedialekt nicht ganz correct mitsprachen. Etwas mehr Grund scheint es gehabt zu haben, wenn er bei seinen Zeitgenossen als Leugner einer anderen Säule der natürlichen Religion, nämlich der Unsterblichkeit galt.*)

Einst, es war auf einer Erholungsreise in die Altmark und zu Salzwedel (1751), hatte ihn ein Freund in einer mondhellen Nacht nach Hause begleitet und beim Auf- und Abgehen auf dem Kirchhof den damals bedenklich Kränkelnden zur Sorge für seine Gesundheit ermahnt: „wenn Sie darin nachlässig sind, so werden Sie noch hier den Todten beigefügt werden, auf deren Gräbern wir wandeln." Diese Worte waren noch nicht völlig ausgesprochen, da fiel Winckelmann ihm um den Hals und rief: Ach Freund, sagen Sie mir davon nichts! — Sie haben ja wohl, versetzte der Andere, nach dem Tode, wie Ihre Meinung scheint, nichts zu fürchten, noch zu hoffen. — Hier unterbricht ihn Winckelmann heftig: Unsere Freundschaft hat ein Ende, wenn Sie noch weiter ein Wort davon reden.

Ohne Zweifel hatte der materialistische Luftkreis der Zeit auf ihn eingewirkt. Als die Geistesstörung einer ihm nahestehenden Frau vor seinen Augen sich entwickelt, drängt sich ihm die Abhängigkeit des Geisteslebens vom Gehirn auf: „Wahrhaftig, es ist eine lächerliche Sache um die Seele. Aber wenn unsere Materie ist, was in uns denkt, wie kann ich vor Narrheit sicher sein? Ein kleines Fäserchen im Gehirn verrückt sich, und ich werde an Verstand eine Bestie; ja viel ärger und elender, denn alle Menschen fliehen mich!"

Aber später trugen andere Regungen über die Skepsis den Sieg davon. Dann wünscht er nicht so unglücklich zu sein, um an seiner künftigen Bestimmung zu zweifeln; — „ob ich gleich nicht überzeugt bin, wie es kein vernünftiger Mensch werden kann; aber es ist für mich ein wollüstiger Gedanke,
63 den künftigen Genuß meiner Freunde zu hoffen." Er nimmt sich vor, da er eine unendliche Ewigkeit werde ernsthaft sein müssen, in diesem Leben nicht den Weisen anzufangen oder für seine Erben sorgen zu wollen. „Endlich", schreibt er kurz vor seinem Tode, „wird die Ruhe kommen in dem Ort, wo wir uns zu sehen und zu genießen hoffen! woran ich ohne die innigste Bewegung und ohne Freudenthränen nicht gedenken kann. Dahin will ich, wie ein leichter Fußgänger, so wie ich gekommen bin, aus der Welt gehen." „Die Ewigkeit", ruft er, „muß unser Trost sein; und dieser Glaube muß fest in uns gewurzelt bleiben. Wie glücklich wären wir, wenn wir von derselben eine geometrische Gewißheit haben könnten!" Vielleicht war ihm Mendelssohns Phädo auch aus diesem Grunde ein willkommenes Buch und „eines der besten deutschen Bücher, die er gelesen."

*) Vgl. Klotz, Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. IV. 1770.

So lebhaft in solchen Worten das Bedürfniß des Herzens ausgesprochen ist, das die Bande der Liebe und Freundschaft stets für die Ewigkeit knüpft: so bestimmt ist das Bewußtsein von der Unzulänglichkeit aller Beweise festgehalten. Hier ist noch nichts von jener modernen Logik, die Bedürfnisse für Beweise nimmt. Das Gemüth wird wahrscheinlich diese Bedürfnisse nie verlernen; der Verstand kann auf jene Zweifel nicht verzichten; die Vernunft aber vermag die Ewigkeit, die sie uns zusichern kann, nicht immer dem Herzen recht vernehmlich, noch dem Verstand verständlich zu machen. So werden wir stets die Dissonanz beider Stimmen in uns vernehmen.

Wenn aber Winckelmann aufgefordert wurde, sein Credo zu formuliren, so schloß er sich wörtlich den Deisten an. „Der Finger des Allmächtigen — dies nennt er (1754) sein oft wiederholtes Glaubensbekenntniß —, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinkt: demselben mußt Du und ich, aller Widersetzlichkeit ungeachtet, folgen. Dieses ist die offene Bahn vor uns. Auf derselben hat uns der Schöpfer die Vernunft zur Führerin gegeben; wir würden wie Phaëton Zügel und Bahn ohne dieselbe verlieren. Pflichten, die aus diesem Princip fließen, vereinigen alle Menschen in Eine Familie zusammen. Hierin bestand bis auf Mose das Gesetz und die Propheten."

Dies ist eben die natürliche Religion, die einst Herbert von Cherbury ausgegangen war zu suchen, als den festen Ankergrund in dem Streite der Sekten und als Besänftigungsmittel ihres blutigen Haders. Es ist die Religion, deren Gemeinbegriffe auch dieser ritterliche Denker aus dem natürlichen Instinkt ableitete, der ihm als Werk der Vorsehung galt; die einst die Religion aller Menschen war, ehe sie durch die Herrschsucht der Priester mit menschlichen Satzungen überbaut wurde, und die nach Voltaire in allen übrigen Religionen ausgebreitet ist, wie ein Metall, das mit allen anderen 64
Verbindungen eingeht.

„Der wahre Gottesdienst," fährt Winckelmann fort, „ist nur bei wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu finden; — an Pflichten, die über die Vernunft gehen, ist Niemand gebunden; — über theatralische Gaukeleien darf der Verständige wegsehen." Alles dies Besondere ist im besten Fall ebenso unzugänglich für unseren Verstand, wie gleichgiltig für die sittliche Bestimmung; übrigens unbedenklich mitzubekennen und mitzumachen.*)

*) Voltaire, Essai sur les moeurs Ch. 182 (Théistes): Ils diffèrent des autres hommes en ce qu'ils n'ont ni dogmes ni temples, ne croyant qu'un Dieu juste, tolérant tout le reste, découvrant rarement leur sentiment. Ils disent que cette religion pure est aussi ancienne que le monde, qu'elle était celle du peuple hébreu avant que Moïse lui donnât un culte particulier. . . . Ils n'ont qu' un culte secret, chacun adorant Dieu en particulier, et ne faisant aucun scrupule d'assister aux cérémonies publiques.

In Winckelmanns Zweifeln war nie etwas von dem streitlustigen und prahlerischen Auftreten jugendlicher Freidenker. Er entwickelte seine Ansichten nur in einem Cirkel vertrauter Freunde, und auch dann nicht anders, als wenn er dazu aufgefordert wurde. Nichts ist da von dem stürmischen Vergnügen an der Zerstörung wirklicher oder vermeintlicher Illusionen, in der sich die Unreifen geistesstark vorkommen; auch nichts von der ritterlichen Sinnesart, die sich zum Anwalt lange geächteter und verworfener Lehren, zum Anfechter gefürchteter Autoritäten aufwirft; wohl aber etwas von der Kälte, die litterarische Männer oft aus der Kenntniß der menschlichen Meinungen davontragen, die bei ihnen ihre Überzeugungskraft durch Reibung zu neutralisiren scheinen.

Selbst zur Zeit der furchtbarsten Aufregung seines Lebens, bei jenem Religionswechsel, als ein Chaos von Gedanken, sich anklagend und entschuldigend, in ihm auf und ab wogte, ist ihm nie eine Bemerkung über den Streit der Confessionen entfallen.

Mehr noch, als in diesen aus der Zeitphilosophie aufgenommenen Sätzen hören wir Winckelmanns Stimme da, wo er sich, anklingend an alterthümliche Philosophie und übereinstimmend mit seinen Lieblingsideen von Schönheit und Freundschaft, über die letzten menschlichen und göttlichen Dinge äußert.

Die Schönheit der Natur war es, deren Gefühl bei ihm mit dem Gefühl des Göttlichen nahe verbunden erscheint. Denn die Idee Gottes ist ihm vor allem anderen faßlich als Ursprung der Schönheit. Er spricht von
65 einer Gegend, die die Allmacht und die Quelle der Erkenntniß der höchsten Schönheit nicht wunderbarer hätte bilden können. Ein einziger Blick auf eine solche bezaubernde Landschaft ist allein im Stande, ihn zum Preis der Vorsehung zu erwecken. Einen Freund, der durch die Tyroler Gebirge reist, fordert er auf: „Bewundern Sie hier die schöne Welt und ihren Schöpfer."

Dieses religiöse Naturgefühl ist Wenigen, auch den Weltlichsten, ganz fremd; nicht so viele Mitandächtige wird Winckelmann finden, wenn ihm auch vollkommene Körperformen ähnliche Regungen zu erwecken im Stande sind. Die Betrachtung idealer Bildungen führt ein ruhiges Entzücken mit sich, das uns, wie er glaubt, Gott nähert, und das nichts anderes sei als die Seligkeit, dieser Endzweck aller Religionen. In der Erinnerung an das Bild der Schönheit fühlt er die Spuren der Harmonie, die über menschliche Begriffe geht und von der ewigen Verbindung der Dinge angestimmt wird. Ja, er will in der hohen Einfalt des Umrisses ein Bild der Einheit des göttlichen Wesens sehen.

Dann aber ist der göttliche Urquell der Schönheit auch der Ursprung der höchsten Empfindung, der Empfindung, die eben die Schönheit erregt; wie nach dem Glauben der Platoniker die Liebe ein Enthusiasmus ist, der die

Erinnerung an das Übersinnliche und Göttliche wachruft. „Die hohe Freundschaft kommt aus dem Schooße der ewigen Liebe.... Vom Himmel kommt die Freundschaft und nicht aus menschlichen Regungen."

Er erzählt uns einmal, daß er Alexander Popes Versuch vom Menschen fast auswendig weiß; die Sätze dieses Lehrgedichtes, die Pope den Gesprächen Bolingbrokes verdankte, stammten eigentlich aus den Charakteristiken Shaftesburys, und es war wohl nichts anderes als der Nachklang stoischer Philosophie, was Winckelmann an diese elegante Weltweisheit fesselte. Ich meine jene Beschwichtigung des Murrens des endlichen Wesens durch die Ergebung in seine Rolle in der großen Harmonie des Universums; — jene Betrachtung des Göttlichen unter dem Attribut der Unendlichkeit, der alles erfüllenden Gegenwart, wie in den Zeilen, die Winckelmann anzuführen liebt:

. as full, as perfect in a hair as heart,
as full, as perfect in vile man that mourns,
as the rapt seraph, that adores and burns.

„Wir sollen", tröstet Winckelmann mit Epiktet, „wie Kinder an der Tafel sein und zufrieden nehmen, was uns vorgelegt wird, nicht selbst zulangen noch murren und die Rolle, die uns gegeben ist, sie mag sein, wie sie will, gut spielen."

Es sind nur zwei Äußerungen bekannt geworden, in denen Winckelmann 66
gewagt hat, mit Vorwürfen gegen die christliche Religion aufzutreten; und in beiden stellt er ihr die Sitte und Denkweise des Alterthums gegenüber. Im Allgemeinen sprach er von ihr respektvoll, aber ablehnend. „Die christlichen Offenbarungen erhalten ihre Überzeugung nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich, wie vielen Gläubigen geschehen, billig auch an mir in stiller Anbetung erwarte." Diese Erklärung zeigt, daß er sich die pietistische Ansicht hatte gefallen lassen, die den Antheil am Christenthum nicht auf Erkenntniß, sondern auf Gefühle gründet. Aber sie beweist auch, daß er diesen Gefühlen so fremd und so zu sagen ohne alle Handhabe gegenüberstand, daß er (wofern man ihn so ernst beim Wort nehmen darf) bis zu ihrem, wie ein Wunder erwarteten Eintritt, sich als außerhalb des heiligen Bezirkes stehend betrachtete.

In einem Briefe tadelt es Winckelmann an der Religion, in der wir erzogen sind, „daß der Privatfreundschaft, weit entfernt, daß zeitliche oder ewige Belohnungen auf sie gesetzt werden, im Neuen Testament nicht einmal dem Namen nach gedacht sei. Dies sei vielleicht ein Glück für die Freundschaft; denn sonst bliebe gar kein Platz für den Uneigennutz." Ein Vorwurf, auf den Lessing in seinem Lustspiel „Der Freigeist" geantwortet hat.*)

*) Shaftesbury, An Essay on the freedom of wit & humour II. 3: I cou'd be almost tempted to think, that the true Reason why some of the most heroick

Die andere Stelle wird unsere Modernen besonders für ihn einnehmen. „Bei den Alten," ruft er, „wurden die Tugenden, durch deren Übung unsere Begriffe sinken und erniedrigen, nicht gelehrt noch gesucht; die Cyniker waren die ersten und einzigen, die durch eine niederträchtige Geduld sich zu erheben suchten. Von der christlichen Demuth hatte das Alterthum noch weniger Begriff, weil dieselbe in der Selbstverleugnung und also in einer gewaltsamen und mit der menschlichen Natur streitenden Fassung besteht. Ihre Demuth ging nur bis zur Bescheidenheit, welche ohne Schminke sein sollte; dahingegen jene fast beständig von der Verstellung begleitet und vom Stolz verlarvt ist. Bei uns wird die Ehrbegierde erstickt und der dumme Stolz genährt. Es sagen ihre großen Männer das Gute von sich mit eben der
67 Zuversicht, mit der sie es von Anderen sagen, weil sie glaubten, der Mensch müßte sich seines Werthes bewußt sein, um sich vor der Niederträchtigkeit zu verwahren."*)

„Das Vertrauen auf sich selbst, das Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werth des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft", — dies sind für Goethe die Bestandtheile eines unzertrennlichen Ganzen, ja eines von der Natur selbst beabsichtigten Zustandes, den er heidnischen Sinn nennt, und der ihm eigentlich als die unverwüstliche Gesundheit gilt. Darin, daß Winckelmann ungeknickt aus den dreißig Jahren seiner Prüfungszeit hervorgeht, darin, daß er stets mit dem Boden zufrieden ist (?),

---

Virtues are so little notice taken of 'em in our holy Religion, is, because there wou'd have been no room left for Disinterestedness, had they been intitled to a share of that infinite Reward, which Providence has by Revelation assign'd to other Dutys. Private Friendship, and Zeal for the Publick and our Country, are Virtues purely voluntary in a christian. Was Winckelmann unumstößlich beweisen will, war schon von dem Bischof Taylor gesagt worden: You inquire, how far a dear and a perfect Friendship is authoriz'd by the Principles of Christianity! to this I answer, that the word Friendship in the sense commonly meant by it, is not so much as nam'd in the New Testament; and our Religion takes no notice of it.

*) Als Beispiel Winckelmannscher Gedankendescendenz stehe hier die dreifache Quelle dieser in der Allegorie vorkommenden Stelle. Algarotti, Saggio sopra la pittura (Opp. II. 169): Tanto era lontano che venisse ai gentili predicata umilazione, penitenza, e rinunziamento alle mondane cose, che il Gentilesimo al contrario pareva espressamente fatto per lusingare i sensi ne' seguaci suoi, esaltar le passioni, allumar la fantasia. Le Comte de Boulainvilliers, État de la France: On étouffe dans les coeurs des jeunes gens toute ambition généreuse qui pourrait relever leurs sentimens, et on les laisse occuper par l'arrogance. Christine de Suède: Les grands génies de l'antiquité disent du bien d'eux-mêmes avec autant de confiance, qu'ils en disent des autres.

auf den ihn das Schicksal wechselnd versetzt, erkennt Goethe, daß eine antike Natur in ihm wiedererschienen sei; einer, den „als gründlich geborenen Heiden die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen."

Damals liebte es Goethe, mit derjenigen Leidenschaftlichkeit, die die ruhige Klarheit seines Lebensherbstes noch zuließ, und die sich noch mehr hinter dem kühlen und vornehmen Ton seines Urtheils verbarg, sich loszusagen von dem, was er sich nach persönlichen Berührungen und eigenen Bildungsdurchgängen als Bild des Christenthums aufgebaut hatte. Dieses Bild war ein Bestandtheil der Gruppe moderner Zustände, die ihn in seinen dichterischen Anfängen bewegt und erschüttert hatten; es gehörte zusammen mit dem Sturm und Drang, der gothischen Baukunst, der nordisch-grüblerischen Gefühlsamkeit und ihrer Scheu vor dem Zusammenstoß mit der Wirklichkeit. Dies Alles war sozusagen ein negatives Ideal, das er sich bei seiner neuen Selbsterziehung vor Augen stellte; es war das Kehrbild des Ideals der Antike, nach dem er sich in Italien zu verjüngen strebte. Bei diesem Wandlungsproceß seiner proteischen Natur suchte er Anlehnung an eine einfache Persönlichkeit; er fand sie in Winckelmann, der von allen jenen Dingen wenig berührt worden war.

Allein der Meister war doch nicht so ganz Heide, wie es der Jünger damals zu werden suchte. Während Goethe z. B. in der Zeit seiner Selbstbekehrung zum Heidenthum in Rom seinen Morgensegen vor der großen Zeus-68 maske verrichten will, fährt Winckelmann ebendaselbst fort, seine Bibel zu lesen 63
und morgens sein Leiblied von Paul Gerhard („Ich singe Dir mit Herz und Mund") zu singen; und er ließ sich mit Noth ein Hannöversches Gesangbuch für diesen Zweck kommen.

Freilich, wenn man betrachtet, wie Winckelmann sich seinen Lebensweg bahnte — seine unablässigen Entwürfe, sein unruhiges Fortstreben, so erhält man den Eindruck eines Mannes, der sich ganz auf sich selbst angewiesen sieht, und der sich selbst und nicht eine höhere Macht als den Baumeister seiner Existenz ansieht: als es ihm gelungen ist, stellt er wirklich triumphirend die stoische Allmacht des Willens der evangelischen Allmacht des Glaubens zur Seite.

Dennoch kannte auch er Momente, wo die Erinnerungen einer besseren seligen Kindheit ihre Stimme vernehmen ließen, wo auch er das verworrene Gewebe von Leid und Lust, von Hoffen und Sorgen in einem Gebet oder Lied zu dem Höchsten emporsandte. In solchen Stunden, die in den letzten Jahren seines Lebens häufiger waren, weil ihn das Glück mehr als das Unglück zu Gott führte, verschwanden die skeptischen Nebel; er fühlte, „wie in Krankheiten alte Schäden aufbrechen, längst verleugnete Ideen wiederum rege werden"; und die alten Lieder waren dann wieder die natürlichste Verdolmetschung seiner Herzensregungen.

„Meine Hände hebe ich alle Morgen zu dem, der mich dem Verderben entrinnen lassen und in dies Land geführt hat. Auf der Wagschaale, worin wir in Gottes Hand stehen, liegt auf der anderen Schaale ein Gewicht, das wächst und fällt, wie der Herr will, aus uns unbekannten Gründen." Bei dem Unglück Sachsens schreibt er: „Der unseren Jammer wägt, ja unsere Thränen zählt und sammelt, wird uns ja nicht gänzlich vertilgen wollen."

Einen Freund fordert er auf, die zweite Stütze von Seiten der Religion zu suchen; die Philosophie sei zuweilen nicht zuverlässig genug.*) „Ich wies Sie auf die Religion, um Ihnen alles zu geben, was ich konnte"; — während ihm sonst Religion und Philosophie einerlei schienen.

So war also doch Winckelmann kein bloser Mensch des Diesseits; auch er hatte einen Stern in der Höhe, zu dem er zuweilen aufsah aus den Kämpfen und Wanderungen durch die Labyrinthe des Lebens und des Wissens.

69 Der Sohn einer Übergangszeit, bewahrte er einige kindliche Gewöhnungen protestantischer Frömmigkeit, während er die Gebräuche des Katholicismus mitmachte, und seine Lebensweisheit aus Montaigne und dem Stoiker Epiktet schöpfte. Er ließ sich durch die Schönheit an den „überhimmlischen Ort" Platos erheben, „wo die Schönheit thront mit der Besonnenheit und Weisheit"; und er freute sich der Hoffnung des Wiedersehens, die den Weichmüthigen seiner Zeit so theuer war. Im Ganzen handelte und behandelte er sich wie ein Heide; und das Schicksal versetzte ihn in den Haushalt eines römischen Cardinals, damit er über den Trümmern der Weltstadt und unter dem milden Schirm des heiligen Vaters von der Herrlichkeit der Götter des Phidias und Praxiteles weissagen könne.

Wenn aber die Weihe des Lebens für die geistigen und idealen Zwecke der Menschheit, als das Göttliche im Menschen, Religion genannt werden könnte, dann dürften wir unseren Winckelmann in seiner Weise einen echten Gläubigen nennen, der auch bereit war, im Dienste seines Glaubens unbedenklich sogar die Mönchsgelübde auf sich zu nehmen. Die altplatonische Trias der Ideen des Wahren, Guten, Schönen ist mit der Idee des Göttlichen nahe verwandt; und von dem Idealismus in diesem Sinne ist der Weg nicht so weit zu dem Ende aller Weisheit, „daß in Gott allein die höchste Zufriedenheit gesucht werden soll. Darum, fährt Winckelmann fort, ist allen menschlichen Dingen ein Gegengewicht gegeben, damit wir nicht die höchste Zufriedenheit in menschlichen Dingen finden."

---

*) Er fügt den Vers hinzu (28. Jan. 1764):

Ich bin ja von mir selber nicht
Entsprungen noch formiret:
Nein! Gott ists, der mich zugericht,
An Leib und Seel gezieret,
Der Seelen Sitz,
Mit Sinn und Witz,
Den Leib mit Fleisch und Beinen:
Wer so viel thut,
Deß Herz und Muth
Kann's nimmer böse meinen.

Die Wolffsche Philosophie

Nach der Abrechnung mit der Theologie erhebt sich die Frage, wie sich Winckelmann zu der zweiten geistigen Macht der Universität gestellt habe. Er war in beiden Jahren der Zuhörer des originellsten unter den hallischen Wolfianern; und noch später sehen wir ihn eine zeitlang mit dieser Philosophie sich herumschlagen. Diejenigen, die einmal durch die Theologie in gewisse Fragen hineingeworfen sind, ohne befriedigt zu werden, gehen gern zur Philosophie über, die eine andere Lösung verheißt.

In einem Briefe, der drei Jahre nach der Universitätszeit geschrieben ist, bittet er einen Freund um Wolfs Logik, weil er den Abschnitt von der vierten Schlußfigur nachlesen will. Kurze Zeit nachher (1743) freut er sich, die gesammelten Werke des Philosophen auf seinem Bücherbrett zu sehen. Er kauft sich die Logik des Jenenser Magisters Corvinus und wünscht, diese Disciplin an der Schule von Kloster Berge zu lehren.

Schwer muß es damals gewesen sein, sich die Wolffsche Philosophie vom 70
Leibe zu halten, die dem vorwärtsstrebenden jugendlichen Geist mit dem Eindruck unaufhaltsamer Weltverbreitung entgegentrat. Voltaire nannte die Philosophie den herrschenden Geschmack des Jahrhunderts; aber nur in Deutschland hatte man in dem philosophischen Säculum gründlich philosophiren gelernt; und Wolf war nach demselben Franzosen „der Lehrer des Deutschen im Denken".

Das Zusammensein des ersten Weltweisen mit den Häuptern des Pietismus an einem Orte hatte alsbald zu einer heftigen Wiederaufrührung des alten Processes geführt, der in der Schwebe ist, seit die Philosophen des alten Joniens, indem sie den Vater Okeanos, das Chaos und den Eros durch die Elemente und ihre Wandlungsgesetze verdrängten, die erste Götterdämmerung eröffneten. Diesmal hatten die Theologen zwar das Feld behauptet; aber der Sieg war durch Mittel (fleischliche Waffen nach ihrer Sprache) erreicht worden, die ihn in eine totale Niederlage verwandelten.

Damals war Christian Wolf zwar noch in Marburg, er hatte es standhaft abgelehnt, unter dem Könige zurückzukehren, der ihn bei Strafe des Stranges aus seinen Staaten fortgetrieben hatte. Aber dieser König hatte selbst, in rühmlichem Eingeständniß verbesserter Einsicht, seine Freisprechung angeordnet; er befahl soeben (1739) den reformirten Candidaten, sich die philosophische Vorbereitung für das Predigtamt durch Wolfs Logik zu verschaffen. Gerade in diesen zwei Jahren vor seiner triumphirenden Rückkehr war der Enthusiasmus aufs Höchste gestiegen, den sein eigenes Wiederauftreten eher herabstimmte.

Seine Philosophie war die Philosophie der Schule wie der großen Welt geworden; sie erntete gleichzeitig die Vortheile der Verfolgung und die Vor-

theile der Gunst der Großen. Die Beherrscher des Nordens hatten sich beeilt, dem Vertriebenen Einladungen, Titel und Pensionen zu übersenden; und die Theologen hatten es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihre Hörsäle sich leerten. Diese Philosophie beschäftigte die Mußestunden der Höflinge, der Weltleute und der Damen; und der Kronprinz, der sogleich nach seiner Thronbesteigung Wolf mit königlicher Höflichkeit schrieb, „daß die Philosophen die Welt durch Raisonements unterrichten, wie die Könige durch Beispiele", der Kronprinz studirte in Rheinsberg seine Bücher, ließ sie ins Französische übersetzen und quälte Voltaire mit Fragen aus der Ontologie.

Wie wichtig war dies in einem Staat, wo der Geist des Büreaus und der soldatischen Subordination alle Verhältnisse durchdringt, und wo nicht nur in der Politik, sondern auch in Glauben, Geschmack und Wissenschaft den von Oben gegebenen Signalen prompt Folge geleistet wird.

Mit dem Jahre 1738 also war endlich der Bann ganz aufgehoben worden, der auf den Schülern Wolfs in Halle gelastet hatte. Alles wollte
71 Logik und Metaphysik treiben; die Magister, die befördert werden wollten, verkündigten sie, und die Studenten, die angestellt werden wollten, hörten sie; die Gelehrten aller Facultäten, wofern sie sich noch so viel Elasticität zutrauten, bestrebten sich, ihre Waare wolfisch aufzustutzen. Nicht nur die alten Confessoren, auch die Verfolger mußten damals ihren Sieg mit verherrlichen.

Wolfs Schüler hatten inzwischen fast alle Lehrstühle in Deutschland besetzt. Im Jahre 1738 zählte Ludovici 231 schriftstellernde Bekenner; noch einmal schien die Philosophie kosmopolitisch zu werden, und die Kluft der Confessionen war für sie beseitigt.

Wolf war in der That der Mann, der, ohne die metaphysische Phantasie von Leibnitz zu besitzen, alle Eigenschaften vereinigte, um ein System zu schaffen, das den Forderungen der Schule und des Katheders entsprach und alle intellektuellen Bedürfnisse der Zeit auf billige Weise compensirte. Dies System war noch eine Frucht des mathematischen Geistes des siebzehnten Jahrhunderts, von dem man, nach solchen weltbewegenden Erfolgen auf seinem eigensten Boden, die endliche Feststellung auch der moralischen und metaphysischen Wissenschaften hoffte. Leibnitz hatte gesagt, daß in der Metaphysik eben so viel Finsterniß sei, wie Licht in der Mathematik: Wolf machte es (wozu Leibnitz nicht gekommen war) zu seinem bedächtig vorbereiteten Lebenswerk, der Metaphysik die Strenge des Euklid zu geben. In der Zeit der von allen Seiten vordringenden Skepsis und der Abkehr von dem goût de système machte er noch einmal, mit ungemeinem, wenn auch vorübergehendem Erfolg den Versuch, an der Gruppe der metaphysischen Probleme, die die Jahrhunderte einander übergeben, die Operation der Einstellung in einen demonstrativen Zusammenhang zu vollziehen. Noch einmal

befestigte er das Vertrauen auf die Metaphysik, das durch Locke sehr gelitten hatte, und in der man eine Sammlung scholastischer Grillen und ein Lexikon barbarischer Kunstwörter zu finden anfing. Eine solche Philosophie kam dem metaphysischen Geschmack der Germanen entgegen, noch mehr aber dem Be- 72
dürfniß der Erziehung zu Ordnung und Deutlichkeit des Denkens, dem Bedürfniß einer Disciplin des Verstandes, die die Deutschen des vorigen Jahrhunderts als Gegengewicht für ihre anfangenden belletristischen Neigungen bedurften. Sie war ein Erzeugniß — nicht deutschen Tiefsinnes — aber deutscher Gründlichkeit und Methode, und jener Universalität des Sinnes, der Religion und Philosophie, Mathematik und Erfahrung, Genauigkeit und Gemeinverständlichkeit zu verbinden strebt, und die getrennten Wahrheiten in der Philosophie der Vergangenheit und die Encyklopädie alles Wissens in einen ebenso ausgedehnten wie planvollen Bau zusammenkitten möchte.

Wolf war auch der Erfinder einer deutschen philosophischen Kunstsprache; und mit Stolz konnten die Freunde auf sein reines Deutsch hinzeigen, gegenüber dem „zusammengeflickten Bettelkleid" seiner akademischen Gegner. Hier vernahm man zum erstenmal die Sprache des männlichen Verstandes, eine Sprache, die ohne glänzende Stellen, in ebenmäßigen Perioden, mit gleichmäßiger Raschheit gerade auf ihr Ziel losgeht, — und die ein Spiegel seines Gedankengebäudes war, in dem es (wie in seiner Welt) keinen Zufall gab, und wo alles nur Glied einer einzigen großen Kette war. Die wässrige Monotonie bemerkte man damals nicht.

So weit nun Winckelmann der Annahme einer philosophischen Lehre fähig und bedürftig war, merkt man ihm allerdings dann und wann diese Schule an. Leibnitz ist ihm der Mann, der die Weisen erleuchtet und den Samen von allgemeiner Wissenschaft unter allen Völkern ausgestreut hat. Leibnitz hatte ja seit der Verachtung, die Bacon und Descartes über die griechischen Philosophen ausgegossen, zuerst wieder gezeigt, daß aus Plato und Aristoteles noch etwas zu lernen sei.

Die beste Welt, die ewige Verbindung der Dinge, die prästabilirte Harmonie, das sind auch Winckelmann geläufige Begriffe. Philosophie und Religion kommen ihm darin überein, „daß sie die Überzeugung aus den Endursachen auf den Ursprung derselben und auf ein unendliches Wesen sind."

Ganz anders als über den Schöpfer der deutschen Philosophie wandte sich allmählich sein Urtheil über den Nachfolger. Der Versuch, bei Wolf in die Schule zu gehen, unternommen unter dem Einfluß der Mode, brachte nur die gründlichste Abneigung zur Reife. Ihm kam diese Philosophie immer werthloser, ja schädlich vor: und zuletzt scheint er gar nicht mehr von Wolf haben hören zu können, ohne in Wallungen zu kommen.

In der That, wenn man den aphoristischen Geschmack seiner Lectüre

betrachtet, späterhin die mehr gruppirende als verkettende Form seiner Gedankenverbindung und die wahrhaft kindliche Einfachheit der Dialektik in den
73 lehrhaft-philosophischen Parteien: so kann man sich denken, wieviel sauere Stunden ihm die Gymnastik der geometrischen Methode gemacht haben muß. Sein Verlangen nach erfahrender und anschaulicher Erkenntniß befand sich in dieser Welt metaphysischer Schemen (um Voltaires Worte zu gebrauchen) in einer Luft, wo ihm der Athem ausging, und auf einem Boden, wo sein Fuß nicht auftreten konnte. Um so glücklicher war er, wenn er die logische Gewissenhaftigkeit, die nichts unerklärt und unbewiesen läßt, für eine müßige Pedanterie halten konnte.

Noch übler wurde ihm bei dem Anblicke jener jugendlichen Weltweisen, die, seit die Obrigkeit es erlaubt hatte, zu Halle wie die Pilze nach einem warmen Regen emporschossen. Er klagt über das „metaphysische Zeitalter, wo die schönen Wissenschaften mit Füßen getreten werden;" und „wo die Academien von jungen Magistern wimmeln, die mit einem Arm voll Bücher auf der Bühne erscheinen, um die Principien der Philosophie zu lehren." Es ist dieselbe Klage, die zur Zeit des Carteſianismus in Leyden gehört wurde, als Gronov vor zehn Studenten las, und die später bei dem Enthusiasmus der kritischen Philosophie wiederkehrte. Für die einzige philosophische Methode erklärt man die (von Gellert so genannte) „bange Trockenheit"; diese in Dissertationen zu verfehlen, konnte halsbrechend werden.

Gänzlich enttäuscht fand sich Winckelmann, als er bei einem späteren Besuch in Halle den am 6. December 1740 zurückgekehrten Meister persönlich hörte. „Dasjenige, was mir wie im Mondschein von Weitem ein Ungeheuer geschienen, war ein Klotz, da ich nahe kam."

74 Seitdem waren ihm Wolfs Schriften das stehende Beispiel einer leeren und wohlfeilen Wortweisheit. Es sind „Kindereien, ohne große Mühe zusammengeschmiert, die endlich die Mäuse fressen werden." Den Professor, „der in seinem Zimmer geometrische und metaphysische Grillen macht," verglich er mit sich, dessen Wissen aus dem Sehen der Dinge geschöpft war. „Es können Bücher gemacht werden, ohne viel zu denken: ich schließe von dem, was wirklich ist; ein Professor kann auf diese Art eine Metaphysik schreiben, die tausend jungen Leuten gefällt." Er war ärgerlich über die unter den heimathlichen Gelehrten einreißende „Seuche der Kunstschreiberei," und wünschte, „daß diese unerfahrenen Stümper die Logik und Metaphysik reiten möchten;" zumal den „Hallensern" wollte er jenes Vergnügen nicht gönnen, „denen das ehrwürdige Alterthum und die erhabene Kunst ein Geheimniß bleiben müsse."

Es hing allerdings dieser ganzen Schule an, daß der Meister derjenigen Bildung ferngeblieben war, die allein aus dem Verkehr mit der Litteratur von Athen und Rom gewonnen werden kann.

Übrigens kündigt sich in solchen Ausfällen die Stimmung einer neuen Epoche an, die mit den sechziger Jahren eintrat, als Kunst und Dichtung den Deutschen den Geschmack an der Metaphysik verdarben, wie diese ihnen früher die Polymathie verleidet hatte. Diese Invectiven schließen sich den Stimmen der Männer an, die aus ihrem Zusammenstoß mit der Schulphilosophie den Vorsatz mitnahmen, „den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstraktionen zu läutern, durch den unsere Begriffe von den Dingen verstümmelt werden; welche die Gelehrten aus den spanischen Schlössern der intellektuellen Welt und aus dem Schatten der Büchersäle auf den großen Schauplatz der Natur und ihrer Begebenheiten, und der lebenden Kunst und ihrer Werkzeuge, der gesellschaftlichen Geschäfte und ihrer Triebfedern zurückführen wollten." Ihnen erschien die Schulphilosophie — nach Hamanns Bilde — öde (ἀτρύγετος) wie der Ocean bei Homer, — eine Region, wo weder Ernte, noch Weinlese stattfindet, Nichts für die Tenne, Nichts für die Kelter, Nichts für Geschmack, Herz, Gedächtniß und sinnliche Empfindlichkeit."

Sonst erkennt man auch an dem Wechsel dieser Urtheile, daß der Beifall der Philosophen, deren Verdienst vorwiegend formeller Art ist, kein langlebiger ist. Der logische Enthusiasmus, mit dem der Verstand dankbar anerkennt, daß ihn eine strenge Hand zur Ordnung und Klarheit leitet: er kühlt sich schnell ab, sobald dieser Zweck erreicht ist. Niemand denkt mit Vergnügen an diese Exercirstunden zurück. Dann bleibt in der Erinnerung der undankbaren Nachwelt von dem Doctor subtilis nur der große Duns; und von dem professor humani generis der „Fürst der Pedanten."

Alexander Gottieb Baumgarten 75

Damit man Halle nicht für gar so böotisch halte, sei erwähnt, daß es dort außer Frömmlern und Deisten, außer philosophischen Orden und Zunftgelehrten, auch eine Colonie junger Musenfreunde gab.

Ein Kreis von kleinen Sängern hatte sich zusammengefunden, in deren Musentempelchen die Büste des Sokrates mit denen des Anakreon und des Horaz einträchtig beisammen standen, und wo der auch von Hagedorn credenzte sokratische rosenbekränzte Becher herumging. In den Liedern dieser Uz und Gleim, Götz, Rudnik, Pyra, und wie sie alle heißen, entdeckte man mancherlei Klänge aus dem schönen Alterthum. Es war Etwas von ionischer Heiterkeit des Lebensgenusses und von platonischem Freundschaftscultus, und auch Etwas von der stoischen Freiheit gegenüber Schicksal und Leidenschaften; nur Alles gemäßigt durch den Geschmack des römischen Dichters und Weltmannes, und auf dem Weg bis Halle etwas versetzt mit französischer Leichtigkeit und Zierlichkeit, und aus den großen, freien, nackten Linien antiker Symposien in das kleine gemüthliche Wesen deutschen Stubenlebens übertragen.

Dieser Kreis, der bis 1740 vereinigt blieb, verehrte als sein Orakel, als seinen „Xenophon," einen jungen Gelehrten, dem es geglückt ist, seinen Namen mit den Anfängen der Philosophie des Schönen für immer zu verknüpfen. Es ist der jüngere Baumgarten (1714—1762), der Erfinder der Ästhetik, der damals als außerordentlicher Professor ohne Besoldung lehrte. Keinen hallischen Professor hat Winckelmann fleißiger gehört, als Baumgarten. Gleich im Anfange finden wir ihn als Zuhörer seiner Logik und Geschichte der alten Philosophie. Letztere war Etwas, das nur bei ihm zu bekommen war, denn er war der einzige Wolfianer, der die erforderlichen Sprachkenntnisse besaß, während sein systematischer Kopf ein eigenes Geschick zeigte, „die zerrissenen Gewebe alter Lehrganzen wieder in Ordnung zu bringen." Dann hörte er die Metaphysik und endlich die philosophische Encyklopädie, das einzige Colleg, das er in seinem letzten Halbjahr bis zu Ende aushielt. Man konnte, sagt Pütter von ihr, diesen lichtvollen Vortrag dazu gebrauchen, das unermeßliche Feld der Gelehrsamkeit nach ihren Gegenständen und Abtheilungen gleichsam mit einem Blick tabellarisch zu übersehen.

Baumgarten war nicht nur der Einzige, der das System, vorzüglich im Naturrecht, selbständig fortbildete und erweiterte; er soll auch in seinem Vortrage hinreißend beredt gewesen sein und Wolf als Lehrer weit über-
76 ragt haben: man habe Alles im Gedächtniß und Verstand fassen müssen, was er sprach, — wovon man freilich in seinen trockenen Lehrbüchern nichts anmerkt. Er gewann seine Zuhörer durch ein freundliches Wesen, das Manchen beim ersten Empfang befremdete, obwohl es ehrlich gemeint war. Doch wird er schwerlich in dem altmärker Studiosus das temperamentum aestheticum innatum diagnosticirt haben.

Baumgarten faßte früh den Gedanken, dem Hauptmangel abzuhelfen, den die humanistische Bildung der Schulphilosophie vorzurücken hatte.

„Da die Weltweisheit," so drückt sich sein damaliger Zuhörer aus, „größtentheils geübt und gelehrt wurde von denen, die durch Lesung ihrer düstern Vorgänger in derselben der Empfindung wenig Raum lassen können, und dieselbe gleichsam mit einer harten Haut überziehen lassen: so hat man uns durch ein Labyrinth metaphysischer Spitzfindigkeiten und Umschweife geführt, die am Ende vornehmlich gedient haben, ungeheure Bücher auszuhecken und den Verstand durch Ekel zu ermüden. Aus diesen Gründen ist die Kunst von philosophischen Betrachtungen ausgeschlossen geblieben, und die großen allgemeinen Wahrheiten, die auf Rosen zur Untersuchung der Schönheit und von dieser näher zur Quelle derselben führen, da dieselbe nicht auf das einzelne Schöne angewendet und gedeutet worden, haben sich in leere Betrachtungen verloren."

Die Gründung der Wissenschaft des Schönen hatte sich unter Winckel-

manns Augen in Halle vollzogen. Der erste Band der Ästhetik Baumgartens erschien zwar erst 1750; aber sie war in seinem Kopfe schon längst fertig und acht Jahre vorher aufs Katheder gebracht worden. Ja, ein Zuhörer Baumgartens erzählt, daß er die ersten Linien dieser von ihm erneuten platonischen Wissenschaft schon in Halle zog, ein Jahr vor seiner Berufung nach Frankfurt a/O. — dessen Flor der König durch seine Berufung wieder herstellen wollte. Jedenfalls kamen ihre Hauptgedanken in der Metaphysik und Encyklopädie vor. Winckelmann erwähnt in seiner Theorie des Schönen den Begriff der Vollkommenheit als Definition der „Weltweisen;" er weist ihn zurück, ohne den bestimmten Sinn im System zu berücksichtigen. Wenn Winckelmann hier den großen Grundbegriff der Ästhetik so kurz abfertigt, und in der vorher angeführten Stelle die neue Wissenschaft als „leere Betrachtungen" bezeichnet oder gar ignorirt: so verräth sich darin nicht blos sein Mangel an philosophischem Sinn: es kündigt sich schon im Keime die Divergenz an, die seitdem fast stets die Angehörigen der Kunstwelt von denen getrennt hat, die sich mit der Kunst vornehmlich zur Beförderung ihrer speculativen Ideen beschäftigten.

Baumgartens Bildungsgang war ganz darauf angelegt gewesen, ihn auf eine Wissenschaft wie diese zu führen. Er besaß eine seltene Leichtigkeit in der Versification: er hatte auf der Schule täglich lateinische Verse gemacht 77
und die Sonntagspredigten in solche umgesetzt. Als er aber zu philosophiren anfing, wurde er in seinen Forderungen an Präcision und Zusammenhang noch peinlicher als Wolf. Als Student hatte er ihn studirt, zu einer Zeit, wo es noch ein Verbrechen war, Wolf anzuhängen; und Niemand war den gesetzmäßigen Weg, durch die Mathematik und Philosophie, gewissenhafter gegangen, als Baumgarten. Er lehrte nun die Philosophie am Waisenhause: aber er nahm bald die lateinischen Dichter dazu, „damit er nicht in die Zahl derer komme, denen man mit Recht Barbarei vorwirft."

Dann brachten ihn die Fortschritte der deutschen Litteratur auf den Gedanken, die Poesie und Kunst in die Philosophie einzuführen.

Über den Geschmack war schon viel Feines und Treffendes gesagt worden. So hatte der Schotte Francis Hutcheson, dreißig Jahre vor dem Erscheinen der Ästhetik, den Versuch gemacht, diesen Theil der inneren Erscheinungen wissenschaftlich zu untersuchen.*) Er stellte die Hypothese eines inneren Sinnes (internal sense) auf, als des Organes für die Eindrücke schöner Verhältnisse. Dieser Sinn steht zwischen den äußeren Sinnen und dem Verstand in der Mitte. Ähnlich sagt Baumgarten: Wir gelangen aus der Nacht der Sinnlichkeit zum Mittag der Erkenntniß durch die Morgenröthe der Ästhetik; denn die Natur macht keinen Sprung von der Dunkelheit zur Klarheit.

*) An inquiry into the origin of our ideas of Beauty and Virtue. 1720.

Daß die Empfindungen des Schönen und Erhabenen eine eigene Provinz im menschlichen Geiste ausmachen, daß es für die Eindrücke der redenden und bildenden Künste ein eigenes psychologisches Organ gebe: diesen Gedanken der englischen Kritiker hat nun Baumgarten in die Terminologie der Leibnitz-Wolffschen Philosophie übertragen. Nach dem Leibnitzschen Dogma sind Verstand und Sinnlichkeit (um Kants Ausdruck zu gebrauchen) nicht zwei getrennte Stämme unserer Erkenntniß: die Sinnlichkeit ist nur eine unvollkommene Art der Verstandesthätigkeit, ein verworrenes Denken. Leibnitz selbst hatte schon den Geschmack eine Fähigkeit verworrener Wahrnehmung genannt, die dem Instinkt verwandt sei, von der man sich keine Rechenschaft geben könne, und die sich aus Anlage und Übung bilde. Ist aber dieser innere Sinn eine niedrigere Art Erkenntniß, so wird die Theorie des Geschmacks eine Logik der Einbildungskraft heißen können, eine Wissenschaft des Analogons der Vernunft (gnoseologia inferior). Die Idee einer solchen Wissenschaft, die Breitinger und Bülfinger in ihm angeregt hatten, stellte Baumgarten schon in seiner Inauguralschrift (1735) auf, die nach Gleim „die schlafenden Geister zuerst erweckt haben sollte."

78 Das Schöne wurde definirt als eine sinnliche Vollkommenheit oder als die Übereinstimmung der Theile eines Ganzen, sofern sie den Sinnen erscheint.

Aus diesen Grundformeln ergab sich einem gewandten Katheder-philosophen der ganze Schematismus der neuen Wissenschaft ohne großen Aufwand von Erfindungskraft. Sein Werk war fast nur eine Umschreibung der aus der alten Rhetorik und Poetik bekannten Größen in die Kunstsprache des Systems.

Die ästhetischen Vorlesungen Baumgartens hatten eine Wirkung, die man aus seinem Buche nicht begreifen würde. Die Verbindung der Philosophie mit den schönen Wissenschaften, deren Anfänge Käſtner Gottsched zuschrieb, führte er mit mehr Talent und Geschick einen Schritt weiter. Durch ihn, sagt Boysen, ist alles, was schreibt und dichtet, alles, was unterrichtet und predigt, alles, was kosmopolitisch ist, ästhetisch geworden. Und doch kam die Ästhetik in etwas greisenhafter Gestalt zur Welt; sie trat vom Wirbel bis zur Zehe in voller scholastischer Rüstung aus dem Haupt ihres Schöpfers, (infinitis spinis horridam nannte sie Gesner) — in Sätzen von änigmatischer Kürze, starrend von neuersonnenen Kunstwörtern, und in Paragraphen, die in einem unübersehbaren Capillarsystem von Eintheilungen gegliedert und aufeinanderbezogen waren. Sein guter Geschmack hatte sich früher gegen diese Form aufgelehnt: er hatte versucht, in reinem Latein zu philosophiren; aber als er fand, „daß er den alten römischen Ausdruck nicht so auflegen könne, daß jedes Stück gehörig durchschimmere, warf er den Schmuck weg, um die Verbindung aller Sehnen, Muskeln und Adern am metaphysischen Körper genau zeigen zu können." Auch wollte er vielleicht die junge Wissenschaft von

etwas zweifelhafter Herkunft dadurch dem gravitätischen Kreis, in den er sie einführte, und der sie etwas mißtrauisch ansah*), empfehlen.

So würde wohl Niemand außerhalb der Schule von dem Buche Notiz genommen haben, wenn nicht Baumgartens Schildknappe Georg Meier, schon vorher in drei Bänden „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften" (1748—1750) des Meisters Meth durch gehörige Verwässerung dem deutschen Lesepublicum genießbar gemacht hätte. Meier hatte übrigens nicht einmal eine mittelmäßige Belesenheit in der poetischen Litteratur; auch leitete er das Wort Ästhetik vom αἰσθω, ich schmecke, ab.

Merkwürdig ist, daß das in dieser Litteraturklasse oft wiederkehrende Pendeln zwischen dorniger Scholastik und seichter Redseligkeit schon in ihrer Wiege sichtbar ist.

Durch Baumgarten wurde die Ästhetik in den Kreis der philosophischen 79
Universitätsdisciplinen eingeführt. Es war in der That ein Ereigniß. Jemand aus der Schule legte einem so schwergerüsteten Buche die Wahrheit zu Grunde, daß es eine Sphäre der Einsicht gebe, wo es nichts hilft, ein gelehrter Bücherwurm und ein haarspaltender Syllogistiker zu sein; daß der menschliche Geist ein sehr bestimmt und fein unterscheidendes Urtheilsvermögen besitze, das Theorie, Regel und alle Lichter des Verstandes entbehren kann; daß es geisterzeugte und geisterfüllte, geistspendende und den Geist würdig beschäftigende Werke giebt, deren Erschaffung mit den geheimnißvoll wirkenden Naturkräften mehr Ähnlichkeit hat, als mit der absichtsvollen Kunst des Verstandes.

Baumgartens System war zwar für alle Künste bestimmt, die sich auf seiner Grundlage aufbauen sollten; aber die bildenden Künste waren in der Ausführung ganz vergessen: der Linien, Figuren und Bewegungen, Farben und Töne ward mit keiner Silbe gedacht. Baumgarten fehlte es hier an Anschauungen: aber auch seine poetische Belesenheit beschränkte sich auf die lateinischen Dichter, und selbst hier hatte er seine Beispiele größtentheils Gesners Thesaurus entnommen. Lessing glaubte, daß die Beispiele einer Ästhetik mehr nach der Quelle schmecken sollten. Diese Dürftigkeit der Erfahrung war ominös.

Ohne eigene reiche Anschauungen, ohne sich über den jeweiligen Durchschnittsgeschmack der Zeit zu erheben, ohne unsere Einsichten in den Gegenstand zu erweitern oder auf die praktischen Bestrebungen reinigend und erleuchtend zu wirken, beschäftigten sich Viele der Nachfolger Baumgartens mit

*) Wolf selbst wollte von der Completirung seines Systems nichts wissen; er nannte sie Oelrichs gegenüber elendes Zeug; man wolle die jungen Leute ornate und acute schreiben lehren und dies aus Schriftstellern, die sie nicht kennen, zeigen; was doch Niemand lerne, der kein ingenium acutum habe. Vgl. Baumgartens Ästhetik, Prolegom. § 5—12; eine seltsame Apologetik!

80 diesen Dingen lediglich, um an ihnen eine Art Systemprobe vorzunehmen, durch die Anwendung eines fertigen Schematismus auf den Gegenstand, — die Anheftung eines lebendigen Leibes an das wohlgezimmerte Kreuz von Holz. Sie folgten dem deutschen Trieb der Vollständigkeit, auch diese Pflanzenfamilie in ihr Herbarium aufgenommen zu sehen. Diese Werke kamen aus der Schule und gingen in die Schule; sie lehrten aber mit Tiefsinn über die Kunst reden und schreiben. —

Zufällig erfährt man aus einem Briefe, daß Winckelmann auch bei physikalischen Experimenten häufig zu erscheinen pflegte. Er lernte in Halle einen Mann kennen, dessen seltsame Schicksale sehr verschieden waren von den einförmig ruhigen Lebensläufen deutscher Universitätsgelehrten, und dessen unstäter Weg ihn gerade damals auf kurze Zeit auch durch Halle führte. Es war der Hofrath und Professor beider Rechte Gottfried Sell.

Er nennt sich später seinen fleißigen Zuhörer und bemerkt dazu: „Ich kenne die große Geschicklichkeit dieses Mannes und in seinem Buche de teredine marina, welches im schönsten Latein geschrieben ist und eine Kenntniß der Alten zeigt, die so wohl angebracht ist, als unvermuthet in dergleichen Schrift ist."

Wäre von der Geschichte dieses räthselhaften Mannes mehr aufzufinden, so würde man wahrscheinlich das tragische Bild eines hochbegabten, universellgebildeten und geistreichen Gelehrten erhalten, der durch Haltlosigkeit und verschwenderischen Hang kläglich zu Grunde ging.

Sell war ein geborener Danziger; er widmete sich dem Studium der Rechte; der Ruf Wolfs zog ihn Ende 1725 nach Marburg. Hier hörte er bei Ulrich von Cramer und bei dem in griechischer Sprache und Dichtkunst wohlbewanderten Adam Friedrich von Ickstädt, dem Freunde Gronovs, und eignete sich ihr Streben an, die demonstrative Methode auf die Jurisprudenz zu übertragen. Er geht nach Leyden, wo er 1730 promovirt, und lebt jahrelang in der besten Gesellschaft des schönen Utrecht. Durch seine Verheirathung mit dem Fräulein Verhoog, die ihm 100,000 Gulden Mitgift brachte, erhielt er die Mittel zur Anlegung kostbarer Sammlungen aller Art; darunter war eine Bibliothek, eine Gemäldegallerie und ein Kabinet physikalischer Instrumente.

Damals wurde ganz Holland in Aufregung versetzt durch die furchtbaren Verwüstungen, die die aus tropischen Gewässern mitgebrachte Pfahlmuschel (Teredo navalis) im Holz der Schiffe und der Dämme anrichtete.
81 Dieses kleine Geschöpf griff zu Millionen unterseeisches Holzwerk an, das es, ähnlich wie der Borkenkäfer, wie Bienenwaben durchlöcherte. Drakes Schiff war von seiner Weltumsegelungsreise wie ein Schwamm zerfressen in England angekommen; im Jahre 1730 stürzten die Pfähle der Deiche massenweise zusammen und Holland war mit einer Überfluthung bedroht.

Obwohl unser Sell sich damals mit den Entwürfen seiner rationellen Reform der Rechtswissenschaft beschäftigte, konnte seine leichtentzündliche Einbildungskraft doch dem Gedanken nicht widerstehen, das allgemein aufgeregte Interesse Europas für das verderblichste aller Thiere der Schöpfung, als Fahrwasser für ein von ihm herzustellendes litterarisches Meisterwerk zu benutzen. Er legte die Jurisprudenz bei Seite und studirte die Naturgeschichte; er sammelte ein Conchylienkabinet und reiste selbst an das Meer, um das Thier im lebenden Zustand kennen zu lernen. Obwohl eine plötzlich ergriffene und ungeduldig vom Publicum geforderte Gelegenheitsschrift, soll seine Monographie doch auch die Vorzüge erhalten, die nur langjährige Muße einem Buche ertheilen zu können scheint. Er will nicht nur alle erdenklichen Gesichtspunkte des Gegenstandes erschöpfen, — den naturhistorischen und den teleologischen, den archäologischen und den praktischen — er will seinem Buche auch die Schönheiten eines litterarischen Kunstwerkes schenken und zwar Schönheiten, die noch nie beisammen gesehen worden waren. Sell machte zum erstenmal den Versuch, die demonstrative Methode Wolfs auf ein naturhistorisches Thema anzuwenden; aber er schrieb zugleich das eleganteste Latein und schmückte den strenggeschlossenen Zusammenhang seiner Abhandlung mit den Blumen einer in alten und neuen lateinischen und italienischen Dichtern und in den Schriftstellern Hollands, Englands und Frankreichs überreichen Belesenheit; — der Anblick seines Werkes glich dem des Kabinets des weltberühmten Anatomen Friedrich Ruysch, wo die Skelette und Präparate mit zahlreichen Blumensträußen und Muscheln, Inschriften und Versen lateinischer Dichter abwechselten. Kurz, Sell wollte ein Vollendetes liefern, gesetzt auch, er müßte sich mit einem einzigen Leser begnügen; nach dem petrarkischen Io seguo i pochi, e non le volgar genti.*)

Im Jahre 1735 kam er als Professor der Rechte nach Göttingen und zwei Jahre später nach Halle. Hier las er abwechselnd und gleichzeitig die Institutionen und Pandekten, die Rechtsgeschichte und das Naturrecht; die Kosmographie, die Naturhistorie und die Experimentalphysik nach Musschenbroeck. Dabei kam ihm sein vortreffliches Kabinet zu Statten; besonders berühmt waren seine elektrischen Experimente. Er besaß einen zwölf Fuß 82
langen Tubus, der unter Newtons Leitung von Hearne gearbeitet war, und einen Brennspiegel von Hartsoeker.

Aber schon ehe er nach Halle kam, war der Ruin seines Vermögens nicht mehr aufzuhalten. In Göttingen hielt er in seinem Hörsaal silberne Candelaber und silberne Spucknäpfe. Jetzt mußte er seine Bibliothek verkaufen und zuletzt vor den Gläubigern die Flucht ergreifen.

*) G. Sellii historia naturalis teredinis seu xylophagi marini. Traj. ad Rh. 1733. 4°. Principia philosophiae naturalis, experimentis stabilita; in us. acad. Halae 1738.

Im Jahre 1750 tauchte er in Paris wieder auf, wo er nun bis an seinen Tod von deutschem Unterricht und Übersetzungen deutscher Werke im Sold von Buchhändlern lebte. Darunter waren auch Rabeners Satiren. Und endlich wollte der Zufall, daß er Winckelmanns Kunstgeschichte unter die Hände bekam, die er 1767 mit Robinet zusammen in Amsterdam herausgab. Winckelmann wußte nicht, daß dieser Sell sein früherer Lehrer war, den er wegen gefälschter Wechsel im Hessenkasselschen gehenkt glaubte und von Herzen betrauert hatte.

Der Kanzler Ludewig

Winckelmann war nun im Begriff, die Universität zu verlassen: planlos und zerrissen genug hatte er seine zwei Jahre angewandt. Das Eine hatte er gehört, weil er mußte, das Andere, weil ihn die Mode mit fortzog: beides ohne Neigung; zu einem Dritten führte ihn die Neugier und ein interessanter Lehrer; in dem, was ihm am liebsten gewesen wäre, ging er fast leer aus. Aber nun sieht er sich zu guter Letzt in ein Feld geworfen, das weder als Brotstudium, noch als Liebesstudium gelten konnte, und das doch von allen die anhaltendste Nachwirkung haben sollte. Die Verbindung mit dem Kanzler von Ludewig war in mehr als einer Beziehung das Vorspiel einer zehn Jahre späteren folgenreichen Verbindung mit einem sächsischen Staatsmann und Geschichtschreiber.

Die Veranlassung dieser Verbindung war die große Bibliothek des Kanzlers, die schon wieder in Verwirrung gerathen war. Denn erst 1738 war der damals arme Student Gleim mit ihr beschäftigt gewesen. Diese Bibliothek war das Werk eines vierzigjährigen Sammeleifers und eines Aufwandes (wie Ludewig behauptete) von 40,000 Thalern. Den Grund hatte er gelegt in den Auktionen Hollands; bei der Dürftigkeit der hallischen Institute dieser Art waren Forscher seines und ähnlicher Fächer genöthigt, die umfangreichsten Werke selbst zu erwerben; noch theurer war ihm die Sammlung zu stehen gekommen durch seine Liebe zu Curiositäten, z. B. Exemplaren aus den Bibliotheken verstorbener gelehrter Berühmtheiten. Mit der Bibliothek verbunden war eine vollständige Sammlung deutscher Kaisermünzen; der Saal war geschmückt mit hundert Bildnissen großer Männer, zum Theil werthvollen Holzschnitten.

Winckelmann, damals eine allen Bibliothekaren und Büchersammlern wohlbekannte Person, ward also dem Kanzler empfohlen und tüchtig befunden. Er behauptet, fast ein halbes Jahr „in diesem Krame gesteckt zu haben;“ es war nach Ablauf seines obligatorischen theologischen Biennium, im Sommer 1740. In diesem Jahre erschien Ludewigs großes Werk über das deutsche Lehnrecht auf historischer Grundlage. Wenn er hinzusetzt, „daß er damals aus des Kanzlers eigenem Munde die Elemente des Lehnrechtes empfangen habe,“

das der Kanzler nur im Winter las, — er las damals nur noch in seiner Wohnung*): so wird ein Privatunterricht damit gemeint sein, der den neuen Bibliothekar für sein Geschäft orientiren sollte. Winckelmann studirte zugleich das Staatsrecht nach dem Lehrbuch Caspar Heinrich Horns mit Vergleichung der Miscellaneen seines Patrons. — Es muß bemerkt werden, daß in dem späteren Auktionskatalog der Bibliothek von der Hand J. D. Michaelis' (1746) nur eines von Ursinus angefertigten, aber von den Erben verworfenen Katalogs Erwähnung geschieht. Damals wurde die Bibliothek für 6000 Thaler, die Manuskripte für nur 500 verkauft; denn viele Handschriften erwiesen sich als bloße prächtige Titel, hinter denen z. B. statt zwölf Alphabeten ein paar beschriebene Blätter standen. Vieles wurde nachträglich für ein Spottgeld veräußert, weil es die Käufer nicht abholten.

Winckelmann scheint dieses Halbjahr allerdings später für ein traurig verlorenes angesehen zu haben: Welche Qual, ruft er aus, sich mit solchen Köpfen herumschlagen zu müssen!**) Allein diese Verbindung war das erste Glied in einer Kette von Studien, die einen sehr großen Theil der folgenden drei Lustra seines Lebens ausfüllten. Deshalb wollen wir dem Manne, der damals freilich nur noch eine Ruine war, einen Blick schenken.

Johann Peter Ludewig (1668—1743) war der Sohn eines Amtmanns auf Schloß Hohenhard bei Schwäbisch-Hall. Er hatte in Tübingen und Wittenberg die Theologie und die Humaniora studirt und zu Halle mit der Professur der Poesie und der theoretischen Philosophie begonnen. Aber Stryk erkannte sein großes Talent und gewann ihn für die Rechte, deren er sich rasch autodidaktisch bemächtigte. Zur Zeit der Ryswickschen Friedensverhandlungen eilte er nach Holland, um in dieser Zusammenkunft der ersten Staatsmänner Europas praktische Studien zu machen; und er erreichte durch die Gunst des Erbprinzen von Schwarzenberg seinen Zweck über Erwarten. Er behauptete, hier mehr gesehen und gelesen zu haben, als irgend einer der fürstlichen Gesandten, und nannte 1697 das glücklichste Jahr seines Lebens. Damals 84
schrieb er eine Vertheidigung der Ansprüche des Herzogs von Lothringen gegen Frankreich.

Er erkannte, daß er ein Publicist für die Interessen Preußens werden müsse, und die Bestimmung, die der neuen Universität in dieser Richtung zugedacht war, zu erfüllen habe. Der Annahme der Königskrone folgte seine Schrift de auspicio regio auf dem Fuße: sie brachte ihm die Ernennung zum Hofrathe, dem nach und nach der königliche Historiograph, der Professor

*) Domo egredi prohibet consuetudo, seni iam altera natura. Cat. lect. 1737.

**) Quanta vero crux, cum ingeniis conflictari eiusmodi! ne quid gravius dicam, et tanti ceteroquin Viri manibus videar detrahere. Integrum fere semestre in hac farragine delitui. Seeh. 10. Jul. 1747.

der Rechte, der Kanzler der Universität, der Reichsfreiherr und andere Würden nachfolgten.

Der Gipfel der Berühmtheit kam jedoch am Abend seines Lebens. Zur Zeit des Ausbruches des ersten schlesischen Krieges war die Ansicht verbreitet, er allein sei der Urheber dieses Krieges. Allerdings hatte er seit vierzig Jahren die Ansprüche Preußens auf die schlesischen Herzogthümer in Schriften und Vorlesungen erörtert und beim Tode Karls VI. seine Gründe dem Könige selbst übersandt. In Folge davon berief ihn Friedrich II. gleich nach seiner Thronbesteigung nach Berlin und beauftragte ihn mit Anfertigung des berühmten „Rechtsgegründeten Eigenthums." „Mit stolzer und sieggewohnter Freude kam er von Berlin zurück (es sind die Worte eines seiner damaligen Zuhörer) und machte uns gleich bei dem Eintritt in den Hörsaal bekannt, daß er von Friedrich, der seine Verdienste zu schätzen wisse, zum Kanzler des Herzogthums Magdeburg ernannt worden wäre."

Die Verbindung des Lehrstuhls des Staatsrechts mit dem Lehrstuhl der Geschichte (1703 trat ihn Cellarius an Ludewig ab), statt mit der Professur der Eloquenz und Poesie, bezeichnet eine Wandlung der Geschichtsstudien in Deutschland, die sich von Halle aus auf die übrigen Universitäten allgemach verbreitete. Im siebzehnten Jahrhundert hatte die alte Geschichte die Oberhand gehabt, behandelt im alttestamentarischen und klassischen Stil, in glücklicher Ferne von moderner Politik.

Eine Wendung trat ein durch Samuel Pufendorfs Einleitung zur Historie der vornehmsten Reiche und Staaten in Europa, das erste würdig geschriebene Geschichtswerk in deutscher Sprache. Denn für eine neue Richtung giebt es in Deutschland keinen sicherern Weg zum Sieg, als die Erfindung brauchbarer Schulcompendien. Hierdurch bekam die neuere Geschichte die Oberhand; aber die staatsmännische Behandlungsweise Pufendorfs paßte nicht für die deutschen Universitätsgelehrten und Studenten. Hier bemächtigten sich der Geschichte die Juristen; der Gesichtspunkt, aus dem die historischen Studien betrieben wurden, war der staatsrechtliche; in Folge davon wurde die bisher ganz vernachlässigte deutsche Reichsgeschichte in den Vordergrund der Universitätsvorträge gestellt und bald in der Litteratur durch stattliche Quartanten vertreten.

Ludewig erzählt, wie er früher die elenden Leistungen Deutschlands in diesem Fache mit „großer Ungeduld" betrachtet und mit dem „Reichthum, Geschick und Fleiß fremder Geschichtschreiber" verglichen habe: er sah dort Nichts als ein Flickwerk von Chronologie und Genealogie, von Fabeln und moralischen Exempeln.

Sein Verdienst bestand zuvörderst in der Bekanntmachung zahlreicher Urkunden. Er hatte die Schlüssel zu allen preußischen Archiven; er besaß

die genaueste Kenntniß der übrigen deutschen Archive; und er hat den Ruhm, Tausende von Urkunden vom Untergang gerettet zu haben: so unkritisch er auch in der Auswahl und Herausgabe verfuhr, und obwohl man ihm vorwirft, daß er sich willkürliche Änderungen in Actenstücken, verfälschte Zeitbestimmungen und dgl. erlaubt habe.

Ludewig folgte ferner darin Leibnitz (der auch in diesem Gebiete der deutschen Wissenschaft voranleuchtete), daß er eine durchaus skeptische Kritik der Geschichtschreiber empfahl und die Geschichte lediglich auf die Acta publica gegründet haben wollte. Er gedachte, die in Frankreich und Italien aufgekommene und durch Jean Mabillon (1681) zur Wissenschaft ausgebildete Diplomatik zur Basis auch der deutschen Geschichtschreibung zu machen. Niemand aber, fügte er hinzu, würde von diesen Quellen einen Gebrauch machen können, der sich nicht im bürgerlichen und öffentlichen Recht umgesehen habe.

Der dritte Punkt seines Verdienstes besteht in der Hinlenkung der Forschung auf die älteren Verfassungsverhältnisse Deutschlands. Mit um so lebhafterem Eifer machte man sich an die Ergründung dieser Verhältnisse, als es nach der Ansicht dieser Schule der eigenthümliche Vorzug unseres Vaterlandes sein sollte, „daß es noch unter seinen alten Sitten, Gesetzen und Formen lebe; daß vom Kaiser bis auf die kleinsten Landesherren, Corporationen und Städte, Jeder seine bestätigten Rechte habe, und daß wissen, was ehemals vor achthundert Jahren in Deutschland geschehen ist, wissen heißt, was heute Rechtens ist." Er spielt hier an auf seine Hauptchimäre: die Gründung des Reiches durch den Vertrag der sieben Stammesfürsten von 912. Nicht in Frankreich, wo die Krone alle politische Macht der Stände absorbirt hat, nicht in Italien, wo der Begriff der Legitimität schon im Mittelalter verloren ging, sondern nur in Deutschland hat also die in jenen beiden Ländern so eifrig gepflegte Diplomatik noch eine andere Bedeutung, als die Beschäf- 86
tigung der gelehrten Muße.*) Seine Schüler zeigten, „wie über des Reichsherkommens Verstand und Unverstand ganze Länder und Provinzen in gerichtlichen Processen gewonnen und verloren worden seien; und die Machwerke, durch welche Richelieu und Ludwig XIV. ihre Gewaltstreiche beschönigen ließen, bestärkten die Stubengelehrten in dem Glauben, daß politische Erfolge durch Deductionen, statt mit dem Degen erreicht würden.

Schon diese Gedankenreihe verräth, daß es Ludewig und Genossen nicht um die Erforschung der deutschen Vorzeit in wissenschaftlicher Absicht zu thun war: noch weniger erhoben sie sich zu patriotischen und politischen Ge-

*) Chaque membre de l'Empire a ses droits, ses privilèges, ses obligations; et la connaissance difficile de tant de lois, souvent contestées, fait ce que l'on appelle en Allemagne l'étude du droit public, pour laquelle la nation germanique est si renommée. Voltaire, Siècle de Louis XIV. Ch. 2.

sichtspunkten: sie bedurften der Geschichte, weil in dem geschriebenen Rechte die wenigsten Punkte erledigt werden können und meist auf Observanz und Gewohnheit zurückgegangen werden muß. Ludewigs Collegien hatten kein anderes Ziel, als eine Vorbereitung für den Geschäftsverkehr zu ertheilen; sie bestanden fast nur in staatsrechtlichen Controversen; seine Auslegung des Hugo Grotius nannte er ein Collegium praetensionum illustrium, weil er an die Stelle der classischen Beispiele des edeln Humanisten moderne Fälle gesetzt hatte.

Die Reichsgeschichte war für Ludewig eine Rüstkammer, aus der er seine Waffen holte für die leidenschaftlich verfochtene territoriale Selbständigkeit der Reichsstände; eine Tendenz, die für ihn durch seine Stellung zur preußischen Krone gegeben war. Er rühmte sich, das deutsche Fürstenrecht vom römischen Schlamm gesäubert zu haben, und machte die Geschichte durchaus für diesen Zweck zurecht. Seine „goldene Bulle" hatte man in Wien confisciren und verbrennen wollen.

Dieselben Zustände, die einem Staatsmann wie Pufendorf, das deutsche Reichsrecht zum Ekel gemacht hatten: das Fehlen jeder politischen Haltung in einer Verfassung, die alle Mängel des Feudalsystems hatte ohne die germanische Selbstregierung und alle Mißstände fürstlicher Allgewalt ohne die Einheit concentrirter Staatskraft: gerade diese ihre Ungeheuerlichkeit machte die Reichsverfassung zum Eldorado der Juristen. So verschiedene Dinge waren damals juridischer Verstand und politischer Verstand!

Ludewig war übrigens der Typus eines deutschen Gelehrten von eiserner Arbeitskraft, zähem Gedächtnisse und rastlosem Combinationstrieb. Nur der strenge Wahrheitssinn, — die Genauigkeit, wie die Redlichkeit — fehlten dem eitlen Manne ebenso, wie jeglicher Geschmack.

Mit Verachtung sah er herab auf die Compendien- und Systemschreiber;
87 und Wolf lobte an ihm, daß er sich den Leibnitz und Bernoulli anschließe, die auch keine Bücher schrieben, sondern in Denkschriften Entdeckungen veröffentlichten. Er rühmte sich, so viel neue Wahrheiten gefunden zu haben, daß ein Leben von hundert Jahren nicht hinreichen würde, seine Pläne auszuführen, und aus dem Excerptenvorrath, den er seufzend betrachtete, ein Gebäude aufzuführen. Er trug sich mit dem gigantischen Plane eines Corpus juris, worin das natürliche und das göttliche Recht mit den Rechten aller Staaten und Völker vereinigt werden sollte.

Sein Stil war nicht ohne Lebhaftigkeit, obwohl ein Sprachmenge von Kanzleistil und lohensteinschem Schwulst; letzterer blüht besonders, wo er in solennen Ergüssen und seitenlang ausgesponnenen Bildern von sich selbst redet, und mit seiner Wahrheitsliebe, seinem Universalwissen und seinen Entdeckungen prahlt.

Ein merkwürdiges Beispiel der Werthschätzung des sogenannten „Applaus" bei deutscher Professoren ist, wenn ein Mann von solchem Ruf, Ansehen und Reichthum, im achtzigsten Jahre seines Lebens noch immer um Zuhörer wirbt und marktschreierisch die Nützlichkeit seiner Waare für das künftige Amt, die Unermeßlichkeit seiner Geschäfte und sogar die Ehrwürdigkeit seines Alters zur Schau stellt.*)

Einem solchen Manne mußte ein gleichstrebender Genosse an derselben Hochschule wie ein Prätendent erscheinen. Ludewig und Gundling unterhielten Jahre lang ihre Universität mit dem Schauspiel zweier in Gelehrsamkeit und Talent als die ersten ihres Faches geltenden Lehrer, die sich einander auf Schritt und Tritt folgten, hintereinander über dieselben Sachen schrieben, in den Quellen stets das Entgegengesetzte lasen, und vor ihren Zuhörern die erbaulichsten Anspielungen auf einander machten. Der Eine lebte von dem Ausspinnen und Verfechten seines Hypothesengebäudes über die deutsche Verfassungsgeschichte; der Andere von dem kritischen Widerspruch gegen dies Werk juridischer Phantasie.

Bei seiner Geschäftigkeit für die Interessen der Großen, bei solcher Ver- 88
mählung von gigantischem Gelehrtenthum und Charlatanerie, ist es nun kein Wunder, wenn Ludewig Einer von denen war, denen das Glück nie falsch ist, deren Würden und Titel, deren Schriften und Capitalien, deren Präsente und Rittergüter sich fortwährend mehren. Er wollte die „Gnadenpfennige, Medaillen und Geräthe," die er gewöhnlich noch als Zugabe zu den (wie er sich ausdrückte) „redlichen" (nicht so redlich wäre redlicher) angesetzten Honoraren empfangen hatte, in einem eigenen Kupferwerke herausgeben. —

Das Ende der zwei akademischen Jahre war, daß Winckelmann „mit großer Noth ein sehr kahles Theologenzeugniß bekam," das er bis an sein Ende aufhob. Es ist von Chr. B. Michaelis am 22. Februar 1740 ausgestellt. Die Facultät hat allerdings über seinen Seelenzustand nichts Genügendes erfahren; da er aber notorisch in ihren Vorlesungen erschienen ist, so hofft man, daß er einige Frucht mitnehmen werde.**)

*) z. B. Catal. lect. 1735: Septuagenariis otia leges indulgent, cum civiles tum militares. Mea senecta otiosa etiamnunc, contemtrix rerum, in quibus alii tempus fallunt ponuntque seculi delicias. Doceo quotidie per 2 tresque horas. In ordine nostro tracto res forenses. Prelo scripta do. In diurnis Halensibus meum pensum est hebdomadale. Causas respondeo, ab imperii principibus aut rerum administris consultus. Nulla dies sine linea. Sed quo fine haec talia in ultima vitae periodo? Deo rationes reddere; non sibi vivere, sed aliis; obsequia probare augusto; bene audire posteris; pluribusque profuisse.

**) Quamquam autem ratione status animi, saltem quod satis sit, nobis non innotuerit, tamen, cum praelectiones nostras eum frequentasse constet, speramus ipsum ex illis fructum nonnullum hinc secum esse reportaturum.

Allein wenn man den Gewinn nicht nach der Einsammlung eines Quantums von Kenntnissen und Geschicklichkeiten für einen einzelnen gelehrten Zweck oder für ein Amt abmißt, so wird man diese Jahre nicht für verloren halten können.

Er verschaffte sich eine Orientirung auf dem großen Schauplatze der Wissenschaften; er sah sich in ihnen um, wie man in einem Buche blättert, ehe man sich entschließt, es im Zusammenhang zu lesen. Im Zusammenstoße mit so mannigfachen Geistern studirte er seine Natur und maß im Stillen seine Kräfte; er that einen Blick in den Charakter der gelehrten Genossenschaften seines Vaterlandes, der von Einfluß wurde auf seinen späteren Lebensgang.

Dieses gelehrte Umherschweifen, in Verbindung mit seiner bibliothekarischen Beschäftigung, schien ihn freilich schon damals auf den Weg des Litterators zu lenken; und der Kanzler Ludewig fällte das Urtheil, daß seine Stärke in der Litterargeschichte liege. Auch Baumgartens Encyklopädie soll ihn hauptsächlich „wegen der Bücherkenntniß, die dabei vorkam," festgehalten haben.

Wenn er aber doch am Ende nicht in der Polymathie stecken blieb, so war diese Recognoscirung des gelehrten Terrains sehr nützlich für einen Autodidakten; denn ein Autodidakt war er nun doch einmal, durch Noth und durch Neigung geworden. Es ist eine wichtige Thatsache, daß bis jetzt kein Lehrer
96 entscheidend auf ihn eingewirkt hat; daß ihm das Glück nicht beschieden war, eine zeitlang unter den beherrschenden Einfluß einer bedeutenden Persönlichkeit zu kommen.

Schon beim Beginn der Universitätsjahre litt es vielleicht seine autodidaktische Ungeduld nicht, sich von dem gleichmäßigen, phlegmatischen Gang forttragen zu lassen, in dem man hier in jahrelangen Cursen das Feld einer Disciplin zu durchmessen pflegte.

Dies Alles wäre für die Meisten gewiß ein Unglück gewesen; aber wer zum Erfinder bestimmt ist, muß früh seine eigenen Wege suchen lernen und die Kühnheit haben, auf dem Ocean des Wissens, nach einem zur Zeit noch dunkeln Ziele hin, und ohne Seekarte umher zu steuern. Auch müssen in den Köpfen der Erfinder viele Dinge zusammen kommen, die bei den berufenen Inhabern und Spendern der Gelehrsamkeit getrennt bleiben; vollends aber, wer auf Zeit, Welt und Leben wirken soll, der „kann einem engen Kreis nicht seine Bildung danken."

Aber die Zustände und die Persönlichkeiten, mit denen ein bedeutender Mensch in den Jahren seines Werdens in Berührung kommt, können eine zwiefache Bedeutung für ihn haben. Auch er muß aus ihnen seine Nahrungselemente schöpfen, die Materialien sammeln, aus denen er sich seine Welt erbaut. Aber hier kommt er auch in Zusammenstoß mit Zuständen, die ihn,

entweder kraft augenblicklicher Intuition, oder nach vergeblichen Versuchen der Gemeinschaft, in eine feindliche Richtung werfen und die Funken des Hasses wecken, unter dessen Schlägen später das morsche Gebäude des Alten zusammenbricht.

Halle war der Ort, wo Winckelmann den Betrieb des gelehrten Handwerks und die Eigenschaften und Sitten deutscher Gelehrten in der nächsten Nähe und in sehr ansehnlichen Exemplaren kennen gelernt hatte. Wie wichtig waren diese Berührungen für einen Schriftsteller, welcher der Weisheit der Büchermenschen, der Compilatoren und Systemmacher ein lebendiges und geschmackvolles Wissen entgegensetzen sollte; ein Wissen, das geeignet ist, den Krankheiten der Gelehrsamkeit als Gegengift zu dienen; — für einen Mann, dessen bloße Erscheinung schon einen freieren Luftzug in die stockende Stubenluft der deutschen Wissenschaft bringen sollte.

Winckelmanns Schriften und Bücher sind voll von Ausfällen auf die Gelehrten im Stil des siebzehnten Jahrhunderts; und überall schweben ihm dabei hallische Erinnerungen vor Augen.

„Die Pflicht der Menschlichkeit erfordert", schreibt er 1765 an Schlabrendorf nach Halle, „Sie in Ihrer academischen Verweisung zu trösten, und weil 90
andere Gründe fehlen, däucht mich, es erhebe, der Erste sein an einem Orte . . . und in einem Lande (verzeihen mirs die Herren Professoren) der Blinden allein sehend zu sein, d. h. an einem Orte leben, wo alles auf das Wissen besteht, wo Sie vermuthlich nebst ihrem Freunde der Einzige sind, der weiß, was man nicht aus Büchern wissen kann. Sie würden ohnfehlbar, wenn Sie einen Hörsaal eröffnen wollten, mehr Zuhörer haben und behalten, als insgemein zu Ende des Halbjahrs zu den Füßen Ihrer Lehrer sitzen. . . Machen Sie es, wie der Feldmarschall Münnich, der in Sibiren die Kriegsbaukunst und Taktik gelehrt hat; predigen Sie in ihrem Zimmer den Professoren, deren Sinne nicht verhärtet und verstockt sind, die Schönheit alter und neuer Werke, welche Gebräuche und Sitten der Völker, die Sie durchwandert."

Eigentlich aber hielt er diese Gelehrten nicht für fähig, an seinen Büchern Geschmack zu finden. „Es ist eine Arbeit nicht für Gelehrte", schreibt er, „sondern für Leute, welche Empfindung haben und denken;" — „für Personen", sagt er anderswo, „die gewisse Nicht-Universitätskenntnisse haben."

Hier ahnte er zuerst, „daß es eine strafbare Eitelkeit sei, die Vernunft, die uns zu weit edlerem Gebrauche verliehen ist, bis ins Alter fast bloß mit Dingen zu beschäftigen, die nur das Gedächtniß in Bewegung halten." Seitdem schien ihm der Umgang mit Gelehrten unfruchtbar, „für die es genug ist, Titel und Index von Büchern zu kennen," und deren Gelehrsamkeit darin besteht, „zu wissen, was Andere gewußt haben." Er verspottet die Controversen der „eselhaften deutschen Professoren, die sich dem Teufel und seiner Großmutter ergeben über ein Wort mit oder ohne H."

„Die Pedanterie ist die schändliche Seuche, die im siebzehnten Jahrhundert in allen Ländern, wo die Wissenschaften geübt wurden, überhand nahm, das Gehirn der Gelehrten mit üblen Dünsten erfüllte und ihr Geblüt in eine fiebermäßige Wallung brachte."

Der Zunftgeist, der sich in der Wissenschaft auch darin zeigte, daß das Interesse uud der Gesichtskreis gerade an dem Punkte endigte, wo das menschliche Interesse einer Sache und überhaupt das Praktische und Verständliche anfängt: dieser Zunftgeist trat in der persönlichen Erscheinung zu Tage in dem gravitätischen, pompösen, anmaßenden Wesen, das damals nur in Leipzig (das Winckelmann auch ausnimmt) durch Weltverkehr und Weltförmigkeit gemäßigt war.

Winckelmann kann sich, gesteht er Heyne, nicht vorstellen, wie eine Universitätsstadt Deutschlands und die Ernsthaftigkeit, die ein Professor annehmen müsse, Gelegenheit geben könne, vergnügt zu leben. „Solche Verhältnisse erlauben nicht, fröhlich zu sein nach Art der Jugend; das Gesicht verhüllt sich vor der Zeit in Ernsthaftigkeit; die Stirne legt sich in Runzeln, und die
91 Sprache wird sentenzenmäßig." „Mich däucht, man müsse in dieser Lebensart alt werden, und vor der Zeit, man mag wollen oder nicht." Er glaubt, „daß ihm in dieser Haut nicht wohl werden könne;" auch fühlt er sich nicht im Stande, „eine ansehnliche Figur vorzustellen."

Alles dies schien ihm immer unerträglicher, jemehr sein natürliches Formgefühl sich in der Bekanntschaft mit der geschmackvolleren Litteratur des Auslandes, im freien Verkehr mit der Künstlerwelt und mit den liberal und bequem lebenden Gelehrten und Prälaten Roms entwickelte. Er vergleicht die deutschen Gelehrten mit den römischen: „wenn Sie die Herunterlassung, ja Verleugnung alles Verdienstes dieses großen Mannes (Corsini) sehen sollten, so würde in Ihnen, wie in mir, gegen die mehrsten deutschen Gelehrten eine Art Ekel und Unwillen entstehen." Dann nimmt er sich vor, die „deutschen stolzen Pedanten und gelehrten Fürsteher mit den Römern zu vergleichen, und den unwissenden Stolz jenseits der Gebirge mit scharfem römischen Salze abzuscheuern."

Treffend ist die Bemerkung, daß diese Pedanterie vielen nur anhänge, weil sie an Orten leben, wo sie niemanden über sich sehen, und wo sie von einer unerfahrenen Menge bewundert werden. Selbst wer kein Pedant sei, müsse doch zuweilen einer scheinen. — Er hatte seinen La Rochefoucauld nicht umsonst gelesen und excerpirt: La gravité est un mystère du corps inventé pour cacher les défauts de l'esprit.

Zwischen Universität und Schulamt

Im Grolmannschen Hause zu Osterburg

Es kam nicht selten vor, daß man, nachdem man zwei Jahre auf einer Zwangsuniversität studirt oder verloren hatte, noch ein Jahr freien Studiums auf einer fremden Universität suchte; und die Armen pflegten seit alter Zeit zwischen ihre akademischen Jahre eines oder mehrere Jahre Hauslehrerdienst einzuschieben, um die Mittel zur Fortsetzung ihrer Studien zu erwerben.

Im Hauslehrerthum, das der Ruin so vieler junger Männer war, in dem sie fast alles einbüßten, was sie an Kenntnissen und Aufschwung von der Hochschule mitbrachten, hatte Winckelmann ausnahmsweise Glück.

Drei Meilen nördlich von Stendal liegt Osterburg, einst der Sitz der frühe ausgestorbenen Grafen dieses Namens; damals ein Städtchen von nicht mehr als 218 noch vielfach mit Stroh gedeckten Häusern und kaum tausend Einwohnern, die von Ackerbau und Viehzucht lebten. Noch war es von alten Zeiten her mit Mauern, Wällen und doppeltem Thor umgeben; auch ist es merkwürdig durch zwei uralte Kirchen, deren eine von den Holländern herstammt.

Hier wohnte die Familie Grolmann, bei der Winckelmann nach seiner Rückkehr in die Altmark, vielleicht auf die Empfehlung eines hallischen Professors hin, als Hauslehrer eintrat.*) George Arnold Grolmann, geboren 1698 zu Bochum in der Grafschaft Mark, entstammte einem alten westphälischen Patriciergeschlecht. Nachdem er in Gießen und Marburg die Studien vollendet hatte, folgte er seiner Neigung zum Militärstand und machte den Feldzug in Brabant unter dem Prinzen Eugen als gemeiner Reiter bei den brandenburgischen Hilfstruppen mit. Seine Bravour in der Schlacht bei Malplaquet eröffnete ihm den Weg zum Avancement. Im Jahre 1740 98 nahm er am schlesischen Kriege Theil und wurde am 27. December 1741

*) Tandem vero turbis est domesticis tricis me proripio, et forte fortuna mihi oblata Paedagogi munia capesso apud Dn. de Grollmann ... annum ibi commoratus & liberaliter habitus. Seeh. 10. Jul. 1748.

von Friedrich II. mit seinen Nachkommen in den Adelstand erhoben. Später wurde er Oberst und Commandant des Garnisonbataillons zu Colberg und starb 1762 zu Weißenfels in Schwaben als Kriegsgefangener.

Er war verheirathet mit einem Fräulein von Eckart aus Salza, von der er fünf Söhne und drei Töchter hatte. Sein ältester Sohn, Friedrich Georg Ludwig, geboren 1726 zu Magdeburg, war ebenfalls zur militärischen Laufbahn bestimmt; ein Franzose Labère unterrichtete ihn in seiner und in der italienischen Sprache, in Geometrie und Taktik. Latein sollte er nicht lernen; nur für Geschichte und Philosophie war der hallische Informator berufen worden. Friedrich von Grolmann wurde Oberst und Commandant des Regiments von Billerbeck: sein Patent als Generalmajor kam am Tage seines Begräbnisses an.

Winckelmann rühmt die anständige Behandlung, die er in diesem Hause genoß. Näheres erzählt sein Nachfolger Boysen. Boysen erschien z. B. dreimal des Tages bei Tafel; und wenn sich, wie oft geschah, aus dem sehr zahlreichen Adel der Umgegend (es gab dort zahlreiche Rittergüter) eine glänzende Gesellschaft zusammenfand, so saß er gegenüber der Frau des Hauses und durfte die Gesellschaft aus den „Denkwürdigkeiten der alten Geschichte auf socratischem Wege unterhalten."

Die Seele des Hauses war die Frau von Grolmann, der eine liebenswürdige Tochter zur Seite stand. Selbst der fünfundsiebzigjährige Quedlinburgische Consistorialrath verfällt hier ins Schwärmen; er scheint es zu den Glücksfällen seines Lebens zu rechnen, sechs Wochen in ihren Zauberkreisen sich befunden zu haben. Wenn an seiner breiten und schwülstigen Schilderung etwas Wahres ist, so besaß sie allerdings jene ruhige Heiterkeit und jene besonnene Lebhaftigkeit, vermöge deren Frauen im Stande sind, zugleich expansiv in einer bunten Umgebung zu existiren und ein reiches Innenleben zu führen, gleichzeitig in den Regionen der Poesie und des Gedankens und in den geringsten Außendingen gegenwärtig zu sein. Durch Verbindung von Verstand und Naivetät, von Bestimmtheit und Grazie, und durch die Höflichkeit, die aus wahrem Wohlwollen herkommt, befreite sie ihre Gesellschaft von ceremoniellem Zwang und steifer Langeweile, während sie sie mit Feinheit und Takt lenkte.'

Sie sprach das Französische, das Italienische und besonders gut das Englische. Sie wußte die schönsten Stellen aus den zwei großen französischen Tragöden auswendig; aber der „sanfte Racine" war ihr Lieblingsdichter. Sie las historische, philosophische und theologische Werke; sie hatte sich die Lehren Tindals angeeignet, — dessen Schriften übrigens die ersten
94 deistischen waren, die ins Deutsche übersetzt wurden, und zwar von Lorenz Schmidt, dem Urheber der berüchtigten Wertheimer Bibel. Nur gegen die Wolfsche Philosophie hegte sie eine Abneigung, weil man sie früher mit den

Monaden und der prästabilirten Harmonie gequält hatte, und weil sie glaubte, daß ihre Syllogismen den Geist austrocknen und die schöne natürliche Sicherheit des Handelns beschädigen. Doch war sie gelehrig genug, sich eine „mit der ästhetischen Salbung Baumgartens tingirte Philosophie" gefallen zu lassen, die Boysen für sie ausarbeitete. Das alles aber schadete keineswegs ihrer eifrigen Theilnahme an Tanz, Spiel und Haushaltsgeschäften; sie strickte, während sie ihre Gesellschaft unterhielt, und verbannt aus ihrem Salon waren nur die Gespräche über die Moden, die damals von Paris nach Dresden und von Dresden nach Berlin und in die Provinz geschickt wurden.

Zum erstenmal trat Winckelmann hier die französische Bildung der höheren Stände in einem Beispiel entgegen, wo Nichts einzuwenden war. Zum erstenmal fühlte er sich vielleicht bei all seinem zusammengehäuften Wissen als Barbar; besonders wegen seiner Unkenntniß der neueren Sprachen und ihrer Litteratur.

Diese und andere Einflüsse des Grolmannschen Hauses mögen bei dem nun folgenden Vorsatz in Anschlag zu bringen sein. Er beschloß nun doch noch seiner früheren Neigung zur Medicin zu folgen. Er gedachte, dies Studium mit dem der höheren Mathematik und der neueren Sprachen zu verbinden. Schon in Halle hatte er bei dem jüngeren Joachim Lange reine Mathematik gehört.

Er blieb in Osterburg ein Jahr; höchstens bis zum Mai 1741, wo sein Nachfolger ankam.

Die Universität Jena

hatte in der ersten Hälfte des Jahrhunderts auf dem Höhepunkt ihrer Frequenz gestanden; 600—700 Immatriculationen kamen vor, und die Gesamtzahl der Anwesenden belief sich bis nahe an dreitausend. Sie galt für die wohlfeilste (universitas pauperum); auf Grund eines Paupertätszeugnisses wurden die Honorare bittweise erlassen.

Aber schon 1741 bemerkte man ein Sinken der Hochschule, das bis zu ihrer Glanzzeit im letzten Viertel des Jahrhunderts fortdauerte. Neue Universitäten wurden gegründet, die älteren betheiligten sich an den neuen Regungen deutschen Lebens, während Jena in den alten Gleisen fortging und seine Lehr- und Preßfreiheit — früher bei geringen äußeren Vortheilen ein Magnet — kein eigenthümlicher Vorzug mehr war.

Winckelmann scheint bei seinen Unternehmungen die Mittel nicht immer gehörig veranschlagt zu haben;*) um sich in Jena die Existenz zu er- 95
möglichen, mußte er so viel Privatstunden annehmen, daß er wenig Zeit

*) In der Matrikel von 1741 kommt Winckelmanns Name nicht vor.

zum Hören übrig behielt; ja „kaum Zeit hatte aufzuathmen.“*) Doch fehlte es ihm nicht an aufgeräumter und übermüthiger Gesellschaft.

Das Studentenleben in Jena hatte noch am meisten von dem wilden Wesen des entsetzlichen Jahrhunderts des Pennalismus beibehalten, obwohl auch in dieser „Mördergrube“ neuerdings schlimmstes abgestellt worden war.**) Noch sah man jene Raufbolde durch die Straßen ziehen, an der Seite die Stoßdegen mit dem tellergroßen Stichblatte, die bei der leisesten Berührung ihres (nur gegen Faulheit und Laster abgehärteten) Ehrgefühls aus der Scheide flogen. Sie bankettirten auf öffentlichem Markte, sie duellirten sich am hellen Tage vor den Häusern der Geistlichkeit (so erzählt Edelmann), sie hielten während des sonntäglichen Gottesdienstes ihre Aufzüge zu Fuß und Roß; sie spielten und tumultuirten Tag und Nacht; Collegien besuchten sie nur, um Gelegenheit zur Anknüpfung ihrer Raufereien zu finden oder um unbeliebte Lehrer zu quälen, deren Stimme durch das laute Sprechen, Lachen und Scharren oft kaum durchdrang. Auch diese „Söhne der Musen“ haben ihre Geschichte gefunden; sie giebt unter anderem zu der Betrachtung Anlaß, was für einer zähen, physischen und moralischen Lebenskraft ein Volk sich erfreuen muß, dessen geistige Führer solche Schlammbäder der Rohheit und Ausschweifung durchmachen müssen.

Wie tief der Stand der Bildung war, geht daraus hervor, daß man das Wohlgefallen an diesen Plattheiten mit ins spätere Leben nahm, und ein „komisches Heldengedicht“ wie den Renommisten von Zachariä lesen und belachen konnte.

Doch bestand in Jena außer den Nationalcollegiis oder Landsmannschaften auch eine lateinische Gesellschaft, die 1734 durch G. L. Herzog gegründet war; und eine deutsche, die 1728 auf Gottscheds Anregung Fabricius gestiftet hatte und Stoll seit 1730 leitete.

Ausgezeichnete Gelegenheit gab es für die Erlernung der neueren Sprachen. Das Englische hatte eine zeitlang, durch den Einfluß der Herzogin
96 von Yarmouth das Französische an einigen Höfen fast verdrängt, bis Friedrich II. wieder das alte Verhältniß herstellte. Zwei „ungemeine“ Männer, erzählt Pütter, lehrten in den beiden romanische Sprachen: François Roux und Pietro Francesco de' Corsini. Dieser hielt sonntäglich eine bei den

---

*) Dankbar gedachte er später eines Voß, der ihm damals hilfreich beistand: Opfere der Dankbarkeit, schreibt er an Genzmer nach Stargard 1766, und bezahle Gelübde in meinem Namen an diesen theuren werthen Mann und versichere ihn, daß ich mit Verlangen auf die allergeringste Gelegenheit warte, ihm für dessen Höflichkeiten in Jena mich wenigstens willfährig zu bezeigen. In Schreiben nach Berlin empfiehlt er sich dem dortigen Kriegsrath Joh. Christian Voß.

**) Vgl. Keil, Geschichte des Jenaer Studentenlebens.

Mitgliedern umgehende adunanza italiana, in der eine Abhandlung in dieser Sprache gelesen, besprochen und von Zeit zu Zeit veröffentlicht wurde.

Wie wenig aber Winckelmann in dieser und in anderen Rücksichten in Jena seinen Zweck erreichte, geht daraus hervor, daß man ihn Jahre nachher (1747) mit mühevoller Erlernung der englischen Aussprache und den Anfängen des Italienischen sich herumschlagen sieht. Zu derselben Zeit ist er, statt mit höherer Mathematik, noch mit den Elementen des Euklid beschäftigt.

Georg Erhard Hamberger und die mathematische Medicin*)

Nur in einem Punkte durfte er doch den Aufenthalt in Jena als nicht ganz vergeblich betrachten. Wenn er die Absicht hatte, Medicin und Mathematik zusammen zu treiben, so konnte er keine bessere Wahl treffen als Jena, wo ein ausgezeichneter Lehrer beide Wissenschaften in die engste Beziehung zu einander brachte. Er bekennt, diesem ausnehmend scharfsinnigen Mann Alles zu verdanken, was er von der Universität mitnahm.**)

Hamberger (1697—1755) war der letzte folgerichtige Vertreter eines medicinischen Systems, dessen Epoche in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts fiel.

Es war unter dem Einfluß des gewaltigen Aufschwungs der mathematischen Naturwissenschaft seit Galilei, zur Zeit, als die cartesianische Hypothese von der Maschinerie des Organismus herrschte, und als die überaus glänzende Entdeckung des Blutkreislaufes durch Harvey die neue Wissenschaft der Physiologie, ganz unter den Auspicien der Mechanik, begründete: damals war es, wo einige italienische Ärzte den Versuch machten, die Medicin in rein theoretischer Absicht zu einer Gruppe mathematisch-mechanischer Disciplinen umzugestalten. Dies ist die Schule der sogenannten Jatromathematiker oder Jatromechaniker.

Borelli erklärte die Körperbewegungen, indem er die Knochen als Hebel darstellte, an dem die Muskeln befestigt sind; er gab eine Analyse der zusammengesetzten Bewegungen der Glieder, die erst in unserer Zeit weitergeführt worden ist. Baglioni verglich den Blutlauf mit einer hydraulischen Maschine, die Respirationsorgane mit einem Blasebalg, die Eingeweide mit Sieben; und erklärte die chemischen Processe aus der Figur der kleinsten Theile und ihrer 97
Wirkung als Keile und Hebel. Bellini führte die Krankheiten auf Veränderungen des Blutes durch Verstopfung der Blutgefäße, der Drüsen und der Ausleerungscanäle zurück.

*) Benutzt sind die Geschichten der Medicin von Sprengel, Häser und Wunderlich.

**) Quidquid vero sit, quod inde fructus deportaverim, totum id acutissimo Hambergero debere fateor. 10. Jul. 1748.

Während nun gegen diese synthetische Richtung Sydenham die baconische Induction wiederherstellte; während Boerhave eklektisch und aphoristisch verfuhr: herrschte in Deutschland in den zwei ersten Dritteln des Jahrhunderts noch der Geist des Systems; wenn auch die meisten, wie Friedrich Hoffmann, die Lücken der iatromechanischen Erklärung nach anderen Hypothesen ergänzten. Einen leidenschaftlichen Gegner fand sie an Stahl, der die Seele als idealistisches Princip in die Physiologie einführte, ähnlich wie einst Anaxagoras die Vernunft in die materialistische Naturphilosophie der Jonier.

Hamberger war, wie gesagt, der Letzte, der noch gegen die Mitte des Jahrhunderts hin an dem iatromechanischen System mit aller Strenge festhielt. Er fesselte durch die Schärfe des Räsonnements, durch Vollendung des Vortrags und eben durch den Systemgeist die Jugend, die stets mit Einheit der Principien sympathisirt. Münchhausen berief ihn nach Göttingen; er wurde Jena nur durch einen Gewaltspruch der Eisenacher Regierung erhalten. Seine Lehrthätigkeit erstreckte sich auch auf Astronomie und Physik; was er 1741 las, war nicht zu erfahren.

Seine Lehre vom Kreislauf des Blutes war (nach Häser) ganz auf hydraulische und hydrostatische Gesetze gegründet, obwohl er die Hypothese von der Lebenskraft, als dem letzten unerforschlichen Grunde der organischen Bewegungen, stehen ließ und nur die Vollzugsweise der letzteren analysiren wollte. Er wurde in eine leidenschaftliche Controverse über den Mechanismus des Athmens und der Herzbewegungen verwickelt mit Albrecht Haller, der anstatt der mechanischen Principien und derjenigen Hypothesen, die das Räthsel des Lebens durch unbekannte Größen, wie den Nervenäther, die Seele, die Lebensgeister zu erklären glaubten, zum erstenmal in dem Begriff der Reizbarkeit ein specifisch physiologisches Princip aufstellte.

Hamberger, sagt Sprengel, vertheidigte weniger durch Beobachtungen und Thatsachen, als durch theoretische Voraussetzungen, den galenischen Antagonismus der inneren und äußeren Intercostalmuskeln, die Anwesenheit von Luft in der Pleurahöhle, die rein passive Ausdehnung des Herzens durch das eindringende Blut. . . . Empörend war sein Haß gegen die Erfahrung, sein Pochen auf mechanische Demonstration, welche die Erfahrung nie widerlegen könne, und seine Grobheit gegen Haller, der ein Muster von Mäßigung, nüchterner und besonnener Prüfung durch Gründe gab. Er ließ Hambergers Maschinen nachmachen und kam mit ihnen zu anderen Resultaten. Hamberger soll sich auf dem Sterbebette für besiegt erklärt haben.

98 Die Naturwissenschaften und die Medicin haben nie aufgehört, Winckelmann von Zeit zu Zeit zu beschäftigen, obwohl ihm keine Muße für zusammenhängende Studien zu Theil wurde. „Ich habe", schreibt er aus Dresden, „die Physik, die Medicin und die Anatomie bisher mit vielem Fleiß studirt und von besonderen Nachrichten und Anmerkungen aus geliehenen Werken

eine kleine, aber rare Collection gemacht." Diese Collection, zu der in Italien noch Manches hinzukam, besteht zur Hälfte in Auszügen größerer Werke wie des hallischen Professor Krüger (1715—1750) Naturlehre; Allens Abriß der praktischen Medicin; Boerhaves-Methode des medicinischen Studiums. Auch eine Sammlung von Ansichten über die Natur des Fiebers ist vorhanden. Mehr als alle aber scheinen ihn Buffons Werke angezogen zu haben. Zur anderen Hälfte sind es Bemerkungen aus monographischen Abhandlungen meist der pariser und londoner Akademie. Der Gebrauch solcher Abhandlungen, die den ersten Naturforschern jener Zeit angehören, setzt voraus, daß er allerdings die Grundlagen so weit besaß, um ein Interesse an den speciellsten Untersuchungen der vergleichenden Anatomie und Physiologie nehmen zu können, und daß er die Absicht gehabt hat, ein Kenner in diesem Fache zu werden.*)

Die Mathematik beschäftigte ihn wenigstens noch in den nächsten Jahren. Es gab eine Zeit, wo Winckelmann schrieb: Ich gehe jetzt ganz auf in der Mathematik; ich treibe dazu in der Schule so viel in meinen Kräften steht, eingedenk des platonischen: *οὐδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω*. Er ist außer sich vor Freude, als er den Euklid (in den Ausgaben von Barrow und Clavius) bekommen soll, der an dem Lokrer Timäus einen Kameraden haben wird. Sonst benutzte und excerpirte er die Wolfschen mathematischen Schriften. Damals war er voll vom Enthusiasmus der Demonstration und sprach vom empirischen Verfahren mit Verachtung.**) Im Unterricht pflegte er Erfindungen aus Schotts Technik einzuschalten. Er hatte eine kleine Sammlung von Apparaten, ein Astrolab, eine Magnetnadel u. a.

Die bleibenden Eindrücke von dieser fragmentarischen Beschäftigung mit den Naturwissenschaften waren sehr verschiedener Art. So sehr ihn die Gegenstände dieser Forschungen anzogen, so wenig vermochte er sich mit der Mathematik, die freilich für einen großen Theil der Naturwissenschaften das 99
Organon ist, zu befreunden. Er befand sich also hier in einer ähnlichen Stellung wie Goethe.

Seine Neigung zur Naturwissenschaft erkennt man aus dem oft in spä-

*) In Paris unter Nr. 4264. gr. 8. „Storia naturale". Es sind Abhandlungen von Borelli, Pinelli, Bartolini und Cocchi; von Steph. Hales, Apperley, Stukeley und Alex. Stuart; von Boerhave, Leeuwenhoek, Swammerdam, Homberg (über die Gährung) und Hartsoeker; von Geoffroy, Réaumur, Perrault, Méry (Anatomie der Iris), Jussieu, Verney und dem Chirurgen Zacharias Platner. In der vaticanischen Bibliothek befand sich nach Rossetti bis 1801 ein Band mit Auszügen aus den mathematischen Meditationen des Guido Ubaldi (1540—1601), der die Perspective nach Grundsätzen bearbeitete.

**) Totus in mathesi sum ... taedet omnis Empirici nominis ... nihil ratum firmumque adprobo, quod ex principiis indubitatis, qualia sunt axiomata mathem., deduci nequit ab auditoribus etc. Br. a. d. J. 1743.

teren Jahren ausgesprochenen Plan, nach Vollendung seines archäolgischen Lebenswerks mit der Wissenschaft der Natur sein Leben zu beschließen. Wenn er die Hoffnung äußert, „in dem Lande der Menschlichkeit, fern vom Kriegsgeschrei, seine letzten Jahre zu genießen", so setzt er hinzu, „daß seine Betrachtungen von der Kunst auf die Natur gehen sollen"; ja er denkt schon daran, sich die besten physikalischen Werke anzuschaffen. In einem ungedruckten Briefe vom 22. Mai 1763 an den Buchhändler Walther,*) erinnert er an eine Commission für den Hippokrates des van der Linden und fügt hinzu, kein Preis sei ihm zu theuer. — Es ist ein Trost, sagt Condorcet, für den in Stürmen des Lebens Ermüdeten, seinen Blick auf der Unermeßlichkeit der Wesen ruhen zu lassen, die ewigen und nothwendigen Gesetzen unterworfen sind.

Die Neigung zur Naturwissenschaft, die bei unseren litterarischen Koryphäen des vorigen Jahrhunderts nicht häufig war, ist bei dem späteren Freund der plastischen Kunst und bei dem Mitbefreier von moderner Verbildung jeglicher Art wohl begreiflich. „Die größten Menschen in ihrer Art", sagt Winckelmann, „haben allezeit die Bahn betreten, selbst die Quelle zu suchen und zu dem Ursprung zurückzukehren, um die Wahrheit rein und unvermischt zu finden. Diese Quelle ist die Natur." Und so billigt er es ganz, „daß man in Philosophie und Medicin heutzutage auf Erfahrungen geht und nicht weiter schließt, als das Auge sieht und der Cirkel reicht."

Es ist die Richtung auf die sinnliche Erkenntniß, die er zu der Erkenntniß des Begriffes hinzuverlangte, die ihn von dem Buchstaben der Schriftsteller zu den Denkmalen der Vorzeit und aus den Bücher- und Hörsälen Deutschlands nach Land und Leuten des Südens trieb, und die sich auch in seinem Stil voll körperlicher Gediegenheit und Fülle abspiegelt. Die Beschäftigung mit der Naturkunde ist für den Theoretiker der Kunst eine nützliche Schule gegenständlichen Denkens und ein Schutzmittel gegen einen doppelten Irrthum: den Irrthum des Gelehrten, der geneigt ist, das Geheimniß des Kunstwerkes in Begriffen zu suchen, und den Irrthum des Dilettanten, der es in Empfindungen zu besitzen glaubt und die Lebhaftigkeit des Eindrucks mit der Deutlichkeit der Erkenntniß verwechselt.

Die experimentellen Naturstudien, seit dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland auch unter dem Bürgerstand sehr populär, waren überhaupt ein Gegengewicht gegen den eingefleischten Hang der Deutschen, sich in den Subtilitäten der Metaphysik und Dogmatik aufzureiben. Zumal aber urkräftige und harmonisch organisirte Naturen pflegen, wenn sie von amtswegen auf Dinge der historisch-geistigen Sphäre angewiesen sind, die Herstellung des inneren Gleichgewichtes und die geistige Gesundheit in dem Verkehr mit der Natur zu suchen.

*) Mitgetheilt von Prof. aus'm Weerth in Bonn.

Während die Geisteswissenschaften uns oft nöthigen, mit Begriffen ohne Anschauung, ja mit Worten ohne Begriffe vorliebzunehmen, so muß sich, wer die Natur kennen lernen will, freilich die abgezogensten Denkoperationen geläufig machen, aber diese Operationen sind nur die Werkzeuge zur Erfassung des Realen, und eines Realen von unerschöpflicher Fülle und Bestimmtheit sinnlicher Existenz. Während in der Philosophie der Geist die Probleme fast stets aus eigenen Mitteln beantwortet, daher aber auch das Gewebe des gestrigen Tages gewöhnlich morgen wieder auflöst: so giebt uns die Natur allerdings für jede Lösung ihrer Räthsel zwei neue, aber sie tröstet uns mit dem Gefühl der Sicherheit und des Fortschrittes, weil jeder wirkliche Erwerb für die Ewigkeit ist, und weil sie meist mit dem Ungeahnten überrascht, wenn sie sich endlich entschließt, uns ihre Geheimnisse zu verrathen. Auch sie endlich offenbart hinter jedem erkannten Begrenzten ein Unendliches im Großen und Kleinen, und sie berechnet sogar das Unendliche; aber statt den Geist zu ungemessenen Ansprüchen zu reizen und uns zu den natürlichen und gesellschaftlichen Leiden noch ein metaphysisches Leiden zu schenken, führt sie den Geist aus sich heraus und lehrt ihn „den Dingen sich fügen"; und diese Dinge gewähren das ebenso erhabene wie tiefberuhigende Schauspiel unverbrüchlicher Ordnung.

Dieser Versuch Winckelmanns, ein Mathematiker zu werden, kann indeß nur angesehen werden als ein interessantes Beispiel, wie wenig sich damals selbst die, die für ganz andere Formen des Erkennens organisirt waren, der Macht des Zeitgeistes erwehren konnten.

Die Mathematik und die Mechanik hatten dem siebzehnten Jahrhundert das intellectuelle Gepräge gegeben. Sein welthistorisches Werk war die Einführung der Mechanik in die Himmelswelt durch Isaak Newton. Dies war die entscheidende Epoche moderner Weltansicht, die Beseitigung der letzten Reste der theologischen und phantastischen Astronomie des Alterthums, das erste System der neueren Naturwissenschaft und die Besiegelung ihrer Herrschaft über alles Frühere. Nun erschienen Cartesianismus und peripatetische Philosophie wie zwei Phantome, die um Chimären stritten. Eine bis dahin noch nicht erhörte Energie der mathematischen Meditation hatte hier die Gesetze gefunden, die das körperliche Universum beherrschen, und die der menschliche 101
Geist Jahrtausende lang gesucht hatte.

Descartes gab der Philosophie für eine Reihe von Generationen die mathematische Signatur, indem er die mathematischen Tugenden der Klarheit und Deutlichkeit für die letzten Kriterien der Wahrheit erklärte. Wenn der Geometer Pascal das göttliche Leben im Menschen vor dem unaufhaltsamen Eindringen des Materialismus nur durch die Ergebung in die unfehlbare Autorität zu retten glaubte: so dachte und bewies Spinoza die Gottheit ganz

geometrisch, während sein Antipode Leibnitz der Metaphysik die Gewißheit des Euklid geben wollte; und die Fragmente seines Gedankengebäudes beweisen, daß diese mathematische Metaphysik nicht nur an den griechischen Geometer, sondern auch an den Erfinder der Differentialrechnung erinnert haben würde. Aber diese Einflüsse sind weit über das Gebiet der Speculation hinaus gegangen. Wir erkennen sie wieder an der mechanischen Staatslehre des Thomas Hobbes und in den drei Einheiten der classischen Tragödie; sie reichen von der Theorie der akademischen Malerei bis hinab in die Gartenkunst und in die conventionellen Formen des geselligen Verkehrs.

Es ist gewiß, verkündigte Fontenelle in der Akademie der Wissenschaften, und die Völker werden sich davon mehr und mehr überzeugen, daß die politische Welt, so gut wie die physische, von Gewicht, Zahl und Maß geregelt wird.

So tief war der Geist der Mathematik in die Sinnesweise der Zeit eingedrungen, daß man nicht blos das Schöne auf Zahlen und Verhältnisse zurückführte, sondern der Schönheit der Theoreme und der Maschinen in den ästhetischen Lehrbüchern eine der ersten Stellen anwies. Die Newtonschen Gravitationsgesetze sind für Francis Hutcheson das glänzendste Beispiel der „Verbindung des ungeheuersten Mannigfaltigen mit dem Einfachsten"; und dies ist seine Formel der Schönheit. Auch hier zeigt sich, daß man das Höchste nur erreicht in den Dingen, die uns zur Zeit für das Höchste, ja für das Ein und Alles gelten.

102 Wenn nun damals auch in Wissenschaften, wie eben die Medicin, die noch ganz auf Induction angewiesen war, voreilig und willkürlich mit der deductiven Methode experimentirt wurde, wenn auch Gebiete des geistigen Lebens, wo es nichts zu zählen und zu messen giebt, mit solchen kurzsichtigen Versuchen belästigt wurden, so war eine Reaction vorauszusehen, die den synthetischen und Systemgeist wie den rechnenden Verstand in seine Schranken verwies. Von dieser sich regenden Tendenz sehen wir auch Wickelmann ergriffen. Sein Jahrhundert hat der Welt des Gefühls und der Ahnung, der Begeisterung und der schaffenden Phantasie, dem Naturartigen im Geistesleben und dem Geist in der Natur ihre bleibenden Rechte zu bestimmen unternommen.

Winckelmann, als er eine Theorie des Schönen aufzustellen unternahm, vermochte in den Proportionen nur eine Vorbedingung der Schönheit zu finden, die der Zahl und dem Maß nicht unterworfen sei. Er betrachtete die Mathematik mit steigender Abneigung; er erklärte sich für unfähig, „mit der Modewissenschaft, die in Hexenstichen aus Zahlen bestehe, sich abzugeben, weil ich dieselbe nicht schätzen kann, da alle Algebraisten, die ich kenne, nicht sensum communem haben." Seine Warnung, „daß nichts mehr von der Natur entferne, als ein Lehrgebäude und eine strenge Folge nach demselben", und

die Behauptung, „daß die Natur in allen Dingen unter Regeln, Sätzen und Vorschriften sich verliere und unkenntlich werde", erschienen zur Zeit des Hegelthums dem Oberen der höheren Unterrichtsverwaltung „so unverständlich wie unerfreulich".*)

Man hat wohl die Bemerkung gemacht, daß der Geist der mathematischen Wahrheiten und der Geist der Gelehrsamkeit wider einander sind und selten in Einer Person vereinigt waren.

Die akademische Reise

Winckelmanns Universitätsjahre entbehrten des üblichen Finale der Disputation, der Dissertation und des Grades; statt auf akademische Würden hatte sich sein Dichten und Trachten damals auf die akademische Reise gerichtet, die nach altem Herkommen den Studienjahren und der Magisterpromotion folgte. Sie war damals schon seltener geworden, während sie noch im siebzehnten Jahrhundert als wesentlicher Bestandtheil gelehrter 103
Bildung galt.

Selbst der Ärmste versagte sich früher diese Reise nicht. Wer keines der sehr zahlreichen und oft recht bedeutenden Reisestipendien bekommen konnte und auch keine Stellung als Begleiter fand, der half sich (nach Tholuck) durch mit Privatvorlesungen, Correcturen und kleinen litterarischen Arbeiten. Selbst während der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges hörten diese Reisen nicht auf: und viele suchten die Fremde, ohne daß sie wußten, was sie suchen wollten; sie besuchten die Bibliotheken, um sie eben besehen zu haben und excerpirten, blos um Excerpte mit nach Haus zu bringen.

Die Reise Winckelmanns wird von zwei Gewährsmännern (Genzmer und Uden) gleich an den Schluß seiner ersten Universitätsjahre und in den Anfang des Jahres 1740 verlegt, während sie nach Paalzow (dessen Erzählung aber die unbestimmteste ist) von Hadmersleben aus, und zwar mittels der dort ersparten Summe, unternommen worden wäre. Aber die dabei vorkommenden Scenen des österreichischen Erbfolgekrieges ergeben ein drittes Datum, den Spätsommer oder Herbst 1741. Er scheint sie von Jena aus gemacht zu haben, wo er vielleicht zu diesem Zwecke die neueren Sprachen angefangen hatte.

In Halle hatte er sich allerdings schon im Stillen darauf gerüstet.**) Im letzten Winter erschien er Abends oft auf dem Rathskeller, „unterhielt sich mit alten ehrbaren Bürgern von ihren Wanderschaften und zeichnete sich mehr als eine Reiseroute nach Paris aus ihren Erzählungen auf. Er wollte von Erfurt an allabendlich ein Kloster zu erreichen suchen, wo er freies Quartier zu

*) Winckelmanns Werke. Dresdner Ausgabe. IV. a., Anm. 582.

**) Vgl. Allgem. Anzeiger. Gotha 1812 S. 9 ff.

finden hoffte, indem er vorgab, daß er die Religion verändern und in Rom sein Glaubensbekenntniß ablegen wolle."

„Endlich verkaufte er alle seine Bücher und Sachen, schaffte sich für das daraus gelöste Geld einen capucinergrauen Rock, ein paar gute Stiefeln und einige Wäsche, wie auch den Ryffelschen Katalog an und trat damit zu Fuß die Reise nach Paris an. Aber in keinem Kloster wollte man ihn beherbergen, weil er nicht arm, sondern gar so gut gekleidet wäre, und als er nahe an Frankfurt kam, wo er die Krönung Karls VII. mit ansehen wollte, war sein Geld alle; er kam blutarm nach Halle zurück."

Nach Udens Erzählung kehrte er um, weil eine französische Armee vom Elsaß her im Anmarsch nach Bayern war, die, wie es hieß, alle jungen Leute aufgriff. Hier ist wahrscheinlich das Hilfsheer gemeint, das sich in Folge des Nymphenburger Bündnisses (vom Mai 1741) im Elsaß gesammelt hatte.
104 Dieses 30 bis 40000 Mann starke Heer überschritt am 15. August unter dem Marschall von Belleisle bei Fort St. Louis den Rhein und zog durch Schwaben nach Bayern; während ein zweites Heer von 12000 Mann unter Maillebois in Westphalen einrückte.

Die Krönung Karl Alberts fand zwar erst am 24. Januar 1742 statt; aber sie war lange Zeit berathen und angekündigt worden. Freilich ging um diese Zeit noch eine zweite kleinere Armee an derselben Stelle über den Rhein. Aber soll man annehmen, daß Winckelman eine so weite Fußreise im Januar unternommen habe? Auch das folgende Anekdötchen dürfte schwerlich zu der winterlichen Jahreszeit passen.

Das hessische Städtchen Gelnhausen nämlich war der Wendepunkt seiner Reise. Von da kam er nach Fulda; ehe er in das Thor eintrat, wollte er seinen Anzug in Ordnung bringen und den Bart scheeren. Er stand an dem Geländer der Fuldabrücke und war im Begriff, das Messer zum Gesicht zu führen, als er hinter sich einen Schrei vernahm. Er wendet sich um und sieht eine Dame in einem Wagen mit allen Geberden des Entsetzens anhalten, weil sie seine Bewegung für einen Selbstmordversuch gehalten hat. Sie ruft ihn zu sich und fragt ihn aus; er erzählt ihr sein Vorhaben und dessen Ende; sie nöthigt ihm ein Geldgeschenk auf.

Was aber wollte er mit dieser Reise, und was hat er in Paris suchen können?

Sehr mannigfaltig waren die Absichten, die man auf solchen Reisen zu erreichen strebte; der Theologe, der Cavalier, der Humanist hatten ihre gemeinschaftlichen und ihre eigenen Zwecke. Die Söhne der Vornehmen suchten die Höfe und die Sammelplätze der europäischen Diplomatie; als solche zeichnete man früher Rom, Wien, Paris, Brüssel und Madrid aus. Andere suchten den Umgang mit den großen Gelehrten des Auslands; vor der Zeit

der Journalistik war, nach Scioppius Zeugniß, die Conversation die Hauptfrucht der Reise.*)

Dreierlei Gesichtspunkte unterscheidet der classische Brief des Justus Lipsius über die nobilis et erudita peregrinatio.

Der erste ist die Bildung des Urtheils durch die Kenntniß fremder Völker, Sitten und Verfassungen. Der zweite wäre die Wirkung der Denkmale der Vorzeit auf Phantasie, Einsicht und Geist. Es ist das Licht, das diese Tempel und Theater, diese Bogen und Gräber über die Blätter der Schriftsteller ausgießen; es ist die geheime Wonne, auf dem Boden sich zu 105
wissen, wo die Großen des Alterthums gewandelt haben, und wo ihre Manen nicht blos vor die Erinnerung, sondern so zu sagen vor die Augen treten; die Erhebung des Geistes also, der beim Anblick so großer und erhabener Dinge selbst größer wird; — idque experti dicimus, fügt er hinzu. Aber wir Nordländer bedürfen auch (und das ist das Dritte) der romanischen Nationen, um unser bäuerisches Wesen an ihrer Urbanität abzuschleifen; denn die Eleganz in Benehmen und Sprache, die „Tugend des Äußeren", den Sinn für Anstand und Anmuth lehren uns nur diese Nationen älterer Kultur.

Daß nun unser junger Abenteurer schon damals den Trieb hatte, zu dem was er gelesen (nach Goethes Worte) „in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen"; — daß bereits ein halbdunkles Verlangen nach dem Anblick der Monumente der Vorwelt bei seinen Reiseplänen mit im Spiel war; daß unter dem Lesen seiner Texte zuweilen der Wunsch aufstieg, an den Orten zu stehen, die Luft zu athmen und der Landschaft und der Lebensweise der Länder sich zu überlassen, wo so große Dinge gewachsen waren: dies ist möglich und wahrscheinlich; denn Knaben pflegen schon gar früh ahnend ihre späteren Thaten zu weben; auch hatte man damals wieder angefangen, mit solchen Gedanken nach Italien zu reisen. Addison hatte vor seiner Reise nach Italien alle auf transalpinische Örtlichkeiten bezüglichen Stellen lateinischer Dichter gesammelt: sie wurden später der Schmuck seiner Reisebilder (1705).

Allein damals, als für Winckelmann die Kunst noch ein unbekanntes Land war, hätte ein so unbestimmtes Verlangen wohl schwerlich hingereicht zu einem so verwegenen Entschluß. Und warum strebte er gerade nach Paris? Ein früherer Erzähler hat die Vermuthung ausgesprochen, er sei durch Julius Cäsars Denkwürdigkeiten dazu gereizt worden. Die Schlachtfelder und Lagerstätten Cäsars wurden allerdings in Frankreich noch besucht und gezeigt; aber das Interesse an der römischen Welt hat ihm von jeher fern gelegen.

*) Conversatio proximus peregrinationis fructus est. Scioppii consultationes de schol. et stud. ratione.

Die Erwähnung des Ryssel'schen Katalogs führt, wie es scheint, auf die rechte Spur.

Der Amtmann und Commissionsrath zu Wittenberg, Joh. Jacob von Ryssel, ein Schüler des Thomasius, hatte eine Bibliothek gesammelt, die sich über alle Zweige des Wissens erstreckte. Als der Sohn Friedrich Jacob die Bibliothek seines (1730) verstorbenen Vaters ordnete und verzeichnete, drängte sich ihm der Gedanke an die unauflösliche Verkettung des gesamten Wissens
106 auf, und er beschloß, diese ins Einzelnste gegliederte Ordnung in dem Kataloge darzustellen. Auf die genaueste Beschreibung folgten bei Hauptwerken ausgewählte kritische Anmerkungen; und eine Kupfertafel mit einem Kreise von 93 Ausschnitten und Namen von Disciplinen sollte jenen nexus omnis eruditionis darstellen. Im Herbste 1741 erschien das erste Heft dieses Katalogs, das die Philologie enthält. Es war Winckelmanns Reisebuch; eine Landkarte für die Welt der Bücher, in der er damals noch ganz aufging.

Nachdem er so viele Bibliotheken von untergeordnetem Range gesehen hatte, wünschte er also die größte Bibliothek diesseits der Alpen kennen zu lernen; und wahrscheinlich war sein Magnet geradezu die griechische Handschriftensammlung zu Paris, deren Katalog im Sommer 1741 erschienen war. Seine Reise erinnert also an die sechzig Jahre spätere, eben so abenteuerliche, aber erfolgreichere des jungen Carl Benedict Hase.

„In der griechischen Litteratur, schreibt Winckelmann 1743, müssen wir den Italienern und Franzosen die Palme lassen; selbst ihr Adel hält sich nicht für zu vornehm für diese Studien. Gepriesen von allen Philhellenen müsse werden der Cardinal Angelo Maria Quirini, der Bibliothekar der Vaticana (später rechnet er auch ihn unter die römischen Pedanten: Br. v. 20. März 1766). Mein Gott! welch ein Schatz griechischer Erudition, welche Kenntniß der heiligen und profanen Alterthümer hat er nicht in seinen Anfängen von Corcyra niedergelegt!" Damit wolle er, fährt Winckelmann fort, dem von müßigen Köpfen ihm gemachten Vorwurf begegnen, als sei er ein unruhiger Kopf. „Allerdings wollte ich nach Frankreich; der Himmel war freilich dawider; aber ich hätte mich um dieser geliebten Sprache willen in jegliche Fährlichkeit hineingestürzt."*)

Dann hätte er freilich besser gethan, den Sitz der neuen holländischen Hellenistenschul in Leyden aufzusuchen.**) Aber die einzelnen Umstände der Entstehung dieses Planes sind uns verbogen. Man kann sich hier erinnern, daß es in Stendal eine Kolonie von einigen Hundert französischen Refugiés

*) In Galliam quamvis δέκητι θεῶν contendebam: non diffiteor; at vero quibusvis me immisissem periculis ad hanc mihi dilectam linguam excolendam.

**) Nur in einem zur Übung im Briefstil aufgesetzten Briefe von 1743 heißt es: Certum tandem est salutare Musas Lugdunenses in Batavis ibique vacare arti medicae.

gab, und daß Winckelmann in Osterburg einen Franzosen, wahrscheinlich einen Pariser, zum Collegen gehabt hatte.

Daß diese abenteuerliche Reise auch damals noch kein ganz vereinzelter Fall war, beweist die Fahrt des zweiundzwanzigjährigen Johann Jacob Reiske von Leipzig nach Leyden (1738), um die arabischen Handschriften der Bibliothek kennen zu lernen. Dieser erste Arabist und Hellenist Deutschlands im vorigen Jahrhundert trifft auch darin mit unserem Helden zusammen, daß „sein Leben kein Denkmal der Ehre für das achtzehnte Jahrhundert ist." 107
Seine Reise läßt uns in die Sinnesweise solcher jugendlichen Sprachenthusiasten hineinsehen. Reiske, wenn er am Abend seines Lebens auf diese Zeit zurücksah, war überzeugt, daß er damals, mit seiner schwärmerischen Liebe zur arabischen Sprache, Wunder gethan hätte, — wenn die Zeit dagewesen wäre, die sie brauchen und also schätzen, belohnen und aufmuntern konnte.*)

„1738 fuhr mir die Reise nach Holland in den Kopf, und ich war nicht davon abzubringen. Keine Vorstellung der Gefährlichkeit der Reise in ein fremdes Land fiel mir bei oder hatte auf meine damals kindischhitzige und der Welt unkundige Seele einige Gewalt. Ich sollte, ich mußte Leyden sehen. Keinen Plan hatte ich dazu gemacht, kein Mittel in der Hand, ihn auszuführen. Darüber ließ ich alle meine in Händen habenden Vortheile fahren und opferte alle Aussichten meines künftigen Glückes auf. Kurz, ich ging in mein Schicksal, Wohl oder Wehe, fröhlich und getrost hinein, mit verbundenen Augen." So wanderte Reiske im März 1738 mit den Handwerksburschen neben den Frachtwagen her, aufgeweckter und munterer als je in seinem Leben. Welche grausame Enttäuschungen und Entbehrungen ihn in Leyden erwarteten, das kann sich der Leser von ihm selbst erzählen lassen.

Schon früher hatte Winckelmann einen ähnlichen Versuch gemacht; er hatte, wie D. Ruhnken, ehe er zu Hemsterhuis ging, eine Stelle in Gesners philologischem Seminar gesucht. Das Göttinger Seminar war damals nur zur Bildung guter Hauslehrer und Schullehrer bestimmt; man nahm nur Theologen auf, und zwar neun, die für zwei bis drei Jahre ein Stipendium und Aussicht auf die höheren Kirchenämter erhielten. Der Unterricht war encyklopädisch; im Griechischen war man so genügsam, die Chrestomathie des Vorstehers zu lesen; doch wurden bei den antiquarischen Vorträgen auch Kupferwerke vorgezeigt, und beim Lesen der Dichter wurde die Geschmacksbildung ausdrücklich als Gesichtspunkt aufgestellt.**)

Als Winckelmann mit gescheiterten Plänen und leerem Beutel heimwärts

*) J. J. Reiskes von ihm selbst aufgesetzte Lebensbeschreibung.

**) Judicium de pulcro, et ille qui gustus vulgo dicitur, formatur. Gesner. Opusc. min. I. p. 73.

wanderte, kam er auf den Gedanken, nun in Berlin sein Glück zu versuchen; denn auf eine große Stadt hatte er es abgesehen; als er aber in Halle verweilte, verschaffte ihm wahrscheinlich ein Professor die Stelle als Erzieher des ältesten Sohnes des Oberamtmannes des Magdeburgischen Dom-
108 capitels zu Hadmersleben, Lamprecht. Dieses Städtchen, im Volksmund Heimersleben genannt, liegt unweit Halberstadt an der Bode, es hatte damals etwa 500 Einwohner, ein Rittergut und eine herzogliche Amtswohnung.

Lamprecht ist der junge Mann, zu dem Winckelmann eine so tiefe, schwärmerische Neigung faßte, die er, so sehr er es wünschte, bis ans Ende seines Lebens nie ganz vergessen konnte. Die Eltern sahen diese Neigung vielleicht nicht ungern, da ein freundschaftliches Verhältniß zwischen Hofmeister und Zögling damals als wirksamer moralischer Schutz für Jünglinge, besonders in der verpesteten Atmosphäre der Universitäten, betrachtet wurde. In der That schickten sie ihren Sohn anderthalb Jahre später Winckelmann als Pensionär nach; und es war die Rede davon, daß er mit ihm die Universität beziehen sollte. Er gefiel sich in dieser auch sonst ganz annehmlichen Stelle so wohl, daß er ein sehr lockendes und ehrendes Anerbieten ausschlug.

„Er reiste einmal zu Fuß hinüber nach Halle, um eine Stelle aus den Denkschriften der Pariser Akademie der Wissenschaften nachzuschlagen. S. J. Baumgarten, bei dem er sie zu finden hoffte, befahl seinem Famulus, ihn mit auf die Bibliothek zu nehmen und ihm das verlangte Buch zum Excerpiren vorzulegen. Er bekam das Verlangen, einen Menschen zu sprechen, der, um eine Stelle nachzuschlagen, von Hadmersleben nach Halle gelaufen kam. Er sprach ihn und fand bei ihm große Belesenheit, weitläufige Bücherkenntniß, eine richtige Beurtheilungskraft und nicht gemeine Gelehrsamkeit. Er suchte ihn zu bereden, sich der Akademie zu widmen, nach Halle zu kommen und Magister zu werden; und versprach ihm allen möglichen Vorschub."

Auf einem Rittergute bei Hadmersleben hatte sich ein Herr von Hanses zu Ruhe gesetzt, der früher dänischer Gesandtschaftssecretär in Paris gewesen war. Zwischen dem alten jovialen Weltmann und dem ärmlichen Candidaten bildete sich ein ganz gemüthliches Verhältniß, das an die späteren Beziehungen zu römischen Cardinälen erinnert. Manchen heiteren Abend verbrachten sie zusammen beim Glase Wein; beim Abschied gelobten sie sich einen Briefwechsel; und die wenigen lateinischen Billets, die daraus noch übrig sind, zeigen zuweilen einen Ton vertraulichen Humors, den Winckelmann damals keinem Anderen gegenüber fand. Da schreibt er, es fehle ihm zum Glück nichts weiter, als unter Geplauder und Scherzen mit dem greisen Freunde den müßigen Rest des Tages zu täuschen; denn selbst wer entrückt über die Erde auf diese Welt herabsehe, brauche doch Jemanden, dem er sein Glück erzählen könne.

Der alte Herr besaß eine schöne französische Bibliothek; deshalb war wahrscheinlich anfangs die Bekanntschaft gesucht worden. Sie bestand zum größten Theil aus historischen Werken, die er in Paris gesammelt hatte. Sie ward Winkelmann ganz zur Verfügung gestellt: und die Folge war, daß er sich in jenen Jahren auf das ihm völlig neue Gebiet der modernen Geschichte warf, mit Zurückstellung alles Andern. Seine Wißbegierde und 109
sein Büchermangel brachten es mit sich, daß fast mit jedem Wechsel des Ortes ein Wechsel des Studiums verbunden war. Ein halbes Jahr Staatsrecht, ein halbes Jahr Medicin, nun folgte die Historie, und bald darauf die griechischen Dichter.

Bayle

Nach solchen bunten und planlosen Studien fiel Winckelmann ein Buch in die Hände, das selbst eine bunte Miscellaneensammlung ist und keinen anderen Plan als den alphabetischen hat, vielleicht aber gerade deshalb das Erste war, das er planmäßig studirte. Diese Jahre in dem magdeburgischen Landstädtchen sind ganz leer an Ereignissen; aber im Leben eines Gelehrten ist die Begegnung mit einem Buch oft das größte Ereigniß, zumal mit einem Buche, das selbst ein Ereigniß des Jahrhunderts war. Ob Jemand zur rechten Stunde auf einen Mann oder Schriftsteller trifft, der ihn übermächtig in seine Kreise bannt, in dem er sich selbst für eine Zeit verliert, und an den er jene fruchtbarste Art des Studiums wendet, die sich völlige Assimilation zum Ziele setzt: das ist eine Cardinalfrage innerer Bildungsgeschichten. Bisher hatte Winckelmann keinen solchen Meister gefunden: Vertiefung hatte ihn noch kein Buch gelehrt. Da war Bayle freilich eine seltsame Wahl — oder ein seltsames Schicksal.

Es ist zwar keine Äußerung Winckelmanns über Bayle vorhanden; aber die Thatsachen sprechen: die aufgehäuften Collectaneen eines eisernen Fleißes von dreizehn Jahren. Bayle muß einen überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht haben. Und doch las er ihn nur in der Übertragung in das wässerige Deutsch Gottscheds, wo überdies in die ärgerlichen Partien das Wasser Leibnitz-Wolfscher Apologetik gegossen war.

Er überläßt sich ganz den Windungen dieses Labyrinths; er kann sich nicht sättigen. Er sinnt auf Mittel, den Inhalt der vier ungeheueren Folianten in seinen Kopf zu versetzen; er macht sich, wie der junge Albrecht Haller, einen kleinen Bayle; aber kaum sieht er ihn in zwei Folianten vor sich liegen, so fängt er schon wieder von vorn an, und es entsteht ein Quartband von fast siebenhundert Seiten; ja die Anfänge eines dritten sind aufbewahrt. Um diese selbst wieder wenig übersichtlichen Excerpte sich handlich zu machen, beginnt er ein alphabetisches Register über die Miscellen der Bayleschen Noten, die hinter den Titeln seiner Artikel versteckt waren; durch eine

Sammlung von Nachweisungen richtet er sich das Dictionnaire ein zu einem Magazin für neuere Geschichte; und wie der Kalif, der seine wandernde
110 Bibliothek von hundert Kameelslasten nach und nach bis auf ein Bändchen reducirte: so fertigt er noch 1755 eine Quintessenz der eigenen Auszüge an.*)

Wenn man nach den Gründen dieser enthusiastischen und beharrlichen Vorliebe fragt, so denken wir zuerst an Bayle, den Meister kritischer Kunst, den Patriarchen des kritischen Jahrhunderts, den Friedrich der Große in der Dialektik sogar für stärker hielt als Descartes, Malebranche und Leibnitz. Bayles Werk ist ein Museum von Musterproben dieser kritischen Kunst: sein Studium ist noch jetzt, blos formell betrachtet, ein Schmauß für den Verstand. Was für eine Wirkung muß er auf Leser gemacht haben, die in den philosophisch-historischen Wissenschaften gewohnt waren, sich mit den Ungeheuern des Jahrhunderts der Polymathie herumzuschlagen!

Bayle besaß den Scharfsinn und die Klarheit, die Geduld und die Beweglichkeit des Verstandes, um die verworrensten Probleme zu entwirren, den versteckteſten Irrthümern auf die Spur zu kommen. Mit jener Gleichgiltigkeit gegen den Inhalt, die sich da einstellt, wo die Ausübung der Technik das eigentlich Interessante wird, tritt er an das Größte wie an das Kleinste: an die Frage nach dem Ursprung des Bösen und an die nach der Zeit der Anwesenheit des Karneades in Rom, an die Beweise des Zeno gegen die Bewegung und für die Existenz marcionitischer Märtyrer; — überall mit derselben Gemächlichkeit den Proceß nach allen Regeln der Kunst instruirend, und die Gestalt des ursprünglichen Factums aus den Anhängseln der Überlieferung und der Leidenschaft, der Sophistik und der Autorität mit seinen Fingern herauspräparirend. Er war Kritiker durch den Geist des Mißtrauens gegen das Angenommene und Angesehene, durch den Hang, die Zuversicht der Menschen auf ihre Meinungen und ihre vermeintliche Versöhnung von Glauben und Wissen, von Wünschen und Wahrheit zu beunruhigen, und überall Widersprüche aufzustören; er glaubte, dadurch ein Wohlthäter der Menschen zu werden, denn er hatte den Zusammenhang des Dogmatismus und des Verfolgungsgeistes erkannt. Er war Kritiker durch die Kühnheit, mit der er einen Sinn in dem zeigte, was dem Vorurtheil ein grauenhaftes Schreckbild war, und mit der er die zerbrechlichen philosophischen Stützen desjenigen aufdeckte, was als ehrwürdige Wahrheit galt und selbst ihm in gewisser Weise dafür galt. Und vor allem war er es durch seine nüchterne Gelassenheit, die frei war von der kalten Berauschung schwacher Köpfe und Rhetoriker für den jeweiligen Gegenstand ihrer Stilübungen; frei

*) „Extracta ex extractis dict. hist. Bael. 1755.“ In Paris unter Nr. 4272. Der Quartband Nr. 4276 von 676 Seiten enthält 200 Namen. Das übrige findet sich in dem Quartband der Hamburger Stadtbibliothek.

von dem Bedürfniß, auf Resultate zu kommen; frei von der Parteilichkeit für persönlich bequeme und congeniale Gedanken; frei von dem Bedürfniß, 111
sich in dem Gespinnst einer sogenannten harmonischen Weltanschauung einzuschließen, — das zum voreiligen Abfinden mit der Wahrheit verführt. Durch dies alles war Bayle das eigentlich kritische Genie der neueren Zeit.

Keinen kleinen Antheil an der Zuneigung Winckelmanns hatte sicherlich auch das ironische und neckische Verhalten Bayles zur Theologie. Zwar brauchte er wohl nicht auf Bayle zu warten, um sich von der Orthodoxie zu befreien; auch später gehörte er nicht zu denen, die, wie Bayle selbst und Lessing einen wohlthätigen Stimulus ihres Alters in solchen Reibungen fanden. Aber er labte sich an Bayles verwegenen Paradoxien und an seinen ärgerlichen Anekdötchen und bestärkte sich in seiner Indifferenz gegen die Systeme der Kirchenparteien, — was ihm später so zu Statten kam. Denn die dominirende Stimmung Bayles, die ruhige Leidenschaft seines ganzen Lebens, die er seinem Jahrhundert mittheilte, war der Abscheu eines friedliebenden und menschenfreundlichen Weisen vor dem Greuel des Religionskrieges, vor dem compelle intrare der Dragonaden; und er war durch Jugendschicksale und durch Temperament, durch das, was er begriff und nicht begriff, der wahre Antipode des odium theologicum, des System- und Parteigeistes. Die Controverse fesselte ihn an diese Fragen, von deren Geist und Kern er eigentlich wenig begriff, denn seine Sphäre war das „natürliche Licht," d. h. die logischen und moralischen Grundsätze des gesunden Menschenverstandes. Aber er ärgerte sich als ehrlicher Denker an den herrschenden Systemen und ihren apologetischen Trugschlüssen, deren plump-subtiles Gewebe er mit Schadenfreude zertrennte. Ihm waren die metaphysischen und theologischen Ideen nur faßbar in ihrer starren Krystallisation und in der groben Verkalkung der Schulen; und aus seinem Verstand, dessen Maßstab ganz die „Klarheit und Deutlichkeit" des mathematischen Jahrhunderts war, kamen sie noch verknöcherter hervor, wie zugerichtet für die scharfen Messer seiner Dialektik.

Noch abkühlender als durch diese Dialektik wirkte Bayle durch die Art, wie er das Heiligste und das Profanste, den Tiefsinn und den Blödsinn stets mit demselben ironischen Behagen, ein Puppenspiel menschlicher Meinungen, auf die Bühne brachte.

In Winckelmanns Quintessenz aus Bayle trifft man nun auch die bekannten Gründe gegen die Lehre von der besten Welt, gegen die theologische Widerlegung der Nothwendigkeit des Bösen, die Gleichstellung der Erbsünde und der Seelenwanderung; aber er vergißt auch nicht die scandalösen Geschichtchen und Apophthegmen; wie z. B., daß Augustin gebetet habe: Gieb mir, o Herr, die Enthaltsamkeit, aber gieb mir dieselbe nicht gar so geschwinde; 112
— daß Bellarmin gegen den Cardinal Rochefoucauld in Betreff der Beein-

trächtigung der gelehrten Muße der Geistlichkeit durch die Beichte gesagt habe, Monsignore, veramente sono troppo cristiani al mondo; — daß der Cardinal Pallavicini keine Schwierigkeit mache, einigermaßen zu bekennen, daß der Kirche ohne Aristoteles einige von ihren Glaubenslehren fehlen würden; — daß der Herzog von Maine, das Haupt der Ligue, gesagt habe, es hätten die Fürsten keine Religion, bis sie über vierzig Jahre alt wären — cum numina nobis mors instans maiora facit; — daß eine Pariser Bibel vom Jahre 1538 lehre, daß die Juden, die von dem Wasser getrunken, in das der Staub des goldenen Kalbes geworfen wurde, güldene Bärte bekommen hätten; und eine Menge dergleichen Krams.

Allein die Gunst Bayles würde doch nicht ganz zu erklären sein bei einem Manne, der als Schriftsteller in seinen Vorzügen und Mängeln fast der Antipode Bayles war. Winckelmanns Stärke lag in der Intuition und Combination, und er liebte es, vom Stuhle des Meisters herab Belehrungen zu ertheilen. Bayles Art war das Gegentheil des Ideals eines lebendigen Wissens, das Winckelmann ahnte und aufstellte; er besaß und hegte alle Eigenschaften des Büchergelehrten im kühnsten und saloppsten Stil, — die jener verspottete. Sein Buch zeigt uns ganz die Manieren eines gigantischen Polyhistors: seine Artikel sind eine knappe Zusammenstellung von Daten, an denen ein Schweif von Anmerkungen hängt, die die Hauptsache enthalten: Digressionen, die Dissertationen sind.

Ihn interessiren nicht die Dinge, sondern das, was über die Dinge gemeint und geirrt worden ist. Seine Menschen erscheinen nicht auf dem Hintergrund der Zeit und Geschichte; kein dominirender Zug giebt ihren Bildern Zusammenhang und Haltung. Wie weit entfernt ist Bayle hierin z. B. von der feinen Kunst eines Fontenelle, der die Koryphäen selbst ganz esoterischer Wissenschaften nach Charakter und epochemachendem Verdienst mit so klaren und eleganten Linien zeichnete. Bayles Leute dagegen erscheinen in den hundert zerrissenen Zufälligkeiten ihres Privatlebens, und noch mehr in der späteren Übermalung der Tradition, in den schwankenden Lichtern der wechselnden Leidenschaften der Zeiten, in den grotesken Linien, zu denen ihre Gestalt von Anekdotensucht und Bosheit verzogen ist. Denn Bayle sagt geradezu, „daß Lügen und Fabeln das Ziel und der Geist seines Dictionnaire seien," — das ursprünglich nur eine Kritik der Fehler seines Vorgängers Moréri sein sollte. Die Personen sind ihm also blos ein Anlaß, die Gespräche der Ge-
113 lehrten an sie zu knüpfen: in diesem Zwischenelement fühlt sich Bayle glücklich; und man sieht leicht, daß dies Gesumme des gelehrten Sprechsaales, den er eröffnet hat, verstummen würde, sobald das Interesse am Wesen der Sache, das sympathetische Verständniß, der künstlerische Gestaltungstrieb sich regte.

Bayle fehlte der Sinn für die Sachen; deshalb ging ihm, bei seiner

schrankenlosen Wißbegierde, bekanntlich das Interesse an der Naturwissenschaft ab. Aus demselben Grunde war er, obwohl ein Mann voll Leben und Witz, ohne Sinn für Poesie und Alterthum. Im Streite über den Vorzug der Alten und Modernen stellte er sich auf die Seite der Letzteren und glaubte, daß man Perrault die Antwort schuldig bleiben werde. Für die ästhetische Kritik seiner Dichter verweist er auf Adrien Baillets „Urtheile der Gelehrten."

Bayle war der classische Vertreter einer Menschenclasse, deren Leben ganz in der Schattenwelt der Bibliotheken, der gelehrten Journale und Correspondenzen verläuft, als gebe es keine andere Welt; schön sagte von ihm John Sterling, er scheine sein ganzes Leben verbracht zu haben in des Plinius fensterlosem Studirzimmer, nur bei Lampenlicht gesehen und die Welt als einen trefflichen Rohstoff zu Büchern betrachtet zu haben. Bayle schreibt nicht für Menschen, sondern für Leser; aber diese Kunst hat auch kein Mensch verstanden, wie dieser erste Journalist aller Zeiten.

Aber nur ein ehrgeiziger Jüngling, der seine Provinz und seine Bahn im Reiche der Wissenschaften noch sucht, kann die ganze Wonne eines solchen Gesprächs mit den Ersten aller Zeiten und über die Ersten aller Zeiten empfinden. Welche Vorbilder, welche Antriebe, welche Aussichten, welche aufregenden Ähnlichkeiten, bald berauschender, bald niederschlagender Art, müssen ihm fast hier auf jedem Blatte begegnen!

Es ist Winckelmann „im Puppenstaat", — nicht der Schönheitlehrer noch der moderne Grieche, sondern der Durchstöberer der Litterar- und Gelehrtenhistorie, der Genealogien*), der unstäte Vielwisser,**) der Excerptor aller gelehrten Journale, der Compilator biographischer Lexika, der Sammler von Curiositäten, Bonmots und sonderbaren Meinungen, der unerschöpfliche Erzähler artiger Anekdoten aus alter und neuer Zeit: dieser Winckelmann ist es, der in Bayle seinen Mann fand und gerade an dem Bestandtheil des Dictionnaire sich erquickte, den Voltaire Bayles, ernster Leser und der Nachwelt für unwürdig erklärte. Die Spuren dieses Winckelmanns liegen ganz in seinem handschriftlichen Nachlaß begraben; auch gehören sie in die erste Hälfte seines Lebens, wo seine productive Ader noch schlummerte.

Beide verzehrte schon als Knaben eine unersättliche Wißbegierde; beide 114
lasen ohne Plan und wechselten beständig, wobei ihnen das Neue stets das Beste schien. Sie ließen sich vom Zufall bestimmen und hatten nur ein Gesetz, sich an kein Gesetz zu binden; deshalb war ihnen nur ein Zweig der

*) Damals war ein Lieblingsbuch von ihm des Lüneburger Hennings Theatrum genealogicum, Magdeburg 1598, das er wunderlicher Weise noch in den „Anmerkungen zur Geschichte der Kunst" als das beste Werk über Mythologie empfiehlt, „es lehre mehr als alle Schriften aller anderen Nationen zusammen."

**) Sed nosti vehementiam studiorum eiusmodi, quae, si potis esset, deglutire omnia auderet. Frühjahr 1743.

Litteratur zuwider: die Mathematik. Sie besaßen die glückliche Gabe, ihren Anspruch an das Leben auf litterarische Muße und auf litterarische Hilfsmittel zu beschränken, dagegen auf Ehren und Comfort zu verzichten; auch die Scheu vor Akademien und Universitäten und vor den entremangeries professorales war ihnen gemeinsam.

Nur in einem Punkte war auch Bayle ein Künstler in seiner Weise; er war es durch eine angeborene Grazie des Geistes, die alle seine Bücher-gelehrsamkeit nicht hatte ersticken können; und diese Grazie ist es eigentlich, die ihm den Stempel des Genies giebt und ihn zum Liebling des Jahrhunderts und aller Genies machte.

Betrachtet man das Wichtigthun winziger Gelehrten mit ihren winzigen Fündlein: wie liebenswürdig erscheint dagegen die Leichtigkeit Bayles, der uns die Schätze eines lebenslangen Fleißes schenken will, zu nichts weiter, als zu einem amusement d'esprit, einem honnête divertissement.

Man halte Bayle zusammen mit den Verfertigern ähnlicher Werke: dort hat man Bücher, die gemacht sind mit Scheere und Kleister, und an denen ein lebendiges Wesen kaum einen Antheil gehabt zu haben scheint; hier das Wunder eines Autors, der in einem Riesenwerke fortwährend mit uns conversirt, bei vierzehn Stunden täglicher Arbeit stets seine witzige Laune behält, und in seinem Stubenleben ganz den Geschmack der guten Gesellschaft getroffen hat. Denn es ist hier die Vertraulichkeit und das Sichgehenlassen, die Abwechselung und die Leidenschaftslosigkeit, die brillanten Gefechte des Scharfsinns und eine gute Dosis Lästerchronik.

Solches war die Welt, in der unser Candidat der Theologie damals lebte, als er auf anderthalb Jahre in das kleine Hadmersleben verschlagen war.

Der Conrector von Seehausen

Das nun kommende Lustrum hat Winckelmann stets als die dunkelste Zeit seines Lebens angesehen; es war die Zeit, wo ihn die feindseligen Mächte am dichtesten bedrängten: die Armuth, die Einsamkeit, die übermäßige Arbeit und die widerwärtige Arbeit. Dieses sein „Schulmärtyrthum" brachte ihn endlich zu dem Entschluß, sein Vaterland für immer zu verlassen; und mit der Ausführung dieses Entschlusses wurde es zum ersten Male heller.

Seit dem Anfange des Jahres 1743 suchte er eine feste Anstellung. Er machte wahrscheinlich die Reise nach Hamburg, die Uden erwähnt, in dieser Absicht. Er strebte fort, nicht um sein Auskommen zu verbessern (so sagt er wenigstens), sondern, „weil seine Lernlust beim Mangel an Büchern hinkränkele und ihm in einem strengen Winter im Kopfe einfrieren könne".

Er hatte inzwischen einen väterlichen Freund gefunden, der ihn nicht nur liebgewann (ein Glück, das er damals nur selten gekostet hatte), sondern auch vollkommen taxirte (was ihm noch nie begegnet war). Dieser Ehrenmann war Friedrich Rudolph Nolte (1691—1754), ein Zögling Helmstädts, der zu seiner Zeit für den ersten Schulmann der Altmark, ja für den ersten Kirchenregent in preußischen Landen galt. Er wurde 1740 zum Generalsuperintendenten der Altmark und Priegnitz berufen.

Ein junger Gelehrter, den er einer Prüfung unterwarf, hat uns selbst eine Prüfung der gelehrten Ausrüstung Noltes aufbewahrt. Mit dem Bewußtsein der nagelneusten „Wissenschaftlichkeit" von der Hochschule kommend, findet er zu seinem Erstaunen in dem geistlichen Herrn der Provinz die ihm ganz neue Erscheinung eines Superintendenten mit Homer und Pindar in der Hand, der ein reines und zierliches Latein spricht, ihn „mit den Conjekturen des Vossius und den Spitzfindigkeiten der Scioppius bis zum Sterben quält," aus einer unpunktirten hebräischen Bibel liest und ohne einen Blick ins Compendium die Chronologie der Völkerwanderung beherrscht. Nolte 116
ging 1743 damit um, eine griechische Anthologie herauszugeben.

Winckelmann lernte ihn wahrscheinlich bei einer ähnlichen amtlichen Berührung kennen; sein ältester vorhandener Brief (vom 22. Juli 1742) ist an Nolte gerichtet; und dieser wie alle folgenden zeigt, daß er voll Verehrung und Dankbarkeit an ihm hinaufsah. Er machte auch die Bekanntschaft seiner Tochter, nach der er sich von Sachsen aus erkundigte; sie war die Frau des Pastors Gottfried Winning zu Bellingen bei Tangermünde. Einmal gelang es Noltes Vorstellungen und persönlichem Gewicht, was den Bitten der Mutter nicht gelungen war, ihn von einem wohlerwogenen, erbitterten Entschluß abzubringen, „so schwer es ihm werde, dem sanften und geduldigen Geiste Christi zu folgen."*)

Nolte stellte ihm bei seinem Weggange aus Preußen das Zeugniß aus, „daß man ihm in diesem Lande den seiner mehr als gemeinen Kenntnisse würdigen Lohn nicht habe bieten können." Manchmal scheint es, als ob er mehr als Winckelmann selbst besorgt gewesen sei, ihm ein passendes Ämtchen ausfindig zu machen.

Zuerst hatte er ihm eine Stelle in dem zwei Meilen nordöstlich von Stendal liegenden Arneburg zugedacht; aber Winckelmann fand statt eines Amtes vier, und war so bescheiden, sich diese vierfältige Ausrüstung nicht zuzutrauen. Er sollte nämlich schulmeistern, Orgel spielen, vorsingen und predigen; — was er nur selten versucht hatte.

Schon im Juni 1741 hatte man ihm das Conrectorat zu Seehausen angeboten; er schlug es damals aus, wahrscheinlich weil er die Reise nach Paris im Schilde führte. Jetzt war die Stelle von Neuem erledigt; und diesmal setzte er alle Hebel in Bewegung. Er stellt sich dem Magistrate vor; er verschafft sich ein Zeugniß Noltes; der Stendaler Rector Tappert der Sohn aber räth ihm, sich an seinen Vorgänger zu wenden, der ihn bei dem geistlichen Inspector empfehlen könne. Es war im März 1743, als er im Posthause vernahm, daß Boysen, der an die Johanniskirche zu Magdeburg berufen worden war, durchreisen werde.

Befremdend ist, wie Winckelmann in seiner Stellung zu Hadmersleben in den Zustand kommen konnte, in dem ihn Boysen antraf. „Ich fand, schrieb er an Gleim, im Wirthshaus von Heimersleben (Drachenkrug ge-
117 nannt), einen Candidaten, der Winckelmann heißt. Er hat mit uns in Halle studirt. . . Das Äußere dieses Mannes nahm mich wenig für ihn ein. . . Er war so schlecht bekleidet und von einem alten Kummer dergestalt entstellt,

*) Subvertis totum hoc bene meditatum consilium litteris Tuis, quod preces maternae frustra praevenire nisae sunt; . . . multae adeo contentionis res est, placidum et patiens Christi ingenium sectari, et valet illud Pyrrhonis Eleensis: ὡς χαλεπὸν εἴη τὸν ἄνθρωπον ἐκδύναι. Nihil tamen efficacius fuit, quam metus pietatis laedendae in Te et honoris Tui, ut ais, imminuendi, etc. Zwischen 1744 u. 1745.

daß ich ihn kaum noch kannte. Mit einer Wehmuth, die mein ganzes Herz durchdrang (und mit einer Urbanität, setzt er an einem anderen Orte hinzu, die später nie seine Art war), entdeckte er sich mir, und bat mich, ihn nach Seehausen zu meiner Stelle zu empfehlen, weil man ihm geschrieben habe, daß ich mit Vollmacht, einen geschickten Nachfolger auszusuchen, wäre versehen worden." — Boysen hatte sich an Baumgarten wenden wollen. — „Ich nahm mich seiner, nachdem er mich durch bewundernswürdige Proben von seinem großen Talent und von seiner Stärke in der griechischen Litteratur überzeugt hatte, aus allen Kräften an; und ich habe es dahin gebracht, daß er mein Nachfolger im Amt geworden ist."

Seehausen, in dem wir Winckelmann nun für eine Reihe von Jahren festgehalten sehen, und dem seine Briefe einen so schlimmen Klang verschafft haben, ist ein altmärkisches Städtchen am Aland, das gegen 1150 von niederländischen Ansiedlern gebaut wurde und schon im dreizehnten Jahrhundert ein ansehnlicher Ort war. Zu seiner Zeit hatte es 250 Häuser und 1340 Einwohner (jetzt das dreifache), die von Ackerbau und Viehzucht, von Kornhandel und Brauerei lebten. Die Stadt hatte Mauern und Thore und mindestens noch zwei der drei großen mittelalterlichen Kirchen, von denen jetzt nur noch die Pfarrkirche zu St. Peter und Paul steht. Vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahrhundert ist an ihr gebaut worden; sie besitzt einen schönen Flügelaltar, das reichste Portal des Rundbogenstils in jenen Landen und zwei imposante Thurmcolosse.

Die Seehäuser Schule, eine mittelalterliche Stiftung, ruhte noch auf Melanchthons Schulordnung (s. 1541);*) vor dem Kriege hatte sie vier Klassen, die sich in zwei Unterrichtszimmer im alten Barfüßerkloster schickten; das Zimmer für die Kleinen war vielleicht nur eine Vorhalle; im Winter kamen auch sie in den gemeinschaftlichen Saal. So heißt es in dem Schulplan von 1600 (ἔργων καὶ ἡμερῶν Seehusanae Scholae constitutio). Diese Schule war seitdem so herabgekommen, daß die zwei oberen Klassen 1736 nur zwölf Schüler zählten, und daß die schwereren Lateiner und die „Schulwissenschaften" aus Mangel an fähigen Schülern aufgegeben werden mußten.

Seit Kurzem hatte diese Trivialschule jedoch eine förmliche Umwandlung erfahren, sodaß sie eigentlich ein Gymnasium geworden war. Alles dies 115
war das Werk eines blutjungen Candidaten der Theologie aus Halberstadt, Friedrich Eberhard Boysen. Er kam aus Halle voll jugendlichen Eifers, zu lehren was er gestern gelernt; und er hatte Alles gelernt was bei den Michaelis, Schulze, Ludewig und beiden Baumgarten zu lernen war. Er rüttelte sogar den Rector Paalzow dergestalt auf, daß er ihn als Gehilfen seines Planes betrachten konnte.

*) A. Tihle, Nachricht über die Stadtschule zu Seehausen. Stendal 1864.

Schon in der Probevorlesung hatte er durch sein fließendes Latein, durch seine Vertrautheit mit dem Griechischen, Syrischen und dem Talmud, und durch einen Vortrag über die Theorie des Begriffes, den Gelehrten Seehausens imponirt; die Einführungsrede „über die frühreifen Köpfe" war von Seiten eines Inspectors gewiß keine gewöhnliche Artigkeit.

Boysen hielt 36 Stunden öffentlichen Unterricht, und widmete seine freie Zeit ebenfalls der Schule. Er war in dem neuerungssüchtigen Halle (wie er sagt) ganz von selbst auf pädagogische Ideen gekommen, die sehr den bald so viel Lärm machenden philanthropischen Theorien glichen; der Jahrhunderte alte Schulwust wurde nun auf einmal ausgefegt.

Er beseitigte das mechanische Memoriren und Hersagen, gewöhnte die Schüler mit ihm zu arbeiten und richtete die Logik zu für den Gebrauch des geselligen Lebens und zur Bildung des Geschmacks; in der Rhetorik und Declamation wurde die Baumgartensche Ästhetik bereits für die Schule verwerthet.

Noch kühner war er in den lateinischen Stunden: „Zuweilen üben wir uns in kleinen Kritiken. Wir lallen von verschiedenen Lesarten, erfinden auch wohl welche, wenn wir in den notis variorum keine bemerkt finden, jagen Phrasen auf und setzen den Text in ein anderes Latein." Die Schuldisputationen wurden nach dem Muster der akademischen organisirt. Ja er gründete eine gelehrte Gesellschaft, und da die Lenninsche Weissagung wieder einmal von sich reden machte, hielt er Reden über Cicero de divinatione.

119 Wirklich hob sich die Schule merklich. Im Jahre 1743 empfing und entließ sie mehr Schüler, sogar zur Universität, als lange vorher und nachher. Aber dies Alles zerfiel, sobald der Mann fortkam, in dessen Kopf es entstanden war; selbst wenn der Nachfolger nicht blos mit halber Seele bei dem Schulgeschäfte gewesen wäre.

Es war ein Mißgeschick Winckelmanns, daß er Boysens Nachfolger wurde, und daß das Sinken der Schule von seinem Eintritt an datirte. Und Nolte hatte seine Berufung „ein sichtbares Zeichen der göttlichen Providenz über die blühende Schule" genannt!

Am 8. April „las Winckelmann mit allgemeinem Beifall seine Probe. Er sprach in der Theologie über das Dogma von der Erlösung, in der Philosophie über die Ideen, mit ziemlicher Richtigkeit und Lebhaftigkeit;" und gab in den drei alten Sprachen Proben. Bei seiner Einführung am 16. hielt er eine lateinische Rede, „die (nach) dortigem Urtheil) eine schöne römische Schreibart und gute Sachen in sich hatte".

Über das, was er in den ersten Jahren zu unterrichten hatte, finden sich nur gelegentliche Winke. Er lehrte und analysirte das Hebräische nach Danz' Grammatik und hatte den geometrischen und logischen Unterricht. In

der Nachricht über ein Vierteljahrsexamen vom 16. November 1743 wird er aufgeführt als „die neuere Historie und die vier Monarchieen wiederholend“: sonst dreht sich hier alles um Dogmatik und Hebräisch.

Sein Gehalt betrug wenig über 120 Thaler: 43½ Thaler aus der Kirchenkasse, 40 Thaler Tischgelder aus Collecten (statt der „Rumspeisung“ 1709 eingeführt), und noch etwa 40 Thaler für Wohnung, aus Accidentien von Leichen, Trauungen, Neujahrsrecordation und Privatstunden. Ein Herr Krusemark trägt ihm seinen Tisch an, weil er sich ein Vergnügen daraus mache, einen artigen Menschen am Tisch zu haben. Er zahlt einer Frau Groß für drei Wochen Stubenmiethe einen Speciesthaler. Den Bürgermeister Gottfried Nic. Paalzow (1705—1780) nennt er unter seinen Wohlthätern.

„Er besaß, so erzählt sein College, die größte Sparsamkeit und lebte bei eingeschränktem Gehalt und Einkünften so enthaltsam, daß er, wie auf der hohen Schule, in Ermangelung eines ordentlichen Tisches, mit kalter Küche und einem Trunk Wasser vorlieb nahm. Sonst war er gastfrei und bewirthete seine Freunde nach Ansehen und Verdienst. Seine Sparsamkeit war kein Geiz, sondern gründete sich auf zwei Ursachen. Vors Erste hegte er gegen seinen alten, noch im Hospital zu Stendal (ohne Präbende) lebenden Vater eine wahre kindliche Zärtlichkeit. Dies bewog ihn, sich selbst abzubrechen und dankbar zu sein. Denn wahrlich, er besaß den höchsten Grad einer natürlichen Redlichkeit und Aufrichtigkeit gegen seine Freunde und Verwandte, Arme und Verlassene. Vors andere suchte er durch ersparte Gelder seinen Büchervorrath mit Schriften nach seinem Geschmack auszufüllen, ob sie gleich kostbar waren.“

Wenn wir unserem Conrector selbst glauben dürfen, so war ihm das Schulhalten ganz recht, wären nur die Schüler danach gewesen. Er glaubt später, daß er alle seine Ruhe in Rom hätte verleugnen können, um in der letzten Hälfte seines Lebens wiederum einen Schulmeister und Kinderlehrer abzugeben, „welches mein innerer Beruf war“. Daß er ein treufleißiger Conrector war, bezeugten ihm alle seine Vorgesetzten und Collegen.

Im Anfang war er vollkommen zufrieden und noch 1744 lehnte er eine Einladung des Bürgermeisters von Rathenow in der Mark Brandenburg mit sehr anständigen Bedingungen ab; aber allmählich entwickelte die falsche Situation, in die er gestellt war, ihre Folgen.

Jede Arbeit, auch die bescheidenste, hat in der Regel ein Recht auf den ganzen Mann: man muß sie, wo nicht für das Höchste, doch für seine Bestimmung halten. Der beschränkte Kopf, der dies thut, wird seine Sache besser machen, als das Genie, „dem die Bühne zu eng ist“. Auch ist die Befähigung für das Höhere oft Untauglichkeit für das Niedere. Newton würde vielleicht ein mäßiger Lehrer der vier Species gewesen sein.

Als die Schüler nach Magdeburg, Perleberg und Kloster-Berge aus-

wanderten, warf man Boysen vor, er habe mehr für Winckelmann als für die Schule gesorgt, und sein eigenes Andenken unsterblich machen wollen; während doch andere wieder klagten, ihre Kinder würden ohne Noth geplagt, sie seien sonst ohne griechische Dornen ebenso klug geworden. Kleinstädter nehmen es übel, wenn Jemand für sich leben will; und Winckelmann war zwar „friedfertig und leutselig gegen Jedermann, aber ein großer Liebhaber der Einsamkeit und ein Feind des anderen Geschlechts". Er wurde nie, wie bei seinen Collegen Gebrauch war, von den Bürgern zu Gevatter gebeten. Es schien seinen Bekannten, „als sei ihm die Gabe, die Herzen der Menschen zu gewinnen, entweder von der Natur oder von der kläglichen Erziehung, die er empfangen hatte, versagt worden."

Es kam unter den Jungens zur förmlichen Rebellion. „Am 9. November
121 1744, nach Beendigung des Schulexamens, wurde ein zwischen dem gelehrten Conrector, der sich höheren Aufgaben gewachsen fühlt, und den Schülern, denen es an Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften fehlt, entstandener Streit von den Patronen gerichtlich ausgemacht."

Dazu kam, um das Maß voll zu machen, das Zerwürfniß mit der Geistlichkeit. Valentin Schmakenburg, aus Nackel im Ruppinschen (1700—1778) war 1731 zum Kircheninspector (was unserem Superintendent gleich kam) und zum ersten Prediger von Sanct Petri erwählt worden. Die Kirche, die er 47 Jahre lang erbaute und regierte, bewahrt noch das Ölbildniß des alten Herrn in ganzer Figur, das griesgrämig genug von der Wand des Chors in St. Peter herunterſieht. Schmakenburg „hielt auf das Ansehen"; er war in seinem Hause nicht glücklich; er führte mit aller Welt Streit und mißhandelte seine Untergebenen mit schlimmen Worten. Paalzow schreibt Winckelmann nach Rom, daß er immer geiziger und liebloser werde und an seinen Töchtern immer weniger Freude erlebe.

Noch steht die behäbige Amtswohnung, weiland Propstei, wo dieser „gute und getreue Nachbar" seinem armen Conrector schräg gegenüber saß. Er war gleich dadurch verstimmt worden, daß ihm Winckelmann einen Theil seiner Amtsbürde abzunehmen außer Stand war, ~~während~~ der vorige Conrector, so oft es verlangt wurde, predigte, katechisirte und Leichenreden hielt.

Winckelmann war zwar in geistlichen Dingen sehr fügsam: er machte alle kirchlichen Übungen mit; „er genoß das heilige Abendmahl in Gesellschaft seiner Collegen, so oft man ihn dazu einlud. Er war allemal fertig dazu"; — aber wenn er, wie sonntäglich geschah, den Predigten seines Inspectors beizuwohnen hatte, so las er im Homer. Darüber wurde er „mit allem geistlichen Eifer ausgescholten"; er klagte über „viele gegen ihn bezeigte Unhöflichkeiten" und grimmige Gesichter.

Es wäre beinahe noch ernster gekommen. „Ich war", schreibt Winckelmann im November 1757, „verfolgt in meinem Vaterland und als ein Gottesleugner ausgeschrien und mit Entsetzung und Verweisung bedroht."

Schnakenburg äußerte laute Zweifel nicht nur an dem Glauben des Conrectors, sondern auch an seinem Latein. Diese Zweifel hatten Winckelmann so tief gewurmt, daß es ihm, als er nach Jahren so manche Verbesserungen und Erklärungen griechischer und lateinischer Dichter gegeben zu haben glaubte, einfiel zu fragen, ob sein Inspector noch immer behaupten werde, daß er keinen einzigen lateinischen Dichter verstehe? Die „aufgeblasenen, dummen Pfaffen, die nur ihr Dorf und Halle gesehen haben"; die Superintendenten, die er „in einer eigenen Schrift mit scharfem römischen Salze 122
abscheuern will", sind nichts anderes als der generalisirte Schnakenburg.*)

In Folge dieses Zerwürfnisses wurde er wahrscheinlich zum Elementarunterricht verdammt; und diese Misere stand später immer im Vordergrund des Bildes, wenn er an Seehausen zurückdachte: „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht und ließ Kinder mit grindigten Köpfen das ABC lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlich wünschte, zur Kenntniß des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete."**) Und weiter: „Ich habe Vieles gekostet; aber über die Knechtschaft in Seehausen ist Nichts gegangen. .... Wenn ich zuweilen an den Schulstand zurückgedenke, so wundert mich, daß ich meinen Nacken unter dieser Last so lange habe beugen können. .... Ich hole jetzt nach, was ich versäumt habe; ich hatte es auch von dem lieben Gott zu fordern. Meine Jugend ist gar zu kümmerlich gewesen, und meinen Schulstand vergesse ich nimmermehr."

Das Leben, das Winckelmann in jenen Jahren führte, war ebenso arbeitsam wie unstet. Einsam zu Hause und überworfen mit seinen Nachbarn, arbeitet er Wochen lang Tag und Nacht; dann aber eilt er hinaus in die Nähe und Ferne; und er hatte, sagt man, die Gabe, ohne Geld zu reisen. Seine Reisen lassen sich nicht zählen; Boysen, den er jährlich zweimal besuchte, meint, er habe einen guten Theil jener Zeit auf Reisen zugebracht. Er machte sie sämtlich zu Fuße; und man muß wissen, wie die Wege in der Umgegend von Seehausen damals waren. In der an dem östlichen Thore 123
beginnenden Wische bleiben die Pferde oft vor dem Wagen liegen, und im Winter steht noch jetzt an abgelegeneren Plätzen der Verkehr stille. Er machte

*) Haerentque infixi pectori vultus, quibus nobis insultavit homo umbra suberis levior et omnium bipedum dignissimus, qui Sileno, stupidissimo deorum, a clunibus sit.

**) Angit vero opera in primis litterarum rudimentis inculcandis demersa. . . Contingat mihi musis vestratibus inseri. . . . ne incassum recidant vani conatus inter ingenia βάναυσα et horridula. Ostern 1747.

den elf Meilen langen Weg nach Magdeburg in anderthalb Tagen; aber hier ging er nicht aus Boysens Studirzimmer heraus und that nichts als excerpiren. Oft war er in Hadmersleben bei dem Oberamtmann und bei dem Herrn von Hanses; einmal wenigstens in Braunschweig und mehrere Male in Halle; alljährlich reiste er nach Leipzig, um die Messe, die Buch- und Kunstladen und vielleicht die Richtersche Kunstsammlung zu sehen,*) auch um nicht ganz hinter der Mode zurückzubleiben. Im Frühjahr 1747 schreibt er, Sonntag Cantate gedenke er nach Halle und Leipzig recta abzusegeln, um zu einigen Dessseins in dortigen Bibliotheken Materialien zu sammeln. „Ich habe so strenge Menage gehalten, daß ich mit fünfzig Thalern werde abreisen können; was übrig bleibt, ist für Bücher bestimmt." Alle Augenblicke erschien er bei früheren Schul- und Universitätsbekannten in Stendal, Salzwedel, Havelberg und in Pfarrhäusern und Adelssitzen, wo Bibliotheken zu finden waren.

Viele Verbindungen unterhielt er nur wegen der Bücher; so giebt es noch Briefe an den jungen Pfarrer zu Groß-Wanzer, Joh. Daniel Steinhardt, von dem er griechische Commentare bekam, und an den Pfarrer zu Groß-Beuster, dreiviertel Meilen von Seehausen, Christian Friedrich Papier. Dieser Papier (1687—1765), der Sohn eines Schusters in Fürstenwalde, war am hallischen Waisenhause Lehrer gewesen und besaß die umfangreichste Bibliothek von allen Pfarrern des Landes; darunter die Werke des Helmstädter Orientalisten Hermann von der Hardt und das Zedlersche Universallexikon. Er war aber sehr schwierig mit dem Verleihen; und es ist rührend, wie Winckelmann immer neue bittwimmernde Wendungen ersinnt, wie er erzählt, daß er dem Boten entgegenlaufe, der ihm einen Buchstaben des Zedler bringt, und wie er jammert, als sich ihm, in Folge eines trotz drei- und vierfacher Umschläge vorgekommenen Flecks, die Bibliothek für immer verschließt, obwohl er zu der Hochzeit der Tochter Papiers, Dorothea Friederike, mit dem Lehnschulzen zu Stappenbeck, Erich Heinrich Winterfeld, am 9. Februar 1744, das lateinische Hochzeitscarmen gemacht hat. Für Staatsrecht und Geschichte fand er reichen Vorrath in einer „sauberen adligen Stammbibliothek" des benachbarten Ritterguts Falkenberg, damals im Besitze der Familie Bülow. Diese Bibliothek wurde dort noch bis vor einiger Zeit in zwei Schränken aufbewahrt.

124 Und doch waren alle diese Reisen nur zeitweilige Ableiter für seine Wanderlust: denn er sammelte ein kleines Capital und tröstete sich mit dem phantastischen Plan, „einen Zug nach Egypten zu thun und unter den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren". Vorläufig hat er in Ermangelung von Katakomben und Thermen Hünengräber gesprengt und Urnen gesammelt.

*) „Ich habe bei dem Pater Confessionarius in Leipzig eine sterbende Matrone von Poussin gesehen. . . . Arkſten hat Alexanders vier Schlachten von le Brun, die van Gunst gestochen, als etwas Prächtiges in seinem Gewölbe hängen." 29. Sept. 1747.

Die Bloslegung einer colossalen Grabkammer von 96 Fuß Länge und 22 Breite, auf der Feldmark des Dorfes Bretsch, ist die einzige Tradition, die sich in jenen Gegenden noch lange von ihm erhalten hatte.

Um nun bei seinen 120 Thalern bestehen zu können und neben den Amtspflichten die höheren gegen sich selbst zu erfüllen, suchte er sich zu verdoppeln und schuf sich eine von jenen Tagesordnungen, wie sie schon manchen bedrängten und ehrgeizigen Jüngling ins Grab gebracht haben. Den ganzen Winter, erzählt Uden, war er mit keinem Fuß ins Bett gekommen, sondern saß im Lehnstuhl in einem Winkel vor einem Tisch; und es standen auf beiden Seiten zwei Bücherreposituren. Wenn er den Tag mit den Schulstunden und dem Unterricht seiner Pensionäre zugebracht hatte, so studirte er für sich bis Mitternacht; dann löschte er seine Lampe und schlief bis vier Uhr auf dem Stuhl. Um vier Uhr zündete er das Licht wieder an und las bis sechs Uhr, wo die Information seiner Junker von Neuem begann. Im Sommer soll er sich auf eine Bank niedergelegt haben mit einem Klotz an die Füße gebunden, der ihn bei der geringsten Bewegung durch Herunterfallen wecken sollte. Er selbst sagt, daß er seinen schlanken und etwas hochgewachsenen Körper durch Entsagungen so abgehärtet habe, daß er nicht mehr als zwei bis drei Stunden Schlafs bedürfe; und daß er im Frühling seiner Jahre eine herculische Gesundheit gehabt habe. Vor der Kälte des nordischen Winters schützte ihn der Pelzmantel, den er auch nach Rom mitnahm, und der vielleicht in dem Bildnisse Marons verewigt ist.

So war er am Tage wie ein Sclave nur halb er selbst; erst in der Nacht ging ihm das Leben auf: dann lud er die Alten zu sich. Da saß dann der blasse und hagere Mann, in der engen, kahlen, eiskalten Mönchszelle hinter dem Petrikirchhof; mit den kleinen, dunkeln, funkelnden Augen über der Adlernase, aus der Tiefe seines Mantels in ein Pergamentbändchen des Plutarch oder des Sophokles blickend, inmitten unzugänglicher, schneebedeckter Flächen vom Süden und seinen Meeren und Menschen träumend, während der Nordost an den morschen Fensterrahmen mit den kleinen, trüben runden Scheiben rüttelte, und der Mond hinter den düsteren, massigen Thürmen von Sanct Peter und Paul sich dem Westen zuneigte.*)

*) Sa profession ... l'occupait beaucoup: mais tout ce qu'elle pouvait lui laisser de loisir, tout ce qu'il pouvait dérober à son sommeil, la passion dominante le prenait; et l'on sait que les passions font toujours leur part assez bonne. Fontenelle, Eloge de Rolle.

125 **Freundschaften**

Hier nun, wo Winckelmann zum ersten Male für einige Jahre an einen Herd gefesselt war, sehen wir ihn denn auch von einem Kreise mehr oder weniger genauer Freunde in der Nähe und Ferne umgeben. Man möchte etwas von ihnen sagen: die Kenntniß des Kreises, den ein Mann aus seiner Umgebung an sich zieht, ergänzt, nach dem bekannten Grundsatze, die Kenntniß seines eigenen Charakters; wenn auch ein verschlossener Charakter selbst mit seinen nächsten Bekannten gewissermaßen nur mittels der Schalen seines Wesens verkehrt.

Solche Verhältnisse mußten mit dem Abschied aus der Altmark zerfallen: aber Winckelmann scheint sich nie gestanden zu haben, daß Freunde für ihn keine Bedeutung mehr hatten, deren Gesichtskreis ihr Kirchen- und Schulamt und die Alterthümer ihrer Provinz blieben, während er auf ganz anderen Meeren segelte. Wenn sie ihm nur schreiben oder antworten wollten, so war er ganz der Alte und bereit, die alte Freundschaftsasche wieder aufzublasen. Auch möchte er seine Altmärker gern wissen lassen, was für ein Prophet aus ihrer Mitte hervorgegangen war. Er fragt, was in Stendal und Seehausen von ihm geglaubt werde. Von dort war ihm Alles recht, „und sollten es auch Mädchenhistorien sein.“*)

Mit dem Neumärker Gottlob Burchard Genzmer († 1771) war er in Halle, vielleicht auch in Berlin zusammen gewesen; und in der Folge, als Genzmer in mecklenburgische Dienste trat, wurde ihre „süße Freundschaft“ durch Briefe und Besuche in Havelberg warm erhalten. Er wurde später Erzieher der Prinzen von Mecklenburg-Strelitz und der Prinzessin Sophie Caroline, seit 1761 Gemahlin König Georgs III. Zum Lohn ward er 1758 Propst in Stargard. Er besaß ein Mineralien- und Petrefakten-Kabinet, das durch 1200 polirte Platten einzig war; der Herzog bot ihm dafür 2000 Thaler. Der englische Reisende Thomas Nugent fand den Fünfziger
126 mit der sehr jungen, hübschen und angenehmen Tochter des Stallmeisters Siemßen verheirathet; er schildert ihn als einen jovialen Mann, bei dem man herzlichen Empfang, gentile Diners und trefflichen Wein finde. Winckelmann machte später den Cicerone seines jungen Herzogs in Rom; auf ihren Spaziergängen hoben sie gelegentlich Steine für ihn auf — „wenn sie keinen Lastträger erforderten.“

Ein anderer Correspondent war der schon genannte Friedrich Eberhard Boysen (1720—1800), zuletzt Oberhofprediger und Oberconsistorialrath in Quedlinburg, ein eingebildeter, prahlerischer und vielgeschäftiger Mann. Er

*) En mon climat de Gascoigne on tient pour droslerie de me voir imprimé. Montaigne, Essais III, 2.

war durch Chr. B. Michaelis, in dessen Hause er gewohnt hatte, in das Studium der semitischen Dialekte und des Talmud eingeführt worden; davon machte er guten Gebrauch in seinen exegetischen Arbeiten. Er schrieb viel über vaterländische und magdeburgische Specialgeschichte und verfaßte einen sehr angefochtenen Auszug der Allgemeinen Welthistorie; am willkommensten war seine Übersetzung des Koran (1773).

Ein dritter Freund war der stendaler Arzt Dr. Uden, ein schlichter Mann, der noch im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in Stendal in gutem Andenken stand. „Wenn ein junger Sohn der Hygiea", schreibt Winckelmann, „der neben seiner Wissenschaft sehr viel Redlichkeit besitzt, heutzutage und an einem Orte, als mein liebes Vaterland ist, emporkommt, das will viel sagen."

In einem warmen und humoristischen Ton sind die lateinischen Briefe an den zehn Jahre jüngeren Cleinow (1727—1798) geschrieben. Wilhelm Joh. Georg Cleinow aus Osterwohlen bei Salzwedel kam nach Beendigung seines theologischen Studiums in Königsberg auf einer Erholungsreise nach Stendal und hier schloß Winckelmann mit ihm eine lebhafte Freundschaft (1748); in der Zeit danach konnte er kein griechisches Buch aufschlagen, ohne an Cleinow zu denken.*)

Von lebhafter, ja mitunter leidenschaftlicher Art, war das Verhältniß Winckelmanns zu einigen Jünglingen, zum Theil solchen, mit deren Erziehung er betraut war. Hier begegnen uns zuerst Züge des ihm eigenthümlichen Cultus der Freundschaft.

Einer seiner Pensionäre war Friedrich Ulrich Arwed von Bülow, der älteste Sohn des 1738 verstorbenen Friedrich von Bülow-Plieschkow, Freiherrn zu Falkenberg, dessen Wittwe, Johanna Auguste, geborene von Arnim, damals auf dem nahen Gute Schönberg mit ihren drei Söhnen lebte. Friedrich war 1726 zu Stockholm geboren, wo sein Vater Ministerresident war; Pathenstelle hatte das dänische Königspaar vertreten. Er ist der Vater des ebenso genialen wie unsteten und unglücklichen Schriftstellers Heinrich von Bülow († 1807); der Sieger von Dennewitz war sein natürlicher Sohn. Winckelmann machte damals mit ihm eine Reise nach Braunschweig.

Im Jahre 1747 hatte sich Bülow unter Bezeigungen, die Winckelmann tief kränkten, von ihm getrennt; aber bald suchte er durch mehrmaliges Schreiben das alte Verhältniß wieder herzustellen; und Niemand konnte zu solchen Wiederherstellungen bereitwilliger die Hand reichen als er.

„Mich jammert herzlich", so antwortet er ihm in dem von Gurlitt veröffentlichten Briefe, „daß ich mein Werk an Ihnen nicht habe vollenden

*) En! quid agis, dulcissime rerum? Gestirem te videre adscititia prolixiori coma, coeruleis illis ἴηρωτι sub mento et pallio praeter solitum graviter incedentem. 24. Jun. 1752. Noch von Sachsen aus hat er Cleinow in Salzwedel (Ende 1750) besucht.

können.... Meine Seele gebe ich Ihnen in jedem Worte von mir.... Es mag mir wohl oder übel gehen, so will ich an Sie gedenken, mein Freund! ja alsdann will ich an Sie gedenken.... Dieses kann zu allen Zeiten ein Ruhm für Sie bleiben, daß Sie einen Freund besitzen, sollten auch tausend Berge und Thäler uns scheiden, dergleichen den seltensten Freunden aller Zeiten zu vergleichen ist. Ein nicht geringes Gut, wer es zu schätzen weiß!"

Winckelmann giebt ferner zu verstehen, daß Bülow in seiner damaligen Lage mehr als jemals sein Mitleid verdiene; er meint die Gefahr, auf dem Lande in Müßiggang und durch häusliche Zerwürfnisse (wahrscheinlich in Folge einer Liebesaffäre)*) geistig zu verkommen und zu verderben. „Wenn Gott nicht einige Umstände schickt, so ist es um Sie geschehen. Dieses sind die schönen Jahre wo der Verstand seine Stärke anfängt zu gewinnen, und derselbe kann, welch ein Jammer! durch Versäumung und Mangel guter Schriften nicht zur Reife kommen." Bülow wollte die Universität beziehen, und Winckelmann giebt ihm seine Rathschläge; er empfiehlt ihm Rapins englische Geschichte und Frau Daciers Plutarch zur Lectüre.

Bülow hatte ihm den Antrag gemacht sein Hausgenosse zu werden und auf dem Rittergute bei ihm zu wohnen. So sehr Winckelmann ein solches Zusammenleben mit Freuden damals und stets als ein Eldorado erschien, so unerträglich war es ihm, von eines Freundes Mildthätigkeit abzuhängen, 128 „weil die Vollkommenheit seiner Liebe kein Interesse und Vortheil leide;" weil er fürchtete, ihm dadurch verächtlich zu werden u. dgl. Aber Bülow fuhr fort, ihn mit Briefen zu bestürmen: „Es gab eine Zeit, wo Bülow fast ohne mich nicht sein konnte." (9. Sept. 1767.) „Wie wünschte ich, daß ich gegenwärtig Ihnen, so wie abwesend, lieb wäre!"

Drei Jahre später folgte er wirklich Bülows Einladung.

Er verließ Nöthnitz und wohnte eine Zeitlang bei ihm auf dem Rittergute Schönberg; vielleicht, wie sein Freund und College Francke damals glaubte, um Zeitlebens bei ihm zu bleiben. Aber er sah bald, wie wenig er dies idyllische Leben auf die Dauer ertragen könne. „Ich genieße", schreibt er am 3. Januar 1751, „alles das Gute was mein Freund und unser Landhaus mir zu verschaffen vermag. Allein ich bin von der übrigen gesunden Welt gleichsam abgeschnitten." So ist er denn entschlossen, im Frühling seine Arbeit wieder anzutreten.

Damals oder kurz nachher wurde das Verhältniß durch Bülows „bittere Galle" für immer aufgelöst. Es war schwer, mit Bülow zusammen zu leben.

*) Seine Mutter ist genöthigt, seine Maitresse im Dorfe zu leiden; ja sie thut ihr viel Gutes und hat seinen ältesten Sohn bei sich, den er selbst unterrichtet. Brief Winckelmanns vom 6. Juli 1754.

„Sie haben verstehen lernen, Freunde zu wählen, wenn sie nur etwas bemühter sein wollten, Freunde zu verbinden und sich zuzueignen."

Hieronymus Dietrich Berendis, geboren zu Seehausen (1719—1782), stammte aus einer dort Jahrhunderte lang angesehenen Familie, die durch mehrere Geschlechter hin das Bürgermeisteramt des Ortes bekleidet hatte. Er studirte die Rechte und wurde Auditeur bei den preußischen Husaren des Regiments von Ruesch. Hier verfiel er in ein rohes Leben, aus dem er sich herauszureißen strebte, indem er 1746 nach Berlin ging: „er hat sich", schreibt Winckelmann, „zu einer vernünftigen Lebensart gewandt: er hat seine Glücksmaschine auf die mögliche Art und Weise in Bewegung zu bringen gesucht und fest versprochen, der Liebe und Gemächlichkeit kein Gehör zu geben." Der junge Mann hatte sein ganzes Lebensglück Winckelmann zu danken, der ihn in das Bünausche Haus als Erzieher des jüngsten Grafen brachte. Doch sah er sich genöthigt, den Informator selbst jeden Abend für die Lection des folgenden Tages zu informiren. Berendis begleitete den Grafen auf das Carolinum in Braunschweig und wurde nach Beendigung dieses Erziehungsgeschäftes von Bünau am Weimarschen Hofe untergebracht.

Berendis war der Einzige, dem er sich bei seinem Religionswechsel ganz anvertraute, und der ihn sogar wieder unschlüssig machte; der Einzige auch, mit dem er bis zu seinem Ende correspondirt hat. 129

Noch viel leidenschaftlicher war das Verhältniß zu dem jungen Lamprecht, von dem mir weiter nichts bekannt geworden ist, als daß er später Sekretär des Obersten von Retzow in Potsdam war und 1791 als Kriegsrath bei der neumärkischen Kammer zu Küstrin starb.

Lamprecht war ihm nach Seehausen gefolgt; sie bewohnten zusammen ein Zimmer, das zugleich Studirzimmer und Schlafzimmer war. Die Zuneigung, die Winckelmann zu ihm faßte, genügte sich nur in dem Vorsatz, diesem Freunde alles zu werden, was ein Mensch dem andern sein kann. Er möchte der Schöpfer seines geistigen und materiellen Daseins sein. Er sinnt auf Möglichkeiten, sich eine Stellung in seiner Nähe zu verschaffen, ja ihn mit sich nach Italien zu nehmen; er überläßt dem leichtsinnigen jungen Menschen bedeutende Summen, um die er betrogen worden zu sein scheint. „Dieß ist der Freund", ruft er, „den ich mir geschaffen, erzogen, auf den ich die Kräfte meiner schönsten Jahre verwandt; auf den ich Gesundheit, Leib und Leben verschwendet, und den ich das hohe Glück einer heroischen Freundschaft schmecken gelehrt." „Die Freundschaft", schreibt er an ihn, „ist es werth, daß man Alles um ihretwillen verläßt... Ich bin versichert, unsere Freundschaft würde bis in den Tod durch die schwersten Proben vollends bewährt werden... Sollte es Leben und Ehre gelten, mein Herz würde sie für Dein Heil aufopfern. Der Himmel muß uns Gutes thun um

unserer Redlichkeit.“*) Damals kannte Winckelmann keinen höheren Lebenszweck, als mit ihm (wie die Alten von einem hochgepriesenen Freundespaar sagten) auf einem Nachen durchs Leben zu schiffen. „Er widmete sich ihm“, sagt Goethe, „für ihn zu leben und zu leiden; für denselben fand er selbst in seiner Armuth Mittel reich zu sein, zu geben, aufzuopfern; ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winckelmann, selbst mitten in Druck und Noth, groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt.“

Ihr Zusammenleben währte wahrscheinlich bis zum Frühjahr 1746. – Damals verließ ihn Lamprecht, um die Schule von Ilefeld zu beziehen. Aber es war nicht blos die Trennung, die Winckelmann betrübte. Lamprecht hatte die Seele des zärtlichen Freundes schmerzlich verletzt. In den Hundstagsferien eilt er nach dem Amthause in Hadmersleben; aber es wird nur noch schlimmer: er kommt zurück als „Timon.“ Nun verschließt er sich in tiefer Melancholie in sich selbst und bricht allen persönlichen und brieflichen Verkehr ab. Endlich schüttet er seinen Kummer aus (16. November). Er klagt, daß er von einem Menschen, der unendliche Verbindlichkeiten gegen ihn bezeigen müsse, mit Undank gelohnt sei; und seitdem sei nichts als Gleichgiltigkeit, Mißtrauen und Inaktion gegen alles außer seinen vier Pfählen bei ihm zurückgeblieben. „Nun habe ich alles miteinander aufgegeben, Hoffnung, Glück, Ehre, Ruhe und Vergnügen. Ich bin wie Diogenes ohne Freunde und Gesellschaft, von aller Welt verlassen und wünschte mir, mein nichtswürdiges Leben zu endigen... Könnte das Schicksal mich nur in den Zustand der unempfindlichen Stoiker versetzen!“ Aber er setzt hinzu: „Verdammt sei solche Weisheit!“

Nur in seinen Briefen an das undankbare Kind selbst war nichts von Vorwürfen, nur zärtlicher Schmerz.

„Mein Geschick hat sich ganz wider mich erklärt; es wird mich wegreißen oder mich doch mit einem furchtbaren Verzug martern... Ich werde Dich ohne Hoffnung lieben... Mein Auge weint vor innerster Sehnsucht gegen Dich! Mein Geist weicht aus seinen Schranken, wenn ich an Dich gedenke... Nun erkenne ich die Macht der Liebe. Aber vielleicht kann Niemand einen Freund so herzlich und sehnlich lieben. Mein einziger Trost, schließt er, in meiner Verlassenheit ist, daß sich Etwas in mir befinden muß, das mich sofort mit Dir verbindet. Dieses muß das Einzige sein, was sich Großes bei mir findet.“ Solche Ergüsse sind fortwährend mit den glühendsten Versen römischer Elegiker vermischt.**)

*) Ein Brief vom 16. Februar 1744 hat die Überschrift: Ad delicias suas. Darin heißt es: Sed haec, ocelle mi, per ocellos tuos venustulos, precor, in sinu tuo occule.

**) In einem Heft historischer Notizen befindet sich folgendes auf einer leeren Stelle:

Ein Brief aus Hadmersleben vom 4. Juni 1748, also kurz vor dem Ende dieses Lebensabschnittes, ist voll trauriger Resignation. Da ihn ein boshaftes Gestirn von seinem Freunde entfernt, so giebt er seine Rechte an ihn auf. Er erkennt, daß die Natur ihn ungeschickt gemacht hat, Liebe zu erwecken; er will nun keine enge Verbindung mit Freunden mehr eingehen. Er will sich dieser Leidenschaft entledigen, die die Ruhe seiner Seele zerstört, und nun blos noch in einem ewigen Andenken fortleben soll.

Solche Bekenntnisse aus dem Munde eines bedeutenden Menschen kann 131
man wohl nicht ohne eine gemischte Empfindung anhören. Die Sonette Shakesspeares hat Lachmann übersetzt, und Bodenstedt stellt sie als die schönsten, die überhaupt existiren, weit über die Petrarcas; während Heine über sie weggehen will, „wegen der tiefen Misere, die sich darin offenbare.“*)

Jener Bruch übrigens, der später noch erweitert wurde, ließ bei Winckelmann eine Narbe zurück, die ihn bei jeder Berührung schmerzte: er zweifelte dann an aller Freundschaft; er nennt sie ein Wort ohne Begriff: er räth, kein Freund zu sein *πρὸς ἄκρον μύελον ψυχῆς;* seine Idee sei ein Phönix, von dem Viele reden, und den Keiner gesehen. Dann aber schilt er wieder die solche Reden führen, Erniedriger der Menschheit.

Vergebens: jener Zustand inniger Aufregung war ihm viel zu sehr Bedürfniß; er griff nach dem ersten Anlaß, sein Ideal an einen würdigeren Gegenstand anzuknüpfen, und glaubte dann immer wieder für den Augenblick, daß jetzt der langersehnte Freund gefunden sei, während alle früheren auf der Wage zu leicht befunden wären.

Aber selbst den undankbaren Gegenstand seiner „ersten und einzigen Liebe“ wollte er stets wieder in Gnaden annehmen, ja ihm öffentliche Ehrenbezeigungen widmen, wenn er ihn nur eines Briefes werth halte.**)

„An Lambr. u. Berend.

Altius actum
Vulnus erat specie, primoque fefellerat ipsum. — —
Hunc tenet, huic comes est, assuetaque semper in umbra
Indulgere sibi, formamque augere colendo. — — —
Inque sinu iuvenis posita cervice reclivis
[Sic ait,] ac mediis interserit oscula verbis.“

[Ovid. Metam. X 527. f. 533 f. 558 f. Venus u. Adonis.]

*) H. Heine's Werke III. S. 177. Bodenstedt, Shakespeares Sonette S. 227.

**) Mais le plus doux de tous les sentimens humains, celui qui s'alimente des misères et des fautes comme des grandeurs et des actes heroïques, celui qui est de tous les âges de notre vie, qui se développe en nous avec le premier sentiment de l'être, et qui dure autant que nous, celui qui double et étend réellement notre existence, celui qui renaît de ses propres cendres et se renoue aussi serré et aussi solide après s'être brisé; ce sentiment-là, hélas! ce n'est pas l'amour, vous le savez bien, c'est l'amitié. George Sand, Horace.

Denn die Person, in deren Umgang man zuerst jenen Zustand kennen lernte, bleibt gewöhnlich mit der Vorstellung höchsten Lebensglückes unzertrennlich verkettet. Man wünscht diese unwiederbringlichen und unersetzlichen Empfindungen zurück; aber dabei wird der Zustand mit seinem zufälligen und oft unwürdigen Anlaß verwechselt. Winckelmann führt gern einen Ausspruch des La Mothe le Vayer an, die Liebe gleiche darin dem Epheu, daß es ihr einerlei sei, an welchen Gegenstand sie sich anklammere.

Solche schwärmerische Freundschaften waren in früheren Zeiten sehr häufig. Kein Mysterium wird von philosophischen und dichterischen Sprechern der neueren Jahrhunderte seit der Renaissance so häufig und so hoch gefeiert, wie die Freundschaft. Hier werden Zweifler zu Gläubigen, Kalte zu Enthusiasten, wankelmüthige und zweideutige Menschen erscheinen hier treu und wahr; die vom Menschen das Höchste, und die das Schlimmste von ihm denken, nennen sie das höchste aller Güter; sie wird verherrlicht von den Christlich-Religiösen und von den Heidnisch-Ungläubigen, von den Tändlern wie von den Grüblern. Nie ist die schicksalsvolle Bestimmung und fast wunderbare Seelenverschmelzung der Freundschaft tiefer und wahrhafter geschildert worden, als in dem Bilde, das uns der Skeptiker Montaigne von dem Verhältniß entwirft, das ihn einige Jahre mit Etienne de la Boëthie verband.

Die Freundschaft ist für den Gelehrten oft das einzige Asyl des Gemüthslebens — la passion du sage nennt sie Voltaire —; und so lange alle humane Bildung eine gelehrte und folglich eine ganz männliche war, so lange mußten auch die geistigen Gemeinschaften diesen Charakter haben.

Erst mit der allmählichen Erhebung einer modernen Bildung und Litteratur, und mit der Verbreitung des esprit de société, wurde die Frau in einer modernen Rehabilitation der alten ritterlichen Devotion anerkannt als derselben höheren geistigen Gemeinschaft fähig.

Zur Zeit der Renaissance kam die Einwirkung klassischer Schriftsteller dazu. Die griechische Männerliebe war gleichsam die Romantik des republikanischen Alterthums, das antike Gegenbild des feudalen Frauendienstes des Mittelalters: man könnte sagen, daß in beiden der Versuch gemacht ist, eine Verirrung, in dem einen Fall der Sinne, im anderen der Sitte, nicht nur unschädlich, sondern für die höchsten idealen Zwecke fruchtbar zu machen. Der sittlich erhabenste unter den alten Philosophen ist nirgends höher gestiegen, als in den Liebesgesprächen des Gastmahles und des Phaedrus, der größte christliche Dichter hat in der ergreifendsten Episode seines göttlichen Gedichtes einem schuldigen Paar ein Denkmal setzen wollen.

Man hat die griechische Männerliebe, wo sie nicht entartet war, und es mag Kreise und Zeiten gegeben haben, wo sie es nicht war, für einen Versuch der alten Staatskunst gehalten, diejenige Leidenschaft, die des Er-

habensten wie des Niedrigsten fähig macht, für die höchsten Interessen des Staates, zumal der republikanischen Verfassung, auszunutzen. Man wollte der Widmung des Bürgers an das bürgerliche Ganze und seine Gesetze noch die ganze Leidenschaftlichkeit persönlicher Affection und die schwärmerische Erhöhung der Empfindung zusetzen, die sonst im Dunkel des Privatlebens ihren Ablauf findet. Diese Bündnisse sollten nicht nur den rohen Ungestüm eines blos kriegerischen Volkes, nach Art der Musik, sänftigen und sittigen: 133
sie sollten eine hochstrebende, opferfreudige Stimmung dauernd erhalten, die angesichts des unzertrennlichen Gefährten stets eine gewisse Spannung, einen idealen Schwung in Stimmung, Gedanken, Geberden und Worten erhielt.

Weil das Verhältniß zu den Frauen sich dem Griechen kaum über die Grenzen des gemeinsten Bedürfnisses erhoben habe, so galt (meint Goethe, der Alcestis vergißt) die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts statt aller Empfindungen. Und Ähnliches wird noch immer natürlich sein unter Jünglingen, wo die Gewohnheit beständigen Zusammenlebens und die an den Grenzen der Geschlechter spielenden Züge des physischen und psychischen Menschen leicht eine Stimmung sehnsüchtiger Hingabe erwecken, oder wo der Einfluß edler Frauen fehlt. Bei Winckelmann kam eine natürliche Gleichgiltigkeit gegen das andere Geschlecht hinzu, die man schon frühe an ihm bemerkte, die aber vielleicht mit dem Bewußtsein zusammenhing, die geselligen Formen nur unvollkommen zu beherrschen. Er bekennt, erst sehr spät — einige Jahre vor seinem Tode — zum ersten Male Frauenliebe erfahren zu haben; aber je leichter ihm hier die Enthaltsamkeit wurde, desto empfindlicher war seine Einbildungskraft gegenüber männlicher Schönheit. Die Sehnsucht, die Verzweiflung, die Opferfreudigkeit, wovon in seinen Briefen so zahlreiche Proben vorkamen, erscheinen uns wie eine Flamme, in die die Sinnlichkeit einiges Öl gegossen hat.

Daher besteht er darauf, daß die Freundschaft Liebe sei: Freundschaft ohne Liebe sei blos Bekanntschaft. Er will seine Freunde „mit Leib und Geist, mit aller Freiheit und mit unbeschränkter Ergebenheit genießen;" denn „die Liebe in dem höchsten Grade ihrer Stärke müsse sich nach allen möglichen Fähigkeiten äußern."

Wer war hiernach mehr vorbereitet als Winckelmann, alle jene Vorstellungen griechischer Schriftsteller von der sittlichen und erziehenden Bestimmung und Macht des Eros mit Enthusiasmus als Bestätigung seiner liebsten Träumereien zu begrüßen, für hohe Wahrheiten zu nehmen, ja zum Grunddogma seines Lebens zu machen. In griechischen Büchern, in Xenophons Gastmahl, muß man die Analogien seiner zärtlichen Ergießungen suchen.

Denn die Person, in deren Umgang man zuerst jenen Zustand kennen lernte, bleibt gewöhnlich mit der Vorstellung höchsten Lebensglückes unzertrennlich verkettet. Man wünscht diese unwiederbringlichen und unersetzlichen Empfindungen zurück; aber dabei wird der Zustand mit seinem zufälligen und oft unwürdigen Anlaß verwechselt. Winckelmann führt gern einen Ausspruch des La Mothe le Vayer an, die Liebe gleiche darin dem Epheu, daß es ihr einerlei sei, an welchen Gegenstand sie sich anklammere.

132 Solche schwärmerische Freundschaften waren in früheren Zeiten sehr häufig. Kein Mysterium wird von philosophischen und dichterischen Sprechern der neueren Jahrhunderte seit der Renaissance so häufig und so hoch gefeiert, wie die Freundschaft. Hier werden Zweifler zu Gläubigen, Kalte zu Enthusiasten, wankelmüthige und zweideutige Menschen erscheinen hier treu und wahr; die vom Menschen das Höchste, und die das Schlimmste von ihm denken, nennen sie das höchste aller Güter; sie wird verherrlicht von den Christlich-Religiösen und von den Heidnisch-Ungläubigen, von den Tändlern wie von den Grüblern. Nie ist die schicksalsvolle Bestimmung und fast wunderbare Seelenverschmelzung der Freundschaft tiefer und wahrhafter geschildert worden, als in dem Bilde, das uns der Skeptiker Montaigne von dem Verhältniß entwirft, das ihn einige Jahre mit Etienne de la Boëthie verband.

Die Freundschaft ist für den Gelehrten oft das einzige Asyl des Gemüthslebens — la passion du sage nennt sie Voltaire —; und so lange alle humane Bildung eine gelehrte und folglich eine ganz männliche war, so lange mußten auch die geistigen Gemeinschaften diesen Charakter haben.

Erst mit der allmählichen Erhebung einer modernen Bildung und Litteratur, und mit der Verbreitung des esprit de société, wurde die Frau in einer modernen Rehabilitation der alten ritterlichen Devotion anerkannt als derselben höheren geistigen Gemeinschaft fähig.

Zur Zeit der Renaissance kam die Einwirkung klassischer Schriftsteller dazu. Die griechische Männerliebe war gleichsam die Romantik des republikanischen Alterthums, das antike Gegenbild des feudalen Frauendienstes des Mittelalters: man könnte sagen, daß in beiden der Versuch gemacht ist, eine Verirrung, in dem einen Fall der Sinne, im anderen der Sitte, nicht nur unschädlich, sondern für die höchsten idealen Zwecke fruchtbar zu machen. Der sittlich erhabenste unter den alten Philosophen ist nirgends höher gestiegen, als in den Liebesgesprächen des Gastmahles und des Phaedrus, der größte christliche Dichter hat in der ergreifendsten Episode seines göttlichen Gedichtes einem schuldigen Paar ein Denkmal setzen wollen.

Man hat die griechische Männerliebe, wo sie nicht entartet war, und es mag Kreise und Zeiten gegeben haben, wo sie es nicht war, für einen Versuch der alten Staatskunst gehalten, diejenige Leidenschaft, die des Er-

habensten wie des Niedrigsten fähig macht, für die höchsten Interessen des Staates, zumal der republikanischen Verfassung, auszunutzen. Man wollte der Widmung des Bürgers an das bürgerliche Ganze und seine Gesetze noch die ganze Leidenschaftlichkeit persönlicher Affection und die schwärmerische Erhöhung der Empfindung zusetzen, die sonst im Dunkel des Privatlebens ihren Ablauf findet. Diese Bündnisse sollten nicht nur den rohen Ungestüm eines blos kriegerischen Volkes, nach Art der Musik, sänftigen und sittigen: 133
sie sollten eine hochstrebende, opferfreudige Stimmung dauernd erhalten, die angesichts des unzertrennlichen Gefährten stets eine gewisse Spannung, einen idealen Schwung in Stimmung, Gedanken, Geberden und Worten erhielt.

Weil das Verhältniß zu den Frauen sich dem Griechen kaum über die Grenzen des gemeinsten Bedürfnisses erhoben habe, so galt (meint Goethe, der Alcestis vergißt) die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts statt aller Empfindungen. Und Ähnliches wird noch immer natürlich sein unter Jünglingen, wo die Gewohnheit beständigen Zusammenlebens und die an den Grenzen der Geschlechter spielenden Züge des physischen und psychischen Menschen leicht eine Stimmung sehnsüchtiger Hingabe erwecken, oder wo der Einfluß edler Frauen fehlt. Bei Winckelmann kam eine natürliche Gleichgiltigkeit gegen das andere Geschlecht hinzu, die man schon frühe an ihm bemerkte, die aber vielleicht mit dem Bewußtsein zusammenhing, die geselligen Formen nur unvollkommen zu beherrschen. Er bekennt, erst sehr spät — einige Jahre vor seinem Tode — zum ersten Male Frauenliebe erfahren zu haben; aber je leichter ihm hier die Enthaltsamkeit wurde, desto empfindlicher war seine Einbildungskraft gegenüber männlicher Schönheit. Die Sehnsucht, die Verzweiflung, die Opferfreudigkeit, wovon in seinen Briefen so zahlreiche Proben vorkamen, erscheinen uns wie eine Flamme, in die die Sinnlichkeit einiges Öl gegossen hat.

Daher besteht er darauf, daß die Freundschaft Liebe sei: Freundschaft ohne Liebe ei blos Bekanntschaft. Er will seine Freunde „mit Leib und Geist, mit aller Freiheit und mit unbeschränkter Ergebenheit genießen;" denn „die Liebe in dem höchsten Grade ihrer Stärke müsse sich nach allen möglichen Fähigkeiten äußern."

Wer war hiernach mehr vorbereitet als Winckelmann, alle jene Vorstellungen griechischer Schriftsteller von der sittlichen und erziehenden Bestimmung und Macht des Eros mit Enthusiasmus als Bestätigung seiner liebsten Träumereien zu begrüßen, für hohe Wahrheiten zu nehmen, ja zum Grunddogma seines Lebens zu machen. In griechischen Büchern, in Xenophons Gastmahl, muß man die Analogien seiner zärtlichen Ergießungen suchen.

Winckelmann ist stolz darauf, unter die wenigen Menschen zu gehören, welche die Freundschaft für das höchste Gut halten; er nennt den Namen des Freundes „den höchsten Titel menschlicher Würdigkeit" und das größte Glück; er rühmt sich, „der Freundschaft mehr geopfert zu haben, als man
131 gewohnt ist, zu hören, zu empfinden und zu lesen;" und er wünscht, „den Ruhm aus der Welt mitzunehmen, ein außerordentlicher Freund gewesen zu sein." „Dieses Glück ist den Großen dieser Welt unbekannt*) — und Welten und Monarchien können es nicht ersetzen —, weil es nicht anders als durch Verläugnung des Eigennutzes und aller fremden Absichten kann errungen werden; es erfordert eine Philosophie, die Armuth und Noth, ja selbst den Tod nicht scheut. Diese Freundschaft ist heroisch und über Alles erhaben; sie erniedrigt den willigen Freund bis in den Staub und treibt ihn' bis zum Tode. Alle Tugenden sind theils durch andere Neigungen geschwächt, theils eines falschen Scheins fähig: eine solche Freundschaft, die bis an die äußersten Grenzen der Menschheit geht, bricht mit Gewalt hervor und ist die höchste Tugend."

Nirgends redet Winckelmann für uns einen so alterthümlichen Dialekt; und hier, wie gesagt, fühlte er sich auch im bestimmten Gegensatz zum Christlichen. Seine Freundschaft ist nicht die, „welche Christen üben sollen, sondern diejenige, welche nur allein in einigen ewigen Beispielen des Alterthums bekannt ist; denn die Heiden beteten sie an; und die größten Thaten des Alterthums sind durch dieselbe vollbracht."**) „Die Freiheit, die den Geist erhebt, ist es, die auch fähigere Seelen zur Freundschaft bildet."

Darum nannte er den Phaedrus des Plato ein „göttliches Gespräch," weil er hier die poetisch-philosophische Verherrlichung eigener Erlebnisse fand; — in jenen Schilderungen, wo dem Jüngling im sokratischen Gespräche die Weisheit und die Tugend von dem älteren Freunde mitgetheilt wird, dem wiederum die Schönheit des jüngeren die Erinnerung an die Ideenwelt und die geistige Zeugungskraft weckt, die in der Einsamkeit schlummert.

In Platos Geist ist es, wenn er ruft: „Vom Himmel kam die Freundschaft und ist nicht aus menschlichen Regungen;" wenn er glaubt, daß man sich bis an die Grenzen der Gottheit erheben müsse, um sich einen wahren Freund zu denken; wenn er sich dem Freunde mit einer gewissen Ehrfurcht nähert;***) und bei der ersten Begegnung einen unbegreiflichen Zug fühlt,

*) Amitié, que les rois, ces illustres ingrats,
Sont assez malheureux pour ne connaître pas.
Voltaire, Henriade.

**) Les contes que les Arabes et Grecs ont imaginés sur l'amitié sont admirables; nous n'en avons point de pareils . . . Je ne vois nul grand trait d'amitié dans nos romans, dans nos histoires, sur notre théatre. Voltaire, Encycl.

***) *Εἶτα προσορῶν ὡς θεὸν σέβεται, καὶ εἰ μὴ δεδιείη τὴν τῆς σοφόδρα μανίας δόξαν, θύοι ἂν ὡς ἀγάλματι καὶ θεῷ τοῖς παιδικοῖς.* Plat. Phaedr. 251 A.

der von der unfaßbaren, von Gott geordneten Harmonie der Dinge herstammt.

Dies Alles aber war nichts aus Büchern Angefühltes und Nachgesprochenes, sondern tief in seiner Organisation begründet. Chamfort sagte, 135
es gebe Menschen, in denen nur die Freundschaft und nicht der gewöhnliche Verkehr alle Eigenschaften von Herz und Verstand entwickele, wie schöne Früchte nur an der Sonne zur Reife gelangen, während im Treibhause nur einige hübsche, nutzlose Blätter zum Vorschein gekommen wären. Zu ihnen gehörte Winckelmann. Er selbst sagt, „das Schicksal habe seine Seele in einen Zustand versetzt, der ~~nicht~~ ruhig sei ohne den Besitz eines unschätzbaren Freundes, und daß er sein Leben für Nichts halte ohne den Freund.“*) Die Freundschaft ~~war~~ die Poesie in Winckelmanns Leben: hier allein war er jugendlich, auch im Alter.

Er fand sein Inneres nicht vollkommen ausgefüllt im Verkehr mit der Schattenwelt der Vergangenheit, im Aufhäufen von Kenntnissen und in litterarischen Unternehmungen; sein Begriff vom Leben ging in der Befriedigung intellectueller Bedürfnisse nicht ganz auf: um seinem Wesen dasjenige Maaß von Bewegung zu geben, ohne das es keine Zufriedenheit giebt, dazu gehörte die Gegenwart lebhafterer Empfindungen, höher fliegender Gedanken und heroischerer Entschlüsse, als in den gewöhnlichen Lebensbeziehungen zum Ablauf zu kommen pflegen; und diese bedurften wieder eines persönlichen Gegenstandes, der sie anfachte, und auf den er all sein Dichten und Trachten sammeln konnte. Wurde ihm dieser Gegenstand entzogen, so konnten ihm Ort, Beruf, ja das Leben selbst zuwider werden. Er wußte sich im Besitz nicht blos von Kenntnissen, sondern auch von Schätzen des Herzens; und der Anblick oder die Erinnerung eines schönen Freundes, irgend ein Beweis wahrer Zuneigung, war der Anlaß, diese latente Wärme in Worten der höchsten Herzensliebe auszustrahlen.

Ja, eine aufregende Orchestermusik reicht hin, ihm das Bild des abwesenden Freundes so lebhaft vor die Augen zu zaubern, daß er zurücktreten muß, seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Daran erkennt er, „daß seine Seele im Zustande der Entzückung sich auf den Ursprung und Gipfel, den Thron der Freundschaft erhebe.“ Das höchste Lebensglück nach seinem Begriff war, in der Nähe eines Freundes „fern von Begierden, Kummer und Ehrgefühl sein Leben zu beschließen.“

---

*) On ne la (l'amitié) trouve nulle part si vive et si solide que dans les esprits timides et sérieux, dont l'âme modérée connaît la vertu; car elle soulage leur coeur oppressé sous le mystère et sous le poids du secret, détend leur esprit, l'élargit, les rend plus confiants et plus vifs, se mêle à leurs amusements, à leurs affaires et à leurs plaisirs mystérieux: c'est l'âme de toute leur vie. Vauvenargues, oeuvres I. p. 40.

Wie merkwürdig aber ist es, daß auch dieses Verhältniß dazu beitragen mußte, seine Ausrüstung zum Ausleger antiker Bildwerke zu vervollständigen, indem es ein feines und lebhaftes Gefühl für männliche Schönheit entwickelte.
136 Winckelmann konnte sich, wie die Griechen, körperliche und moralische Schönheit nicht anders als verbunden denken. Er ahnt die Übereinstimmung der Geister beim ersten Blick ins Antlitz; und er findet sich nicht getäuscht: er „findet in einem schönen Körper die zur Tugend geschaffene Seele." Er schafft sich das Bild eines Freundes in der Ferne, den er nie gesehen hat, und wird ein Schöpfer seiner Gestalt nach der Idee von dem was das Schönste und Würdigste in der Welt ist, um seine Hände danach auszustrecken. Wie Shakespeare in den Sonetten, verweilt er in der Vorstellung, daß sein Freund nun Vater von schönen Kindern sei, nach seinem geliebten, ihm ewig gegenwärtigen Bilde.

Griechische Studien

Sobald sich Winckelmann im Besitz von Amt und Brot sah, erwachte die alte Liebe zur griechischen Litteratur, und er nahm sich vor, den Kampf mit Hindernissen jeder Art rüstig wieder aufzunehmen. Denn es scheint wirklich, er sei dieses Kampfes ein wenig müde gewesen. Er hatte überall das Griechische theuerer gefunden als Gold, aber für sein mühsam gesammeltes Gold gab ihm Niemand etwas: ist es ein Wunder, wenn er dem Drange des Brotstudiums und des gelehrten Zeitgeschmackes nachgab? In Hadmersleben, in Jena und selbst in Halle zuletzt, hatte er sich nacheinander in sehr verschiedene Sphären verloren, in allen aber das Alterthum gleichweit aus dem Gesichte verloren. Und doch fand ihn Boysen damals zwar im Hebräischen schwach und im Lateinischen mittelmäßig, aber seine Auslegung griechischer Schriftsteller erschien ihm wie inspirirt: alle unvortheilhaften Eindrücke, auch die seiner äußeren Erscheinung, verschwanden hier; denn Jedermann wird sich zu seinem Vortheil zeigen, sobald man ihm Gelegenheit giebt, in dem zu schalten und zu walten, was er liebt. Der Künstler, sagt Balzac, ist ein Kind, das zum Riesen wird, wenn es sein eigenthümliches Werkzeug in die Hand bekommt.

Darnach hatte er also mit keiner verächtlichen Grundlage angefangen; und in der That sind es diese fünf Jahre in Seehausen, wo seine Anschauungen von hellenischem Wesen und sein persönliches Verhältniß zu hellenischen Dichtern und Schriftstellern sich gebildet haben.

137 Er lehrte das Griechische auch an der Schule, aber was darüber aufbehalten ist zeigt freilich, welch ein Utopist dieser Schulmeister war. Während die Primaner höchstens für etwas Lesen des Neuen Testaments abgerichtet zu werden erwarteten, suchte er sie für seine Privatsteckenpferde zu interessiren. Er schrieb für jeden Schüler die auserlesensten Stellen aus griechischen Schrift-

stellern mit eigener Hand ab, damit jeder sein Exemplar vor sich habe; und um ihnen zugleich eine Vorübung fürs Lesen alter Handschriften zu geben, bediente er sich zuletzt gar der Abbreviaturen und Unzialen. Diese Abkürzungen sollten zur schönen Form der Cursivschrift beitragen, ihr eine Runde, eine Freiheit der Verbindung geben. Sollte die Doppelabschrift der elf bis zwölf ersten Oden des Anakreon in sehr zierlicher und etwas ängstlich gemalter Schrift, die in Hamburg verwahrt wird, zu solchem Zweck angefertigt sein?

Um diese seine Bemühungen im rechten Lichte zu sehen, muß man sich 142
den damaligen Stand des griechischen Studiums vergegenwärtigen. Eine Neigung unter äußeren Hindernissen verfolgen ist ein Beweis, daß ein Mann in dem Jüngling steckt; eine Neigung gegenüber der Abwendung des Zeitgeistes festhalten, das zeigt Charakter und eigenes Urtheil, ursprüngliche Bestimmung und Wahlverwandtschaft; wenn aber dieser Neigung die Zukunft gehört, wenn diese Bestrebungen das Dämmerlicht eines bald über alle Kreise der Bildung heranbrechenden Tages sind: so steht wahrscheinlich ein Genie vor uns.

Es war in Deutschland zu Winckelmanns Jugendzeit beinahe bis zur totalen Eklipse der griechischen Studien gekommen; die griechische Litteratur, 143
sagt er, ist aus Deutschland fast ausgestoßen. Sie stand damals unter einer widerwärtigen Constellation, die nicht vollständiger gedacht werden kann: das Übergewicht des Lateinischen, das Sinken der Schulen, der allgemeine Verfall der Alterthumswissenschaft und die Ungunst des herrschenden Geschmacks in der schönen Litteratur, dies alles wirkte damals zusammen. Wer die Macht des Zeitgeschmacks ermißt, weiß, wie viel ungünstiger Winckelmann auch hierin gestellt war, als frühere Autodidakten, wie Guillaume Budé, Joseph Scaliger.

In Deutschland hatte der dreißigjährige Krieg fast alles zerstört, was die Erasmus und Melanchthon, die Camerarius und Conrad Gesner einst gepflanzt hatten; und wo noch classische Gelehrsamkeit sich erhielt, war der Geist aus ihr gewichen. Jener schwerfällig geduldige Fleiß, jenes Übergewicht des Sammelns über das Erfinden, das Scaliger schon an den drei Koryphäen des deutschen Humanismus im sechzehnten Jahrhundert bemerken wollte, siegte im siebzehnten Jahrhundert, wo sich die Caspar Barth, die Thomas Reines und Ezechiel Spanheim ganz der Anhäufung massenhaften Stoffes überließen, mit mehr oder weniger Mangel an Ordnung, Kritik und Gedanken und gänzlichem an Geschmack.

Viele der damaligen Philologen gingen nach Holland, und manche der Ersten in der holländischen Gelehrtenrepublik waren solche deutsche Emigranten. Scaliger schon nannte Holland den einzigen Winkel der Erde, wo die Alter-

thumswissenschaft noch eine Zuflucht finde; aber die Nicolaus Heinsius und Abraham Gronov, Isaak Voß, Freinsheim und Graevius wandten sich ganz dem Römerthume zu und folgten dem Justus Lipsius, der geglaubt hatte, das Griechische sei für Gelehrte ein Schmuck, kein unentbehrlicher Besitz.

Dieses Übergewicht des Römischen hatte mancherlei Ursachen: bei den Italienern, den anfänglichen Lehrern Europas, war ein patriotischer Ahnenstolz mit im Spiel gewesen; später aber hat den größten Antheil daran die Verwandtschaft des römischen Geistes mit dem romanischen, der im siebzehnten Jahrhundert seinen Eroberungszug durch Europa hielt.

Aber die Gelehrtengeschichte enthält nur die eine Hälfte der ~~antihellenistischen Signatur~~ der Zeit. Nicht blos die dickhäutigen Verfasser der Folianten, die man mit dumpfem Staunen betrachtet und an denen man sich stumpf liest: auch diejenigen Kreise, die auf das Monopol des guten Geschmacks Anspruch erhoben, hatten damals den Zugang zu den Griechen durch Vorurtheile verbaut.

137 Das größte Hemmniß traf er gleich an der Schwelle: es waren keine Texte zu beschaffen. In Deutschland fielen die letzten Ausgaben der ~~großen Griechen in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts~~: aber Plato war seit 1602 nirgends wieder herausgegeben worden. Die italienischen, die stephanischen, die holländischen Drucke verloren sich spärlich in jene Gegenden, wo Wenige sie lesen konnten, und die neueren, zum Theil (wie der Dukersche Thukydides) mit der höchsten Pracht ausgestatteten Ausgaben blieben wegen der unerschwinglichen Preise in diesem Lande der Armuth unbekannt.

Winckelmann spähte bei allen Bücherfreunden der Nähe und Ferne mit einem Eifer nach Ausgaben, wie die Pioniere der Renaissance kaum nach neuen Manuscripten gespäht haben können; und wie sauer mag das Geld abgespart gewesen sein, mit dem er seine Gebote in Auctionen that! Solche Käufe sind für ihn ein Ereigniß; er schreibt 1744, wie er in Berlin einige Biographien des Plutarch und den Aristophanes des Scaliger erworben habe (er meint den Abdruck der Juntina mit den ungedruckten Bemerkungen des Joseph Justus von 1624); den Diogenes Laertius kauft er für einen Thaler; außerdem besaß er eine aldinische Ausgabe der griechischen Anthologie und des Pollux Onomastikon. Der Pastor Steinhardt leiht ihm den Hesiod des Graevius und des Daniel Heinsius, den Athenäus und den Julian des Spanheim, von dessen weitschichtigen Bemerkungen er großen Gewinn hofft. Aber eine gereinigte Ausgabe des Sophokles, besonders eine englische (er denkt an die des Th. Johnson) hat er (1747) nirgends auftreiben können. Er sucht
138 auch über die alte Dombibliothek zu Stendal zu kommen, wo er wahrscheinlich einige Aldinen und Juntinen aus besseren Zeiten vermuthet. Die griechische Bibliothek des J. A. Fabricius las er erst in Sachsen im Zusammen-

hang, wie sich aus dem 22 Seiten langen Excerpt in der Handschrift zu Montpellier ergiebt.

Als ihn Nolte wegen einer Chrestomathie befragt, erklärt er es für unbedingt nöthig, die besten Ausgaben zu Grunde zu legen. „Aber woher", ruft er, „sollen wir Hudsons oder Dukers Thucydides (1731), den Gronovschen Polybius (1670), die Leben des Plutarch von Moyse de Soul (1729), den Taylorschen Lysias (1739 — unter allen genannten die einzige neue Textrecension, die Aldina des Äschines und des Antiphon, den Homer des Barnes, den Robinsonschen Hesiod (1737) bekommen; und da wir wenigstens einen Scholiasten haben müssen, den Eustathius des Salvini (1730—1733); Andere wollen auch nicht vergessen sein."

Da nun Niemand es gern riskirt, wie er bei so fragmentarischen Hilfsmitteln doch müßte, Entdeckungen zu machen, die längst vor ihm gemacht sind: so begnügte sich auch Winckelmanns Feder mit Collectaneen zur Vermehrung seines Gedächtnißvorraths. Er mußte aber froh sein, einzusammeln, was ihm die Gelegenheit vorübergehend in die Hand spielte: bestimmte Gesichtspunkte, Studien zu gewissen Problemen sind darin nicht erkennbar; es sind antiquarische Miscellen, Apophthegmen, Ana, Rhetorenurteile, Prachtstellen. Ihre Ausführlichkeit und Schönheit, die oft zu dem Inhalt in keinem Verhältniß steht, führt auf die Vermuthung, daß das Schmecken und Fühlen der Sprache und des Stils beim Abschreiben, auch bei der Anfertigung dieser zierlichen Blätter mit im Spiele war.

In Winckelmanns Nachlaß finden sich Reste chaotischer Auszüge aus griechischen Dichtern und deren Scholiasten, und ein starker Band aus der Lectüre der Prosaiker, deren Folge wohl durch zufällige Umstände bestimmt war.*)

Weit umfangreicher, aber in keinem anderen Charakter, sind die Aus- 139

*) Ms. Paris 4263. Es folgen hier aufeinander Stellen aus Xenophons Gastmahl; aus den Rhetoren, z. B. Longin vom Erhabenen, aus des angeblichen Demetrius Phalereus Schrift über die Elocution, aus Dionys Beurtheilung der Alten und Denkschriften über die Redner; aus Photius Myriobiblon und Theons Progymnasmaten, aus Kaiser Julians Briefen, und Maximus von Tyrus Reden; dann kommen 20 Seiten aus Plutarchs philosophischen Schriften; aus Aristoteles Politik u. a. In der Handschrift zu Montpellier, „Miscellanea Nothniziana" überschrieben, findet sich ein räthselhaftes Heft von 50 Seiten eingebunden, welches, wild durcheinander geworfen, Verse und Worte aus Aristophanes, Theokrit, Apollonius, Lykophron, aus Kallimachus, Pindar, Sophokles u. a. enthält; — mit und ohne Glossen der Scholiasten und Lexikographen. Die Stellen sind ohne Anzeige der Schriftsteller und der Werke, ohne Überschriften und Absätze, aber in schöner, großer, abbreviirter Schrift geschrieben. Winckelmann muß diese Dichter nebeneinander gelesen haben: Aristophanes Stücke gehen durch das Ganze hindurch. Es war vermuthlich eine Lectüre kurzer, ganz anderen Arbeiten abgestohlener Augenblicke; zerrissen, wie sie war, konnte sie keinen anderen Gewinn abwerfen, als einen Schatz für das Gedächtniß zu sammeln: es waren Hefte zum Memoriren.

züge aus den Commentatoren;*) und hier begegnen uns auch Lateiner. Ein großer Theil stammt aus den editiones varirorum: zu den von Gurlitt beschriebenen aus Persius und Juvenal kommen noch Catull, Properz und Plautus. Bei Theokrit lag ihm die Commeliniana von 1604 vor, die des Casaubonus, Scaliger und Heinsius Bemerkungen enthält; bei Aristophanes die Ausgabe Ludolph Küsters, bei Sophokles und Euripides die des Th. Johnson und des Joshua Barnes. Die sauberste und fleißigste Sammlung aber ist der vollständige Auszug aus dem Homer des Samuel Clarke (1729—1740); es sind 122 Octavseiten zu 60 Zeilen sehr zierliche und feine Schrift. Dieser Commentar, den Clarke am Ende seines Lebens für den Herzog von Cumberland anfing, und zu dem er eine Bekanntschaft mit allen Zweigen des Wissens und einen lebenslangen Enthusiasmus für Homer mitbrachte, und der auch in dem vermehrten Abdruck Ernestis (1759) sehr zur Förderung homerischer Studien in Deutschland beigetragen hat, — diesen Commentar studirte Winckelmann im Winter auf 1754, wo er „den Homer dreimal, mit aller Application, die ein so göttliches Werk erfordert, und mit einer ganz anderen Einsicht als bisher las". Er hielt seine „sehr sauber geschriebenen Extraits für einen großen Schatz"; — sie bestehen aus kritischen, grammatischen und ästhetischen Anmerkungen, vermischt mit Versen zum Behalten und Stellen aus der lateinischen Übersetzung.

Die einzige mir zu Gesicht gekommene Spur eines eigenen philologischen Versuchs aus der deutschen Zeit ist ein Heft von vier Blatt mit Bemerkungen zur Lysistrate des Aristophanes**); aber diese Bemerkungen sind lediglich aus den Scholiasten, Lexikographen und Commentatoren compilirt.

In einem 1748 geschriebenen Briefe liest man, daß er den Sophokles an unzähligen Stellen verbessert habe, und hoffe, daß sein Exemplar einem künftigen Herausgeber von Nutzen sein werde. Er hat aber bei seiner
140 Abreise nach Sachsen auf dieses Exemplar so wenig Werth gelegt, daß er es mit den anderen Büchern seinen Freunden in Stendal zum Verkaufen zurückließ. Er schrieb zwar hernach, man möge den Sophokles für ihn zurücklegen, aber er setzt hinzu: Sind sie fort, so thut es auch nichts. Auch hat er sich seiner sophokleischen Konjekturen nie wieder erinnert: sie mögen wohl in dem wilden Stil der alten Italiener gewesen sein. Warum sollte dieser Sophokles nicht einmal auftauchen, da Parison vor einigen Jahren sogar den Julius Caesar aus der Bibliothek und mit den Bemerkungen des Montaigne in einem der Bücherkasten der Pariser Kais wieder entdeckt hat?

Auch in den ersten römischen Jahren suchte er umher, wo er sich in griechischer Gelehrsamkeit, d. h. als Editor, „zeigen" könne. Er findet aber

*) In den Pariser Mſ. Nr. 4259. 4260. 4265.

**) Animadv. ad Arist. Lysistratam auf der Dresdner Kön. Bibl.

nichts, was ihm gefällt. Er denkt an einen Commentar zu Plato (es giebt einen Anfang von Bemerkungen über den Stil Platos); ernstlicher an eine Ausgabe der unedirten Reden des Libanius aus zwei Handschriften der vaticanischen und der barberinischen Bibliothek in Gemeinschaft mit Giacomelli (die erst viel später wieder entdeckt und gedruckt worden sind). Er fängt ein Register über die Tragiker an; ein Glossar zu Äschylus findet sich in Paris, das aber auch nicht über den ersten Anlauf hinausgekommen ist. Endlich begann er Abschriften zu einer vollständigen Ausgabe der Anthologie zu machen; aber diesmal gab er es auf, weil er sah, „daß dasjenige, was in der gedruckten fehlte, nicht werth sei, an das Licht zu treten;" und er spottete über d'Orville, der ein paar Jahre in Rom darauf verwandt habe, alle Morgen nach der Vaticana zu gehen, um den Heidelberger Codex zu collationiren und die Welt mit Sinnschriften zu beschenken, „die, wo noch nirgend Salz in ihnen zu finden ist, voll Häßlichkeiten sind und keinem Herausgeber Ehre bringen." Er stellt sich diesen Gelehrten als warnendes Beispiel vor Augen, wenn er jenen Kitzel unterdrücken will; denn auch bei ihm habe sich früher die Eitelkeit gemeldet, auf diesem Wege seine Kräfte zu prüfen. Da in Deutschland einmal geschrieben werden müsse, so führe der Mangel an Materie theils auf leere speculative Grillen; „oder man sucht sich wie Herostrat an den Denkmalen der Alten zu verewigen. Von dieser Art ist der gelehrte Ruhnken mit seinen Verbesserungen des Kallimachus und anderer alten Dichter."

Damals, als er seine eigene Weise gefunden hatte, das Verständniß der Alten zu fördern, sprach er nur noch geringschätzig von diplomatischer Kritik und Editorenmühen. „Er sei um so mehr zufrieden, daß er die wenige Zeit seines Lebens nicht in alten abgegriffenen Handschriften verloren habe, wozu er alle erwünschte Gelegenheit gehabt, da er jenen Zweck nun durch die Denkmäler der Kunst erreicht habe." Auf seine Textverbesserungen aus dieser Quelle hielt er denn auch gewaltige Stücke: „da sie sich ihm ungesucht, wie alle Entdeckungen gezeigt hätten, so könnten sie ungezwungener sein, als viele andere Versuche der Gelehrten, die sich hier verdient gemacht haben." Aber rechnet man diese Entdeckungen zusammen, so ergeben sich nicht viel mehr als zwanzig; und noch weniger bleiben, kaum drei bis vier, wenn 141
man die ganz willkürlichen und die durch bloses Mißverständniß veranlaßten abzieht. Man hält stets das für verdienstlich, was einem sauer wird; und Winckelmann hätte gar zu gern gezeigt, daß er den Casaubonus, Rhodomann, Wesseling auf ihr eigenstes Feld folgen könne; ja daß ihnen bei aller Belesenheit das einfach Wahre entgangen sei, das ihm nun die Kunstwerke offenbarten.

Es war der Anblick der Pedant, der ihn zuweilen verführte, in den

Chor der Verächter jener feinfühligen Heilkunst einzustimmen, die sich in die Winkel einer schriftstellerischen Individualität einschleicht, und deren Werk, wie das des Restaurators von Gemälden, dann vollkommen ist, wenn sie gegen den wiederhergestellten Glanz des Alten verschwindet; eine Kunst endlich, die gern auf die Anerkennung der Menge verzichtet, der sie mit allen Schrecken gelehrter Dürre umgeben erscheint, während sie ihren Adepten zuweilen zum Verzicht auf jede andere Theilnahme an den Denkmälern des Alterthums verführt hat.

So mangelhaft war in vieler Beziehung die philologische Ausrüstung dieses Erneuerers der Alterthumswissenschaft; aber ein glücklicher Kopf kann selbst Schaden in Gewinn verwandeln: die Gebrechen sind oft die Kehrseite seiner Tugenden.

Wäre Winckelmann, so dachten Manche, bei Tiberius Hemsterhuis in die Schule gegangen, vielleicht wäre ihm erspart worden, sich von untergeordneten Leuten ein Register von Fehlern anstreichen zu lassen, das fast so dick ist, wie sein Text.

Wer weniger Stoff hat, als er zu fassen und zu beherrschen vermöchte und wünschte, der wird dies Wenige desto vollständiger aussaugen und verdauen; wenn er keine Lesarten vergleichen kann, so muß er sich wohl mit den Sachen beschäftigen und über den Buchstaben hinausdenken; er kann sich seine Lieblingsbücher wählen nach ihrer Bedeutung und Congenialität, statt nach den zufälligen Bedürfnissen ihrer Reinigung; statt die Texte als Anknüpfungspunkte für antiquarische und grammatische Excurse anzusehen, wird er sie mit seinen Ansichten von Welt, Leben und allem, was der Menschheit
142 werth und wichtig ist, in Verbindung bringen und als Mensch gewinnen was er als Gelehrter verliert.

Mancher hat denken gelernt, weil ihm seine leidenden Augen nöthigten, im Lesen enthaltsam zu sein; und jeder gesunde Geist hat eine natürliche Richtung auf das Ganze, das Harmonische und Lebendige, wenn er nur mit sich und seinen Eindrücken eine zeitlang allein bleiben kann.

Winckelmann lernte die Arbeiten der englischen und leydener Hellenisten damals nur aus den Berichten gelehrter Journale kennen; wie sehr wäre ihm zu wünschen gewesen, daß er sich zeitig mit ihrer feinen kritischen Technik und Unterscheidungskunst des Echten und Alten bekannt gemacht hätte; aber dennoch ist er weit über ihr zerstückeltes Forschen hinausgegangen und hat sich mit so dürftigen Mitteln zuerst wieder seit Joseph Scaliger ein Gesamtbild des Lebens der Alten erbaut.

Sogar die Planlosigkeit des Lesens hat ihr Gutes. Wer z. B., wie die Holländer es thaten, beim Lesen alle merkwürdige Stellen in bestimmter Fachordnung einträgt, der sammelt sich allerdings ein Capital fürs Leben,

und er wird auf jeden Ruf schwergerüstet hervortreten können; aber dabei werden die Schriftsteller oft zu einer Fundgrube für gewisse Materien. Wer sich dagegen eminenten Geisteswerken überläßt, ohne sich Gesichtspunkte vorzuschreiben, dessen Gesichtspunkte werden sich aus der Einwirkung jener neuen Gedankenwelt und aus dem Rapport ergeben, in den er mit einer großen Persönlichkeit tritt. Wer mit einem vorhergemachten Plan anfängt, der schränkt sich ein durch das, was er zu finden denkt; und eigentlich macht hier die Unwissenheit den Plan für die Einsicht. Statt mit gelehrter Geschäftigkeit von vornherein darauf zu denken, wie er etwas aus den Alten machen könne, sollte er sich erst von ihnen zu etwas machen lassen. Zuzugestehen ist jedoch, daß dies nicht für Jedermann paßt und auch für eine Menge nützlicher Arbeiten ganz unnöthig ist.

Streit der Alten und Modernen

Zur Zeit der Renaissance traten die Alten der Welt entgegen, als Muster stilistischer Vollendung, Quellen poetischen Kunstgenusses und als alleinige 144
Lehrer der Wissenschaften: sie wirkten durch Form und Inhalt gleich gewaltig.

Aber im Lauf von zwei Jahrhunderten hatte sich die Stellung der Alten verschoben. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts hätte Erasmus nicht mehr sagen können, daß alles, was wissenswerth ist, griechisch und lateinisch geschrieben sei, und daß alle Erkenntniß der Dinge aus den Griechen geschöpft werden müsse.

Eine Naturwissenschaft hatte sich erhoben, gegen deren ehernen Bau die Versuche der Alten wie Kartenhäuser erschienen; und eine Nationallitteratur hatte sich ihr zur Seite gestellt, deren Verehrer glaubten, daß sie es den Alten in alle dem gleichthue, was diesen bisher ihren Rang als Classiker gegeben hatte. Angesichts solcher Erfolge erschien es Pedanterie, noch immer die Sprache fortzuführen, die den Humanisten gegenüber den Anhängern des Johannes Scotus und dem Amadis von Gallien verzeihlich war, zu behaupten, die Vernunft könne keine andere Sprache, als die griechische und lateinische reden.

Zuerst bei den Philosophen und bei den Ärzten der chemiatrischen Schule bricht das Selbstgefühl der Modernen hervor, das den überlebten Druck der alten Autoritäten mit Auflehnung und Verachtung rächte. Und eine stille Abneigung der Franzosen gegen griechische Dichter datirte seit ihrem Überdruß an der gelehrten Dichtung Ronsards und der Plejaden, welche unter dem Einfluß der kurzen glänzenden Epoche des französischen Humanismus florirt und der französischen Sprache sogar griechische Worte aufzupfropfen versucht hatte.

Zwar einige der Ersten des Siecle hatten Sinn für griechische Einfalt und Schönheit; wenn Schiller sagt, Griechheit sei Verstand und Maß und

Klarheit, so wird man zugeben dürfen, daß nach den Extravaganzen gallo-hispanischer Romantik, tragischer Rhetorik und nach dem faux bel esprit, die Fénélon, Racine und Genossen eine Ahnung von griechischem Geist über die Franzosen gebracht hatten. Boileau erzählt, daß er die welche die Vorlesung des Homer hinriß, nicht unter den Schrevelius, Pararedus, Menagius, kurz unter den Gelehrten auf us gefunden habe, sondern unter den ersten Männern Frankreichs, den Condé, den Conti und Turenne; und ganz ähnlich urtheilte noch David Ruhnken über den Unterschied, mit dem er die Schulmeister und die Damen der Welt über die griechischen Tragiker urtheilen hörte. Der Bildhauer Bouchardon schilderte wie er beim Lesen der Ilias geglaubt habe, um zwanzig Fuß zu wachsen.

Und so hörte man damals vieles Treffende, was der blose Geschmack über die alten Dichter sagen kann. Der Fehler war, daß man die Dich-
145 tungen nicht in der Umgebung alterthümlichen Lebens sah, daß man um das gelehrte Teleskop sich nicht bemühte, welches für Werke so entfernter Zeit unentbehrlich ist und eigentlich die Alten wie die Neuheiten der letzten Messe behandelte.

Aber am Ende des Jahrhunderts, als man der klassischen Meisterwerke satt war, kam ein anderer Geist über die Franzosen.

Die Entstehung einer Litteratur die ganz aus der Gesellschaft hervorging, die ästhetische Dictatur, die diese Gesellschaft an sich riß, indem sie Alles an ihrem eigenen Maßstab richtete; der Geschmack der Oper und des Romans, der die klassischen Säulen des temple du goût mit Festons und Flitterkram im zierlichsten Barokgeschmack ausstattete; die steigende Abneigung gegen die Pedanten und das Zurückweichen der Studien in die Schulen und in die Cabinete der Liebhaber; endlich die Ernüchterung des poetischen Sinnes in einer Zeit, wo es als das höchste Lob eines Gedichtes galt, daß es sich fast wie schöne Prosa anhöre, — dies sind die Ursachen jenes seltsamen Angriffes auf die Alten und besonders auf Homer, der an der Grenze der Jahrhunderte in Frankreich entbrannte und auch nach England verpflanzt wurde. Man sieht in Winckelmanns Collectaneen, wie ihn dieser Streit interessirt; ja seine erste Schrift ist wie ein Nachklang dieses Streites.

Es sind nicht blos die Chinesen in Rom, die sich über die Pilger zu den römischen Tempeln verwundern, und dies für eine Begeisterung auf Commando, für ein Urtheil der Parade halten: es gab und giebt überall jene kleinen Männer und feinen Köpfe, denen die Alten zu groß und einfältig, zu männlich und unhöflich, zu sinnlich und verständig sind. Sie hoffen deren rohe Brouillons zu verbessern, indem sie die hohe Poesie und die ernste Wissenschaft auf das Niveau ihrer Correspondenzen und Conversationen mit den femmes savantes versetzen, in deren Salons sie so glücklich sind. Dies ist der Sinn des Streites der Alten und Modernen.

Der falſche Prophet, der ſchon anderthalb Jahrhunderte vorher die romaniſche Abneigung gegen griechiſches Weſen in leidenſchaftlichen Declamationen ausgegoſſen hatte, war Julius Cäſar Scaliger, deſſen Poetik bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein ein Grundbuch war. Sein Sündenregiſter Homers iſt in der Geſchichte menſchlicher Narrheit ein Pendant zu des Bologneſers Malvaſia Ausfällen auf Raphael, den er einen boccalaio urbinate nannte.*)

Perrault, der mit ſeiner Parallele der Alten und Neuen 1688 den 146
Streit eröffnete, hatte ſich ſeinen Vortheil wohl auserſehen. Nicht das Genie der Alten will er abmeſſen, geſchweige denn herabſetzen, auch nicht ihren Denkmälern, z. B. den Epopöen, will er moderne Pendants entgegenſtellen. Das, was verglichen werden ſoll, iſt die Technik, alſo das Unperſönliche und Allgemeine in der Kunſt, der amas de préceptes, der ſich fortwährend mehrt und verfeinert, während die Genies nur in ſeltenen goldenen Zeiten beiſammen ſtehen, und während die Meiſterwerke oft im Anfange liegen; — die Formentradition, die auch den Mittelmäßigen trägt und hebt, und die auch der Größte nur Schritt für Schritt vorwärts bringt. Man wollte alſo den ſchönen Künſten daſſelbe Geſetz des Fortſchritts aufdrängen, das in den exacten Wiſſenſchaften und in den mechaniſchen Künſten gilt; ſchon kurz vor Perrault hatte Fontenelle der Betrachtung dieſe echt franzöſiſche Wendung gegeben, indem er aus Gründen der Geſchichte einleuchtend machte, daß ein ebenſo großer Fortſchritt zu erwarten ſei von Theokrit zu Virgil, wie von Virgil zu uns, d. h. zu Fontenelle.

Perrault und Lamotte Houdard maßen die homeriſchen Gedichte an den Regeln der franzöſiſchen Poetik und an den romantiſch-franzöſiſchen Begriffen von Heroismus. Perrault brachte die alten Helden unter die Cavaliere von Verſailles, und dieſe fanden ſie ihren Bauern ähnlicher als ſich ſelbſt, ſie waren einſtimmig, daß der epiſche Pomp ſolchen Leuten nicht zukomme: à gens de village trompette de bois. Lamotte aber wollte die Iliade durch einen Doppelſchlag vernichten: er gab neben der Kritik noch eine zu zwölf Geſängen abgekürzte Überſetzung nach dem Lateiniſchen, wo er die griechiſche Einfalt in franzöſiſche Magerkeit übertrug und den ihm ärgerlichen Bilderſchmuck gründlich wegglättete. Er überging die ehrwürdige Statue mit ſeiner Raſpel, bis von einer lebensvollen Oberfläche voll offenbarer Schönheitsgeheimniſſe Nichts als eine elende Akademie übrig war.

Solchen Feinden gegenüber hätten die Griechen wünſchen müſſen, daß ſie der Himmel vor ihren Freunden behüten möge. Denn als Madame Dacier, die Tochter Tanaquil Fabers und die angeſtaunte alleinige In-

*) Scaliger ſagt im Hypercriticus von dem homeriſchen Motiv des Zeus in Olympia: Sane aut ludunt Phidiam, aut nos ludit Phidias. Fortasse vero etiam ridicula facies illa nobis esset, si extaret.

haberin griechischer Gelehrsamkeit in der Pariser Societät, den dem Homer hingeworfenen Handschuh, ein Weib, allein aufnahm und die Ehre Frankreichs, aus dessen Akademie alle diese Majestätsbeleidigungen hervorgegangen waren, gegen die himmelstürmenden Pygmäen retten wollte: schrieb sie ein weitschweifiges und grobes Buch über die Ursachen der Verderbniß des Geschmackes, worin sie unter anderem die Liebe für eine Quelle kleinlicher und unmännlicher Empfindungen erklärte. Man fand, daß sie den schöngeistigen Lamotte à la grecque behandle, und daß er ihr wie einer Französin und — als eine Französin antworte.

147 Noch weniger glücklich war der Ritter Temple, der als Champion der Alten in der Art der Prunkstücke des fünfzehnten Jahrhunderts einen schöngeschriebenen Essay verfaßte, worin er als Beispiele des Besten, weil Ältesten in seiner Art, die Fabeln des Äsop und die Briefe des Phalaris herausstrich. Sein Verdienst war, daß er zu dem Meisterwerke der Kritik, den Briefen Richard Bentleys, den Anlaß gab. Dieser erste Kenner seiner Zeit lehnte das Urtheil über die Frage mit einer feinen Wendung ab, aber sein Freund William Wotton stellte sich in seinen Reflexionen merkwürdiger Weise auf die Seite der Neueren, obwohl er Anstalten machte, methodisch und billig abzuwägen.

Voltaire fand den alten Proceß noch immer unerledigt. Er stellte in Bayles zweifelnder Weise das Für und Wider einander gegenüber; aber der Grundton der Urtheile des Geschichtsschreibers des Siecle ist unverkennbar. Er beklagte zwar, daß die „schönste Sprache der Welt" in Frankreich vernachlässigt werde; er hatte Sinn für das Menschlichwahre und noch mehr für das Malerische in Homer und für das Große in der schmucklosen Einfalt des Demosthenes. Aber er fand in dem Marmorpalast des Homer zu viele unbehauene Steine und stellte das zweite, vierte und sechste Buch der Äneïde über alle griechischen Dichter und das befreite Jerusalem der Ilias gleich. Cicero ist ihm vielleicht ebensoviel werth als alle griechischen Philosophen; Aristophanes ist ein farçeur, und Plato weiß er nur zu schätzen, weil er die unglückliche Tugend so achtungswürdig und die Verfolger so verhaßt gemacht habe.

Dies giebt uns einen Begriff von der Stimmung der schöngeistigen europäischen Welt gegenüber den Griechen, dies hatte Winckelmann im Auge, wenn er von der Zeit sprach, „wo ein großer Theil einer Nation mit Blindheit geschlagen, nichts als was neu war schätzte, und wo diese Blindheit ein allgemeines Übel war." Dies ist die doppelte Pedanterie, die Pedanterie der Schule und die neue Pedanterie der Mode, wie sie Huet nannte, die damals auf die griechischen Studien drückte.

Griechische Lieblingsschriftsteller

Was Winckelmann als Knaben ahnend zu den Griechen zog, nach allen Zwischenfällen stets wieder zu ihnen zurückführte und seine fragmentarischen Bemühungen so gesegnet machte, war also doch wohl eine Wahlverwandtschaft mit griechischem Wesen, eine Wahlverwandtschaft, die von da an öfter in Dichtern, Künstlern, Denkern vorkommt und die in diesem Falle durch Sympathie und Divination den Mangel an Hilfsmitteln und Methode wett machte.

Es war ein auserwählter Kreis griechischer Schriftsteller, mit denen er 148
besonders gern verkehrte, wo er das fand, was man damals den griechischen Geschmack nannte.

Er befolgte allerdings den Grundsatz, daß man alle Alten lesen müsse, um Einen zu verstehen; er las die Griechen aus litterarhistorischem und antiquarischem Interesse und später in noch begrenzterer Absicht; aber mit Homer und Herodot, Sophokles, Xenophon und Plato ging er um wie mit Freunden und Gefährten, wie wir Goethe und Shakespeare lesen; sie galten ihm mehr als solche, die „zahlen mit dem, was sie sind". Es ist ihre Art, in die Welt zu sehen und die Welt sehen zu lassen, und was hiervon der reinste Spiegel ist, Stil und Sprache. Und an dieser Stelle liegt denn auch die einzige Vorbereitung bis zur Mitte seines Lebenswegs für sein Lebenswerk, der Schlüssel des Räthsels, wie er nach so vielen verlorenen Jahren und nach so kurzer Anschauung ein Kunstlehrer werden konnte. „Winckelmann ward die Schönheit in den Schriften der Alten zuerst gewahr," sagt Goethe, der den Übergang von der redenden Kunst zu der bildenden für schwer und fast unmöglich hielt. Andere haben bemerkt, daß man sich beim Lesen der alten Rhetoren mehr im Atelier des Malers und Bildhauers, als im Cabinet des Schriftstellers zu befinden glaube. Diese Scheidung der Künste besteht für die stilistischen Gesetze und für die Technik. Aber es giebt eine Stelle in der Tiefe des Volksgenius, wo die Scheidung aufhört: die Grundzüge der Auffassung der Welt und der Gestaltung der Welt erscheinen in allen Sprachformen eines Culturganzen analog und verwandt.

Hier also treten wir in das Centrum von Winckelmanns Neigungen; hier finden wir sein wahres Selbst. In allem anderen sah man den Tribut, den er der Noth, der Zeit, dem Irrthum entrichtete: hier folgte er der Stimme des Genius. Dort sucht er mühsam seinen Weg durch Sümpfe und Gestrüppe: hier steigt der Pfad in die Höhe, er athmet eine leichte, reine Luft, das weite Land öffnet sich, ein Wellenschlag von Hügeln in klarem Farbenspiel wird sichtbar, in der Ferne das Meer und über Allem ein tiefblauer Himmel. Vor allem den Homer verfolgt man durchs ganze Leben hin als seinen Begleiter, von der Zeit an, wo er sich homerische Verse und Bilder auf (noch vorhandenen) Blättchen sammelte, wahrschein-

lich zum Memoriren auf Spaziergängen, und wo ihn der Rector in Berlin den Dichter mit seinen etwas altfränkischen Augengläsern lesen lehrte.
149 Seine Hexameter summen ihm in den Ohren, als er, gequält vom Lärm schmutziger Abeceschüler, „seine Gleichnisse betet" und in norddeutscher Nacht und Nebel die „Glut des ionischen Himmels" in den Farben des Dichters fühlt, der „mit der höchsten Grazie begabt war." Dreimal, so hörten wir, las er ihn in dem Winter vor seinem ersten Versuch, über griechische Kunst zu schreiben; und wie es zu geschehen pflegt, daß man für die, die man am innigsten kennt, bei jeder Rückkehr andere und bessere Augen mitbringt: so glaubte er ihn nun bis dahin nicht anders geschmeckt zu haben, als Leute, die ihn in einer prosaischen Übersetzung lesen.

Hier erschienen ihm zuerst die Götter, die Homer den Griechen gegeben hat; hier erfüllte er sich mit einem Schatz poetischer Geschichten, Gestalten und Züge, in denen er später die Inspirationen der griechischen Künstler erkannte, und die dann der Hebel wurden, womit er die antiken Reliefs von dem Spuk der römischen Geschichte säuberte, den die Italiener hineingebracht hatten. Und zuletzt, als er seinen Stuhl zu den Gelehrten dieser Nation setzen wollte, bequemte er sich auch, den Homer mit dem Späherauge für das zu durchsuchen, was er sonst wohl als antiquarische Quisquilien verspottete. Diese Quisquilien finden sich in zahlreichen Citaten seiner Monumenti, wo man sehen kann, wie Hunderte von Stellen über Kostüm u. dergl. der Heroenzeit nach Combinationen mit Bildwerken hinstreben. Aber das Beste von der Wirkung eines solchen Dichters wird nicht in Citaten ausgemünzt.

Dies Beste, was Winkelmann aus dem Homer herauslas, lag auch nicht ganz in dem, was ein gelehrter Dryasdust einen „Anfang homerischer Ästhetik" genannt hat. Denn Winckelmann spricht doch nur von dem Kleinen in den Äußerungen des bildnerischen Geistes im Homer: von der figürlichen Malerei seiner poetischen Bilder und Vergleiche, von der musikalischen Malerei seiner Silben und Rhythmen.

„Im Homer ist Alles gemalt und zur Malerei erdichtet und geschaffen. Zwei Verse machen den Druck, die Geschwindigkeit, die verminderte Kraft im Eindringen, die Langsamkeit im Durchfahren und den gehemmten Fortgang des Pfeils, den Pandarus auf Menelaus abschoß, sinnlicher durch den Klang, als durch die Worte selbst. Man glaubt, den Pfeil wahrhaftig abgedrückt, durch die Luft fahren und in den Schild des Menelaus eindringen zu sehen.*)

*) Iliad. IV, 135:

διὰ μὲν ἄρ ζωστῆρος ἐλήλατο δαιδαλέοιο,
καὶ διὰ θώρηκος πολυδαιδάλου ἠρήρειστο
μίτρης θ', ἣν ἐφόρει ἔρυμα χροὸς, ἔρκος ἀκόντων,
ἣ οἱ πλεῖστον ἔρυτο· διαπρὸ δὲ εἴσατο καὶ τῆς.

Vgl. Rollin, manière d'étudier I, S. 425 (in W's. Collectaneen).

Die Mittel dieser Malerei waren die „Wahl und Zusammensetzung der Buch- 150
staben, welche der Sprache sanften Fluß gab, den Klang der Worte mannig-
faltig machte und zu gleicher Zeit die unnachahmliche Zusammensetzung der-
selben erleichterte. Wegen des Überflusses der Vocale konnte die griechische
Sprache, besonders in dem sanften und musikalischen Dialekt Joniens, durch
den Klang und die Folge der Worte aufeinander die Gestalt oder das Wesen
der Sache selbst ausdrücken."

Die Malerei Homers kam ihm so bezaubernd vor, daß er oft äußerte, die Kunst möchte das Unmögliche versuchen und ihm Bilder von Bewegungen, die nur für die Phantasie bestimmt sind, vor das sinnliche Auge schaffen. „Es wäre zu wünschen, daß alle homerischen Bilder sinnlich und figürlich zu machen wären; welches Verlangen mir erwächst, wenn ich dessen Merkur heimlich schleichen sehe, wie den Westwind in den heißesten Tagen, der wie ein Nebel zieht, und wenn ich mir Iris oder Juno und Pallas mit Taubenfüßen gehend vorstelle, und wenn Apollo geschwind wie der Gedanke schreitet. Was für ein großes Bild giebt Thetis, die gleich dem Nebel sich aus dem Meer erhebt!"

Am wenigsten dürfte uns Winckelmann gefallen, wenn er, unter dem Einfluß des allegorischen Gespenstes, in die lehrhaft-moralischen Interpretationen seines Rectors Damm und des Vinc. Gravina verfällt. Freilich stand dann die Fülle der sinnlichen Körperlichkeit zu einem solchen doctrinären Kern in wunderlichem Gegensatz. „Homer war ihr höchster Lehrer, und seine Ilias sollte ein Lehrbuch für Könige und Regenten, seine Odyssee eben dasselbe im häuslichen Leben sein; der Zorn des Achill und die Abenteuer des Odysseus sind nur das Gewebe zur Einkleidung. Er verwandelte in sinnliche Bilder die Betrachtungen über menschliche Leidenschaften und gab dadurch seinen Begriffen gleichsam einen Körper, welchen er durch reizende Bilder belebte." —

Es ist ein Beweis, wie früh bei den Hellenen der Sinn für Maß und Form entwickelt war, daß der älteste und gemeinsame Dichter dieser bildnerischen Nation so haushälterisch ist im Gebrauch der bildlichen Mittel der Rede. „Bei den Morgenländern," sagt Winckelmann, „sind die figürlichen Ausdrücke so warm und feurig, als das Klima, welches sie bewohnen, und der Flug ihrer Gedanken übersteigt vielmals die Grenzen der Möglichkeit. Wogegen die Dichter jenseits der Gebirge durch Bilder reden, aber wenig Bilder geben: die Miltonschen Beschreibungen sind, die einzige Liebe im Paradiese ausgenommen, wie schön gemalte Gorgonen, die sich ähnlich und gleich fürchterlich sind. Sie sind dem Gehör groß, aber klein dem Verstand." Die glühende Phantasie, die zwischen den entlegensten Ideenverbindungen hin und her taumelt, führte die Morgenländer eben so weit ab von der schönen Mitte, wie die Nordländer ihre tiefsinnige Schwermuth, die die Gestalten 151
ins Nebelhafte und Ungeheuere zerrinnen läßt.

Man sieht, wie Winckelmann in dem, was er von homerischer Poesie seiner Reflexion zugänglich gemacht hatte, ganz auf den Pfaden der Bodmer und Breitinger ging; aber damals hatte ja selbst Klopstock, wie Hamann sagte, den Homer nur im Kleinen, im Detail nachzuahmen verstanden, und Voltaire wollte nur den beneidenswerth finden, der im Detail male wie Homer. Jene Zeit, die noch unter den Wirkungen der großen Vergangenheit der Malerei stand, konnte sich auch das Poetische nur von dem Grenzgebiet der Malerei aus aufschließen. Ihr war der Genius des Homer besonders da faßbar, wo er, mitten im Lauf des epischen Stromes, mit einem Worte ein dauerndes Bild in die eilende Phantasie eingräbt; da wo er jene Vergleiche ausführt, die, wie Medaillons am Rand großer Fresken, aus der Einförmigkeit seiner Schlachtenbilder einen Blick öffnen in die Welt der Jagd und des Waldes, in die Wogen und Stürme des Oceans.

Die bildnerische Gabe zeigt sich aber bei Homer im Größten wie im Kleinsten: sie liegt auch in der plastischen Gestaltungskraft. Durch dieselbe Gabe, die Winckelmann im kleinen in den nachahmenden Klängen seiner Verse bewunderte, wurde er auch der Urheber der menschlichen und faßlichen, begrenzten und gestaltenbestimmten Fassade der griechischen Religion, die sich vor die dunkleren und formloseren Labyrinthe des alten arischen Naturglaubens und der landschaftlichen Sage aufgebaut hat. Dies ist jener Götterverein, in dem die Nebel der Mythen sich zu festen, wenn auch übermenschlichen Gestalten zusammenballen, obwohl sie noch immer in wolkiger Höhe und mit vagen, visionären Tinten am Himmel ragen. Dies sind die Gruppen der Heroen, die mit ihren so fest gezeichneten, ja zum Theil schon gemischten Zügen, doch ganz die plastische Mitte halten zwischen typischer Allgemeinheit und Überfluß des Individuellen und für die Plastik prädestinirt scheinen, gleich als hätte der Genius dieser Kunst, als er seinen Gedanken noch kein ehernes und marmornes Dasein geben konnte, über den Dichtern geschwebt.

152 Bei zwei künstlerisch hochstehenden Völkern erscheint der größte dichterische Genius am Eingang ihrer Geschichte, wie ein Sonnenaufgang, der über alle Herrlichkeit des Tages war. In der Ilias und in der göttlichen Komödie liegt eine Welt von plastischen und malerischen Motiven beschlossen: Aufforderungen, Vorstudien, Weissagungen für die bildenden Künste.

Es ist gewiß nicht ohne Zusammenhang, daß Winckelmann zu derselben Zeit, wo er den Herodot auslegt, „wie von einem Genius inspirirt", mit dem Gedanken umgeht, nach Ägypten zu reisen und unter den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren.

Man denke sich einen Jüngling voll unruhigen, aus dürftiger Umgebung in die Ferne strebenden Sinnes, der in Reisewerken und Geschichten den

Ersatz sucht für eine direktere Kunde von Welt und Menschen, dem es von Kindesbeinen an bis an die Grenze des Alters das würdigste Ziel der Wißbegierde schien, Länder, Völker und Denkmäler mit eigenen Füßen aufzusuchen, und dem die Vielgereisten die liebsten unter allen Menschen waren: wie muß auf ihn der wander- und schauluſtige Jonier gewirkt haben, mit seinen Gemälden voll der deutlichſten Erinnerung, und ebenso lebhafter Freude an diesem Reichtum seiner Erlebnisse; der mit einem griechischen Auge und mit ionischer Offenheit des Sinnes für die Breite der Welt den alten Osten gesehen und den Charakter seiner Völker gezeichnet hatte; dieser mannigfaltigste aller Geschichtschreiber, der für jede Ansichtsweise der Welt einen Sinn und für jeden Bestandtheil des Völkerlebens ein Interesse hatte, und von dem man gesagt hat, daß man mit ihm reise und mit seinen Völkern lebe! Mit einem natürlichen Gefühl für das Echte und Authentische sah Winckelmann da, wo so Viele von Alters her den leichtgläubigen Fabler gesehen, den wahrhaftigen Geschichtschreiber; er konnte in jener phantastischen Welt des Orients und seines Völkergewimmels und in dem Wunderland Ägypten mit seinen Memnonssäulen und Labyrinthen Wirklichkeit ahnen, ja er hoffte, diese Wirklichkeit noch selbst wiederzufinden, zu einer Zeit, wo diese Wunderwelt für uns nur erst in Herodots Blättern vorhanden war, die nun als Zeuge für den Vater der Geschichte sich aufgethan hat.

Winckelmann preist Herodot mit Longin als den „Zögling der Grazien" und als den „Homer der Geschichtschreiber"; in der That hat Herodot noch die farbenreiche Sprache, die symmetrisch musikalische Periode und die dramatische Belebtheit der Epopöe; sein großartiger Plan verschwindet oft hinter den Episoden, in denen er den bunten Teppich seiner Geschichte ausbreitet, wie sein heimathliches Meer voll abgeschiedener Buchten ist; auch liebt er es, noch dem Dämmerlicht der Orakel zu folgen.

Die Vertiefung in Herodot im „Frühling seiner Jahre", — denn He- 153
rodot scheint der erste Grieche gewesen zu sein, mit dem er ganz vertraut wurde — trug, wie alle solche frühen Eindrücke, dauernde Früchte. Herodot gab Winckelmann die Weihe des Geschichterzählers, des Schilderers selbstgeschauter Dinge. Herodot, der in seiner anmuthigen ionischen Persönlichkeit die einfach alterthümliche Kunst der Epopöe mit der vollen Theilnahme an attischer Verstandesbildung verknüpfte, ist ein unvergleichliches Muster für alle die, denen es die Natur verliehen hat, in späteren Zeiten und in Werken schwerer Verstandesarbeit, Etwas von der Einfalt und Naivetät, der Jugendfrische und Anmuth der älteren Welt zu bewahren.

Selbst das kritische Salz des Herodot ist nur eine Würze seiner Naivetät; denn die Kritik veranlaßt ihn fortwährend, mit seiner Person hervorzutreten, zu sagen, was er selbst sah, und was ihm erzählt wurde, sein bescheidenes Urtheil einzumischen oder zurückzuhalten, an seine kosmopolitische Vorurtheils-

losigkeit zu erinnern und uns so zu sagen eigenhändig seine gesammelten Schätze vorzulegen. Und doch bleibt er stets das treue Echo der Dinge, dessen schlichte Gegenständlichkeit selbst bei Thermopylä in keine Versuchung zum Pathos kommt und nur die Inschriften reden läßt.

Gerade so persönlich und gegenständlich zugleich erscheint uns oftmals Winckelmann, wenn er von dem redet, — „was ich gesehen habe und kenne"; gerade so voll Stolz und Freude, die Dinge, die Niemand als er so geschaut hat, an seine Person knüpfend; und doch blos der getreue Cicerone des Geschauten zu sein sich bescheidend.

Sophokles, der auch zu denen gehört, die man im Alterthum homerisch nannte, scheint in seiner Gunst auf Herodot gefolgt zu sein: er war in der Zeit seines Schul- und Herrendienstes der Gast seiner nächtlichen Mußestunden. In Seehausen kommt er ihm kaum aus den Händen; „in Sachsen las ich Tags die sächsischen Chroniken und das Leben der Heiligen, und des Nachts den Sophokles und seine Gesellen." Wenn er Tags über mit Elementarschülern oder Chroniken die gröberen Geisteskräfte erschöpft hat, dann geht ihm in den feierlichen Stunden der Einkehr auf das „Siebengestirn des himmlischen Sophokles".

Man darf wohl annehmen, daß er dann nicht blos in den Scholien nach Konjekturen spähte, daß er in solchen nächtlichen Momenten der Weichheit und Versöhnung an des Atheners hehren und rührenden Gestalten die Zauber der tragischen Sympathie kennen lernte; daß dann sein Geist über dem Elend der Gegenwart schwebte und zum ersten Male das Mysterium des Schönen ahnte.

Winckelmann charakterisirt die Kunst des Sophokles, indem er sie mit
154 der seines Vorgängers vergleicht. „Die Tragödie erhob sich in Äschylus in mächtigen Worten und starken Ausdrücken von großem Gewicht, wodurch der Dichter seinen Personen Erhabenheit und die Wahrscheinlichkeit ihrer Fülle gab. Aber er ist durch hohe Gedanken und prächtigen Ausdruck mehr erstaunlich als rührend; und im Entwurf seiner Fabel, die mehr Wirkliches als Mögliches hat, weniger ein Dichter als ein Erzähler." Dies sei der Stil der jugendlichen Kunst. Denn der Jugend gefällt nur das Hochtrabende, das Erstaunende. „Der Agamemnon des Äschylus ist zum Theil durch Hyperbeln viel dunkler geworden, als alles was Heraklit geschrieben."

„Sophokles dagegen, fährt er fort, rührt das Herz durch innige Empfindungen, die nicht durch Worte, sondern durch empfindliche Bilder bis zur Seele dringen; und durch die höchste Möglichkeit, welche er gesucht hat, durch die wunderbare Entwicklung und Auflösung seiner Fabeln, erfüllt er uns mit beständiger Erwartung und führt uns über unsern Wunsch hinaus."

Mancherlei ist hier in etwas vergilbten Ausdrücken von der Poesie des

Sophokles ausgesagt. In erster Linie steht die Verwaltung des tragischen Mitleids: er verdrängte die Erschütterung für die Äschylus seine hochmetaphorische Sprache und sein Schreckensgepränge von Worten geschaffen hatte, durch eine sanftere, stetige und steigende Sympathie, an der er seine ganze Kunst der Anlage und der Sprache entfaltet, ohne daß er uns diese Kunst bemerken läßt.

Mit eigentlichen Bildern ist Sophokles freilich sehr sparsam; doch hat er einige mit Erfolg als Hebel des Mitleids gebraucht. So wenn Elektra vor der Schwelle des Vaterhauses den Vorbeigehenden ihr Elend klagt, wie die Nachtigall, die ihre Jungen verloren hat; oder wenn sie den Bruder beweint, der wie die Meereswoge vorübergerauscht ist und Alles mit hingerafft hat; oder wenn Ödipus sich mit den Meeresfelsen vergleicht, der zur Winterszeit von den Wellen und allen vier Winden gepeitscht wird; endlich in dem wiederholten Bilde von der in ihrem Felsengrab ewig in Thränen zerfließenden Niobe.

Aber vielleicht dachte Winckelmann nicht an Redefiguren, sondern an jenen Gipfelpunkt des tragischen Pathos, wo der eilende Lauf der dramatischen Handlung in einem plastischen Bilde anhält, das der leidende Held, sich selbst ein Gegenstand des Mitleids, schaut und ausmalt; — wie wenn uns Elektra gezeigt wird mit der Aschenurne des Orest in den Armen, diesem Nichts von dem Strahlenden, den sie einst fortließ; oder wenn Philoktet sich wieder in der Scenerie der Einsamkeit erblickt, nur Felsen und Thieren und Buchten seine Klagen erzählend; oder wenn wir die jungfräuliche Antigone auf dem Wege zum Hades sehen, und der sterbende Ödipus zum Führer seiner Töchter wird.

Das Zweite ist, an der Stelle der epischen Fabel der äschyleischen Trilogie, die kunstvolle Technik seiner strenggeschlossenen Dramen, mit ihren 155
Verschlingungen und Verzögerungen, ihren Kontrasten und Konflikten, ihrer wohlberechneten Spannung und der endlichen Überraschung durch das Gegentheil unserer Erwartungen, — der sogenannten Ironie des Sophokles. Sophokles wußte durch seine Kunst durchsichtiger Motivirung die körperliche Handlung der Sage in eine Kette seelischer Vorgänge zu verwandeln; er hat im Philoktet das feinste Seelengemälde in den Rahmen des einfachsten Sagenmotivs eingeschlossen.

Das Dritte ist die poetische Würde seiner Gestalten, die „heroische Majestät" sagt Winckelmann; jene typische Idealität, die Sophokles sich selbst zuschrieb im Gegensatz zu der gemeinen Wirklichkeit des Euripides, — ein Urtheil, das auch Aristoteles zu billigen scheint.

In dem Vergleich mit Äschylus erkennt man den ausgesprochenen Freund des schönen Stils. Wenn Winckelmann den Prometheus des Äschylus mit dem Ödipus des Sophokles zusammenhielt, so erschien ihm der Übergang

von dem einen zum anderen (wovon Sophokles in der vielgedeuteten und vielgeänderten Stelle bei Plutarch spricht) wie ein Riesenschritt: wahrscheinlich verband er das Auftreten seines ausgebildeten Stils schon mit dem Sieg des achtundzwanzigjährigen Dichters über den Meister, wenn er sagt: Nicht stufenweis, sondern durch einen unbegreiflichen Flug hat Sophokles das höchste Ziel menschlicher Kräfte erreicht: — con passi da gigante sorse sin dove l' ingegno umano e l' immaginazione può giugnere con la tragica poesia. Uns scheinen die passi da gigante und der unbegreifliche Flug mehr zu dem Werke des Äschylus zu passen, der im Schöpfungssturm eroberte und mit den Spuren dieses mächtigen Geistesschwungs bezeichnete, was die feine Kunst und das schöne Naturell des Sophokles zur Harmonie der Schönheit zurückführte; wie Raphael mit den Fresken des Michelangelo gethan haben sollte. Aber um so bezeichnender ist dieses Urtheil für eine Sinnesweise, die in der Kunst nur Rechte der Schönheit anerkennt und der Ansicht ist, daß in der Welt der Schönheit die Stille größer und schwerer ist, als der Sturm. Wenn die Tragödie des Äschylus in Conceptionen übermenschlicher Wesen, in Erschütterungen erdbebenartiger Leidenschaft, in Leiden wo das Schicksal die Spannkraft eines titanischen Willens versuchen zu wollen scheint, in Gleichnissen, die an der Grenze der Fähigkeit der Sprache und der Phantasie stehen, wenn uns also die erhabene Tragödie über uns selbst und das Menschliche hinausreißt: so lehrt uns die mildere Kunst des Sophokles, daß vielmehr in der Hineinführung in die Tiefen des Menschlichen der Zugang zum Allerheiligsten der Kunst liegt, daß wir recht menschlichwerden müssen, um göttlich zu werden.

Sophokles hat unter allen Griechen am meisten das vollkommene Gesetz
156 der Schönheit erfüllt: der Bau seiner Werke, die Gestalten und die Gespräche seiner Menschen zeigen überall die großen, einfachen und sanft verschmolzenen Linien, die in der Plastik und in der Poesie das Geheimniß hellenischer Schönheit sind.

Seitdem wurde Sophokles für Viele der bevorzugte Vermittler dieser Schönheit. Die Dichter, die halb mit sympathetischer Intuition, halb mit neidischer Bewunderung den Gesetzen der alten Poesie nachspähten: sie sahen auf den sophokleischen Kothurn. Und die Weltweisen meinten in ihrer dunklen und mühsam verketteten Metaphysik der Poesie nur die klare und durchsichtige Kunst des sophokleischen Dramas zu zergliedern.

Denn alle die Merkmale hellenischer Schönheit: die Menschlichkeit, die allen Zeiten und Völkern gleich nahe und wahr ist; der Marmoradel und die plastische Gruppirung der Gestalten; das adlergleiche Schweben der Kunst und der Sprache über dem Sturm der Leidenschaft und über den Greueln des Stoffes; die beneidenswerthe Harmonie von Großheit und Lieblichkeit, von Klarheit und Wärme, von Einfalt und Verstand, von Wahr-

heit und Adel, von Anmuth und Präcision, von Regel und Leben, „das Innere dieser Welt und ihre Fläche"; endlich die, wie die entrückte Asträa, uns Neueren versagte kanonische Vollendung der Form: bei dem Allen stand uns das Drama des Sophokles vor Augen, ein Bild ruhig in sich vollendeter Menschheit, wie seine Statue im Lateran.

Und dies Alles trifft dann zusammen in dem Eindruck der Vollkommenheit, den auch Winckelmann zuletzt ausspricht in den Worten, „daß er die Grenzen des menschlichen Geistes in der tragischen Poesie erreicht habe"; wie der Dichter sagt, daß es ihm gelungen sei,

den Punkt zu schaun, wo Mensch und Gott sich scheidet.

Indes keine Vorzüge werden doch so richtig geschätzt und so lebhaft empfunden, als die in den Bereich des eigenen Talents fallen. Und so fand auch Winckelmann sein Ideal schriftstellerischer Kunst in den attischen Prosaikern.

Herodots halbpoetischer Satzbau schien ihm unvollkommen im Vergleich mit der reiferen Einfalt seiner Attiker. Er erinnert an das Urtheil des Aristoteles, „daß Herodots Redeweise die alten Formen des Ausdruckes beibehalten habe, in welchen die Redensarten von einander getrennt sind und keine Verbindung haben, daher auch den Perioden die gewünschte Rundung mangele"; und er vergleicht seinen Stil mit dem ältesten Stil der griechischen Kunst und der Florentiner vor Raphael, „dem die Rundung gefehlt habe, wodurch Licht und Schatten entsteht."

Winckelmann liebte die Einfalt über Alles; aber er meinte nicht die 157
natürliche und trockene Einfalt, die der Kunst vorhergeht, sondern die Einfalt, die zwar angeborener Charakter, aber zugleich einstudirte Rolle ist, wenn es auch nur die eigene Rolle ist; — die Einfalt des Stils, die alle Künste sophistischer Technik kennt, aber mit derjenigen Enthaltsamkeit übt, die atheniſcher Geschmack und sokratischer Geist der Wahrheit und Sittlichkeit lehrt. Diese fand er in Xenophon und Plato, in deren Stil die volle Reife der Prosa ist, gezeitigt durch die methodische Disciplin des Denkens und belebt durch die Anmuth attischer Conversation.

„Die Zeit des Praxiteles ist die Zeit der feinsten Scribenten und der größten Redner, des Xenophon, des Plato, die damals in ihren besten Jahren waren. Das vorzüglichste Merkmal der Meisterwerke der Kunst, die edle Einfalt und stille Größe, ist auch das Kennzeichen der griechischen Schriften aus der besten Zeit, der Schriften aus der sokratischen Schule." Unter ihnen hatte Winckelmann eine besondere Schwachheit für Xenophon. Nur einen Versuch litterarischer Charakteristik giebt es von ihm, einen Versuch über Xenophon als Geschichtschreiber. Es ist aber weniger eine Charakteristik, als ein Ausdruck seiner Bezauberung durch die historische Manier der „attischen Biene."

In Xenophons Schriften findet er „die Grazie, die Thucydides nicht suchte." Es ist das sanfte und stille Wesen, im Gegensatz zu dem Feuer der Erzählung, es ist die erleuchtete und reine Kürze. Die schöne Natur mit allen ihren Reizen herrscht durch und durch in seinen Schriften. Diese will nicht entblößt, aber auch nicht mit Schmuck überladen sein; sie ist schwerer zu erreichen, als die Kunst. Er vergleicht den Eingang des Rückzuges der Zehntausend mit dem Eingang des Herodot und findet dort die unschuldige Jugend und hier das männliche Alter. Die von Alten und Neuen oft gepriesene „honigsüße Einfalt dieser Sprache, welche die Anmuth selbst ist," erschien ihm am einnehmendsten in diesem Buche, wo hinter der kindlichen Bescheidenheit des Erzählers der Muth, die Geistesgegenwart und das Genie des Feldherren sich verbirgt, der Alles besitzt was den Mann macht.

Bei Winckelmann war die Nachricht von der „sanften und sittigen Schönheit" des Jünglings Xenophon von Bedeutung. Er glaubte, „daß wir insgemein denken, wie wir gemacht sind;" und war geneigt, von schönen Menschen das Beste in Geschmack und Sitten zu vermuthen. Die herrliche Gestalt, die Sokrates einst zu dem Vorsatz brachte, den Geist des Jünglings durch Bildung seinem Körper ebenbürtig zu machen, hatte sich Winckelmann zu einem Bilde belebt, das einen Glanz auf den Erzähler warf.

In diesem Falle werden indes Wenigere seinem Enthusiasmus folgen können, da wir eine historische Persönlichkeit an anderen, als geselligen und stilistischen Maßen zu messen pflegen. Die „kindliche Einfalt" kommt uns oft vor wie kindischer Aberglaube; die Philosophie des Sokrates ernüchtert sich unter seinen Händen zum hausbackenen Utilitarismus, und das Vorurtheil dieser Schule für spartanisches Wesen scheint uns wenig patriotisch. Auch in dem Lobe des Stils muß man es dem Überdruß an gallischem bel esprit nachsehen, wenn neben der ungekünstelten Schlichtheit die nüchterne Geringschätzung der Kunst und die freilich durch lange Entfernung von Athen entschuldigte Vernachlässigung der Form übersehen wird.

Desto mehr Verehrer fand dieser „Philosoph und Gentleman" in dem Jahrhundert der Popularphilosophie; ganz ähnliches Lob vernimmt man von Shaftesbury an, der in ihm den natürlichen und einfältigen Geist des Alterthums fand, bei Klopstock, der ihn fast auswendig wußte, bis auf Herder, nach dessen Ansicht unser historischer Stil von Xenophon seine Bildung empfangen sollte, und der ihn und Plato die ersten und einzigen Prosaiker unter allen Nationen nannte. Auch Johannes von Müller hielt ihn für ein großes, in seiner Art unerreichtes Muster.

Den Plato nennt Winckelmann seinen alten Freund, als er ihn im ersten Jahre zu Rom wieder in die Hand nimmt. Bei Plato fand er den philosophischen Ausdruck für den idealen Zug in der griechischen Kunst; er versuchte sogar, platonische Gespräche über solche Dinge zu schreiben; hier

lernte er den Ton des philosophischen Enthusiasmus, der keinem Lehrer des Schönen an seinem Orte fehlen sollte: die hinreißendsten Episoden seiner Schriften sind im Stile Platos. Um würdig über die Kunst der Alten zu schreiben, mußte er einmal gläubig zu Platos Füßen gesessen und die Gegenwart des Göttlichen in der Sinnenwelt geahnt haben. Er ist allezeit das Orakel der Liebhaber, Dichter und Künstler gewesen. Er hat zuerst über die Schönheit philosophisch-weihevoll gesprochen. Man hat ihn den Homer der Philosophen genannt; dies kann in mancherlei Sinn genommen werden, auch 150
in dem Sinne der Harmonie des geistigen Universums, die für Platos Geist Gesetz war.

Platos Genius scheint, ihm selbst zum Trotz, die schon auseinanderfallenden Elemente des hellenischen Lebens noch einmal, ein Orpheus der Geisterwelt, zum Bunde überreden zu wollen. Obwohl er mit seinem Eintritt ins philosophische Leben auf Poesie und Politik entschlossen verzichtet hat, ja die herrlichsten Agalmen griechischer Dichtung bilderstürmerisch zerbricht, obwohl er seinen Verstand unter den körperlosen Schemen der Dialektik eingewöhnen will, in seinen überhimmlischen Ahnungen sich versteigt

sopra la sfera che più largo gira,

und die Geheimnisse des Jenseits bis auf den Grund des Tartarus verfolgt: dennoch weigert sich der Geist des Nachgeborenen des perikleischen Zeitalters, den „sterblichen Tand der Gestalten und Farben" ganz zu verlassen. Begriff und Mythus, Raisonnement und Poesie, die Welt der Gedanken und die Bilder des Lebens, der moralisch-philosophische Ernst und Tiefsinn und der leichte Ton der feinen Gesellschaft, der dialektische Proceß und die Acte des Dramas, geben uns in seinen wundersamen Werken ein Schauspiel beständigen Sichfliehens und -befreundens. Die abgezogensten Gebilde des Verstandes gewinnen wieder Körper; aus dem Spiel seiner Phantasie mit den Harmonien und Parallelismen des physischen, sittlichen und staatlichen Kosmos tönt uns noch in vollen Schlußaccorden die innere Sphärenharmonie des hellenischen Geistes entgegen.

Dies sind die Schriftsteller, die sich für Winckelmann zu einem engeren Kreise von Vertretern des alterthümlichen Geistes vereinigten: die attischen und ionischen Charitinnen sind es allein, denen er opferte. Ihm sagte viel mehr die bewegliche und sinnliche Geistesart der Jonier zu, die in der Breite des Weltwesens (nach Goethes Worten) die Breite der Gottheit lesen wollen, als die ernste und hohe Denkweise der Dorier und der ihnen Verwandten, die die Erscheinung für das Formlose halten, dem die Einheit und Ordnung durch die ewigen und unwandelbaren Maße der Sphären, des Staates und der Sitte aufgedrückt werden soll. Aber selbst unter den

Priestern der attischen und ionischen Musen blieben ihm einige, wie Äschylus fremd und fern.

160 Wie ja auch sonst die Auserlesenen, die damals den Weg zum hellenischen Parnaß fanden, sich am meisten von den Äußerungen griechischen Geistes angezogen fühlten, die dem Allgemein-Menschlichen am nächsten standen: gerade diese haben wir auch in unserer Gruppe beisammen. In diesem Sinne sagte Schiller, der Begriff antiker Poesie sei, „was zu allen Zeiten auf die einfache Natur gleichmäßig wirke." Der Stil, den man griechisch nannte, war der schöne Stil. Er ruht auf dem Gleichgewichte des Innern, dem alles Maßlose und Gewaltsame, alles einseitige Walten einer Geisteskraft auf Kosten der andern widerstrebt. Für griechisch galt, weder den Inhalt ohne die Form, noch die Form ohne den Inhalt ertragen zu können. Das Eine sei die Art der nordischen Völker, das Andere das Gebrechen der neueren Italiener.

Bisher ist noch kein Komiker oder Satiriker genannt worden, und doch haben sich ihm die vielgestaltigen Masken des dionysischen Schwarms nicht erst in Roms marmorner Trümmerwelt offenbart.

Man liest, wie sich Winckelmann schon auf der Universität bei Landpartien mit dem Aristophanes in eine Ecke setzt; wir hören von seinen Studien in Commentatoren und Scholiasten und sogar von einem eigenen Versuch der Art. So ist er auch auf lateinischem Gebiete am fleißigsten und belesensten in Satirikern und Epigrammatisten, im Petron und Martial, im Persius und Juvenal; ein holländischer Plautus und Horaz sind es neben Sophokles, die er bei dem Verkauf aller seiner Bücher zurückbehalten will.

161 Es scheint, daß diese Vorliebe nicht ohne Zusammenhang war mit der Vorliebe für das Detail der Biographien, mit dem Hang zu den Curiositäten der Ana und zu der Lästerchronik des gelehrten „Commerce," der ihn zum Dictionnaire des Bayle hinzog. Bayle vertheidigte sich gegen seine Ankläger über diesen Punkt, indem er sich mit Molière verglich, dem auch von Boileau vorgeworfen wurde, daß er zuviel Volksfreund sei und seine Figuren Grimassen schneiden lasse und zum Bouffon herabsinke. Dieser Geschmack am Starkindividuellen und Überconcreten bis zum Grotesken, dies Behagen an den erzoriginellen Launen der Wortbildung und der Phantasie scheint es gewesen zu sein, was ihn zu der reich besetzten Tafel der alten Komiker lockte; etwas von einem faunischen Zug, von einem Hang zur „Losgebundenheit bis zum Cynismus" (Goethe) scheint auch nicht gefehlt zu haben.

Bemerkenswerth aber ist, daß hier die Analogie mit seinem Geschmack in der Kunst ganz aufhört. In der Kunst hat nach Winckelmann das individuelle Detail und die komische Verzerrung wenig oder gar kein Recht;

selbst den leisen Anklang an das Faunische in den Gesichtsbildungen und Mienen des anmuthigsten unter den neueren Malern betrachtete er mit Abneigung; er verspottete die Liebhaber, die Caricaturen herausgaben, und die Bildhauer, die darin Studien machten; danach wäre Scherz und Witz nicht eben seine Sache gewesen.

Wohl aber scheinen solche Dichtungen auch später für ihn eine Art Erholung gewesen zu sein zur Herstellung des inneren Gleichgewichts. Da er in der Kunst das Ideale, Spirituelle, Allgemeine, Einförmige alleingelten lassen wollte, so scheint es, als habe seine urkräftige Natur irgendwo humoristisch überschäumen wollen.

In allen Antikensälen stehen neben Gestalten, in denen das Menschliche durch Großheit und Vereinfachung zum Übermenschlichen hinaufgerückt ist, phantastische Wesen, durch die wir an die sinnlich-thierische Basis unserer Natur mit scherzender Bosheit erinnert werden. Diese Wesen paßten nicht sehr in Winckelmanns Schönheitstheorie; aber wir gestehen, daß unser Auge unter so viel Göttern und Heroen gern auf ihnen ruht.

Der Graf Shaftesbury, der Vater des Philosophen, sagte, Jedermann trage einen Weisen und einen Narren in sich, und man müsse beiden zu ihrer Zeit ihre Freiheit lassen. Denn wenn der Weise und Ernsthafte stets am Steuer sitzen wolle, so werde der Narr so seltsam und unbequem werden, daß er dem Weisen das Concept verwirre und ihn zu vernünftigen Dingen unbrauchbar mache.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß für Winckelmann die Superiorität des Griechischen über das Römische in allen parallelen Fällen von Anfang an Axiom war; zu einer Zeit, als man sich mit solchen Urtheilen 162
noch gar nicht hervorgetraute. An der Analogie der homerischen Nausikaa und der virgilischen Dido wird in seiner ersten Abhandlung bezeichnend der Vorzug griechischer Kunst vor römischer veranschaulicht.

Sonst scheint ihm die Eleganz der Dichter des augusteischen Zeitalters weniger zugesagt zu haben, als die Kraft der alterthümlichen Lateiner; er wirft denen unerleuchteten Sinn vor, „welchen die alte Majestät des Catull und Lucrez im Vergleich mit dem Glanz des Virgil und mit der süßen Lieblichkeit des Ovid vernachlässigt und rauh klingt.“*)

*) Questi (*Demostene*) ci porta via con violenza, e quegli (*Cicerone*) ci attrae con diletto: l' uno non dà campo di pensare alla grand'arte da lui adoperata, e alle infinite bellezze del suo stile; e nell' altro queste vi si presentano da se medesime e si spandono con universal chiarezza sopra gli argomenti e la materia di che egli tratta. Tratt. prelim. Cap. IV. p. L f.

Antike Züge

Die Denkmale des Alterthums sind selten als Muster der Kunst und Dichtung studirt worden, ohne Wirkung aufs Leben. Keine Zeit würde das Alterthum begriffen haben, wenn es ihr nicht irgend einmal als die Vollendung menschlicher Bildung, als Humanität schlechthin gegolten hätte. Es ist bekannt, daß die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts eine neulateinische Nationaldichtung pflegten, während sie ihre Landessprache verlernten; dies war die Zeit, wo ein Cornelius de Witt sich auf der Folter Standhaftigkeit zusprach mit den horazischen Strophen, Justum et tenacem propositi virum; und wo Daniel Heinsius nach Italien und seinem Posilipp seufzte:

Di facerent, tractu nasci licuisset in illo;
Patria, da veniam, rustica terra tua est!

Auch bei uns wurden im vorigen Jahrhundert Versuche der Wiederherstellung antiker Lebenskunst gemacht.

Zwei Punkte unterschieden die neudeutsche Renaissance (wenn diese Bezeichnung erlaubt ist) von früheren verwandten Epochen. Sie ging weit hinaus über alle früheren in der Reproduktion alter Kunstformen und in der geschichtlichen Ansicht des Alterthums, zumal des hellenischen. Aber freier als alle stand sie dem Buchstaben der Antike gegenüber.

Klopstock, dieser Morgensegen unserer neueren Dichtung, brachte wirklich die Übersiedelung des homerischen Verses in eine moderne Sprache fertig, die bisher nur als Curiosität versucht worden war. Er eröffnete damit eine durch drei Dichtergenerationen sich fortwährend schärfende und verfeinernde Reihe von Versuchen, die antiken Versformen bei uns zu acclimatisiren. Aber wie frei war derselbe Klopstock vor der Nachahmung alterthümlicher Prachtstücke
163 und Zierathen; wie überlegen zeigt er sich hier z. B. den gelehrten Pedanterien eines Ronsard oder den Tölpeleien Bodmers und selbst der geschmackvollen Renaissance des großen Milton, dessen poetischer Bilderschmuck mehr aus dem Spiegel römischer Dichter, als aus der Natur genommen war.

Das Andere sind die antiken Lebensansichten. Sie müssen damals wie ein Luftkreis gewesen sein, in den Jedermann eintrat, je höher er stieg und stand. Denn selbst durch die Orgelharmonien der Messiade drangen sehr bestimmte Töne, „stark und gedankenvoll," die Klopstock sogar mit Winckelmann in einem gleichen Ideenkreis befindlich zeigen; wenigstens in den Stunden, wo er den sokratischen Becher mit Rosen kränzte.

Nennt er nicht die „Menschlichkeit" das höchste Lob der Erde? Stimmt es mit den symbolischen Büchern, einer Seele Ruhe und Siegeskronen zu verheißen, „weil sie so schön war?" Auch er kannte „des Ruhmes lockenden Silberton" und verstand, daß man die Unsterblichkeit (des Nachruhms) einen großen, des Schweißes der Edlen werthen Gedanken nannte; er feuert den

Jüngling an, „sich an seinem Kleinmuth durch unsterbliche Werke zu rächen.“ Giebt es etwas Antikeres, als von der Schönheit zu sagen, daß sie sei „voller Einfalt, wie die Natur, und frei, wie die heitere Luft;“ die Freiheit das Licht des Verstandes und den Flug des Gedankens zu nennen, und selbst über den Ruhm das Bewußtsein zu setzen, „in den Armen des Freundes ein Freund zu sein,“ ja dies einen der Ewigkeit würdigen Lebensgenuß zu nennen?

Diese und andere Regungen kündigten nun an, daß die deutsche Renaissance zwar etwas zahmer, bürgerlicher, aber auch reiner, philosophischer und vor allem historischer werden sollte, als das kecke, geniale, eitle, skeptische Heidenthum der Italiener mit seinem delikaten Formensinn und seiner blendenden Formvirtuosität. Unsere Griechenjünger verhielten sich zu jenen Welschen etwa wie sich die Helden und Schäfer der Gesner und Oeser, Tischbeins und der Angelica mit ihrem verdünnten Durchschnitt klassischer Formen und Falten zu den heiteren bankettirenden Göttern der Farnesina und zu den freien und frechen Nymphen des Giulio Romano verhalten.

Etwas aber von diesen größeren, freieren Linien der alten Italiener gewahrte man an Winckelmann, der deshalb seinen Landsleuten als eine besondere und angestaunte Erscheinung gegenüberstand und auch von Goethe in diesem Sinne ausgezeichnet wurde.

In Winckelmann schienen mancherlei Züge der Humanisten wieder aufgelebt zu sein. Er las die Schriftsteller mit der feinen Erregbarkeit der Südländer für das Musikalische und Malerische in der Sprache; er hatte das Auge eines Niccold Niccoli und Giannozzo Manetti für schöne Linien und Verschlingungen griechischer Schriftzüge: die Entdeckung eines griechischen 164
Exemplars für seine Bibliothek mochte er mit ähnlichen Gefühlen begleiten, wie einst Thomas da Serezano die Entdeckung eines Codex für die Welt. Er sammelte sich Vorräthe von Ausdrücken und Bildern, Sentenzen und Sprüchen, wie Erasmus, Budé und Michael Neander, und er lobt den Euripides, der die Dichtkunst mit Lehren und Sentenzen geschmückt habe, die aus der erhabensten Philosophie geschöpft seien. Im unendlichen Detail der Antiquitäten scheint ihm alles gleich werthvoll, wie Jemandem alles was seine Vorfahren betrifft, werth und wichtig ist. Dagegen von der ausgebildeten philologischen Technik der nachfolgenden Zeit ist wenig an ihm haften geblieben: spät und mit wenig Glück hat er versucht, in den inzwischen aufgeworfenen Problemen mitzusprechen. Auch die Richtung auf Verwerthung des Humanismus für den Zweck der Erziehung, das löbliche Erbtheil der deutschen Philologie von Melanchthon und Sturm bis auf Cellarius und Gesner und weiter, war Winckelmann fremd, der am liebsten für einen gewählten Kreis feinfühlender Seelen, für eine Platonische Akademie und für den Nachruhm geschrieben hätte.

Was die Unarten der Humanisten betrifft, so dürfte Winckelmann vor

einer strengen Inquisition an wenigen Punkten ihres Sündenregisters frei ausgehen. Wie früh zeigt er ganz ihren unsteten Wandersinn! Wie reist er von Ort zu Ort, um Gelehrte und Bibliotheken zu besuchen; wie rasch kann er mit Herumschweifen und Sammlung abwechseln; wie zeitig strebt er auf den alten, damals fast verlassenen Bahnen nach dem Süden!

Wie schnell erhob ihn der Erfolg zu unbedingtem Selbstgefühl; wo er dann deutschen Fürsten von Rom aus sein *εὔχομαι εἶναι* sendet, und seine Vorgänger fast nur nennt, um sie zu meistern und wo möglich zu vernichten, und jeden Versuch eines Zeitgenossen, in seinen Sachen mitzusprechen, wie einen persönlichen Angriff empfindet.

In der Religion besaß er ihre Gleichgiltigkeit gegen das Dogma: der Zweifel an der Unsterblichkeit war bekanntlich die Hauptketzerei jener Männer des Diesseits, lange vor Pomponazzo; und der tiefheidnische Spruch von der Allmacht des Willens findet sich auch bei Leon Battista Alberti.*) In vertraulichen Briefen überließ er sich freien Scherzen über kirchliche Gebräuche; aber er besaß auch die leichte Anpassungsfähigkeit an das bestehende Institut: er fand keinen Geschmack an Streit und Bekenntniß, an Propaganda und Märtyrerthum. Er hatte auch etwas von ihrer Leichtigkeit der Sitten und neben der Geringschätzung des Weibes, die den Humanisten vorgeworfen wurde, stand der bald platonisirende, bald sinnlich gefärbte Freundschaftscultus.

165 Mit welcher Naivetät spricht er zuweilen Gedanken des Alterthums nach; er scheint alles was dazwischen gekommen ist, vergessen zu haben. Er redet, ungefähr wie Enthyphron reden würde, wenn auch in einem Vergleiche, von der Blasphemie des Anaxagoras, der die Sonne für einen glühenden Stein erklärte, und meint, jeder Weise würde dem Pythagoras beitreten, der sie einen Gott nannte. Er spricht von den Mördern des Pisistratus ewigen Andenkens und scheint sich zu wünschen, in Zeiten geboren zu sein, wo man Tyrannenmördern Ehrensäulen setzte. Überhaupt ist seine Behandlung alterthümlicher Dinge Apologetik und Doxologie.

Wir hörten einmal, wie er die stoische Apathie verwünschte in einem Fall, wo er von ihr wohl hätte Gebrauch machen können. Aber auch als es für ihn wenig Freude auf der Welt gab, hat er nie aus der Noth eine Tugend gemacht. Und er bewahrte sich in diesen Jahren des Elendes die volle Genußfähigkeit, — er holte später das Versäumte nach, und dann wollte er sich von keiner sauertöpfischen Weisheit dreinsprechen lassen. Wie könnte man sich den Interpreten der heiteren Griechenkunst auch anders vorstellen?

Dabei liebte er Anspielungen auf die sittlichen Ideale stoischer Philo-

*) Vgl. J. Burckhardt, die Cultur der Renaissance. 4. Aufl. I. S. 154.

sophen. Er tröstet seine Freunde aus Epiktets Handbuch; und jene Maximen des philosophischen Sclaven, daß wir die uns in der Welt gegebene Rolle gut spielen sollen, daß wir Schaden und Nutzen lediglich von uns selbst und nicht von äußeren Dingen erwarten sollen; die irdischen Verluste als den Preis ansehen, um den Gemüthsruhe erkauft wird; alle Dinge des Lebens nur im Vorbeigehen gebrauchen: — diese Ideen stimmten in gewisser Weise mit seiner Liebe zur Freiheit, seiner Nothwendigkeit sich genügen zu lassen und mit einer Lebensklugheit, die sich die leichte Fußreise durchs Leben auch durch das Gepäck des Glückes nicht beschweren lassen will.

Dann aber waren diese Ideale bei ihm auch Geschmackssache. Je unsteter sein eigener Sinn war, der sich jedem Eindruck und oft bis zum Extrem überließ, um so mehr erschien ihm der Ausdruck der Seelenruhe, der „Ungerührtheit" in der Kunst als der Höhepunkt nicht nur der Kunst, sondern der Menschheit, — als ihre Apotheose. Er findet die sittliche Schönheit mit den Alten in der Herrschaft eines besseren, geistigen Theiles in uns über einen niederen, leidenschaftlichen; das erhabenste moralische Schauspiel ist ihm die „Verschließung des Schmerzes und der Bewegungen der Seele im Inneren"; wie nach Plato das Leben der Götter ein Leben der Vernunft ist, ohne Beimischung von Schmerz und Lust.

Die Apathie der Stoiker, die „Unerschütterlichkeit" (Ataraxie) Epikurs, oder wie es am treffendsten Demokrit bezeichnete, die innere Heiterkeit einer 166
beruhigten Seele: alle diese Begriffe waren ihm nur verschiedene Namen für das, was er im Zeus und Laokoon verehrte und schilderte, die „selige Stille der göttlichen Natur," die „große und gesetzte Seele".

Viel mehr als griechisch denn humanistisch erscheint er uns als Schriftsteller. Was macht die griechischen Schriftsteller zu so unerreichbaren Mustern, als daß sie stets einen Stoff von festen Grenzen ergriffen, diesen Stoff mit der Hingebung und dem Glauben eines Lebenswerkes, mit der Sachkenntniß des Mithandelnden, mit der Autopsie des Reisenden und mit der Wärme des Dilettanten behandelten, und frei von vorübergehenden Theorien mit der Selbstvergessenheit und dem Formsinn des Künstlers gestalteten? Und so dachte auch Winckelmann nicht daran, die Sündfluth der Bücher mit eigenen Tropfen anzuschwellen, bevor er von einem Angeschauten und Erlebten zu erzählen hatte; sein Ruhm war, etwas sagen zu können, was man nicht aus Büchern lernt! Wie Villani vor ihm und Gibbon nach ihm, ist er unter dem Eindruck der alten Weltstadt auf seine Geschichte geführt worden. Nie wollte es ihm gelingen, Bücher fertig zu bringen als Ausweis bei der Gilde oder für den Schul- und Handwerksgebrauch, sondern —

wie von Alters her, im Stillen,
ein Liebewerk nach eignem Willen,
der Philosoph, der Dichter schuf. (Goethe).

Bei den Griechen blieb auch die Wissenschaft stets ein Bestandtheil der Persönlichkeit; sie konnten ihre wichtigsten Einsichten noch mit autodidaktischer Frische unmittelbar aus den Dingen schöpfen oder doch im persönlichen Einsammeln lebendiger Überlieferung; sie sahen (auch im figürlichen Sinn) mit unbewaffnetem, aber zehnmal schärferem Auge; ihre Bildung kam aus dem Leben und ging ins Leben zurück.

Wogegen die moderne Welt, deren Bildung auf mancherlei Überlieferungsstämmen ruht, wo die Herrschaft des Vergangenen über allen Theilen des Lebens liegt, unvermeidlich verurtheilt scheint, nur in kurzen glücklichen Zwischenzeiten den todten und tödtenden Buchstaben, die skelettartige Formel los zu werden. Und die Versetzung mit den wie die Mode wechselnden Systemen macht auch gediegene Werke schnell absolut und ungenießbar.

Wie glücklich zu preisen war darum Winckelmann, der einen Gegenstand fand, der ihn auch hierin den Alten näher rückte. Er wollte nie in einer todten Sprache, nie für die Noth und Nützlichkeit, nie für die Schule schreiben, sondern, wie es in der Fortsetzung der obigen Worte Goethes heißt:

167 So wirst du schönste Gunst erzielen;
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswerthester Beruf.

Dies Alles kann man als antik in Winckelmann bezeichnen. Man hat in den neueren Jahrhunderten die Antike stets auf der Folie moderner Fehler gesehen und antik genannt, was unsere Mängel ergänzen sollte. Die Humanisten, die von der mittelalterlichen Barbarei der Form herkamen, sahen in den Alten vorzüglich die vollendete Eleganz des Ausdruckes, die sie dann in der Sprache der Alten neubelebten; die Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts suchten in der poetischen Technik und in der Idealität antiker Stoffe Hilfe gegen ihre wilde Romantik; die Bekämpfer der conventionellen Unnatur, wie Diderot und Lessing, zeigten ebenda die Sprache der unverfälschten Natur und der echten Leidenschaft; Hamann und Goethe fanden hier „die ungetheilte Wirkung der menschlichen Natur als eines Ganzen, im Gegensatz zu der kaum heilbaren Trennung der gesunden Menschennatur bei den Neuern." Aus demselben Grunde sah man in den Alten nichts als Humanität und Gesundheit, — nichts von nationaler Borniertheit und Barbarei, von Mystik und Aberglauben, von Humor und Phantastik; man sah sie frei von alledem, was man, durch das Medium der nächsten Vergangenheit, in das moderne Wesen überhaupt hineingeneralisirte: man tauchte in ihre Dichtung und Kunst ein, wie in ein Verjüngungsbad.

Dieser Glaube an die Vollkommenheit und unbedingte Zulänglichkeit der antiken Bildung war für Niemand zweifellosere Überzeugung und lebendigere Wahrheit geworden, als für Winckelmann.

Geschichtstudien 168

In der griechischen Litteratur folgte Winckelmann von Anfang an seinem eigenen Antriebe; aber auch fremde Antriebe hatte er von der Universität mitgebracht, und in diesen zahlte er zum Theil der Zeit seinen Tribut. Wenn man die späteren Ergebnisse jener dunklen Jahre nicht kennte, man würde die Geschichte für den Schwerpunkt seiner Studien halten, und er selbst scheint sie zuweilen dafür gehalten zu haben.

Das Interesse seiner Geschichtsstudien ist das einer Vorgeschichte des Urhebers der Kunstgeschichte: wir sehen hier, an welchem Joch ein Mann ziehen mußte, der mit soviel Sinn für die historische Kunst ausgestattet war.

Die Anfänge dieser Reihe lagen in der Verbindung mit dem Kanzler von Ludewig: die deutsche Reichshistorie auf staatsrechtlicher Basis ist es, in die man Winckelmann zuvörderst vertieft sieht. Aber der diplomatische Codex des Leibnitz war die einzige ihm zugängliche Sammlung mittelalterlicher Actenstücke: so mußte er sich begnügen, die alte deutsche Geschichte nach den formlosen Lehrbüchern jener Zeit zu studieren.

Es giebt noch ein Quartheft seiner Hand von acht bis neun äußerst eng und abgekürzt beschriebenen Bogen, welche die Geschichte der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis auf Heinrich IV. enthalten. Es ist ein Auszug aus Simon Friedrich Hahns, Professors der Geschichte zu Helmstädt, „Einleitung zu der deutschen Staats-, Reichs- und Kaiserhistorie und dem daraus fließenden jure publico“ 1721. Welcher Art, Charakter und Richtung dieses Werk war, das spricht die an die Spitze gestellte Erklärung aus, „er wolle die in geistlichen und weltlichen Dingen vorgegangenen Veränderungen, die kaiserlichen Vorrechte und das Wachsthum der Stände betreffend, entwickeln, mit so großer Sorgfalt, als vielleicht von keinem anderen geschehen“ (dies ist wahr), „und nichts vorbeilassen, was in dem deutschen Staats-, Lehn- und Kirchenrechte oder in Streitigkeiten und Ansprüchen hoher Potentaten Licht zu geben vermag.“ Er rühmt, daß er sich nicht mit mageren Compendien und gemeinen Büchern beholfen, auch nicht aus trüben Pfützen, sondern aus den lautersten Quellen der historischen Wahrheit geschöpft habe, zu welchem Zweck er seine Sätze mit auserlesenen Zeugnissen durch und durch bestärkt und die Worte der Diplome und Scribenten aller Orten treulich angeführt habe.

Den deutschen Historikern jener Zeit, den Glafey (einen Schmierax nennt 169
ihn Winckelmann), Köhler, Gundling fiel es nicht ein, daß es eine historische Dar-

*) Die Auszüge und Studien, die in diesem Abschnitt erwähnt werden, befinden sich in den beiden Bänden „Winckelmanniana“ der Hamburger Stadtbibliothek.

stellung gebe: die Regierung eines jeden Kaisers war ein Gefach, in dem einzelne staatsrechtliche Probleme erörtert und für einzelne Ereignisse Zeugen aufgerufen und abgehört wurden: es waren nur Ketten von Citaten, zu denen man den Text zu schreiben vergaß. Man schätzte, sagt ein Geschichtschreiber der Zeit, einen Autor nach dem Stoff den er zusammengetragen, nach den Allegaten mit denen er sein Werk ausgestattet, und nach den müßigen Meinungen die er nacherzählt hatte. Ihr Stil schwankte zwischen Sprachmengerei und pedantischem Purismus.

Später erwarb Winckelmann in Berlin die Reichshistorie des Grafen Bünau für den Preis von sechzehn Thalern, der Hälfte seiner Quartalbesoldung, und vertiefte sich in die Geschichte der aus der Völkerwanderung hervorgegangenen Reiche.

In seinen Auszügen aus den gelehrten Zeitungen kann man sehen, wie ihn die historischen Hilfswissenschaften, die Diplomatik und die Genealogie, die Numismatik und Siegelkunde beschäftigen; wie er selbst den Einzelheiten der Geschichte der Reichsverfassung und den speciellen staatsrechtlichen Alterthümern einzelner Reichsstände Interesse schenkt.

Diesen Zweig der Geschichtsstudien hatte Lessing im Auge, wenn er sagte, „daß unsere Geschichtschreiber nur nützliche Magazine angelegt und für unsere künftigen Livius und Tacitus Kalk gelöscht und Steine gebrochen haben." „Was kann," fährt er fort, „hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können hoffen darf, was kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern und zu beurtheilen, viel helfen!"

Während die Reichshistorie bis in die vierziger Jahre auf den Universitäten vorherrschte, wurde auf den Schulen, wie die zahlreichen oft aufgelegten Compendien beweisen, die Universalgeschichte fleißig eingeübt; auch Winckelmann wurde durch die Schule auf sie hingeführt: wir lesen, daß er bei einem Examen „die Universalhistorie und die vier Monarchien" wiederholte.

Wie man hieraus sieht, ruhte ihre Behandlung noch ganz auf den rostigen theologischen Begriffen; in dem Handbuch von Essich z. B. (seit 1707) bestand die alte Hälfte aus der „Historie des Volkes Gottes und der vier Monarchien". Die beliebtesten Noth- und Hilfsbücher aber für die große Menge der Lernbegierigen waren die Frag- und Antwortbücher und die Tabellen des etwas abgeschmackten, aber sehr wohlmeinenden und nützlichen
170 Kinderlehrers Johann Hübner, des Hamburger Rectors, dessen genealogische Tafeln Winckelmann sich wünschte und später auch besaß (tabulas Hubnerianas solum desidero. Brief v. 1743.).

Als aber S. J. Baumgarten 1744 seine hallische Übersetzungsfabrik mit der deutschen Übertragung der colossalen, seit 1730 von einer Gesellschaft englischer Gelehrten veranstalteten Universalgeschichte eröffnete, da wurde die Reichshistorie nach und nach wieder bei Seite geschoben; freilich warfen sich die deutschen Gelehrten seitdem ganz auf verbesserte Übersetzungen der Werke des Auslandes. Baumgartens Unternehmen hatte einen ungemeinen Einfluß auf die Erweiterung des historischen Gesichtskreises der Deutschen, deren Hang zum Vollständigen und Ausführlichen und deren Mangel an Nationalegoismus es entsprach. Auch von Winckelmanns Hand giebt es umfangreiche Auszüge für die römische Zeit; die Geschichte des Alterthums war allerdings den späteren Theilen weit überlegen: er legt sie später seiner Kunstgeschichte zu Grunde.

Solchen fleißigen Leuten wie Hübner und Baumgarten war es zu verdanken, daß wir in der Geschichte lange das kenntnißreichste Publikum Europas waren, während unsere Geschichtschreiber ganz mittelmäßig blieben. In Büchern, wo jedem Zeitalter sein kleiner Raum gewissenhaft abgemessen werden mußte, war kein Platz für Motivirung der Ereignisse, für Charakteristik der Personen und überhaupt für dasjenige Maß der Ausführlichkeit, durch das ein Zeitraum erst Leben und Farbe gewinnt. Auch auf diesem Feld widmeten sich die Deutschen wieder mit gemeinnütziger Bescheidenheit dem Jugendunterricht, sie machten Collegienhefte und schrieben Lehrbücher; aber die Nöthigung, sich stets an die Anfänger und an den Durchschnittsverstand zu wenden, der Stil des Katheders, auf dem Schönheiten der Darstellung gering geschätzt werden, wirkte auf den Stil der Geschichtschreibung retardirend.

„Ich möchte," ruft Hamann aus, „eher die Anatomie für einen Schlüssel zum γνῶθι σεαυτόν ansehen, als in unseren historischen Skeletten die Kunst zu leben und zu regieren suchen. Das Feld der Geschichte ist mir daher immer wie jenes weite Feld vorgekommen, das voller Beine lag, und siehe, sie waren sehr verdorrt."

Zum Glück hatte Winckelmann bald nach seiner Rückkehr von der Universität bei Herrn von Hanses eine Reihe von Meisterwerken meist französischer Historiker in die Hände bekommen, in deren einigen er auf einmal alles fand, was in den Quartanten und Compendien der deutschen Professoren und Schulmeister fehlte. Diesen Werken ist es zuzuschreiben, daß in der 171
nächsten Zeit die alte Geschichte bei ihm ganz in den Hintergrund tritt, während die neuere augenscheinlich seine historische Phantasie beherrscht: selbst in den Annalen des Tacitus und in der Geschichte der Gothen und Vandalen sind es stets Richelieu und Cromwell, Katharina von Medici und Elisabeth von England, Ludwig XIII. und Jacob I., die ihm in den Sinn kommen.

Unter den neueren Geschichtschreibern, die er fleißig las (sedulo legi), zeichnet er zwei aus, die die neuere Geschichtschreibung mit Stolz den Ersten des Alterthums an die Seite stellte: des de Thou Geschichte seiner Zeit und des Hugo Grotius Geschichte der niederländischen Republik, Werke, die in ihrem Zeitalter allein standen. Beide zeigen wie der Geist des Alterthums in den Ersten jener Zeit lebendig und persönlich geworden war: sie erscheinen gleichsam beleuchtet von der Abendröthe des Zeitalters des Humanismus: Josef Scaliger war der Freund des Einen und der Lehrer des Anderen.

Wie etwa Michelangelo seine Medicäischen Herzöge in römischer Feldherrntracht darstellte: so erschien hier die Entwicklung des batavischen Freiheitskampfes in taciteischen Annalen und Historien; so brachte de Thou die europäische Geschichte in alterthümlichem Aufzuge, von den fingirten Reden an bis auf die latinisirten Namen der Orte und der Menschen. Denn damals konnte es noch Niemandem einfallen, die Landessprachen für Werke mit solchen Ansprüchen historischer Würde, Gründlichkeit und Eleganz zu gebrauchen.

Aber sie erinnerten an die Alten nicht blos in der kunstvollen Nachahmung ihrer Sprache und Darstellung. Sie glichen ihnen auch in jener Bemeisterung des Gegenstandes, die nur erlangt wird durch Mithandeln auf der politischen Bühne und durch Theilnahme an den Geschäften, durch Reisen und Befragen der Mithandelnden und durch die weihevolle Auffassung der Geschichtschreibung als eines Lebensberufes. Mitten im Toben der Religionskriege erhoben sie sich über ihr Zeitalter durch den Entschluß strenger Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, die ihnen noch nicht durch Indifferenz wohlfeil gemacht wurde: ein schönes Beispiel der Begegnung antiken Maßhaltens und christlicher Milde, des Gleichgewichts klassischer und christlicher Bildung, die damals nur der Geisteskraft einiger Auserwählten in sich herzustellen gelang.

Um nach diesen Gemälden einzelner Zeiträume nun auch den Gesamtverlauf der Geschichte der neueren Völker kennen zu lernen, griff Winckelmann zu zwei Werken, die freilich gegen jene beiden sehr abfielen. Er studirte die englische und französische Geschichte in Parallele nach den Werken des Père Daniel und des Rapin.

172 „Suchen Sie," schreibt er 1746 an Bülow, „quovis modo, es sei gekauft oder geliehen, des Rapin de Thoyras histoire d'Angleterre, 10 vol. zu lesen, und nicht einmal, sondern zehnmal. Dergleichen Geschichte hat noch keine Zeit gesehen." Rapin (1661—1725) war ein Hugenotte, der bei der Aufhebung des Edicts von Nantes sein Vaterland verließ und mit Wilhelm von Oranien nach England ging. Später vollendete er in bescheidener Zurückgezogenheit zu Wesel sein weitschichtiges und schwerfälliges Werk. Durch

beharrlichen Fleiß war es ihm gelungen, sich das englische Verfassungswesen so vertraut zu machen, daß er selbst die Engländer zufrieden stellte; während er für Nichtengländer natürlich ein viel geeigneterer Interperet dieser Zustände war, als einheimische Historiker zu sein Veranlassung haben. Noch höher schätzte man (wie Baumgarten in der Vorrede der von ihm veranstalteten Übersetzung erklärte) den unersetzlichen Vortheil der Stellung des Verfassers außerhalb der Parteien der Whigs und Torys, der Hochkirchler und Dissenters; deshalb pries Voltaire das Werk als die einzige unparteiische Geschichte vor Hume in einem Lande, wo man nur aus Parteigeist schreibe.

Der Pater Gabriel Daniel (1649—1728) dagegen, Jesuit und Hofhistoriograph Ludwigs XIV., schrieb seine Geschichte Frankreichs als Verherrlichung der unbeschränkten Monarchie und des Adels, als Apologie seines Ordens und Anklage des Protestantismus. Sie war ein Beispiel der Art von Geschichtschreibung, der Schlachten, Belagerungen und Friedensschlüsse für die einzig würdigen Actionen der historischen Bühne gelten; übrigens schwach in Methode, Auswahl und Stil. Man lobte die Darstellung der ältesten Zeiten, deren Chaos er zuerst entwirrt habe; aber er lieferte selbst ein Urtheil über sein Werk, indem er dessen abrégé verfaßte: denn die Lectüre einer Geschichte, die abgekürzt werden muß, darf man sich noch mehr abkürzen, indem man sie nicht liest.

Gesonderte Fächer des Wissens werden in einem phantasievollen Kopf nicht zusammentreffen, ohne Combinationen zu versuchen, die dann zu eignen Plänen führen; die ungeheueren Magazine historischen und biographischen Wissens, die sich Winckelmann anlegte, paginirte und registrirte, können doch nur Fundgruben hierfür gewesen sein.

Zwar ein guter Theil dieser Productivität schmeckt noch etwas nach der Schule des alten Kanzlers. Der nächste Antrieb zu Versuchen historischer Darstellung war gegeben durch den Unterricht der adeligen Pensionäre, bei denen auf eine zukünftige diplomatische Laufbahn Rücksicht genommen werden mußte. Mit ihnen nahm er die Geschichte des Reiches vom fünfzehnten Säculum an bis zum Utrechter Frieden durch, wo dann in einjährigem Cursus auf den Tag ein Lustrum und weniger kam. Dabei hielt er auf Einprägung der Chronologie, der Regentenfolge und der Stammbäume; seine Quellen 173
waren Werke wie das historische Lexikon des Jenensers Buddeus, eine auf Moréri und Bayle gegründete Compilation; des alten Wittenbergers Egidius Strauch Abriß der Zeitrechnung; und vor allem das colossalste aller Universallexica, der Leipziger Zedler, der ohne die Nachträge bis zu 68 Folianten anschwoll; eine Compilation, deren Werth für solche Nebenfächer der Geschichte in unserer Zeit wieder erkannt worden ist. Aus diesem und anderen Werken hatte er fünfzig genealogische Tabellen gezogen. Auch die noch vorhandene

Zusammenstellung von Fragen und Punkten aus der Geschichte der Kaiser von Sigismund bis auf Ferdinand II., in der Weise von Gundlings Kaiserfragen, ist wahrscheinlich für solche Vorträge entworfen worden.

Er verbarg sich nicht die Trockenheit, die diesem Plan anklebte, und er suchte einige Abwechselung zu gewinnen durch die Biographie der Gelehrten. Ferner zeigt er sich bestrebt, den Gesichtspunkt des Staats- und Ständerechts durch den politischen zu verdrängen. Und hier war ihm dann das Werk des Grotius über das Recht des Kriegs und Friedens willkommen: dies sollte ihm die Normen geben für die Beurtheilung der Ereignisse, und die Geschichte wieder sollte Fälle zu seinen Sätzen liefern. Daß er auf die politische Betrachtungsweise ausging, beweist seine Anpreisung der „Einleitung in die Staatswissenschaft" des Göttinger Professors Schmauß, ein Werk, das Wachler ein ruhmvolles Denkmal der damaligen hannöverschen Preßfreiheit nennt. Dieser mehr historisch als juristisch gebildete Gelehrte hatte sich in reichsständischen Diensten vielfache politische Erfahrung erworben: er war der Erste, der endlich wieder Pufendorfs Bahn betrat; er liebte es sehr, sagt Pütter, seine Meinung gerade heraus zu sagen; und er würde noch mehr und noch rascher gewirkt haben, wenn seine Darstellung nicht so ungeschickt gewesen wäre.

Einige Spuren von Anfängen eigner Darstellungen aus jenen Jahren sind noch verhanden: sie beziehen sich freilich nur auf die Verzierungen der Erzählung.*) Es sind zum Theil Stellen aus griechischen und römischen Historikern, Dichtern und Philosophen, die bei der Erzählung moderner Geschichten angeführt werden sollen, wie wenn z. B. die taciteische Charakteristik des Tiberius auf Ludwig XI. angewandt wird. Die griechischen Stellen sind nur in den Anfangsworten mitgetheilt, mit Verweisungen auf eine selbstverfaßte, aber verlorene Sammlung griechischer Sprüche und Sentenzen. In diesem Stück schwebt ihm offenbar Hugo Grotius vor, der einen so reichen Vorrath von Stellen der Alten als Zeugnisse für den consensus gentium und als klassischen Schmuck in seinen Lehrvortrag verwebt hatte.

174 Zum Theil aber sind es Analogien aus der mittleren und alten Geschichte, die bei der Schilderung moderner Begebenheiten und Persönlichkeiten herbeigezogen werden sollen. Sie sind von verschiedenem Werth. Einige sehen allerdings aus wie historische Präcedentien und Verdicte; bei anderen ist es nur eine frappante Übereinstimmung, eine Laune des Zufalls; viele würden blos als spielende Verbrämung der Erzählung gelten können; eine Menge ganz müßiger könnte als mnemonisches Hilfsmittel Werth haben, wenn sie nicht vielleicht dienen sollte, den einem angefochtenen Lehrer wünschenswerthen Schein universeller, nicht zusammengerafter Gelehrsamkeit zu erwecken.

*) Das Heft hat die Überschrift: lectio historica 9. Sept. 1746.

Curiose Beispiele dieses regen Combinationstriebs geben uns Glossen, die er sich wahrscheinlich beim ersten Lesen von Bünaus Reichshistorie gemacht hat (Band II, 719. 787). Das Ferne, Dunkle, Gleichgiltige sollte hier durch das Nahe, Bekannte, Aktuelle ins Licht gerückt werden. Er gedenkt der klugen Selbstbeherrschung Cromwells, wenn er liest, daß auch Athanarich den königlichen Titel als verhaßt ausgeschlagen habe und sich mit dem Titel eines obersten Richters begnügt; oder des Falls von Magdeburg, wenn erzählt wird, daß auch die Gothen unter Theudas überfallen wurden, als sie Sonntags aus eingebildetem Aberglauben die Waffen niedergelegt hatten. Ja, wenn Karl der Große seinen Sohn Ludwig die Krone selbst aufheben und aufsetzen läßt (III, 8), so wird dadurch die Krönung Friedrich I. zu Königsberg citirt!

Indes diese geringen, zufällig erhaltenen Fetzen seiner Studien zeigen doch, wie sein lebhafter Geist zwischen den drei Provinzen seines Wissens, der klassischen Litteratur, der alten deutschen und der neueren europäischen Geschichte, Verbindungsfäden anzuknüpfen suchte, und wie früh sich der Darstellungstrieb bei ihm regte. Noch ehe er litterarische Entwürfe gemacht oder Ergebnisse seiner Forschung mitzutheilen hat, denkt er an schmückende Zuthaten: wie Lionardo da Vinci in Rom Öle zu Firnissen destillirte, noch ehe er seine Tafeln untermalt hatte. Denn auch Maximen des historischen Stils finden sich dazwischen.*)

Während Lessing in ähnlichen zerrissenen Notizen seines Nachlasses stets Anlaß nimmt, an das was er gelesen hat, seine subtilen kritischen Verbesserungen und Bedenken, seine Fäden zu Fragen und Vermuthungen anzuspinnen: so überläßt sich Winckelmann ganz fesselos dem Spiel seiner verknüpfenden Einbildungskraft. 175

Wie weit er aber auch damals in seinen Ansichten und Entwürfen der Geschichte gekommen sein mag, gewiß ist, daß die neuere Geschichte das Feld war, auf dem er am liebsten ein öffentlicher Lehrer geworden wäre, und daß ihn die Beschäftigung mit diesem Gegenstand bis nahe zu dem Entschluß führte, sein Glück als Universitätsdocent zu versuchen. Die Universalgeschichte der drei letzten Jahrhunderte nennt er in dem Gesuche um die Stelle am Kloster Berge das Fach, das er am ersten nehmen würde, wenn er die Wahl hätte. Zu dieser Zeit freute er sich darauf, die Folianten des Thea-

*) Z. B. „Von den gar zu häufigen Betrachtungen in historischen Werken s. Bayle, Théon“: — wo Bayle ausführt, daß moralische und politische Reflexionen nicht zu loben sind, wenn sie vom Faden der Erzählung getrennt sind, und daß die Kunst sei, sie in den Körper der Erzählung einzufügen: elles y doivent être comme un ouvrage de platte peinture, et non pas comme un ouvrage relevé en bosse. Petron. Satyr. 118: Curandum est, ne sententiae emineant extra corpus orationis expressae, sed intexto vestibus colore niteant.

trum Europaeum in seinen „Erquickungsstunden" zu lesen. „Ich gehe", schreibt er 1746, „mit einer Veränderung schwanger und will versuchen, ob ich nicht Ostern kann mein Glück auf der Universität finden. Mein Hauptwerk muß die Geschichte sein."*) Wie aus einem zweiten Briefe vom 16. November hervorgeht, hatte er seine Augen auf Jena und Halle gerichtet. Dort wollte er die facultatem et licentiam legendi zu erlangen suchen; oder wenigstens anfangs auf der Stube in der Historie und dem Staatsrecht und einigen anderen Dingen lesen. „Aber", fügt er hinzu, „es ist mir Alles ziemlich vergangen."

Statt dessen entschloß er sich plötzlich, allerdings auch zu einem Engagement im historischen Fach, aber in fremdem Dienste und für ein Stück der Geschichte, auf das er selbst wohl zu allerletzt verfallen wäre.

Polyhistorie

Von diesen zwei Brennpunkten, der neueren Geschichte und den Griechen aus, verbreiteten sich Winckelmanns gelehrte Streifzüge über alle Felder der Litteratur: kaum Eins ließ er unberührt; und da es ihm natürlich an Zeit und Mitteln und vielleicht auch an Geduld zum systematischen Studium anderer Wissenschaften fehlte, so suchte er an ihnen wenigstens in einer (wenn ich so sagen darf) epitomatorischen und miscellenhaften, litterarhistorischen und bibliothekarischen Form theilzunehmen. Eine solche Theilnahme durch ein Hinterpförtchen der Wissenschaft ist besser als Nichts: es kommen doch einige Vorstellungen an die sonst ganz leeren Stellen; sie erlöst uns wenigstens von dem beschämenden Bewußtsein baarer Unwissenheit; sie erweitert unseren Gesichtskreis; und Beschränktheit ist nie eine Zierde gewesen, selbst bei Virtuosen nicht. Hier nun kamen ihm die damaligen gelehrten Zeitungen sehr willkommen.

Unter allen Auszügen von Winckelmanns Hand ist keiner so charakteristisch und interessant (so unlesbar auch der Inhalt ist), als das Quartheft, das sich unter dem Titel — „Excerpta ex Actis Lips. Q. D. B. V." —
176 auf der Hamburger Stadtbibliothek befindet. Es war anfangs zum Nachschlagebuch bestimmt gewesen: auf den ersten sechs Blättern sind Seitenzahlen angeschrieben, und bis zum vierten Blatt auch Buchstaben (a—e) zur Eintheilung der Seiten. Diese Einrichtung stimmt ganz mit der eines anderen, hauptsächlich aus Zedlers Lexikon zusammengetragenen Collectaneenwerkes zur neueren Geschichte, von dem aber nur einige Blätter Register enthalten sind. Auch die Bogen (zu acht Blättern) sind unten mit den Buchstaben A bis N bezeichnet. Jenes Quartheft beginnt mit den Jahrgängen 1738

*) — nisi in statu quieto mentis disturbor desiderio academiae, vano quidem, in reliquis facile perinde sit. Brief ohne Datum.

bis 1742; in die zweite Hälfte sind Nachrichten aus früheren und späteren Jahrgängen von 1682 bis 1747 aufgenommen. Etwa 170 Werke kommen so zur Sprache. Neben den lateinischen Acten sind auch die „Zuverlässigen Nachrichten" des Leipzigers Jöcher und ähnliche Zeitschriften benutzt.

Die Acten der Leipziger Gelehrten waren damals das Organ des gelehrten europäischen Verkehrs für Deutschland. Sie entstanden siebzehn Jahre nach der Gründung des pariser Journal de Sçavans, dem sie nachgebildet sind, und einige Jahre vor Bayles und Leclercs Journalen. Das Bedürfniß solcher gelehrten Zeitschriften hatte sich gemeldet seit der Aufnahme der progressiven Wissenschaften im siebzehnten Jahrhundert: der Wetteifer der europäischen Nationen in den mathematischen und physikalischen Wissenschaften forderte schnelle und regelmäßige Communication. Man hatte endlich eine Sphäre gefunden, die über den Grenzscheiden der Nationen und der Confessionen stand. In Deutschland konnte ein derartiges Unternehmen nur an dem großen Büchermarkt Leipzig ausgeführt werden. Eine Gesellschaft von Gelehrten, an deren Spitze der Professor der Philosophie und Moral Otto Mencken stand, besorgte gemeinschaftlich die Redaction; aus den zahlreichen Correspondenzen des In- und Auslandes füllte man noch ein deutsches Nebenjournal, die „Neuen Gelehrten Zeitungen."

Liest man die dringenden Bitten Winckelmanns bei schwierigen Büchersammlern um Mittheilung dieser Bände, betrachtet man die Sorgfalt, die Sauberkeit und den Umfang dieser Auszüge: so kann man sich einen Begriff davon machen, wie manchem armen, von dem litterarischen und geistigen Verkehr abgeschnittenen einsamen Gelehrten mit einem solchen Unternehmen gedient war, in einer Zeit, wo das Interesse an einer Übersicht des ganzen Umfanges der Wissenschaft noch häufiger und viel leichter zu befriedigen war. Diese Zeitschriften erweiterten den Gesichtskreis der deutschen Professoren über die Grenzpfähle ihrer Corporation hinaus und zogen sie in das große litterarische Gespräch, das von den intellectuellen Herden des Auslandes ausging, im Vergleich mit dem Deutschland etwas im Hintertreffen geblieben war. Sie verbreiteten zusammen mit den Encyklopädien einen Kreis von Kenntnissen, durch den allmählich Bildung an die Stelle von Pedanterie und 177
Zunftgelehrsamkeit trat.

Mit einiger Spannung nimmt man ein Manuscript von der Hand eines Mannes wie Winckelmann zur Hand, in dem die Lesefrüchte aus der Revüe der europäischen Litteratur von einem halben Jahrhundert enthalten sind. Aber nichts wirft ein so scharfes Licht auf seine damalige Verlassenheit, als dieses Manuscript.

Wie groß muß die Dürftigkeit seiner Hilfsmittel gewesen sein, wenn er solche Werke wie Richard Bentleys Briefe des Phalaris, Joseph Scaligers Thesaurus, Morhofs Polyhistor, die Werke des Kanzlers Bacon, aus den

dürftigen Beschreibungen dieser Journale kennen lernen muß! Wie wenig geübt muß noch sein Urtheil über Bedeutendes und Unbedeutendes gewesen sein, wenn er die zahmen, vagen, katheder-lateinischen Urtheile der Leipziger Professoren mit ausführlicher Aufzeichnung beehrt! Wie weit ist er noch davon entfernt, ein dominirendes Interesse zu besitzen; hat er doch sich selbst noch nicht gefunden! Die Anzeigen von Werken über aufgefundene Kunstwerke z. B., die in den Acta nicht selten waren und sogar mit Kupfertafeln illustrirt wurden (im Ganzen kam eine auf jeden Jahrgang), sind in auffallender Weise vernachlässigt. Die wenigen Proben aus philologisch-kritischen Werken, z. B. dem Drakenborchschen Livius, verschwinden neben einer Zersplitterung, in der man höchstens die Nachwirkung früherer, ganz auseinandergehender Einflüsse erkennt. Da begegnen uns die biblischen Alterthümer; Curiositäten aus Physik und Naturgeschichte; allerlei Kram aus den historischen Nebenfächern; lange Erzählungen aus den Geschichtswerken der Larrey, Wicquefort, Martinière: Dinge, in denen die auf der Universität und später angeknüpften Fäden sich fortspinnen, aber ohne sich zu einem Gewebe zu verbinden.

Kein Versuch ist gemacht, diese Notizen unter sachliche Rubriken zu ordnen; keine eigene Bemerkung setzt sich dem fremden Stoff entgegen. Es ist die Geschäftigkeit der Ameise, die rastlos was ihr in den Weg fällt, aufgabelt und fortschleppt: eine Raupe, einen Käferflügel, ein Strohhälmchen.

Die große und anhaltende Mühe dieses Excerptors erscheint uns um so mitleidswürdiger, als das Beste in dieser Zeitschrift, nämlich die exacten Wissenschaften (in den Actis gab z. B. Leibnitz die ersten Proben seines Differentialcalculs), Früchte waren, die für ihn doch wohl zu hoch hingen. In anderen Wissenschaften aber war es doch ein wahres Elend, mit dem Geist der Zeit durch ein solches Medium Bekanntschaft zu machen.*)

178 Bei dieser Art zu studiren nun verwandelt sich das Interesse an der Sache nach und nach in das Interesse an der Litteratur; die Pansophie geht über in die Litterarhistorie, und die Litterarhistorie in die Bücherkunde. In dieser hatte es Winkelmann schon früher weit gebracht; und auch in dem vorliegenden Fall erscheint das bibliothekarische Interesse als das dominirende.

Nur aus wenigen Recensionen nämlich ist ein ausführlicher Stoff gezogen; aus vielen blos eine summarische Inhaltsangabe; in den meisten steht

*) But being written in Latin with more regard to the past than to the growing state of opinions, and consequently almost excluding the most attractive, and indeed the most important subjects, with a Lutheran spirit of unchangeable orthodoxy in religion, and with an absence of any thing like philosophy or even connected system in erudition, it is one of the most unreadable books, relatively to its utility in learning, which has ever fallen into my hands. H. Hallam, Literary History III, p. 548.

eine bibliographische Anzeige über Entstehungsgeschichte, Schicksale, Codices und Ausgaben des Buches; bei manchen endlich beschränken sich die Angaben auf Titel, Format und Bogenzahl.

Ich habe bei dieser Reliquie verweilt, weil sie von dem Charakter aller Collectaneen Winckelmanns aus der vorrömischen Zeit einen Begriff giebt. Sie waren nicht für bestimmte Untersuchungen als Vorstudien gemacht, die man später verbrennt, sondern um der ausgewählten Handschriftenbibliothek des Verfassers zugefügt zu werden, als ein κτῆμα εἰς ἀεί. Sie zeigen Spuren wiederholter Benutzung; bei Einigen sind sogar die Züge mancher Buchstaben mit nachhelfender Feder ausgeführt.

Die Welt kennt Winckelmann als einen Schriftsteller, der eine Reihe abgeschlossener Originalwerke einem einzigen Gegenstand widmet, einem Gegenstand von engen Grenzen, aber von allgemein menschlicher Bedeutung. Sein Interesse, seine Kenntnisse und sein Empfinden sind ganz auf diesen Gegenstand gesammelt.

Seine Schriften sind das Beispiel einer wohlgeordneten, von einer Idee beherrschten Gelehrsamkeit. Selbst seine Freunde, die Alten, liest er in Rom nur noch mit den Kapiteln der Kunstgeschichte und mit einer Liste von Problemen auf dem Tisch.

Dagegen erscheint nun der deutsche Winckelmann noch ganz versenkt in die unabsehbaren, wildverwachsenen Niederungen der Polymathie, die im Anfang des vorigen Jahrhunderts dem gelehrten Treiben der Deutschen seine Physiognomie gab. Wir sehen hier den Excerptor, der ohne Plan und Ziel und ohne sichtbare Reaction des eigenen Denkens, mit eisernem Fleiß und unbegrenztem Wissensdurst, in den weitläufigen gothischen Hallen der vier 179 Facultäten und in den labyrinthischen Gärten der Litteratur der modernen Gesellschaft umherschweift. Und die Productivität, die er diesem Material entgegensetzt, ist eine ganz gleichartige: er fertigt biographische und Miscellaneensammlungen, Lexica aus Lexicis, Excerpte aus eigenen und fremden Excerpten. Er ist eben noch selbst befangen in der später verspotteten Wissenschaft der Namen und Titel, der Schatten der Schatten; selbst in der deutschen Beachtung des Kleinen und des Mittelmäßigen, des curiosen Plunders jeder Art ist er noch etwas befangen.

Da erkennt man was in einem Kopfe vor sich gehen muß, wenn er nach langen Kreuz- und Querzügen seinen Schwerpunkt findet, wenn ein verborgenes Talent hervorbricht, das sich zum Alleinherrscher seiner Kräfte und Neigungen macht. Vielleicht aber würde dieses Talent nicht solche Früchte gezeitigt haben, wenn nicht jene Zeit planlosen Umherschweifens vorhergegangen wäre.

Letzte Dinge in der Altmark

In den Jahren 1746 und 1747 schien sich alles Unglück verabredet zu haben, unseren armen Conrector heimzusuchen, —

> — when sorrows come, they come not single spies,
> But in batallions.

Im Amt widerwärtige Pflichten, rohe und störrische Kinder, mißvergnügte Eltern, die Chicanen und Drohungen eines grämlichen Vorgesetzten; daheim Einsamkeit und Melancholie; und wenn er bei den Büchern Trost suchte, so fehlte es an allen Enden. Am 8. März starb seine Mutter im siebenundsechzigsten Lebensjahre. Sie hatte ihren Lebensabend „in dem Nebenhause auf St. Georgii Kirchhof zu Stendal" verbracht, d. h. im Hospital; sie wurde am zehnten Abends auf dem Friedhof dieser Kirche beerdigt.

Das dreißigste Lebensjahr erinnerte ihn, daß er fast die Hälfte des Lebens nun schon verloren hatte. Und so war es denn kein Wunder, daß jetzt eine Reihe von Versuchen berichtet wird, fortzukommen um jeden Preis. „Ich bin entschlossen, wo möglich mit der Zeit zu decampiren."

Zuerst verfiel er, wie gesagt, auf die Universität; er erinnerte sich der Einladung Baumgartens. Er hatte keine andere Wahl, — wenn er sich nicht verkaufen wollte. „Deutschland", sagt ein damaliger Schriftsteller über Universitäten, „hat außer der Universität keinen Unterhalt oder Belohnung für Gelehrte von Profession, die ohne ein anderes beschäftigtes Amt sich blos den Wissenschaften widmen, also auch von ihnen leben wollen. Ich sehe kaum, wodurch sie in Deutschland würden gereizt werden, sich in Hoffnung einer zuverlässigen Armuth den Wissenschaften zum Opfer zu bringen, wenn ihnen nicht die Universitäten eine Zuflucht anwiesen, wo sie glücklich und geehrt leben können."

Auf Zuhörer im Griechischen zwar, daß wußte er von Anfang, war keine Rechnung zu machen; aber auch in Betreff der Geschichte verließ ihn im entscheidenden Augenblick jenes Gefühl des inneren Berufes, das ihm allein den Muth hätte geben können, ohne Protection und Mittel, gegen begünstigte Concurrenten, noch eine solche Bahn anzutreten. Zudem war die Schulphilosophie (wie später die Hegelsche) der Paß, der die Pforten der Beförderung öffnete; der Mantel, der die Blöße des strohernsten Magisters mit den Falten der Wissenschaftlichkeit bedeckte, während die Abneigung die Phraseologie der Schule mitzusprechen, auch den Tüchtigsten zum Zurückgebliebenen stempelte. Die Liebe zur Freiheit war es, die auch Lessing von dem deutschen Universitätsleben entfernte. Solche unruhige Geister, die sich überall mit dem Alten überwarfen und überall dabei waren, wo eine Regung der Zukunft auftauchte, paßten wenig in die privilegirten Genossen-

schaften der Gelehrsamkeit, die ganz für Erhaltung und Fortpflanzung des traditionellen Wissens eingerichtet in jener reformatorischen Übergangszeit ins Hintertreffen kommen mußten. Fast alle, sagt Voltaire, die die Wissenschaften auf neue Wege gebracht haben, waren Privatgelehrte, die fern von Ehrsucht und Ämtern, fern von Akademien, Höfen und der großen Welt, auf ihrem Zimmer ihren Gedanken nachhingen.

Die letzte Ursache aber, warum ihm die akademischen Projekte wieder „vergingen", lag gewiß in dem Umstand, daß er das was er eigentlich den Leuten zu lehren hatte, selbst noch lernen mußte, und ganz wo anders als auf den Kathedern von Halle und Jena.

So blieb ihm nichts übrig, als wenigstens ein Ortswechsel, — diese Arznei der Gemüthskranken. Er gehörte nun zwei Jahre lang zu der Schaar jener Bedauernswerthen, die bei jeder Vacanz ihrer Provinz mit einem Meldungsgesuch vor Stadträthen und geistlichen Herren auf dem Platz erscheinen; — einmal wollte er sogar nach England gehen, um Corrector in einer griechischen Druckerei zu werden.

Er liegt Boysen in Magdeburg mündlich und schriftlich an, „ihn anderwärts unterzubringen." Zu Ostern 1747 bat er den berühmte Pietisten, den Abt Steinmetz zu Kloster Berge bei Magdeburg um eine Stelle an seiner Anstalt, „wo, wie er vernommen, die aus Deutschland fast verwiesene griechische Sprache wieder zu der alten Ehre erweckt worden sei." 181

Joh. Adam Steinmetz, aus einem Dorfe des Fürstenthums Brieg (1689—1763), hatte früher zu Teschen in Böhmen das evangelische Predigtamt so kräftiglich verwaltet, daß er Tausende der zerstreuten hussitischen Böhmen um sich sammelte und eine Kirche für zehntausend Menschen aufführen lassen mußte; aber Verfolgung und Verbannung lösten sein Werk wieder auf.

Die Schule zu Kloster Berge, an die er in der Folge (1732) berufen ward, wurde durch ihn zu einer großen religiösen Erziehungsanstalt im Geiste Speners und nach dem Vorbilde des Franckeschen Waisenhauses. Sein höchstes Ziel, das er in Pastoralconferenzen, Erbauungsstunden und Katechisationen rastlos verfolgte, war „den Sündern ihren Heiland vorzustellen". Als ihm Friedrich II. persönlich befahl, für seine hölzernen Schüler einen Tanzmeister anzuschaffen, verweigerte er den Gehorsam: er wolle lieber, sagte er dem König in Gegenwart des alten Ziethen, sein Amt verlieren.

Wäre Winckelmann damals nach Kloster Berge gekommen, so würde Christoph Martin Wieland sein Schüler geworden sein, der in eben diesem Jahre von Steinmetz aufgenommen wurde. Aber sein lateinischer Brief*) hatte eben so wenig Erfolg, als früher die Empfehlung bei Löscher.

*) Equidem ex nutu providentiae divinae usquequaque pendeo, haud innixus moliminibus spontaneis. Epist. Pasch. 1747.

Mehr in seinem Geschmack wäre eine andere Lehranstalt gewesen; — aber die Zeit dieses zweiten Versuchs ist nicht bestimmt auszumachen.

Im Jahre 1745 wurde die erste „vorläufige Nachricht" von der Stiftung des Herzogs Karl von Braunschweig, dem Collegium Carolinum veröffentlicht. Dieses Institut sollte, so hieß es, die Lücke zwischen Schule und Akademie ausfüllen, die Vorbereitung auf diese verbessern und denen die für Kriegsstand, Hof und unabhängiges Privatleben bestimmt waren, Unterricht und Sittenbildung verschaffen. Es sollte neben dem noch immer bestehenden pedantischen Schulzwang und der wüsten Zügellosigkeit der Universitäten das Muster einer liberalen Bildung geben, gegründet auf die moderne Idee der Erziehung als einer Entwickelung der Keime und Anlagen. Vor allem sollte das Colleg der Aufnahme „des guten Geschmacks und des bon sens" im Braunschweiger Lande dienen. Bei der Erklärung der Alten wollte man auf Geist und Geschmack der Werke sehen, ihre französischen Ausleger und Nachahmer benutzen; und auch die Theorie des Schönen in Malerei und Bildhauerkunst, zur Bildung des Kunstgeschmacks, nicht vergessen.

Diese Ankündigungen brachten Winckelmann wahrscheinlich auf den Gedanken, in Braunschweig bei dem Abt Jerusalem sein Glück zu versuchen; obwohl er wissen konnte, daß das Carolinum eigentlich zur Aufmunterung Braunschweigischer Schulmänner bestimmt war. Der Hofprediger Joh. Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709 † 1789), der Urheber und die Seele des Collegium Carolinum, war ein vielgereifter und weltgewandter Theologe, der hohe Verbindungen hatte; mit einem Kopf voll Projekte und mit dem Geschick, sie ins Werk zu setzen; schon seine Person machte die Stellen an dem Colleg zu gesuchten. Winckelmann ließ also dem Propst zu Braunschweig durch seinen Reisegefährten, den Junker von Bülow, „seine Ehrerbietung bringen". Aber es schien als sollte er bei den geistlichen Großwürdenträgern kein Glück machen; denn Jerusalem ließ ihn nicht einmal vor sich; die ganze Reise war vergeblich gemacht.

Von allen Demüthigungen seiner Prüfungsjahre hat ihn keine so gekränkt, wie der vermeintliche Hochmuth des Abts in Braunschweig. Er wünscht daß er erfahre, „daß der Mensch, den er abgewiesen, in Rom ist, und daß der größte Kardinal in Rom, gegen den er ein Esel ist, ein bescheidener Bürger scheint gegen seinen phantastischen Stolz". Er nennt ihn den „Geistlichen nach der Mode", und scheint sich auf den Namen des „Pfaffen Bethlehem" nicht besinnen zu können. Sein Schatten fällt selbst auf die gute Stadt Braunschweig und ihr Carolinum: als der junge Bünau diese Anstalt unter Berendis Aufsicht besucht, zweifelt Winckelmann, „ob nach Braunschweig unter so viel Pedanten auch ein vernünftiger Mann hingerathen könne".

Dem Abt Jerusalem that er damit Unrecht: er war ein feiner humaner

Mann, der Jeden in seiner Weise anzuerkennen und zu verwenden wußte. Richtiger ist seine Qualifikation als „Geistlicher nach der Mode". Jerusalem war ein philosophirender Kanzelredner im Geschmacke Tillotsons; ein gefälliger Apologet der „vornehmsten Wahrheiten der Religion" für die Vornehmen; übrigens ein nervöser Mann, der wohl öfters durch Stellenjäger belästigt wurde.

Unterdessen arbeitete im Stillen für ihn sein Gönner, der Superintendent 183
Nolte; nicht lange nachdem ihn Steinmetz abschläglich beschieden hatte, wurde er überrascht durch eine ehrenvolle Einladung des Stadtraths von Salzwedel, sich zu einer Probevorlesung für das erledigte Conrektorat dieser Stadt einzufinden.*) Im Vertrauen auf Nolte ritt er am festgesetzten Tage, dem 23. Juni 1747 hinüber; er kannte zwar die Stelle nicht, hoffte aber zu einem reiferen Schülerkreis vorzurücken; noch einmal nahm er sich vor, alles zu thun um die Leute zufrieden zu stellen. Wie bitter enttäuscht fand er sich aber, als ihm der Wirth erzählte, daß sich ein Stadtkind von Salzwedel, der Candidat Friedrich Stein beworben und alle Stimmen für sich habe. Sofort ließ er sein Pferd satteln und ritt nach Seehausen zurück. Es war ein Ritt von mindestens sechs Meilen.

Vielleicht war dies der Moment, wo er seinen früheren Gedanken, an den Schulen des Vaterlandes die schönen Wissenschaften zu lehren, angeekelt von dem kläglichen Zustand dieser Schulen, aufgab. Vielleicht war es eben auf jenem zornigen Ritt, wo er sich gelobte, als Burg und Thürme Salzwedels hinter ihm verschwanden, auch dem Vaterland für immer den Rücken zu kehren.

Das Scheitern aller dieser Pläne war für ihn ein Glück. Er hätte doch überall ähnliche Verhältnisse wiedergefunden. Eine Lebensweise, die nach seinem Geschmack war, ließ sich nur in großen Städten durchführen. Winckelmann nahm sich stets die Freiheit, an den Nachbarn die ihm nicht gefielen vorbeizugehen; aber Versuche nach eigenem Sinn zu leben, sind in solchen kleinen Städtchen nicht am Platze, Geist und Originalität überhaupt lächerlich, freie Regungen und große Züge verfallen den hämischen Angriffen der Philisterhaftigkeit und des Pharisäismus. Und zuletzt mußte doch das geistige Leben ins Stocken gerathen. „Das Leben an Orten, schreibt Winckelmann, die von Höfen entfernt und ohne große Veränderung sind, in einem Umgang nur mit seines Gleichen, in beständiger Arbeit und in Sorgen der Nahrung, schränkt den Geist ein." Und weiter: „Es ist ein Unglück, daß ich nicht an einem größeren Orte geboren bin, wo ich Erziehung und Gelegenheit haben kann, meiner Neigung zu folgen und mich zu formiren.**)

*) Der hierauf bezügliche und von Gurlitt veröffentlichte Brief, in dem er sich Gonlander nennt, ist nicht an Cleinow, sondern an Nolte gerichtet.

**) On est affligé, quand on considère, surtout dans les climats froids et humides, cette foule prodigieuse d'hommes, qui n'ont pas la moindre étincelle de goût, qui

184 Zwar schreibt er später aus Italien, daß er nichts mehr wünsche als ein öffentlicher Lehrer oder „auf sokratischem Wege nützlich zu sein"; daß der Unterricht junger Leute sein innerer und natürlicher Beruf gewesen (Brief vom 18. Februar 1756, vom 21. Januar und 15. November 1765); aber er fügt hinzu, daß dies als Opfer für das ihm geliebte Land (Sachsen) gemeint sei; auch schwebten ihm damals vielleicht die lebhaften und empfänglichen jungen Männer vor, die in Rom seinen Unterricht suchten.

In solcher Lage, nach dem Scheitern so vieler Pläne, nach der Aufzehrung eines solchen Kapitals von Hoffnung, Muth und Arbeitskraft, fragt sich auch der Tapferste wohl einmal, ob er sich nicht, wie so viele bessere und schlechtere Männer, darein ergeben solle, zeitlebens Ziegel zu brennen und den Traum des gelobten Landes zu vergeßen. Er schreibt am 29. September: „Ich kann aus meiner Sphäre nicht kommen. Das Schicksal hat mich zu einem mühsamen Studiren verdammt, ohne die Früchte zu sehen. Ich muß zufrieden sein."

Endlich ging ihm ein Licht auf. Bei einem Besuch in Stendal im Sommer 1748 traf er in der Superintendentur einen jungen Mann, der eben von der Universität kam und mit dem Grafen Bünau Unterhandlungen gepflogen hatte wegen einer Anstellung an dessen Bibliothek, die sich auf dem Rittergute Nöthnitz bei Dresden befand. Cleinow (denn dieser ist es) war noch gerade vor dem Abschluß der Unterhandlung auf den Wunsch seines Vaters zurückgetreten; er brachte Winckelmann auf den Gedanken, um diese Stelle anzuhalten.

Wenn man seine Vergangenheit übersieht, so sollte es scheinen, als habe ihn der Gedanke blitzartig durchleuchten müssen, daß diese Stelle ihm von der Vorsehung bestimmt sei. Wie oft war ihm der Name Bünau schon begegnet! Seit 1728 erfüllte das Lob seiner Reichsgeschichte alle gelehrten Zeitungen, alle historischen Bücher und Vorlesungen. Als Bücherfreund hatte er ihn auf der Auktion des Fabricius nennen hören, wo dieser großartige Sammler umfangreiche Ankäufe gemacht hatte. ~~Er kannte~~ und besaß sein großes Werk selbst und hatte beim Lesen desselben oft gewünscht, dem Verfasser auch an seinem Theile die allgemeine Bewunderung auszudrücken.

185 Der Graf, so hörte er, ließ Auszüge für die Fortsetzung dieses Werkes anfertigen; — und wo hätte er einen geschickteren, in geschichtlicher Forschung und Darstellung geübteren Mitarbeiter finden können?

---

n'aiment aucun des beaux-arts, qui ne lisent jamais, dont quelques-uns feuillettent tout au plus un journal une fois par mois pour être au courant, et pour se mettre en état de parler au hasard des choses dont ils ne peuvent avoir que des idées confuses. *Voltaire*, Encycl. Art. Goût.

Er hatte vor einiger Zeit einen Katalog seiner Bibliothek ankündigen lassen; im Mai war ein Specimen davon erschienen; und schien nicht Winckelmanns bisheriges Leben darauf angelegt, ihn zum Bibliothekar zu bilden? Von den Tagen der Aufsicht über die Stendaler Schulbibliothek an, dann als Ordner der Bibliothek des Kanzlers, — wie manchen Katalog hatte er studirt; im Kreis der größeren Städte, wo er länger oder kürzer sich aufhielt, war keine Bibliothek undurchsucht geblieben; keines der ritterlichen und geistlichen Museen der Nachbarschaft war seiner Spürkraft entgangen.

So war also für die Zwecke des Grafen nicht übel gesorgt; aber noch besser für ihn selbst. Nach dem ewigen Jammer über Büchermangel sah er sich auf einmal als Insasse einer auf systematische Vollständigkeit angelegten Bibliothek, der ersten Privatbibliothek Deutschlands.

Zwar konnte er sich nicht verhehlen, daß er vorerst nur einen Dienst mit dem anderen vertausche. Aber er verhehlt es selbst dem Grafen nicht, daß er diese Stellung nur als einen Übergang ansieht. Mit einer Klarheit, wie sie zuweilen in Augenblicken sich einstellt, wo man weiß daß jetzt die Loose auf der Wage unseres Geschickes liegen, erkennt er, daß dies der Weg zum langersehnten Ziele sein wird.*) „Vielleicht", sagt er, „werde ich in Zukunft der Welt mehr nützen können, wenn ich auf irgend welchem Wege aus meinem Dunkel gezogen würde und in der Hauptstadt eine Beschäftigung fände."

Dies war nicht der geringste Reiz. Von Jugend auf hatte ihm der Sinn nach großen Städten gestanden, er hatte sie studirt, so gründlich wie nur eine Wissenschaft. Sein Verlangen nach den Ländern des Südens war so alt, wie sein Wissen von fremden Ländern und Völkern; auf seinen letzten Reisen, besonders in Leipzig, hatte er auch die Kunstsammlungen und Kunstläden fleißig besucht; und zu den vielen Ursachen der Niedergeschlagenheit war nun noch gekommen, daß er sich ohne Gelegenheit sah, „ein guter Kenner in Stücken der Kunst zu werden."

Dresden aber war die erste Kunststadt Deutschlands; ja Dresden schien eine in den Norden vorgeschobene Kolonie des Südens, Italiens und seiner Künste. Dresdens Herrlichkeiten, die vor zehn Jahren wie ein Zaubermärchen an ihm vorübergezogen waren, tauchten vor ihm auf, in allem Glanz der Erinnerung und Entbehrung.

Man kann sagen, alle Kräfte die sein bisheriges Leben trieben, wirkten 186
mit vereinigtem Stoß auf diesen Punkt zusammen.

Daß er übrigens in der letzten Zeit (1747) mit Plänen, wo nicht einer

*) J'en visage le rayon d'une efficace protection qui se répandra sur moi et qui fait déjà reluire dans mon coeur la douce espérance de me familiariser davantage avec les Muses.

Wanderung nach dem Süden, so doch in andere Lebenssphären beschäftigt war, beweist seine eifrige Aufnahme der modernen Sprachen.

„Ingleichen", schreibt er Anfang 1747, „berichte Dir mit großer Zufriedenheit, daß ich die italienische Sprache inne habe und nicht allein den Leti (das Leben Sixtus V.), sondern auch den Guarini (il pastor fido) meistens durchgelesen habe, so daß ich mich damit behelfen kann." Er entlieh diese Werke aus der Bülowschen Stammbibliothek.

„Die schwere englische Sprache habe ich durch erstaunende unglaubliche Arbeit und Geduld soweit gebracht, durch angeschaffte Bücher (z. B. die Arnoldsche Grammatik), daß ich die Bibel itzo in Ermangelung eines anderen Buches lese." Uden erzählt, daß er in den Osterferien 1747, nachdem er den Winter über das Englische für sich gelernt hatte, von Seehausen zu Fuß nach Halle reiste, um die englische Aussprache von einem dortigen Sprachkundigen zu erlernen. „In acht Tagen kam er zurück, in welcher Zeit er sich alle mögliche Mühe gegeben hatte, seinen Endzweck zu erreichen."

Man sieht hier wieder, wie wenig der Zufall das menschliche Leben beherrscht, so oft er auch störend und zerstörend in dessen Gang eingreift. Jedermann ist wirklich im Wesentlichen seines Schicksals Schmied. Selten bildet sich in der Stille ein Talent, reift eine Geschicklichkeit, die nicht zu ihrer Zeit zur Wirksamkeit berufen würde. Selten wird ein beharrlich festgehaltener Wunsch um seine Erfüllung betrogen werden. Aber auch wer sich aus Schwäche in fremdartigen Beschäftigungen zerstreuen läßt, eine Untreue an sich selbst begeht und von der vielleicht nur er selbst Zeuge und Richter ist: auch dieser wird oft dadurch gestraft, daß ihm das in äußeren schwerzerbrechlichen Banden und Pflichten verkörpert entgegentritt, womit er in freier Wahl gespielt hatte. Insofern ist es wahr, daß es wenige Sclaven giebt, die sich nicht selbst verkauft haben.

Doch schmeichelte sich Winckelmann keineswegs mit großen Hoffnungen, als er sich entschloß an Bünau zu schreiben. Er nennt es vielmehr einen Entschluß „halber Desperation", daß er an einen großen Herrn schrieb, „den ich nicht kannte und der mich nicht kannte." Er folgte mehr einem Trieb, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte. Seine Freunde riethen ihm
187 ab; Berendis z. B. sparte keine Vorstellung, ihn in Seehausen zu behalten; er warf ihm Liebe zur Veränderung vor. Er selbst meint, „daß er Nichts gehabt habe, was einem großen Herrn gefallen konnte; — sola virtute armatus ging ich zuversichtlich aus meinem Vaterlande."

Am 16. Juni 1748 schrieb er an Bünau; er schrieb ihm von seiner frühen Liebe zur Litteratur, von seinen vergeblichen Versuchen, seiner hoffnungslosen Zukunft: aus den Tiefen des Schuldstands schrieb er und legte

sein Lebensgeschick in Bünaus Hände. „Verfügen Sie über mich. Ich bin bereit, mich dem Dienste Ew. Excellenz zu opfern. Setzen Sie mich in einen Winkel Ihrer Bibliothek, um seltene Anecdota zu copiren."

Indes weiß er, ungeachtet eines etwas kriechenden Tons (der aber Stil der Zeit ist), auch seine Unabhängigkeit zu wahren. Er stellt sich als einen Mann dar, dessen Wünsche sich darauf beschränken, der Wissenschaft zu leben, und der sich noch nie von den Vortheilen einer Pfründe blenden ließ. Ja er sucht seine Bitte, die ein Werk der äußersten Noth war, als einen freien Entschluß persönlicher Verehrung darzustellen: Nichts nöthige ihn, wegzugehen; er habe sein hinlängliches Auskommen gehabt; aber das unbeschreibliche Verlangen, einem so würdigen und erleuchteten Minister zu dienen, überwiege alle hiesige Gemächlichkeit.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, lange nur für Winckelmanns argwöhnende Ungeduld.*) Sie ist datirt vom ersten Juli und kam am siebenten an. Obwohl Bünau schon zwei Bibliotheksbeamte besoldete, so hatte er doch noch Arbeit für einen Dritten, neben den Vorarbeiten zur Reichsgeschichte. Nur fordert er Nachweise für bibliothekarische Befähigung. Winckelmann sendet ihm die verlangte Lebensskizze am 10. Juli; am 28. folgten die Zeugnisse seiner Vorgesetzten. Der Graf machte ihn darauf aufmerksam, daß er eine gewisse und lebenslängliche Station gegen eine wegen Sterbefällen ungewisse vertausche. Sonst will er ihn im Anfang September erwarten, zunächst auf ein Probejahr, „damit sowohl Sie mich, als ich dieselben kennen lerne." Dieser Brief ist datirt vom 20. August. Aber Winckelmann hat schon am zehnten sein Amt niedergelegt. Der Graf ernannte ihn zu seinem Bibliothekar mit 80 Thalern Gehalt.

So verließ er die Heimath im einunddreißigsten Lebensjahre; nur auf Besuch kehrte er noch einmal zurück. Seinen theuersten Besitz, die Bücher, überließ er seinen Freunden zum Verkauf. Ob er auch ahnte, daß nun ein Leben völlig zu Ende gehe; daß nicht nur Land und Volk, Freundeskreise und Berufsgeschäfte ganz der Vergangenheit angehörten, sondern auch bald Religion, Sprache, Sitte, Denkweise? Hätte er sich damals in das Ich seiner Zukunft versetzen können: es würde ihm gewesen sein, als ob das Land mit samt seinem bisherigen Ich hinter ihm versinke.

Seinen Freunden bewahrte der sonst so unstete Mann ein unveränderliches und warmes Andenken: stets war er bereit, den alten Ton wieder anzuschlagen. Aber von einer Anhänglichkeit an das Land findet sich keine Spur, wohl aber beglückwünscht er sich bei jedem Anlaß in den lebhaftesten Ausdrücken, daß er ihm für immer Valet gegeben habe.

*) Coeperam temeritati iam infensus esse et ambiguus, quo vultu susceptae forent litterae, vel potius pudore deiectus spe mea, aliud quidvis respicere cogitavi.

Die Menschen jener Tage dachten und empfanden weltbürgerlicher als die heutigen, obwohl die Länder viel abgeschlossener waren als heute, wo alle Schranken der Völker außer der Sprache gefallen sind, und wo wir an die letzten Trümmer uns anklammern, die von unserer Sonderart noch übrig und für uns eigentlich ohne Bedeutung sind. Winckelmann hat wohl die Erinnerung nie eine Thräne gekostet an die heimischen Fluren, die er so oft einsam durchzogen, an die hehren Mauern die die Väter gebaut, an die himmelanstrebenden Thürme mit ihrem herrlichen Glockengeläute.

Schon damals hatte er es vorhergesagt: „Ich habe viel leiden müssen, und ich werde beständig einen Widerwillen gegen mein Vaterland behalten." — Und so ruft er später: „Mein Vaterland vergesse ich gern .... Mein-Vaterland ist Sachsen, ich erkenne kein anderes, und ist kein Tropfen preußischen Blutes in mir."

In seiner Erinnerung scheint der Eindruck der politischen Zustände alles Andere völlig verdrängt zu haben. Statt Preußen sagt er oft einfach „das despotische Land"; und zwar „drückt auf ihm der größte Despotismus, der je gedacht ist." .. „Ich gedenke mit Schaudern an dieses Land, wenigstens habe ich die Sclaverei mehr als Andere gefühlt."

Man fragt hier, wie er in seinen Verhältnissen etwas vom politischen Druck habe erfahren können, — der doch mit der Vernachlässigung der Schulen und der Schullehrer nichts zu thun hat. Denn was die Gegner Friedrichs II. sonst seiner Regierung vorgeworfen haben, — der Dienstzwang, der auf den niederen Volksklassen lastete (aus denen Winckelmann hervorging); die sclavische Entwürdigung, welche die barbarischen Strafen der Soldaten auch über das Volk verbreiteten; die Insolenzen der Militärpersonen gegen Bürgerliche; die Zerstörung der municipalen Selbständigkeit der Städte; der lähmende Druck des Absperrungssystems auf Handel und Gewerbe, — dies Alles kann ihn schwerlich berührt haben. Glaubte er vielleicht, daß der „Übermuth der Ämter", den er etwa gekostet hatte, in dem dem despotischen Charakter seine letzte Ursache habe? Indeß war dies despotische Regiment wenigstens gerecht; und unter den Institutionen des freien England haben noch ganz andere Greuel „weißer Sclaverei" aufkommen können.

Friedrich II. schrieb von dem System seines Vaters (das doch unter ihm selbst in manchen Stücken ganz dasselbe blieb), daß damals jeder Preuße eine sauere Miene annehmen zu müssen glaubte; daß Niemand mehr als drei Ellen Tuch zu seinem Rocke hatte, wohl aber einen Degen von zwei Ellen Länge an der Seite, daß die Weiber die Gesellschaft der Männer flohen, die sich bei Wein, Tabak und Narrenspossen entschädigten, kurz daß die Preußen wieder nahe an der Barbarei standen und jedenfalls Originale geworden wären.

Diese Entblößung des Lebens von allem, was es schmückt und erheitert,

diesen steifen, trockenen, harten Nützlichkeitssinn der Zopfzeit hatte Winckelmann im Auge, wenn er jegliche Acclimatisirung der Künste in Preußen, auch nachdem man von jenem böotischen Haß zurückgekommen war, mit ungläubigen Augen betrachtete: „In einem Lande wie Sparta können die Künste nicht gedeihen und müssen gepflanzt ausarten."

Wenn er befürchtet, daß ein alter Freund nicht mehr am Leben sei, so fügt er hinzu, „es wäre sein Bestes für ihn und für alle diejenigen, welche in diesem unglücklichen Lande eine schwere und erstickende Luft schöpfen." Er meint, „ein freier Schweizer (wie Sulzer) müsse dies Land ärger als Sibirien verwünschen." „Es schaudert mich (ruft er in einer unterdrückten Stelle des Züricher Briefes an Usteri vom 15. Januar 1763) die Haut vom Haupt bis zu den Zehen, wenn ich an den preußischen Despotismus und an den Schinder der Völker gedenke, welcher das von der Natur selbst vermaledeiete und mit libyschem Sande bedeckte Land zum Abscheu der Menschen machen und mit ewigem Fluche belegen wird. Meglio farsi Turco circonciso che Prussiano."

Zur Erklärung dieser feindseligen Ausfälle fehlt es nicht an Gründen. Sie stammen aus seiner römischen Zeit; es ist die Stimmung dortiger Kreise, die sie widerspiegeln. Der lapidare italienische Satz sieht ganz aus wie der Widerhall des Ausbruches eines Italieners bei Vorlesung eines aufregenden Kriegsbulletins. Winckelmann war damals der Hausgenosse und Freund Albanis, des „Protektors" des Reichs bei der Curie. Er war als Pensionär des Kurfürsten August nach Rom gekommen, und seine Freunde hatten dafür gesorgt, daß er selbst während des Krieges nicht vergessen werde. An Sachsen knüpften ihn außer der Dankbarkeit seine schönsten Lebenserinnerungen, die Erinnerung an seine geistige Wiedergeburt unter den ersten Eindrücken der Kunst.

Dieser Republikanismus stammte aus seinen theueren Alten, es war die Verehrung klassischer Schulmeister für Brutus und Cassius. Mit seiner Feinfühligkeit für die aufsteigenden Regungen der Zeit fand er dann die wahlverwandten Elemente in den litterarischen Neuigkeiten aus London und Paris heraus. Diese Ideen und Einrichtungen, von denen man damals das Heil der Menschheit erwartete, hatten noch nicht ihre Probe durchgemacht, der sie späterhin der große Experimentator, Geschichte genannt, unterzogen hat. Im Grunde jedoch war Winckelmann eine aristokratische Natur.

Zweites Buch

Dresdner Jahre

Prognatum gustum quendam bonum artium exercendarum, elegantiamque iudicii maiorem, quam pro reliquo Germaniae sensu, iam tunc me lubenti animo deprehendere memini, quum *Saxoniam* his unice invitatus bonis adirem.

Jo. Fried. *Christ*, praefatio ad Lipperti Dactyliothecam 1755.

In der Bibliothek zu Nöthnitz

Heinrich von Bünau*)

Der Mann in dessen Dienst Winckelmann nun für sechs Jahre eingetreten ist, war ein Staatsmann und Gelehrter, der die Stunden und die Jahre seiner geschäftlichen Muße dem Gedanken widmete, seinen Namen in die Reihe der deutschen Geschichtschreiber zu setzen.

Das Geschlecht der Bünau stammt aus Thüringen: schon 1166 wird es in Urkunden aufgeführt; seit 1517 hielt es seine Geschlechtstage. Der Vater unseres Grafen aber erwarb das von Christ besungene Rittergut Seuselitz, wo die Familienconvente gehalten wurden. Dieser ältere Heinrich von Bünau kam 1707 an den kursächsischen Hof und galt hier für einen der verschlagensten und ränkevollsten Intriganten.

Sein Sohn Heinrich, geboren zu Weißenfels den 2. Juni 1697, bezog von Schulpforta aus mit fünfzehn Jahren die Universität Leipzig: schon damals schrieb er Aufsätze für die Acta Eruditorum und für den „Neuen Büchersaal". Der zwanzigjährige Jüngling bereiste die deutschen Höfe und weilte ein volles Jahr in Paris, um sich im Umgang mit den Leitern des 194
damaligen Frankreichs Einblick in Politik und Verwaltung und in die inneren Zustände der europäischen Staaten zu verschaffen. Noch eifriger suchte er die Bekanntschaft der ersten Gelehrten der Weststaaten.

Bünau stand als Charakter hoch über der Mehrzahl seiner Standesgenossen. „Sobald ein junger Mann in die sogenannte große Welt kommt, sagt er, ist der Sturm böser Begierden und Beispiele so mächtig, daß die geringen Funken der Gottesfurcht gar bald in der Asche der ungezähmten

*) J. Fr. Burscher, Leben Bünaus, in den von ihm herausgegebenen posthumen „Betrachtungen über die Religion" Leipzig 1769. Deutsche Kaiser- und Reichshistorie 4 Bände 1728—1743 und sechzehn Foliobände Handschriften auf der Dresdener Königl. Bibliothek. Mittheilungen des verstorbenen Herrn C. Sahrer von Sahr in Tahlen. Heydenreich, die Bibliothek d. Gr. Bünau in Petzholdts Anzeiger, Dresden 1878.

Leidenschaften erlöschen." Er hält den Wunsch der Menschen, sich keiner Mäßigung ihrer Gelüste unterwerfen zu müssen, für die Hauptursache des damaligen Religionshasses. Ja er gesteht, daß es Augenblicke gegeben habe, „wo er sein Gewissen mit Fleiß zu betäuben gesucht und gar sehr gewünscht, mit Wahrscheinlichkeit und ohne Gewissensbisse, mit den Narren im Herzen sagen zu können: Es ist kein Gott!"

Ihn schützte ein edler Ehrgeiz: schon von der Universität brachte er den Plan des litterarischen Unternehmens mit, das ihn bis ans Ende seines Lebens beschäftigte.

Nach seiner Rückkehr in die Heimath erhielt der junge Graf in rascher Folge die höchsten Staatsämter: er wurde Appellationsrath, Kammerherr, Präsident des Oberconsistoriums und Visitator der Universität Leipzig. Noch glänzender wurden seine Aussichten durch Familienverbindungen, als August II. den Oheim der zweiten Frau Bünaus, den Grafen Karl Heinrich von Hoym, zum Cabinetsminister machte. Wenn damals der König nach Warschau ging,
195 so begleitete ihn Bünau. Er half seinem Oheim in dem Bemühen, August II. von Polen wegzuziehen, die Rechte der Stände zu wahren und den drohenden Finanzbankerott Kursachsens zu verhüten. Aber er langweilte vielleicht den vergnügungssüchtigen König durch seine etwas pedantische Umständlichkeit; und als es Brühl gelungen war, Hoym zu stürzen, und als kurz darauf August III. den Thron bestieg, wurde auch Bünau als Oberaufseher der Grafschaft Mansfeld nach Eisleben entfernt. Nie hat ihn die Königin, die ihn als Gegengewicht gegen den „Ministerregenten" wünschte, zurückbringen können.

Es wäre vielleicht besser für Kursachsen gewesen, wenn Bünau den Posten bekommen hätte, auf den ihm Begabung, Geschäftskenntniß und Redlichkeit ein Anrecht zu geben schienen, Eigenschaften, denen Brühl nichts entgegenzusetzen hatte, als die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit und Schlangenglätte des vollendeten Hofmanns. Bünau spielt vielleicht auf Brühl an, wenn er in den angeführten Blättern von solchen spricht, „die ihre hohe Stellung durch Unredlichkeit, Glaubensverleugnung, Bestechung und andere Brandmale des Gewissens erkauft haben"; und „keinen verabscheuungswürdigeren Menschen zu kennen gesteht, als den, der seine Ehre in einer tyrannischen Unterdrückung Anderer sucht, in der Verachtung der Geringen, in äußerlicher Pracht, die sich öfters auf den erpreßten Schweiß und Blut solcher Menschen, die besser als er sind, gründet."

Brühl, der, wie Winckelmann sagt, in allen Stücken brilliren wollte, beneidete Bünaus litterarische Berühmtheit; unfähig, in dieser Richtung mit ihm in die Schranken zu treten, suchte er sich ihm wenigstens als Büchersammler gleichzustellen und ließ ebenfalls einen Katalog seiner Bibliothek drucken.

Da es Bünau in Eisleben zu eng war, so ergriff er die Gelegenheit, nach dem Tode Kaiser Karls VI. als Diplomat in den Dienst des bayrischen Kurfürsten zu treten. Als das Kaiserthum Karls VII. einen so kläglichen Ausgang genommen hatte, kehrte er in die Heimath zurück, entschlossen, auf seinen Gütern Dahlen und Nöthnitz (den Mitgaben zweier Frauen) ganz seiner Bibliothek und seinem großen Werke zu leben. Er soll in dieser Muße arbeitsamer gewesen sein, als Viele bei Geschäften, und in den letzten zehn Jahren seines Lebens mehr Bücher gelesen haben, als manche Gelehrte von Profession im ganzen Leben. Noch einmal vertauschte er den Privatstand 196
(1751) mit der Statthalterschaft des Fürstenthums Eisenach und wurde Premierminister des Herzogs Constantin, des Vaters Karl Augusts; dann zog er sich zurück nach Osmannstädt (das später Wielands Landsitz war) und starb nach drei Jahren am 7. April 1762.

Bünau war einer von den wenigen Menschen, die mit ungemischter Befriedigung auf ein reiches Leben zurücksehen können. In den Gütern des Glückes, in den Vorzügen des Talents und des Standes fand er, gegen die gemeinen Sitten seiner damaligen Standesgenossen, nur die Aufforderung zu einer ausgedehnteren und strengeren Ausübung der Pflichten der Gemeinnützigkeit und Bildung. Übrigens war er ein kalter und gemessener Mann. Vor dem ersten Band der Reichsgeschichte steht ein Bildniß des Dreißigers: edle Linien, aus denen eine klare Intelligenz, eine ruhige Heiterkeit und Gesetztheit des Charakters spricht.

Die deutsche Kaiser- und Reichshistorie

Der sehr bedeutende Antheil Winckelmanns an dem historischen Unternehmen Bünaus, das ihn einige schöne Jahre seines Lebens kostete, nöthigt uns, noch einmal zur Geschichtschreibung des deutschen Reiches zurückzukehren.

Schon 1742 hatte Bünau seinem Werke eine Geschichte Kaiser Friedrichs I. als Probe vorausgeschickt; von diesem Versuch des Fünfundzwanzigjährigen urtheilte einer der ersten Meister dieses Fachs, Mascov, „daß der Verfasser gewiesen habe, wie viel man inskünftige von einem, der sich an die deutsche Geschichte macht, fordern könne.“ Die vier Quartanten seines Werks wurden während Bünaus administrativer und diplomatischer Thätigkeit vollendet (1728, 32, 39 und 43); sie reichen bis auf Conrad den Salier (918). Daß uns die Jahre seiner Muße keine Fortsetzung gebracht haben, hat der siebenjährige Krieg verschuldet, der Bünau fast aller seiner Einkünfte beraubte, und vor dessen Ende er starb. Aber das Werk war viel weiter gefördert worden: eine Reihe von Kaisern lag sogar druckfertig vor. Der größte Theil dieser Manuskripte ist in die Dresdener Bibliothek gekommen; die

Zeiten Heinrichs I. und der drei Ottonen in der definitiven Redaction, nebst vollständigen Belegstellen und Beilagen. Die Geschichte Heinrichs II. besaß Herr Sahrer von Sahr in Dahlen. Dann aber folgt in Dresden eine Abschrift Heinrichs VII. und ein unvollendeter Entwurf Friedrichs III. von Bünaus Hand. Endlich liegt noch vor eine 1752 von neuem unternommene, noch ausführlichere Bearbeitung der „Geschichte Chlodwigs, des Stifters der fränkischen Monarchie". Wieviel von den dazwischen liegenden Zeiten entworfen und vollendet war, läßt sich nicht bestimmen.

Dieses weitschichtige Werk war die Bewunderung der Zeitgenossen: auch nach Lessing war sein einziger Fehler — die Zeit. Später ist es ganz in Vergessenheit gekommen; in Heerens Andenken an deutsche Historiker z. B. (Werke VI, 448) wird es nicht einmal genannt, obwohl Heeren kein erwähnenswerthes Werk übergangen zu haben meint. Dagegen hat es Fr. Böhmer wieder als eines der besten Werke über die fränkische Geschichte in der karolingischen Periode gelobt und ihm sogar eine neue Bearbeitung gewünscht: Bünau habe für die Länder diesseits der Alpen dasselbe unternommen, was Muratori für die jenseitigen.

Um das Verdienst der Werke Bünaus und Mascovs in Methodik und Darstellung zu ermessen, muß man sie auf dem Hintergrunde ihrer Zeit sehen. Als Bünau seine Geschichte unternahm, waren die Annalen des Leibnitz, die bis zum Anfang des elften Jahrhunderts reichten, zwar geschrieben, aber nicht veröffentlicht. Der junge Geschichtschreiber sah sich noch von Gelehrten umgeben, die in ihrem Vaterlande ganz fremd waren, während sie jede Kleinigkeit der Alterthümer interessirte. Die Archive waren verschlossen; man begnügte sich, in einige halbfabelhafte Erzählungen der Chronisten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts hineingesehen zu haben; die Leser aber suchten in solchen Büchern unterhaltende Geschichten, man pflegte sie durch Enthüllungen geheimer Staatsweisheit und verborgener Triebfedern der Großen in schmeichelhafte Selbsttäuschungen zu versetzen. Dies ist wenigstens das Bild, das uns Bünau selbst entwirft.

Beider Werke gelten mit Recht als die eigentlichen Anfänge der deutschen Geschichtschreibung. Sie verfuhren nicht nur nach streng kritischen Grundsätzen, sie strebten schon nach künstlerischer Darstellung; vor allem schrieben sie die Geschichte nicht mehr als Hilfswissenschaft des Staatsrechts, sondern um ihrer selbst willen.

Bünau forderte die Herausgabe der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit; er schloß die nichtgleichzeitigen Schriftsteller aus, unterschied die secundären Quellen, verlangte und versuchte philologische Kritik der Texte. Aber der Hauptzug seines Werkes ist die vollständige Aufnahme des Stoffs, und zwar in geordneter, zusammenhängender Erzählung: seine reichen in den Beilagen mitgetheilten Quellenauszüge werden noch jetzt mehr ausgebeutet

als genannt; während die Überlegenheit in der Auswahl des Bedeutenden, in der Übersichtlichkeit der Anordnung und in der Schärfe der kritischen Behandlung auf der Seite Mascovs ist. Aber die Geschichte der deutschen Urzeit, der Wanderung und der aus ihr entstandenen Reiche und Dynastien, war noch nirgends so ausführlich erzählt worden; ohne daß doch die großen Züge des Ursprungs und Wachsthums der Völker und die Veränderungen der Verfassungen aus dem Auge verloren würden; denn auch Bünau hielt 198
noch für den „ganz besonderen Vorzug unserer Geschichte" die Kenntniß des Herkommens, worauf das Staatsrecht und die Wohlfahrt des deutschen Reiches sich gründe.

Bünau bekennt, daß ihm der Stil mehr Mühe gemacht habe, als die Sammlung und Erforschung der Thatsachen: auch hier fehlten ihm die Vorbilder, als er 1722 in reinem Deutsch eine lesbare Geschichte schreiben wollte. Während die Pfeffinger, Struv, Spener, Hahn mehr auf die Sache als auf die Schreibart ihr Absehen gerichtet hätten und nur die Liebhaber der deutschen Geschichte auf den Grund führen zu wollen schienen: so denke er eine durch Episoden und Anmerkungen ununterbrochene, aneinanderhängende, vollständige Historie zu schreiben, die auch als angenehmer und nützlicher Zeitvertreib gelesen werden könne. Sogar das Vorurtheil der Pedanten gegen den Gebrauch des Deutschen mußte er noch mit Worten ihres eigenen Orakels Cicero abwehren.

Daß Bünau inmitten von Sprachmengerei und Purismus, Plattheit und Schwulst rein deutsch und gut deutsch schreiben wollte, war um so rühmlicher, da er sich von vornherein gestand, ein befriedigendes Resultat sei unerreichbar in einer Sprache, die den Schriftsteller herabzog, während ihn andere Sprachen hoben, und die man sich erst bilden mußte.

Die Rücksicht auf die geringe Gewandtheit des Publikums, die pedantische Manier der Wolfschen Schule und eigene geschäftsmännische Trockenheit verleitete auch Bünau, die Popularität in jener Breite zu suchen, die Alles herausjagen zu müssen glaubt, die alle logischen Beziehungen mit Deutlichkeit ausdrückt, die es für unklar hält, etwas zwischen den Zeilen lesen zu lassen, und den Leser fortwährend daran erinnert, wie wenig ihm zugetraut wird. Bünau hat zwar das historische Material in seine Texten verwoben: aber von dem so reizenden Colorit der mittelalterlichen Quellen ist nichts mit übergegangen. Alles ist verwischt in dem Grau in Grau seiner monoton sich abwickelnden Perioden. Ohne jegliche Abwechselung von Farbe und Stimmung, ohne überraschende Ideenverbindungen, verliert Bünaus Stil gegenüber der beweglichen und nervigen Rede Mascovs, der sehr kurze Sätze liebt. Mascovs Erzählung ist eine fortlaufende Discussion der Quellen, ihres Werthes, der Methode, der Periodisirung; die Persönlichkeit des forschenden und lehrenden Professors steht immer im Vordergrund. Bei Bünau hält der

kalte vornehme Geschäftsmann und Diplomat nach Wegräumung des Baugerüsts Vortrag.

199 Die Hauptgebrechen dieser Geschichtschreibung flossen aber aus der Natur des Gegenstandes. Dies gesteht Mascov selbst: „Das Innere der Sache", klagt er, „ist selten herauszubringen . . Ausputzung und Annehmlichkeit ist nicht wohl zu suchen, wo man nicht alle Umstände dergestalt vor sich hat, daß man diejenigen, welche sich am leichtesten mit einander verbinden lassen, aussuchen kann; wo man nicht alle Personen deutlich genug kennt und die Vornehmsten so abbilden kann, daß der Leser an dem, was ihnen begegnet, theilnimmt. Man muß gar Vieles hier ebenso ansehen, wie in der Malerei die entfernten Sachen vorgestellt werden."

Lessing wollte den Namen eines wahren Geschichtschreibers nur dem beilegen, der die Geschichte seiner Zeit und seines Landes beschrieben, wie Thukydides und Sallust, de Thou und Clarendon. Wenn zum Gelingen eines historischen Kunstwerks, wo nicht Antheil an den Ereignissen selbst und Berührung mit den Hauptpersonen, so doch eine gewisse Nachbarschaft der Zeit und des Schauplatzes, eine Praxis in ähnlichen Verhältnissen gehört, — ein Fortleben des Vergangenen in den lebendigen Überlieferungen und Zuständen des Gemeinwesens, ein Aufleben des Vergangenen bei der Wiederkehr analoger Zustände im Kreislauf der Geschichte; wenn oft der Eindruck eines Ereignisses, das durch Abrundung und dramatischen Verlauf für die Kunst gleichsam bestimmt ist, diese Kunst geweckt hat: konnte es einen unglücklicheren Stoff geben, als die Geschichte einer ungeheuern Nation, die sich durch Jahrhunderte am Faden der Zeitfolge und der Verfassung hinzieht und uns durch Mangelhaftigkeit der Quellen und Rohheit der Zustände fremder ist, als das Rom des Tiberius oder das Athen des peloponnesischen Kriegs? Wie sollten hier die feinen Fäden des ursächlichen Zusammenhangs aufgedeckt, politische Lehren, patriotische Anregungen, Gemälde der Begebenheiten gegeben werden, was für Charakteristiken konnte man von Armin und Marbod, von Athaulf und Genserich aufstellen?

Winckelmanns Antheil an Bünaus Werk beginnt natürlich erst bei den unveröffentlichten Theilen. Von einem sechsjährigen mühsamen Fleiß ist der Wissenschaft nichts zu Gute gekommen; diese vielbeseufzte Arbeit ist nicht nur für ihn, sondern auch für die Welt vergeblich gewesen.

Seine Mitwirkung an den späteren Theilen ist bei der fragmentarischen Erhaltung der Handschrift, dem Umfang und der Beschaffenheit nach, nicht ganz sicher festzustellen; auch war sie bei den einzelnen Kaisern verschieden.

Daß Bünau seinem Secretär die Quellenauszüge übertrug, war schon
200 aus Briefen bekannt: „ich schrieb den ganzen Tag alte Urkunden und Chroniken aus"; — man muß jedoch nicht glauben, der Graf habe sich die

Quellenstudien, als Handlangerarbeit, von seinem Diener abnehmen lassen und sich selbst blos die darstellende Verarbeitung vorbehalten: eine so gräßliche Art Geschichte zu schreiben,' war nicht in Bünaus Charakter, auch nicht wohl ausführbar.

Bünau war seit Jahrzehnten in den Quellen der deutschen Geschichte zu Hause; er übersah die Grundzüge des Ganzen, das vielleicht bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein längst aus dem Rohen entworfen war. In den Entwürfen, die er seinem Secretär übergab, war die Geschichterzählung aus dem Gedächtniß niedergeschrieben und die Belegstellen waren in ungefährer Weise angegeben: dies war alles was ihm seine Zeit erlaubte. Die Secretäre besorgten die genaue Collation und Vervollständigung der Allegate, die Controlle der Texte nach den Quellen, die Auszüge aus den Diplomen für die Beilagen und die stilistischen Feile. Diese übertrug Bünau zugleich mit der definitiven Abschrift seinem Hofkaplan Burscher. Eine lateinische Übersetzung wurde von Joh. Michael Heusinger begonnen, weil man das Werk auch dem Auslande zugänglich machen wollte. Dies ist wenigstens das Verfahren, das sich aus den handschriftlichen Theilen ergiebt.

Bei der neuen Bearbeitung der Geschichte Chlodwigs bestand Winckelmanns Hilfeleistung in Prüfung der Belegstellen und Revision des Textes. Es war eine sehr mühsame und zeitraubende Arbeit, wenn auch ganz geeignet, den kritischen Sinn zu üben.*)

Tiefergehend, aber dunkler ist sein Antheil an der Darstellung der Redaction der Geschichte der zwei letzten Ottonen. Außer den Allegaten und Diplomen liegt ein stilistisch und kalligraphisch vortreffliches Heft mit dem 201
Leben Ottos des Röthlichen von Winckelmanns Hand vor; und das Merkwürdige ist, daß die Handschrift Bünaus diesmal auf Winckelmanns Heft beruht. Mehrere Abschnitte sind verändert, bei anderen aber wird der Abschreiber durch Angabe der Seitenzahlen nebst den Anfangs- und Endworten in

*) Man liest z. B., wie Bünau die Vermuthung ausspricht, die Bezeichnung von Toulouse als des gothischen Roms bei Sidonius Apollinaris gefunden zu haben; Winckelmann aber kann sie weder hier, noch bei Valois, Catel, Martinière auftreiben und entdeckt sie endlich doch in der Histoire générale de Languedoc. Eine Stelle über die heilige Chlotilde hat Bünau bei einem coaevo gelesen, kann sie aber nicht wiederfinden, erinnert sich auch nicht wo und räth seinem Gehilfen, die vorhergehenden Allegate, Le Cointe, die Bolandisten nachzuschlagen: dieser liest nun alle ihm bekannten Stellen, Diplome und Briefe an Chlodwig von neuem vergebens durch. Er vergleicht ein Dutzend Schriftsteller, um festzustellen, ob man sagen könne, daß Chlodwig bei der Verfolgung der Alemannen über den Rhein gegangen sei; man möge sagen, entscheidet er, Chlodwig sei den Feinden den Rhein hinauf nachgejagt. Und so schreibt er noch sonst ärgerlich, wie er eine Stelle an allen erdenklichen Orten vergeblich gesucht, alle erdenklichen französischen Historiker vergeblich durchgelesen habe. Ein Brief vom 22. Januar 1754 schildert, wie er vergebens Spuren der älteren Geschichte der Stadt Biel gesucht; noch von Rom aus verspricht er Nachrichten vom Grabe Ottos II. zu sammeln.

Winckelmanns Manuskript angewiesen, den fraglichen Abschnitt unverändert aufzunehmen. Aber warum wird nicht diese Umarbeitung Bünaus, sondern Winckelmanns ursprünglicher Text der letzten Abschrift Burschers zu Grunde gelegt?

Bei Otto III. hat Winckelmann die Collectaneen nach der Folge der Regierungsjahre zusammengestellt; auf diese Collectaneen gründete er dann einen Entwurf, der ganz an dem Faden der Quellen verläuft: die Anzeige der Belegstellen wird bei jedem Satz zwischen den Text eingerückt. Dieser Winckelmannsche Text erscheint in Burschers Abschrift nur in fließenderem Zusammenhang.

Es ist möglich, daß Bünau hier nur eine Skizze und die Anleitung zur Benutzung der Quellen lieferte. Er hatte vielleicht gefunden, daß er Winckelmann einen ganz anderen Antheil an dem Werke anvertrauen könne, als Franke und Burscher; er machte den Versuch, ihm die Ausarbeitung zu überlassen, und behielt sich nur die Revision vor.*) Wahrscheinlich sah er auch, daß nur auf diese Weise das breitspurige Werk Hoffnung habe, bis zur neueren Zeit fortzurücken.

Wie bedeutend Winckelmanns Mitarbeiterschaft war, ergiebt sich auch aus den Vorstudien, denen er sich lediglich zur Aneignung der Hilfskenntnisse unterziehen mußte. „Ich wünschte," schreibt er an Schlabrendorf, der in Halle die Rechte studirte (9. August 1765), daß ich Ihnen mittheilen könnte, was ich in Vergessenheit gehen lassen. Dieses (nämlich das Staatsrecht) war auf Antrieb Bünaus eine meiner vornehmsten Beschäftigungen auf dessen Bibliothek. Wie habe ich den Vitriarius durchgepeischt, nicht den kleinen, sondern den großen, in vier Bänden, monstrum horrendum, ingens, cui lumen ademtum." Er meint des Leydener Professors Philipp Reinhard Vitriarius Institutionen des Staatsrechts. In ähnlicher Richtung lagen die Studien der Taktik. Wir finden umfassende Auszüge aus der Kriegskunst des Marschalls Puységur und aus den Werken Folards, des Commentators des Polybius und Erfinders des Systems der Colonne. Friedrich II. veranstaltete einen esprit aus Folards Büchern („Diamanten aus einem Misthaufen"), die er sonst visionär und überspannt nannte. Dieser seltsame
202 Kopf war von der Taktik der Alten so eingenommen, daß er mit ihren Maschinen einen durch moderne Artillerie vertheidigten Platz in kurzer Zeit nehmen wollte.

Der Graf und sein Secretär scheinen auf einem Zimmer gearbeitet zu haben: Ich wünschte, schreibt Winckelmann (den 4. Februar 1758) aus Rom, daß ich das hohe Glück hätte, ihm in Nöthnitz vor seinem Pult sitzend aufzuwarten.

*) Ipse totus est in Historia ex delineatione nostra amplificanda et perpoliendo. 1. Mai 1751.

Auch die große Anstrengung, über die er oft klagt, weist auf Arbeiten, für die die geistigen Gußformen so zu sagen erst hergestellt werden mußten. „Der Anfang ist mir blutsauer geworden, und ich habe in den ersten Monaten alle grauen Haare bekommen, die ich noch habe." Er will sich (im Sommer 1754) nicht entsinnen, in den sechs Jahren in Sachsen recht gelacht zu haben. Und in Sachsen konnte man doch das Lachen lernen!

„Meine Dienste," schreibt Winckelmann von Rom aus, „sind dem Grafen viel zu gefällig gewesen, als daß er nicht mit Freuden sich von neuem mit mir setzen sollte." Es war ihm sehr darum zu thun, daß Winckelmann keine andere Stelle annehme.

Von Bedeutung für sein späteres Leben waren diese Arbeiten als Übungen im historischen Fach. Hier erwarb er sich unter der Leitung eines der ersten Historiker eine gewisse Gewandtheit im Gebrauch der Werkzeuge der Forschung, der Kritik und der Darstellung; er gewann eine Form, die sich leichter mit den erforderlichen Anpassungen auf einen anderen Stoff übertragen, als ganz neu erwerben ließ. Es wundert uns nun weniger, wenn er dann gleich als fertiger Meister anfängt.

Die Bünausche Bibliothek*)

Die gelehrten Hilfsmittel für sein Werk hatte der Graf in seiner eigenen Bibliothek zur Hand, an der er seit 1725, vielleicht zuerst mit Rücksicht auf die Reichsgeschichte, sammelte. Damals war die Liebhaberei an Litteraturgeschichte und Bücherkunde in der kursächsischen Hauptstadt sehr verbreitet. Seit dem August II. die lange vernachlässigte Dresdener Bibliothek gleichsam zum zweiten Male gestiftet hatte, bildeten sich, wie ihr gelehrter Bibliothekar Adolf Ebert erzählt, überall, selbst bei Minderbegüterten bald kleinere, bald größere Sammlungen: ein Wetteifer entwickelte sich unter den höheren Hof- und Staatsbeamten. Alle diese Bibliotheken verschwanden seit 1750 wieder, mit Ausnahme der drei bedeutendsten der Grafen Brühl, Kaiserling und Bünau.

Diese war die berühmteste, sie konnte für die erste Privatbibliothek Deutschlands gelten und keine wurde Gelehrten mit solcher Liberalität zur 203
Verfügung gestellt. Die sich überbietende Sammellust am Dresdener Hofe, Bünaus Interesse an allen Zweigen der Wissenschaft und der Litteratur führte ihn auf die Idee einer Universalbibliothek, deren Plan er selbst entwarf und in der Folge durch den 1740 von ihm angestellten Bibliothekar Johann Michael Franke (geb. zu Ebersbach bei Dresden, † 1775) in dem berühmten Katalog ausführen ließ. Er war, sagt Ebert, durch seine eigenen

*) A. Ebert, Geschichte der königl. Bibliothek zu Dresden. 1822.

schriftstellerischen Arbeiten auf das Bedürfniß eines Katalogs geführt worden, der nach einem neuen und ohne Rücksicht auf das Format streng durchgeführten bibliographischen System nicht nur alle Bücher und kleinen Schriften, sondern selbst alle einzelnen und in anderen Sammlungen eingedruckten Abhandlungen und Aufsätze vollständig und genau nachweise. Er sollte, sagt Winckelmann, als Universalindex gebraucht werden können, die Schriften in allen möglichen Materien zu finden. „Das System," fährt Ebert fort, „welches Bünau Franke übergab, übertraf alles was man damals aufweisen konnte, obwohl es an einer zu großen Förmlichkeit in den Unterabteilungen leidet. Die Art aber in welcher Franke, der ohne alle Vorbereitung in diese Thätigkeit hineingekommen war, dasjenige arbeitete was seiner eigenen Thätigkeit und Einsicht überlassen blieb, sichert ihm auf immer den Namen des ersten Bibliothekars, den Deutschland je aufzuweisen hatte."

Der erste Theil des Katalogs (1750) enthält in drei Abtheilungen die alten Schriftsteller, die allgemeine und besondere Geschichte der Litteratur und die Leben der Gelehrten. Im zweiten Theile folgen die Universalgeschichte, die historischen Hilfswissenschaften, die alte Geschichte samt den Antiquitäten, den Kunstdenkmälern, den Inschriften und der Numismatik. Der dritte umfaßt die Kirchengeschichte, das Leben der Heiligen und Märtyrer und den Protestantismus. Der sechste und letzte erschien 1756.

An diesem Theil arbeitete Winckelmann mit: er klagt, daß er seine Tage in Sachsen über den Leben der Heiligen verloren habe. Seine Hauptarbeiten sollten auch hier vergeblich sein: auch die Fortsetzung des Katalogs wurde durch den Krieg für immer unterbrochen. Die deutschen Geschichtschreiber (worunter die Schriftsteller aus der sächsischen Geschichte allein achtzig Lagen machten), das Staatsrecht und die italienische Geschichte (die er ohne Wissen des Grafen vornahm) sind nie zum Druck gekommen und verloren gegangen. Winckelmann spricht oft von diesen Arbeiten, die er erst vollenden will, ehe er die gräflichen Dienste verläßt und nach Welschland aufbricht.*)

204 Bei diesen Bibliotheken wurde, wie Ebert weiter erzählt, außer dem inneren Gehalt auch äußerer Glanz und zufällige Merkwürdigkeit berücksichtigt. Engels Sammlung seltener Bücher wurde 1744 für 4000 Thaler erworben; ebenso Cyprians Sammlung aller 1717 erschienenen Reformationsjubelschriften; für die genealogisch interessante Sammlung von Leichenpredigten zu Stolberg am Harz bot man vergebens 8000 Thaler. Giordano Brunos Werke wurden mit 500, der einzige Spaccio della bestia trionfante

*) Omnes omnium quotquot sunt Bibliothecarum Catalogi percontandi, excutiendi, minutillatim et, ut ille ait, quasi spiculis rimandi sunt, ut quicquid ubicunque lateat et hic desideretur, priusquam publici iuris fiat, adhuc conquiri possit. 1. Mai. 1751.

mit 200 Thalern bezahlt. Winckelmann bietet noch von Rom aus des Francesco de' Marchi Architettura militare an, ein Buch, das nach Servets Christianismus für das rarste gehalten werde.

Ferner war in allen diesen Sammlungen ein größerer oder geringerer Bücherluxus sichtbar, der sich in guten Einbänden und vorzüglichen Exemplaren zeigte. In Bünaus Bibliothek gab es keine angebundenen Bücher; alles gekaufte wurde umgebunden. Seit 1740 wurde aus Rivalität mit der prachtvollen Brühlschen Bibliothek ein geschmackvoller englischer Einband gewählt. Auf der Außenseite des vorderen Einbanddeckels steht das gräfliche Wappen, auf der des hinteren die Worte: Ex Bibliotheca Bunaviana in Golddruck. Die Bibliothek enthielt beim Tode des Grafen 42139 Bände, darunter 149 Handschriften.

Bis zum Jahre 1740 stand die Bibliothek zu Dresden in sechs Zimmern; bei Bünaus Eintritt in die Dienste Karls VII. kam sie auf das Schloß Nöthnitz in zwei große übereinandergelegene Salons. Der Eingang zur Treppe in den oberen Salon war durch eine Verkleidung versteckt, die aus hölzernen, mit Leder überzogenen Bücherrücken bestand, mit Titeln verlorener Werke nach Fabricius. Aber selbst diese Säle mit all ihren mittleren Quadraten und trotz der versteckten, ja doppelten Aufstellung reichten schon 1750 nicht mehr aus.

Der obere Hauptsaal war ein langer Raum mit sieben großen Fenstern an jeder Seite. Man sah auf den Ökonomiehof und auf die Terrassen des höherliegenden Schloßgartens. Winckelmann soll das Eckstübchen des zweiten Stockes bewohnt haben, in dessen Decke aus jener Zeit noch 1865 ein gebräuntes Federviehstück zu sehen war. Die nächste Umgebung war so hausbacken wie möglich; aber in der Ferne öffnete sich die Aussicht nach den lieblichen Weinbergen an der Elbe und weiterhin nach den seltsamen Sandsteingebilden der sächsischen Schweiz. Das Rittergut Nöthnitz*) liegt eine Stunde von Dresden am oberen Ende einer mit Erlen bepflanzten und von einem kleinen Bache durchströmten Thalschlucht. Wenn man dieser Schlucht 205
abwärts folgt, so tauchen allmählich die Thurmgruppen von Dresden hinter den Hügeln hervor, und gegenüber dehnen sich die Baumgruppen des großen Gartens aus.

Es war ein beschränkter ländlicher Vordergrund, aber mit einem einladenden Blick nach Süden im Hintergrund; es war eine idyllische Einsamkeit. Die üppige und kunstreiche Residenz lag hinter den Hügeln versteckt;

*) Das Gut ist seit 1870 im Besitz des Freiherrn von Finck, der das Schloß nebst dem großen Thurm neu baute und in den renovirten Bibliothekssaal seine Bibliothek aufstellen ließ. An der Außenwand ist eine Marmortafel zur Erinnerung an Winckelmann angebracht.

aber oft kamen Besucher aus diesem Rendezvous aller Nationen herüber, um sich in der Bibliothek herumführen zu lassen. Hier arbeitete Winckelmann für fremde Zwecke, aber er konnte auch jeglichem Einfall der Wißbegierde und jedem Wunsch nach angenehmeren Dingen nachhängen.

Jetzt sind wenig Spuren jener Zeit mehr in Nöthnitz zu finden, das nur noch Freunde der Landwirthschaft und der Bierbrauerei interessiren kann. Die einzige Erinnerung aus alten Zeiten ist ein großes Ölbildnis des Grafen von Bünau.

Die Bibliothek wurde nach des Grafen Tod (1762) im Jahre 1764 von der sächsischen Regierung für 40 000 Thaler angekauft und ging mit ihrem Bibliothekar in die königliche über.

Anfangs lebte Winckelmann mit seinen beiden Kollegen im besten Einvernehmen: in einem Briefe vom Januar 1751 redet er Franke „Mein Schatz" an und sendet seine Empfehlung an den „theueren" Dressel. Später trat eine Spannung ein: als er von Nöthnitz fort ist, freut er sich, „daß ihn nun kein neidischer Hund mehr anschielt". Noch später verklärte die Ferne Nöthnitz mit allen seinen Insassen und Zuständen; nun ist es ein Ort glücklicher und seliger Ruhe, Muße und Freiheit, wie er sie nie wieder zu erhalten hofft. Selbst mitten in den Ruinen und in den Palästen der Kaiser vergißt er sich, wenn er an Nöthnitz denkt. Nun hat er mit Franke eine lange und vergnügte Einsamkeit genossen; beim Anblick der Züge seines getreuen Gefährten wird ihm sein Herz entgegenwallen; Franke bildet nun mit zwei anderen Auserwählten die engste Gruppe der allein bewährten Freunde.

Seine sonstigen Bekanntschaften scheinen sich anfangs auf die wenigen Gelehrten beschränkt zu haben, die es in Dresden gab, und die in Nöthnitz
206 oft etwas zu suchen hatten. Später, als er in die Künstlerkreise gekommen war, sprach er wegwerfend von den pedantischen Gelehrten Dresdens.

Seit dem Frühjahr 1752 lebte auch Christian Gottlob Heyne in Dresden, zuletzt als Kopist auf der Bibliothek des Ministers Brühl. Beide Männer trafen zuweilen zusammen.

„Oft", so erzählt Heeren in Heynes Leben, „kam ein fast ganz unbekannter Mann auf die Bibliothek, dessen Besuche gar nicht sonderlich erwünscht für die Bibliothekare waren, weil er ihnen unendliche Arbeit machte. Er schien unersättlich im Lesen zu sein; und der verlangten Bücher waren so viele, daß er deshalb eben nicht mit freundlichem Gesicht aufgenommen ward. So wurden die Beiden mit einander bekannt, wenn auch nicht vertraut."

Der Eindruck, den Winckelmann bei seinem zwölf Jahre jüngeren Collegen zurückließ, war nicht der vortheilhafteste. Wenn Heyne sich seiner damaligen Erscheinung erinnerte, pflegte er oft der Rusticität in seinem Äußeren zu er-

wähnen. Zehn Jahre ſpäter (1764) ſchreibt ihm Winckelmann aus der Ferne: „Zum Beſchluß muß ich Ihnen ſagen, daß ich bin, wie Sie mich gekannt haben, meiner Niedrigkeit bewußt (σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος)."

Die Art, wie Heyne in Brühls Dienſte gekommen war, giebt uns einen Begriff, wie dieſer Miniſter die Protektion der Künſte und Wiſſenſchaften verſtand. Heyne, ein Leinweberſohn, hatte ſtets mit Entbehrungen zu kämpfen gehabt: als er auf Chriſts Rath in Leipzig die Griechen nach der Zeitordnung durchlas, vergönnte er ſich ein halbes Jahr lang nur zweimal wöchentlich die Nachtruhe. Ein Hoffnungsſchimmer ging ihm auf als Brühl, deſſen Söhne in Leipzig ſtudirten, ein prächtig gedrucktes lateiniſches Gedicht Heynes auf den franzöſiſchen Prediger Lacoſte geſehen und geäußert hatte, er möge den Verfaſſer in ſeinen Dienſten haben. Man beeilte ſich, Heyne nach Dresden zu rufen; er macht 52 Thaler Schulden für die „Equipirung" und wird gnädig empfangen: man will für ihn ſorgen, er ſoll Sekretär werden mit 5, 4, 300 Thalern Gehalt. Aber er wird nichts und bekommt nichts. Er muß ſeine Bücher verkaufen, um nicht zu verhungern; eine Zeitlang ſättigen ihn gekochte Erbſenſchoten; dann nimmt ihn ein Herr von Meden auf ein Jahr als Hofmeiſter an. Ein Candidat Sonntag erlaubt ihm ſein Zimmer zu benutzen: da ſchläft er auf den Dielen mit Büchern ſtatt des Kopfkiſſens. Endlich im Herbſt 1753 giebt ihm Brühl ein Ämtchen auf ſeiner Bibliothek mit hundert Thalern. Die Noth macht ihn zum Schriftſteller, er überſetzt den franzöſiſchen Roman Le soldat parvenu und einen kürzlich von d'Orville herausgegebenen griechiſchen Roman des Chariton. Er gab ſich alle Mühe, 207
den Staub der Schule loszuwerden und ſich die Bildung anzueignen, die dort allein galt: die Beleſenheit in franzöſiſchen und italieniſchen Dichtern und die Kenntniß der Malerei; daher die Wahl des lateiniſchen Dichters, den er zuerſt herausgab. Er erhielt auch wirklich Stunden bei dem aufgeweckten jungen Grafen Moritz, aber ſtatt der verſprochenen zweihundert Thaler nur einige Almoſen. Zum Dank hierfür widmete er dem Mäcen ſeinen Tibull, deſſen Honorar zur Beſtreitung der Disputation in Leipzig diente; der Widmung gegenüber ſtand das Motto:

Non tibi sunt curae tristes nec luctus, Osiri,
Sed chorus, et cantus, et levis aptus amor.

Aus Göttingen ſchrieb Heyne Winckelmann nach Rom (25. Juli 1763): „Mir iſt Sachſen und mein Glück ſo wenig geneigt geweſen als Ihnen. Ich habe elf Jahre unter den Bedrückungen ſchlechter Leute zugebracht — μάλα γὰρ πόλυ χείροσι φωσὶ δεδμήμην." Jetzt da er zu den ſeit acht Jahren verlaſſenen Studium zurückgekehrt ſei, „däucht mir, erhalte ich ein neues Recht auf die Fortſetzung unſerer Bekanntſchaft und Freundſchaft, mit der Sie mich beehrten, als ich auf der Brühlſchen Bibliothek war, wo Sie mich unter der Geiſel der beyden Söhne der Alte ſahen, Roſtens und Müllers".

Winckelmann klagt einmal, daß er in Dresden keinen Menschen findet der griechisch verstehe, gerade als Heyne mit der Bearbeitung seines Epikte, beschäftigt war und Algarottis Briefe aus Dresden voll sind vom Homer: „er kann nicht sagen, mit welcher Lust er dieses Meer von Poesie durchschifft".

Beide waren Jahre lang an demselben Ort, in demselben Amt und verfolgten vielfach dieselben Richtungen; sie schienen durch gleiche Studien und gleiches Mißgeschick an einander gewiesen; aber der stoische Trotz, den sie zur Stärkung auf ihrem Lebensweg herbeirufen mußten, beraubte sie des Trostes der Mittheilung. Erst zehn Jahre später, als sie durch die Alpen getrennt waren, begann der Verkehr: ihre Berühmtheit, über die sie sich vielleicht beide wunderten, veranlaßte sie sich mit anderen Augen anzusehen. Der Eine ward in der Folge sogar der officielle und gekrönte Lobredner des Anderen, während er ihm nichtofficiell, offen und zwischen den Zeilen, soviel Blätter als er konnte aus seinem Lorbeerkranz abzupflücken suchte.

Als aber Heyne, im Begriff sein vierunddreißigjähriges Elend mit einer bedeutenden Wirksamkeit zu vertauschen, seine Antrittsrede in Göttingen hielt, da verkündigte er, daß nur in der Freiheit die großen Genien der Poesie und der Künste sich formen; daß der Dichter und der Maler in seinem Charakter besitzen müsse was er in seinen Werken darstellen soll; daß die Schönheit und Lauterkeit, die Großheit und Ruhe, die Zartheit und das Ungestüm der Schöpfungen in seiner Person ihre Quelle haben müssen.

205 Entwürfe zur Geschichte

Während Winckelmann in der beschriebenen Weise an der Weiterführung des Bünauschen Werkes nach dem Plane des Grafen mithalf, gingen ihm in der Bibliothek zu Nöthnitz fortwährend die Neuigkeiten der historischen Litteratur durch die Hände: die Ansichten, Tendenzen, Muster der Geschichtschreibung, die sich ihm da öffneten, konnten seine Arbeit freilich nicht erfreulicher machen. Welcher Abstand, wenn man nach den Reichsgeschichten die Namen Bolingbroke, Voltaire, Montesquieu nennt: denn diese begegnen uns wiederholt in den Heften, die seine historischen Lesefrüchte enthalten (besonders in Band 4270 und 72 der pariser Handschriften). Nach diesen Auszügen dürften folgende Ideen von besonderem Einfluß auf seine Begriffe von Geschichtschreibung gewesen sein.

Während sich die deutschen Professoren, ungestört durch politische Reflexionen, in dem Labyrinth der Rechte des Reichs bewegten — wie Advokaten von unsterblichen Processen leben —; so dachte Bolingbroke die Geschichte als Begleiterin der staatsmännischen Erfahrung auf die sie vorbereite, als Wegweiserin des politischen Genies: eine Philosophie in Beispielen. Sie ist der alte Autor, die Erfahrung die moderne Sprache, in die er über-

tragen werden soll; der Geist des Autors muß der Sprache eingehaucht werden, aber mit Wahrung der Gesetze ihres eigenen Idioms.

Früher schien es, als ob nur die alten Völker zur Geschichtschreibung Stoff geliefert hätten; als man zur vaterländischen Geschichte übergegangen war, kam man nicht über die erste Hälfte des Mittelalters hinaus, aus dessen Quellen man ein Skelett von öffentlichen Akten und Kriegsgeschichten zu Tage förderte und das Leben in den Chroniken zurückließ. Bolingbroke empfahl, von den trümmerhaften Überlieferungen der alten Zeiten überzugehen zu der ganzen und authentischen Geschichte der neueren, in welche die Umwälzungen fallen, auf denen alle unsere gegenwärtigen Zustände in Sitte, Staat und Kirche beruhen. Hier allein fänden wir vollständige Reihen von Begebenheiten, deren unmittelbare und entfernte Ursachen wir nachweisen und mit solchen Einzelheiten von Umständen und Charakteristik erzählen können, daß der Leser in die Zeit versetzt werde, an den Verhandlungen theilnehme ja zum Mithandelnden werde.

Den Gelehrten des letzten Jahrhunderts schien die Bestimmung des Geschichtschreibers darin aufzugehen, ein Magazin der Vergangenheit zu sein, denn Alles was geschehen ist, war bestimmt, gewußt und geschrieben zu werden; als solche Magazine schien man auch die Köpfe der Leser zu betrachten. Bolingbroke forderte, und Voltaire schrieb Geschichte für Menschen, d. h. für Leser die im Leben stehen und auf das Leben wirken, und in deren Geiste der Platz den sie der Vergangenheit bestimmen, für Bibliotheken zu 209
klein ist. Daher trifft Voltaire die Auswahl der Thatsachen und das Maß der Einzelheiten stets mit strengster Controle der Ansprüche auf Erwähnung und Aufnahme ins Gedächtniß.

Während die Historiker alten Stiles nur die Haupt- und Staatsaktionen und die monotonen Kriegsgeschichten einer so gravitätischen Muse wie der Geschichte für würdig hielten, dagegen von den Wandlungen der Bildung und Sitte, des Gewerbfleißes und Handels, der Künste und Wissenschaften nichts zu sagen hatten, so rief Voltaire: „die Geschichte ist nicht dies öde und dürre Wissen von Thatsachen und Daten, diese Kunde, wann ein für die Welt nutzloser oder verderblicher Mensch gestorben ist, diese Wissenschaft der Lexika, die das Gedächtniß beschwert, ohne den Geist zu erleuchten. Die Historie sollte aus einer Geschichte der Kriege und Verträge zu einer Geschichte des menschlichen Geistes werden, die uns die Sitten und Eigenthümlichkeiten der Völker kennen lehrt, die uns in Fehlern und Vorurtheilen die Wirkungen der Leidenschaften zeigt und durch die furchtbare Erschütterung so vieler Mächte und den Umsturz so vieler Reiche hin den Faden der Fortschritte der Künste verfolgt." Voltaire machte den ersten Versuch eines historischen Gemäldes, in dem das gesamte Culturleben des Zeitalters der politischen Geschichte zur Seite tritt. Er konnte natürlich kein anderes Zeitalter wählen als das

jüngste unter den großen Zeitaltern, „die bei Leuten von Geschmack allein mitzählen, weil in ihnen allein die Künste vervollkommnet worden sind"; das Zeitalter, in dessen geistige Bewegung Ludwig XIV. nur eintrat, obwohl er begriff daß seine Größe darin bestehe, sich an dessen Spitze zu stellen.

Die Geschichte, die bei uns nur das Gedächtniß und den Sammelgeist, höchstens den kritischen Verstand und den juristischen Scharfsinn beschäftigte, lernte zuerst in Frankreich auf der reichen Scala der Affecte spielen, die dem Historiker zu Gebote stehen. Zunächst wurde sie der Herold der Ideen der Aufklärung und Humanität. Bolingbroke nannte eine Geschichte die uns nicht von nationalen Vorurtheilen befreit, nicht zu besseren Bürgern und Menschen macht und in den ewigen Grundsätzen der Moral und des Staatslebens unterweist, — einen glänzenden Müßiggang, eine Ansehen gebende Ignoranz. Voltaire machte die Geschichte zu einem Pamphlet gegen Barbarei und Fanatismus jeder Art.

Ganz in der edlen Persönlichkeit Montesquieus begründet war jener Geist der Milde und Menschenfreundlichkeit, dem „auch der gerechte Krieg ein Recht ist das stets eine unermeßliche, gegen die menschliche Natur zu lösende Schuld hinterläßt."

Bei diesem genialsten unter den politischen Denkern der neueren Zeit trat endlich der philosophische Geist der Causalerklärung an die Geschichte heran. Montesquieu wollte verstehen, warum die Universalmonarchie, deren Unausführbarkeit im modernen Europa er bewiesen hatte, im Alterthume möglich gewesen war, da doch die Menschen dieselben waren. So entstand das Buch von der Größe und dem Verfalle der Römer. Das stetige Wachsthum ihres Staates in der ersten Hälfte seiner Geschichte und das ebenso stetige Sinken in der zweiten, führte Montesquieu auf den neuen Gedanken, daß das Leben der Staaten einen großen gesetzmäßigen Verlauf habe, der durch eine nur langsam sich verändernde Gruppe von konstanten Ursachen beherrscht wird, deren großem Zuge (allure principale) die Wechsel und selbst die furchtbarsten Stöße des Zufalles nichts anhaben können.

Während endlich unsere deutschen Bücher eigentlich außerhalb der Nationallitteratur standen, zwei bis drei Versuche ausgenommen die den Kampf mit dem Stoffe aufnahmen, so war jenseits des Rheins längst das Bedürfniß erwacht, sich den Alten auch in dem dramatischen Leben und in der farbigen Anschaulichkeit der Erzählung zur Seite zu stellen. Zuerst kamen freilich jene romanhaften Gemälde der Abbés von St. Réal und Vertot, der Mézerai und Maimbourg, denen die Schönheit über die Wahrheit ging: aber der Verstand und Geschmack des Voltaire fand auch hier die Simplicität wieder, durch die er Frankreich kaum wieder erreichte Muster des historischen Stiles schenkte. Zu der skeptischen Kritik, die allem den Glauben versagt was wider die Natur des menschlichen Gemüthes ist, gesellte er die Meisterschaft rasch beflügelter Erzählung, in der die Personen und ihre Umgebung

erscheinen, wie sie sind, — soweit er auch hinter den historischen Genrebildern zurückbleibt an denen wir Geschmack finden.

Im Anfange des Jahres 1755 ward Winckelmann auf einmal die Gelegenheit eröffnet, von den aufgehäuften Kenntnissen in der neueren Geschichte und von diesen Ideen neuesten Datums Gebrauch zu machen.

Er war damals keine unbekannte Person mehr. Bünau selbst hatte von den Gaben seines Secretärs stets viel Rühmens gemacht.*) Freunde — wir wissen nur, daß es keine Katholiken waren — sprachen jetzt von einem Cyclus 211
historischer Vorlesungen. Sie sollten vor einer „gewissen Gesellschaft" gehalten werden, einer geschlossenen jedenfalls; denn wie konnten Vorlesungen in deren Eingang angekündigt wurde, daß man Helden und Prinzen die Larve abziehen werde, öffentlich gehalten werden? Winckelmann wurde von dem Plane elektrisirt. Er hatte früher zu ähnlichen Vorträgen für die (dritte) Gräfin Bünau Entwürfe gemacht. Diese will er nun benutzen und fordert sie Berendis ab. Er schreibt am 23. Januar noch in Räthseln: „Unterdessen ist mir ein Strahl von Hoffnung aufgegangen ... Mein gutes Glück hat mir einen zuverlässigen Weg gezeigt, einen mir gleich anfänglich anständigen und allmählich reichlichen Unterhalt zu verschaffen ... Es gründet sich dieses Glück auf gar kein Engagement, auf gar keine Arbeit die nicht nach meinem Geschmacke ist; sondern ich finde es auf dem Wege, den ich beständig bisher vergebens gesucht habe, auf welchem mir Freiheit und Freundschaft die Hände reichen. Es ist noch zu zeitig, mich hierüber völlig zu erklären; ich richte aber von nun an mein Augenmerk auf das Ziel. Es erfordert einige Vorbereitung."

Im März aber ist das Unternehmen schon in sich zerfallen: es war an der „Schläfrigkeit" des für ernste Unterhaltung wenig empfänglichen Dresdener Publicums gescheitert.

Doch hatte Winckelmann schon einen Anfang gemacht. „Ich war Willens", erzählt er, „ein würdiges Werk daraus zu machen, und ich ließ daher einen schriftlichen Aufsatz vom mündlichen Vortrag der allgemeinen Geschichte einigen Kennern zeigen." Dieser Aufsatz hat sich im Nachlasse Oefers gefunden und wurde in Beckers Erholungen von 1800 abgedruckt. Er ist ein Document über Winckelmanns Ideen von Geschichte und Geschichtschreibung am Schlusse eines fünfzehnjährigen Studiums, er wurde zugleich sein Abschied von der Geschichte.

Der Gedanke daß der mündliche Vortrag der neueren Geschichte Vortheile gewähre, auf die man in Büchern verzichten müsse, erinnert an den Druck, der in Sachsen auf der Presse lastete. Nicht blos politische und administrative Angelegenheiten waren der öffentlichen Besprechung entzogen: selbst über die sächsische Geschichte verstattete man, wie Hofrath Feustel 1750 gegen

*) Coenantibus nuper secum primi ordinis viris, quam honorifice de me sentiret, professus est. 1. Mai 1751.

Oelrichs klagte, nicht leicht, etwas drucken zu lassen. Der einzige Satiriker Kursachsens (und Deutschlands!), Rabener, hütete sich, das zu berühren
212 was eigentlich für die Satire bestimmt war, und klammerte sich an kleinbürgerliche Miseren.

„Es giebt kein größeres Gesetz der Geschichte", sagt Winckelmann, „als die Wahrheit"; er stellt sogar mit Voltaire an den Geschichtschreiber das Ansinnen, er solle vergessen haben daß er aus einem gewissen Lande, daß er in einer gewissen Gemeinschaft erzogen worden sei.

Der historische Redner, so fordert er, sollte sich über Kleinigkeiten erheben. Er überläßt die Geschichtschreiber dem strengen und tyrannischen Gesetze, dem sie eigene Willkür und Wahn unterworfen, alles zu schreiben was man schreiben kann; er dispensirt sich, seinem Helden mit dem Kalender in der Hand, von Tag zu Tag, von Schritt zu Schritt zu folgen. Auch kennt er einen weiteren Horizont, als die so nur von Fürsten und Feldherren, von Kriegen und Schlachten erzählen: er läßt sich nicht blenden von dem Glanze, den allerdings die großen Tage (der Schlachten) über die Geschichte, wie über den Helden ergießen. Er kennt einen philosophischeren und humaneren Werthmaßstab. Er darf die Siegeszeichen der Helden in ein schwaches Licht und in den Hintergrund des Gemäldes setzen; aber er zeigt die wahre Größe des Feldherrn: „Die mit Klugheit und ohne Tausende von Menschenopfern überwundenen Schwierigkeiten machen den Helden." Und der Freund der Menschen, der Vater des Vaterlandes, der Helfer der Unterdrückten, der Beförderer der Künste, der Frieden in seinen Grenzen und Ruhe in seinen Palästen hegt [der Herzog Karl V. von Lothringen], ist unendlich erhabener, als der ehrgeizige Eroberer [Ludwig XIV.].

„Ich beweine (sagt er in diesem Sinne in einer unterdrückten Stelle des Briefes an Usteri vom 20. Februar 1763, es war bei Nachrichten von den Greueln des siebenjährigen Krieges) die grausame Niederlage so vieler Menschenkinder, die von neuem zur Schlachtbank geführt sind. Ein Abscheu für die Menschheit, ein Held, ein Name, der nicht anders als mit dem Zusatz: Gott schone der Menschen! sollte gesprochen werden."

Winckelmann wünschte, die Geschichte von ihrem freilich unvermeidlichen Unrecht zu befreien, nämlich dem Hinweggehen über den stillen menschlichen
213 Werth. Er will den Helden die Namen starker und ewiger Freunde zugesellen. Endlich wird ihm die Geschichte zu einer Geschichte des menschlichen Verstandes: sie nennt die Erfinder und die Originale unter Gelehrten und Künstlern, ja alle die in ihrer Art groß waren, bis auf die Gauner und die Phrynen.

Dies könnte man den persönlichen oder biographischen Theil der Geschichte nennen. Hier finden denn auch die Anekdoten ihren Platz, die man in den Reichsgeschichten vergebens sucht. Sie geben bei Entwerfung der Charaktere

Licht und erlauben von dem Innersten der Seele zuverlässiger als das beste Porträt zu urtheilen.*)

In dem anderen oder pragmatischen Theil soll dann der Redner die großen Schicksale und wunderbaren Wechsel der Reiche und Staaten, ihre Aufnahme, ihr Wachsthum, ihre Blüthe und ihren Verfall „in entscheidenden Betrachtungen" behandeln. Er verfolge die merkwürdigen Perioden und Cirkel der Staaten auch in Gewerbefleiß, Handel und Wohlstand: durch dies Alles lehre er die großen Mittel wodurch Staaten glücklich und mächtig werden.

Noch mehr scheint er unter dem Einfluß der Schriften Montesquieus zu stehen in den Bemerkungen über die Darstellung. Man hatte gefunden, daß die Wirkung des guten und schlechten Kathedervortrages am fühlbarsten in der Geschichte sei; und wahrscheinlich fesselte diese Winckelmann auch deshalb, weil sie die meiste Gelegenheit zur Ausbildung der Form gab. Die „erleuchtete Kürze", das „Erzählen mit halben Worten", die Harmonie, die zwischen der lebhaften Erzählung und der „nachdrücklichen Betrachtung" bestehen soll, der Stil des Aufsatzes selbst, der Stil der „Gedanken über die Nachahmung", auch die später ausgesprochene Forderung, „aus dem Studium vieler Jahre ein Bändchen von eines Fingers Dicke zu machen", verrathen den Einfluß des wunderbaren Buches Montesquieus, wo auf hundert Seiten fast alles erschöpft schien, was über die Ursachen der Größe und des Verfalls der Römer gesagt werden kann, und wo diese Causalitätskette zugleich als ein belebtes Drama von Romulus bis auf Constantin Paläologus sich abrollt.

Nur in Kleinigkeiten ist noch etwas Schulstaub hängen geblieben; wie wenn Gustav Adolf beharrlich der nordische Epaminondas, Louise Labé, die Gelehrtencourtisane, die französische Aspasia heißt, und der Herzog von Lothringen für würdig erklärt wird, tausend Lebensjahre von den Parzen zu erhalten; auch die Bärte „alter griechischer Weltweisen" wehen noch mitunter dazwischen. 214

Aber warum sollten alle diese Dinge nicht auch für gedruckte Geschichten wünschenswerth sein? Nun, das Bild von Geschichte, das er sich nach eigenen Neigungen und fremden Mustern zusammengesetzt hatte, besaß zu wenig Ähnlichkeit mit den Erzeugnissen der deutschen Perrücken. Ein so leichtes Gebilde sollte sich neben ihre Quartanten setzen? Der Amanuensis Ludewigs und Bünaus glaubt dieser seiner Geschichte kein Recht auf die Würde einer gedruckten Historie zusprechen zu können.

---

*) No department of literature, sagt William E. Channing, is so false as biography. The object is, not to let down the hero; and consequently what is most human, most genuine, most characteristic in his history is excluded. Sometimes, one anecdote will let into the secret of a man's soul, more than all the prominent events of his life. — Adam Smith, erzählt Dr. Johnson bei Boswell, told us, he was glad to know that Milton wore latchets in his shoes instead of buckles.

Doch meinte ein Recensent bei Klotz nach dieser Probe, daß Winckelmann wenn er sich blos auf die Geschichte gelegt hätte, unser deutscher Hume hätte werden können.

Auf dem Hintergrund eines nach Reisebeschreibungen hergestellten Gemäldes von Land und Leuten, — dies war sein Plan, — sollten in großen Ansichten die Kreisläufe des Steigens und Sinkens der Staaten aufgezeichnet und ihre Ursachen enthüllt werden. Die Wechselläufe der kulturgeschichtlichen Erzeugnisse, der geistigen wie der materiellen, sollten in ähnlicher Form zu der politischen Geschichte hinzutreten. In gleichem Verhältniß mit dieser unpersönlichen Behandlung der Geschichte wollte er in biographischen Abschnitten die hervorragenden Größen der politisch-militärischen und der gelehrt-künstlerischen Sphäre schildern. Herodot, Polybius und Plutarch, Montesquieu und Bayle sollten gewissermaßen vereinigt werden. Die Schriftsteller des Alterthums, des „Vaterlands große Beispiele", sollten den Schmuck von Analogien und Sprüchen herleihen. Der antiquarischen Neigung zu eingehender Ausmalung der Scenen der Vergangenheit konnte durch gelegentliche Einschaltung von „Ceremoniell und Gebräuchen und artigen Nachrichten" auch ihr Recht werden. Das Ganze aber sollte der Geist der Humanität und der Freimüthigkeit durchwehen.

Das Interessanteste vom biographischen Gesichtspunkte aus bei diesem ganzen Plan ist die Thatsache, daß Winckelmann ihn gerade in dem kritischen Wendepunkt seines Lebens aufgriff, daß er dicht vor dem Hafen ein ganz anderes Ziel sich vorgestellt hat.

Und wer damals seine gelehrte Vorgeschichte verfolgt hätte, würde schwerlich anders geurtheilt haben. Wie merkwürdig ist es, daß ans Ende der drei Abschnitte seines Lebens in Deutschland die Geschichte zu stehen kommt: die Universitätsjahre schlossen mit dem Verhältniß zu dem Hallischen Kanzler; die altmärkische Zeit mit dem Plan einer akademischen Habilitation für die Geschichte; die Jahre in Sachsen mit dem Entwurf, den wir soeben kennen lernten.

Zwei Reihen historischer Studien beschäftigten Winckelmann nebeneinander, ohne daß sie sich viel berührten. Auf die alte Reichshistorie im Lichte des Staatsrechts war er mehr durch äußere Verhältnisse und Verbindungen geführt worden. Durch die Studien der neueren europäischen Staatengeschichte im Lichte des Völkerrechts, der Politik und der Philosophie dagegen arbeitete er ungleich mehr, ohne es zu wissen, seinen späteren eigenen Unternehmungen vor. Aber um diese Form auf den neuen Inhalt zu übertragen, mußte er erst alle diese Studien aufgeben.

Wie kühn erscheint Winckelmann in dieser Entsagung! Man stelle sich seine Lage vor. Durch eine Verkettung von Umständen, die in der Theil-

nahme an dem Bünauschen Katalog und an der Bünauschen Geschichte nur gipfelten, war er einer der besten Bibliothekare und Geschichtskenner seiner Zeit geworden. Hier allein war er so zu Hause, wie es für einen öffentlichen Lehrer sich gebührte. Die Stetigkeit der Studien, die Beherrschung stofflicher Vorräthe, das Interesse der Zeit, zufällige Fügungen seines Lebens, kurz innere und äußere Ursachen schienen ihn hierher zu ziehen.

Wie wenige würden sich aus dieser angenehmen und Brot verschaffenden Vielgeschäftigkeit zu der Einfachheit, Ganzheit und Leidenschaftlichkeit des Studiums zurückgefunden haben, durch die allein Großes erzielt wird! Wie manche würden in seiner Lage (nach Goethes Worten) dem Zufälligen unter dem Namen einer göttlichen Führung eine Art von Vernunft zugeschrieben haben, der zu folgen ihnen für eine Religion gegolten hätte, während sie sich in der That nur hätten vom Zufall bestimmen lassen. Welcher Entschluß, in seinen elenden Verhältnissen und in seinen Jahren das mit Mühe Gewonnene wegzuwerfen, gleichsam Jahrzehnte aus dem Buch des Lebens herauszureißen und nach Überschreitung der Mitte des Lebens, das Wagniß zu unternehmen, die Wanderschaft als leichter Fußgänger noch einmal von vorn anzutreten!

Zum Lohn dafür kam nun alles, was er hier von Ideen und Vorbildern, von Methode und Darstellungskunst gesehen und geübt hatte, dem bisher so verwahrlosten antiken Stoff zu Gute; deshalb erschien Winckel- 216
manns Werk seinen Zeitgenossen wie eine Schöpfung aus dem Nichts. Es ist nicht blos die Betrachtung der alten Kunst am Faden der Geschichtserzählung, was er aufbrachte. Es ist auch die Ansicht des großen „Cirkels" von Wachsthum, Blüthe und Verfall; es ist die Forderung der Erklärung nach dem Princip des zureichenden Grundes. Was der Anblick der römischen Universalmonarchie in Montesquieu aufregte: die Verwunderung die der Anfang der Philosophie ist: dies war für Winckelmann das ebenso wundersame Phänomen der Vollkommenheit griechischer Plastik, die nicht wieder erreicht, ja nicht einmal begriffen worden war. Winckelmann folgt Montesquieu bis in die Betonung der klimatischen Ursachen und der Einflüsse der politischen Freiheit. Das Alte belebt und erhellt sich beide Male durch die Berührung mit der Praxis und den reformatorischen Tendenzen der Zeit. Der Erfolg war in beiden Fällen die Verbreitung einer neuen Ideengruppe über alle Kreise der Gebildeten.

Wie lebhaft Montesquieus geistvolle Werke auch sonst die damaligen Gelehrten anreizten, die rohen Massen ihrer überlieferten Materialien mit Ideen zu beleben und aus Stoffsammlungen Bücher zu machen, das beweist ein zu seiner Zeit Aufsehen machendes Werk, des J. D. Michaelis mosaisches Recht (1775). Es verhält sich zu den Carpzov und Reland ungefähr so wie Winckelmanns Kunstgeschichte zu Junius und Montfaucon. Auch

Michaelis war vom Kanzler Ludewig ausgegangen und bei Montesquieu angekommen. „Vordem", sagt Eichhorn, „hörte man über solche Gegenstände nichts als fleißig sammelnde Antiquitätenfreunde, jetzt einen philosophischen, mit Geschichte und Politik vertrauten Kenner; vordem unkritisch gläubige Compilatoren, jetzt einen kritisch sichtenden Forscher ... So brachte er Verstand und Unterhaltung für den Staatsmann in einen Gegenstand von dem man vordem glaubte, daß er nur den blöden welt- und menschenscheuen Antiquar beschäftigen könne."

Zur Politik

In den zu Paris und anderwärts aufbewahrten Collectaneen ist die englische und französische Litteratur auffallend umfangreich bedacht. In ihnen liegt ein Theil der Geschichte seines inneren Leben. Ein Register würde davon keinen Begriff geben. Im folgenden ist versucht worden, den Inhalt dieser Blätter, soweit er seine Denk- und Gefühlsweise beeinflußt hat, zusammenzustellen.

Schon den ersten Lesern der Kunstgeschichte fiel auf, wie symmetrisch Winckelmann den Wechselfällen der politischen Freiheit das Steigen und Sinken der Kunst folgen ließ; weniger bekannt war, wie ungenirt er sich in seinen Briefen über die Großen ausließ. Daß er schon in Sachsen ganz in diesem Sinne fühlte, beweist die Auswahl seiner politischen Lectüre.

Von der Zeit an wo ihm zuerst Werke der neueren Geschichte in die Hände kamen, beschäftigten ihn vorzüglich die Erzählungen der großen politischen Krisen, die den modernen Absolutismus fast gleichzeitig mit seiner
217 Entstehung an seine Schranken erinnerten. So Hugo Grotius, so Leclercs mit arminianischem Eifer geschriebene Geschichte der Vereinigten Staaten; die Zeitgeschichte des Bischofs Gilbert Burnet, der am Bord der Flotte des Oraniers die Pamphlete der englischen Revolution geschrieben hatte; am meisten aber scheint ihn Clarendon angezogen zu haben. Schon 1743 bittet er den Herrn von Hanses um die „Geschichte der Rebellion", und jetzt sammelt er eine Auswahl der sprüchwörtlich gewordenen Charakteristiken. Darunter stehen drei jener Gewaltigen, deren Umrisse uns noch größer erscheinen in der abgedrungenen Anerkennung eines Geschichtsschreibers, dem der leidende Held der furchtbaren Tragödie selbst die Bewahrung des Andenkens an diese Zeiten aufgetragen hatte: des Seehelden Blake, des Patrioten ohne Furcht und Tadel Hambden, und des Protectors. An sie schließt sich das rührende Bild des jungen Lord Falkland, des Spiegels des englischen Adels, dem der Bürgerkrieg das Herz brach.

Shaftesbury hatte 1710 gesagt: „Wir leben in der Zeit, wo die Freiheit wieder im Steigen begriffen ist; und wir Engländer sind das glückliche Volk, das die Freiheit zu Hause genießt und ihr durch seine Größe und Macht auch drau-

ßen Kraft und Leben giebt." Gewiß, der freie und männliche, in der damaligen Welt ganz neue Ton, z. B. der Schriftstellergruppe aus der Zeit der Königin Anna, kam wie ein frischer Windzug in die dumpfe deutsche Stubenluft.

Bezeichnend ist, daß Winckelmann von den politischen Schriftstellern Englands gerade den heftigsten Declamator gegen Tyrannei und Priesterthum, wie es scheint, am andächtigsten gelesen hat*): *Thomas Gordon, den Schildknappen Walpoles, den steifen Übersetzer des Tacitus und Sallust. Er gab mit Trenchard eine viermal aufgelegte Zeitschrift heraus, „Cato oder Versuche über bürgerliche und religiöse Freiheit." Als er gleichzeitig mit Middleton, dem Biographen Ciceros, starb, sagte Bolingbroke, daß man in einem Jahre den besten und den schlechtesten Schriftsteller Englands verloren habe. Aber seinen Discursen zum Sallust widerfuhr die Ehre, im Jahre II der Republik von Staatswegen übersetzt zu werden.

*„Die Wissenschaft der Regierung", behauptet Gordon, „kommt allen Staatsbürgern zu, weil sie Alle am nächsten betrifft und folglich die leichteste und dem gesunden Menschenverstand ohne alle Mysterien zugängliche Wissenschaft ist. Denn Niemand kann Einen besser regieren als er sich selbst, in 218
Dingen die ihn allein angehen; und das sind Tugend, Eigenthum, persönliche Sicherheit. . . . Jeder Fürst ohne Gesetz ist ein Rebell. . . . Wo der Mensch seine Zunge nicht sein nennen kann, da kann er kaum etwas anderes sein nennen; und der Umsturz der Freiheit muß mit dem Attentat auf die Freiheit der Rede anfangen. . . . Die Verödung einst blühender Länder und Städte wie Florenz, Pisa, Siena, eröffnet die trostlose Aussicht, daß geistliche und weltliche Tyrannei, wenn sie es so fortmachen, das Menschengeschlecht mit gänzlichem Untergang bedrohen."

In Frankreich waren die Stimmen damals noch sehr vereinzelt, die an dem monarchischen Prachtbaue Ludwigs XIV. Zweifel erhoben. Einst hatte ein Jahrhundert lang der Geist der Parteiung und des Aufruhrs dieses Volk zerrissen; aber Ludwig XIV. verstand es seinen Adel zu zähmen; und wie rasch machte der Geist der Fronde dem Wetteifer im Dienste des Monarchen Platz! Fénélon, der für die Vorrechte der Stände das Wort erhob, schien dem Könige der größte Chimäriker seines Reiches; *St. Evremond sagte den Franzosen seine bitteren Wahrheiten aus dem Exile; darunter auch die, daß das Fehlen eines öffentlichen Staatslebens ihre Geschichtsschreiber unvermeidlich zur Mittelmäßigkeit verdamme.

Aber seitdem das „große Zeitalter" mit einem durch Unglücksschläge jeder Art verdüsterten Abend geendigt hatte und die Regentschaft Geister und Zungen

*) Das Sternchen vor der angeführten Stelle eines Schriftstellers zeigt an, daß sich diese in Winckelmanns Collectaneen findet. Das Sternchen vor dem Namen eines Autors zeigt an, daß derselbe durch verhältnißmäßig umfangreiche Auszüge vertreten ist.

entfesselt, zeigten sich wieder, wiewohl sehr gelinde, Anzeichen einer Rückkehr der alten Strömung.

Der Abbé von St. Pierre sandte eine Fluth kecker Blätter gegen die Monarchie aus; aber man belächelte noch den „Träumer". Der Marquis d'Argenson verlangte die Beseitigung des Feudalsystems, aber statt der Theilung der königlichen Macht mit Volkstribunen und Parlament wollte er eine monarchische Einheit ohne Centralisation auf municipaler Basis. Dagegen waren des Grafen de Boulainvilliers Angriffe auf die Monarchie Ludwigs XIV. halb ein Nachhall der Stimmen des frondirenden Adels und halb ein Vorspiel neuromantischer Verklärung des Feudalsystems. Aber jedermann stimmte ihm bei, wenn er beklagte, *„daß die Vaterlandsliebe, einst die große Triebfeder der Helden, jetzt für eine Chimäre gilt, und daß selbst was man sonst Seelengröße und Treue nannte, durch die Idee des Dienstes des Königs verdrängt ist", oder wenn er die aristokratische Erziehung einer herben Kritik unterwirft. „Man lehrt sie ein paar Worte Latein und etwas äußere Kirchlichkeit, aber man denkt nicht daran, große sittliche und vaterländische Gesinnungen zu pflanzen. Die Alten gewöhnten ihre Kinder vom zartesten Alter an eine hochherzige und männliche Tugend, die zur Verachtung kleinlicher Interessen und Beschäftigungen, ja im Nothfalle des Lebens selbst führte: bei
219 uns straft man Kindereien wie Hauptfehler und übt Nachsicht gegen die Verdorbenheit des Herzens; man erstickt den edlen Ehrgeiz, der die Gesinnung erhebt, und überliefert sie dem Dünkel."

Aber nie ist wohl eine solche Menge Licht über ein Geschlecht ausgegossen worden, als durch Montesquieus gedankenvolle Schriften. Der Geist der Gesetze (1748), ein Werk, dessen Ernst und Tiefe sich hinter der abgerissenen und sentenziösen Form verbirgt, spielte jener Zeit unter dem Genusse des Lesens Ideen in die Hände, die in einer unermeßlichen Lectüre und anhaltendem Nachdenken gereift waren, und deren Verbreitung der Wendepunkt des Jahrhunderts ist. Sie machte die politische Erörterung zur Mode von Paris und Europa und eröffnete die Kritik der Gesetze, denen die Bevölkerung allmählich entwachsen war.

Montesquieu war kein politischer Reformer: er studirte und beschrieb seine drei oder vier Verfassungsformen als Philosoph der Geschichte, wie Erzeugnisse physischer und socialer Gesetze; er schien sie zur Auswahl vorzulegen, als käme es auf ein Urtheil der Zweckmäßigkeit und des Geschmackes an. Aber sein eigener Geschmack war ein sehr entschiedener.

In der Demokratie — einer idealen Zusammenfassung von Zügen der antiken Freistaaten — ist er am meisten in seinem Element; diese Staatsform paßte dem philosophischen Politiker, weil sie so logisch ist, in ihren Institutionen und in der Moral, die sie von ihren Bürgern verlangt. Sie

ruht auf Selbstverleugnung, Gemeinsinn und Gleichheit; die Vaterlandsliebe aber führt zur Tugend: *„man ergiebt sich in demselben Maße den allgemeinen Leidenschaften, in dem man sich die Befriedigung der persönlichen versagt; durch Einfachheit des Privatlebens bricht die Republik dem öffentlichen Aufwande Bahn. So geschahen Dinge, die heute nicht mehr vorkommen und unsere kleinen Seelen mit Staunen erfüllen."

Ohne Liebe kein Verständniß; aber man liebt auch, was man versteht. Bei Montesquieu wird das Begreifen antiker Verfassungsformen, Sitten und Gesinnungen zu ihrer Apologetik und Apotheose. Er weist politische und sittliche Vernunft nach in Dingen die uns von dorther am fremdesten berühren: in Scherbengericht, Tyrannenmord und Selbstmord; er lehrte die ewigen Parteikämpfe wie Dissonanzen in der Harmonie betrachten, während er den Einklang des Despotismus eine Einheit neben einander begrabener Leichen nannte.

Als er sich nun zu dem modernen Staate wandte, schien ihm nach jenem klaren politischen Tageslichte alles, auch das Größte, in das Helldunkel der Romantik zurückzutreten. Seine Monarchie ist ja nichts anderes als die ideale Monarchie Ludwigs XIV.; aber es ist ein Ideal, das durch Betonung des irrationalen, überspannten, selbstsüchtigen Factors entstellt wird. Ihr Princip 220
ist die Ehre; aber was ist diese Ehre, als das Vorurtheil jeder Person und jedes Standes, als die zum conventionellen Gesetze erhobene Laune eines überstiegenen Selbstgefühles, wenn auch eine ritterliche und poetische Laune? Ihr Verhältniß zur Republik ist in eine Spitze zusammengefaßt in der Antithese, „*daß man in der Monarchie bei den Handlungen nicht nach dem Guten frage sondern nach dem Schönen, nicht nach Gerechtigkeit sondern nach Großheit, nicht nach dem Vernünftigen sondern nach dem Außerordentlichen." Noblesse, franchise, politesse in Handlungen, Sitten und Manieren sind glänzende Dinge, ein Inbegriff vornehmer Liebenswürdigkeit; aber ihre Triebfeder ist das Streben nach persönlicher Auszeichnung; eine verfeinerte und schwunghafte Selbstsucht. Und was soll man sagen von einer Verfassung, die nach Montesquieu „bestehen kann ohne Vaterlandsliebe und wahren Ruhmeseifer, ohne Selbstverleugnung und Opfer der liebsten Interessen, ohne alle die heroischen Tugenden, die wir bei den Alten finden, und von denen wir nicht einmal reden gehört haben?"

An manchen Stellen schien die neuere Welt in ihren Wurzeln krank. „*Wir haben drei widerstreitende Erziehungen: die Erziehung unserer Eltern, unserer Lehrer und der Welt. Was man uns in der letzten sagt, stürzt alle Begriffe der beiden ersteren um. Den Alten war dieser unheilvolle Gegensatz zwischen religiösen und weltlichen Pflichten unbekannt. Der Vorzug ihrer Erziehung war, daß sie nie Lügen gestraft wurde."

Man konnte zwar die Kluft zwischen Despotie und Monarchie, zwischen der Verfassung der Furcht und der Verfassung der Ehre nicht tiefer befestigen,

als Montesquieu that. Seine Despotie ist eigentlich keine berechtigte, keine den anderen gleichwerthige Staatsform, denn ihre Vollendung wäre ihre Zerstörung: er giebt, wie d'Alembert sagte, eine Satire und Geißel der Tyrannei.

Aber dies gilt für die Entwickelung ihres Begriffes: es hindert Montesquieu nicht, auf die Anzeigen des Überganges der französischen Monarchie in die Despotie warnend hinzuweisen. „Die Monarchie geht unter", ruft er, „wenn der Fürst alles ausschließlich auf seine Person bezieht; wenn er den Staat in seine Hauptstadt, die Capitale an seinen Hof, den Hof zu seiner Person lädt." —

In dieser Weise sieht man Winckelmann überall diejenigen Schriftsteller und Ideen anziehen, die die Abwendung von dem politischen System des siebzehnten Jahrhunderts am entschlossensten und am beredtesten aussprechen. Er brachte diese durch seine Erlebnisse vorbereitete mißvergnügte Stimmung aus dem Vaterlande nach Italien mit, der er sich in der Ungebundenheit des römischen Lebens und gegenüber Schweizer Freunden ganz überlassen durfte.

221 Er „will in Rom, wo er mit Freiheit sprechen kann, in vierundzwanzig Stunden einem Fürsten, sonderlich aus Deutschland, wo alle, die nicht Ausländer sind, zittern, mehr Wahrheiten sagen, als dieselben, ich will nicht sagen, gelesen, aber gehört." Das „Fürstengeschmeiß", heißt es in dem Brief an C. Füßli vom 20. Januar 1764, ist nicht würdig des Vorzugs, einen Kenner zu besitzen, wie er ihn in dem jungen Füßli erziehen will. Darum liebt er die Schweizer und nennt sie ein Volk, wo neben der Freiheit die Vernunft, die Mutter edler Geburten, auf einem erhabenen und stolzen Thron sitzt; unter ihnen bekannt und geachtet zu sein, sind für ihn die Säulen des Hercules. Einmal ruft er: „Ich bin wie ein wildes Kraut, meinem eigenen Triebe überlassen und aufgewachsen, und ich glaube im Stande gewesen zu sein, einen Anderen und mich selbst aufzuopfern, wenn Mördern der Tyrannen Ehrensäulen gesetzt würden."

Und in der Kunstgeschichte heißt es: „Durch die Freiheit erhob sich, wie ein edler Zweig aus einem gesunden Stamm, das Denken des ganzen Volks; denn sowie der Geist eines zum Denken gewöhnten Menschen sich höher zu erheben pflegt in weitem Felde oder auf offenem Gang und auf der Höhe eines Gebäudes, als in einer niedrigen Kammer und in jedem eingeschränkten Orte*): ebenso muß auch die Art zu denken unter den freien Griechen gegen die Begriffe beherrschter Völker sehr verschieden gewesen sein. . . . Die Freiheit, die Mutter der großen Begebenheiten, der Staatsveränderungen und der Eifersucht unter den Griechen, pflanzte gleich in der Geburt selbst den Samen edler und erhabener Gesinnungen; und sowie der

*) Addison, spectator IX: *A spacious horizon is an image of liberty, when the eye has room to range abroad, such wide and undetermined prospects are as pleasing to the fancy, as the speculations of Eternity and Infinitude are to the understanding.

Anblick der unermeßlichen Fläche des Meeres und das Schlagen der stolzen Wellen an den Klippen des Strandes unseren Blick ausdehnt und den Geist über niedrige Vorwürfe hinwegsetzt: so konnte im Angesicht so großer Dinge und Menschen nicht unedel gedacht werden."

Neuere Litteratur

Die soeben geschilderte Sinnesart verräth sich jedoch nicht blos in Winckelmanns historisch-politischen Lesefrüchten: man gewahrt sie in allem, was von Spuren seiner Streifzüge durch die neuere Litteratur erhalten ist: er liebt das freie Denken in allen möglichen Dingen, mögen sie das Ganze oder den Einzelnen angehen.

Winckelmanns Belesenheit in den Franzosen und Engländern des sieb-
zehnten und achtzehnten Jahrhunderts war viel ausgedehnter, als man ge- 222
wußt hat. Wenn man seine fast stets gegen die Neueren für die Alten rechtenden Äußerungen kennt, wenn man sieht, wie er nicht blos die Bildhauer, sondern auch die Schriftsteller und Dichter der Modernen, besonders aber der Franzosen, von denen er nur „Toilettenschriften" zu kennen scheint, fast blos anführt um sie als Folie für die Alten zu verwerthen, zurechtzuweisen, auszuschelten: so wundert man sich, eine Zeit kennen zu lernen, wo er sich um gründliche Vertrautheit mit dieser Litteratur bemühte und mit schweren, deutschen Schritten diese Gartenparterres à broderies durchmaß und Blümchen von pensées, saillies d'esprit pflückte. Damals hat er auf dem besten Papier, mit sauberer Schrift, den esprit von Schriftstellern gesammelt, die er später mit einem derben Worte abfertigte.

Inwieweit darf dieser Litteraturkreis nun auch als Factor seiner inneren Geschichte angesehen werden? Man sieht leicht daß, wenn irgendwo, hier das moderne Element in seinem Bildungsgang liegen muß. Wyttenbach erzählt von David Ruhnken, als er 1755 in Paris jene Unzahl griechischer Handschriften verglich, von denen er nie selbst Gebrauch machen konnte, habe er seine Mußestunden keineswegs auf neuere Schriftsteller verwandt. So hat es Winckelmann nicht gemacht.

Man sieht wohl, hier liest er nicht um Kenntnisse einzusammeln, um sich mit Materialien zu Büchern zu versehen, sondern um mit seinem Zeitalter Fühlung zu gewinnen. Wenn er der großen Welt und ihren Gedankenherden fern steht, so will er wenigstens durch die Bücher ihr nahe kommen.

Betrachtet man die Gruppe von Schriftstellern, die Winckelmann besonders gefesselt zu haben scheint, so findet man die meisten beisammen, die den Kindern des achtzehnten Jahrhunderts die Geistes- und Feuertaufe ertheilten. Da begegnet uns außer Montesquieu, Buffon, Addison, — Montaigne,

dessen Schloß schon unter dem Wüthen der französischen Religionskriege eine Freistätte der Duldung gewesen war, den Shakespeare besessen und Bacon gelesen hatte, und den man im siebzehnten Jahrhundert das Brevier der ehrlichen Leute nannte; dessen eigentliche Zeit aber erst in diesem Jahrhundert anfing, und der Rousseau fast ganz in sich enthielt; und Bayle, — bei dem das Jahrhundert alle Jahrhunderte in einem Auszug fand nach seinem Geschmack, in einem Auszug, der die Rüstkammer wurde für alle seine spitzen und scharfen Waffen; und Shaftesbury, — der idealistische
223 Plänkler gegen Positivismus jeder Art, mit seinen feinen Ironien gegen pfründenbesitzende Apologeten, der den Spott zum Probirstein der Wahrheit machen wollte, weil die Wahrheit alle Lichter vertrage, aber zu einer Zeit, als manche Gebäude so hinfällig geworden waren, daß sie schon durch ein Gelächter Risse bekamen; und Pope, — dessen essay on man (den Winckelmann fast auswendig wußte) Voltaire für das erhabenste aller Lehrgedichte erklärte, so ganz im Geist des Jahrhunderts war diese weltliche Moral und Theodicee; und endlich der grand frondeur des préjugés selbst, der das philosophische Jahrhundert Frankreichs eröffnete, indem er die Lockesche Seelenlehre, den Deismus und die Newtonschen Naturprincipien in die französische Gesellschaft einführte, der nicht blos alle stilistischen Werkzeuge der poetischen und prosaischen Gattungen beherrschte, sondern auch die Neigungen und die Ideale des kanonischen Zeitalters mit denen des kritischen in sich verknüpfte.*)

Welche Geister der Verneinung, welche Kritiker der Überlieferungen jeder Art, aber auch welche Meister und Künstler der Sprache!

Betrachtet und hört man diese und einen Schwarm kleinerer Geister durch das Medium Winckelmannscher Auszüge, so scheint uns der Ruf zur Natur, zum Einfachen und Vernünftigen aus allen Gemächern und Winkeln des verworrenen Baues der damaligen europäischen Welt entgegenzuschallen. Statt der Weisheit der Systeme und der Worte die Kunde der Erfahrung und der Sinne; statt der Willkür der Vernunft die Sicherheit des Instinkts; statt strenger und finsterer Gebote eine Tugend, die aus Trieben des Herzens keimt und mit der Lebensfreude verbrüdert ist; statt des mechanischen Regelgeistes in Poesie und Kunst, die freie Willkür des Originalgenies; statt verknöcherter und fremd gewordener Überlieferung eine allen Menschen in die Seele geschriebene Naturreligion. Überall erhebt sich die Stimme einer freien und milden Menschlichkeit gegenüber der Barbarei des Krieges, der Erziehung, des Gewissenzwanges. Überall erhält man den Eindruck der um sich greifenden Verstimmung gegen eine von der Natur abgekommene Bild-

*) Winckelmann besaß die Werke Voltaires in der ersten Gesamtausgabe, die von Darnaud veranstaltet wurde und 1749 zu Dresden in acht Bänden erschien; er nahm sie mit nach Italien.

ung, glaubt man die Vorzeichen eines in allen Regionen des geistigen Lebens sich vorbereitenden Sturmes zu erkennen. Diese Philosophie schwor dem Christenthum den Untergang und vernünftelte es wirklich aus den Köpfen weg, während sie in manchen Dingen zum ersten Male Ernst machte, die Lehren des Evangeliums zur Geltung zu bringen.

Man sieht wohl, daß dies ein geistig hocherregbarer Mann geschrieben hat, der voll glühender, durch Druck noch gereizter Freiheitsliebe überall 224
das heraustastet und herausgreift, was dem vordringenden, die Geister entfesselnden Zug der Zeit angehört und die Zukunft in Besitz nehmen will: er sammelt die Funken der Freiheit in dem Focus seiner einsamen, grollenden Seele, die von dem dunkeln Gefühl einer ihr noch bevorstehenden Wirksamkeit in Unruhe gehalten wird.

Es ist eine eigene scharfe, nicht jeder Lunge zusagende Luft, die diese vergilbten Blätter ausathmen. Hier erscheint Winckelmann einmal nicht blos als der spätgeborene Geistesverwandte der Tage des Phidias und Plato, sondern als der Sohn seiner Zeit, des Jahrhunderts, das sich auch in ihm wieder erkennt, von dem Condorcet 1788 sagte, „daß in ihm der menschliche Geist, unruhig geworden in seinen Ketten, alle gelockert und einige zerrissen hat, wo alle Meinungen geprüft, alle Irrthümer angefochten, alle alten Gebräuche der Untersuchung unterworfen worden sind, wo alle Geister einen ungeahnten Zug nach Freiheit genommen haben."

Sollte er aber in so vielen, alle Menschen angehenden Dingen, einen lebhaften Geschmack für die Freiheit besessen haben und sich selbst vergessen? Was hilft uns die allgemeine Freiheit ohne die Freiheit des Ich, ohne das Recht (das wir uns vor allem selbst ertheilen müssen), frei von lästigem Sollen jeder Art, nach den Gesetzen zu leben, die aus unserer Natur fließen, die freilich für Niemand anders giltig sind, und die wir vielleicht Niemanden bewegen können anzuerkennen; — obwohl dafür auch Niemand uns zwingen kann, seine Gesetze anzuerkennen.

Gerade damals nun als Winckelmann im Begriff war, nach langen Dienstjahren die Freiheit zu finden, als er durch das Schicksal zu jener Reife der Weisheit erzogen war, deren Losung ein Leben im Einklang mit seiner und der allgemeinen Natur: damals lernte er den französischen Weltweisen kennen, der da sagte: *Ich befasse mich nicht mit dem was andere Leute thun sollen: andere befassen sich hinreichend damit; sondern mit dem, was ich thue.

Addison nannte Montaigne den größten Egoisten unter den Schriftstellern; dem strengen Malebranche schien er frevler heidnischer Selbstvergötterung verfallen, weil er alles was er über Gott und Welt, Leben und Wissenschaft zu sagen hatte, in ein Gemälde seines Ich, seiner Idiosyn- 225

krasie brachte. Nicht Jeder liest Montaigne ungestraft. Voltaire hat bezeugt, wie schmeichelhaft es der Eigenliebe ist, sich selbst in Montaigne wiederzufinden: es giebt keine Schwachheit, die nicht durch den Zauber seiner Persönlichkeit und seiner Plauderei geadelt würde.

Niemand hat den Grundsatz der weltlichen und alterthümlichen Weisheit, nichts Menschliches sich fremd zu achten, Niemand hat das Indulge genio so gesetzlos-genial-liebenswürdig befolgt wie Montaigne, seit er sich von Hof und Geschäften auf sein väterliches Schloß zurückgezogen hatte. Mit der Unbefangenheit eines ganz anderen Alters der Welt bejaht, sieht und malt er sich in dem vollen Umfang seiner Fehler und Tugenden, sieht er dem Spiel der edeln und unedeln, der weichlich-selbstsüchtigen und der ritterlich-hochherzigen Regungen seiner Natur zu. Denn er meinte, *wir bestünden alle aus Brocken (lopins) und seien von einem so formlosen und bunten Gewebe, daß jedes Stück und jeder Augenblick sein eigen Spiel treibe. Das Leben sei, wie die Harmonie der Welt aus Gegensätzen, so aus verschiedenen Tönen zusammengesetzt, aus sanften und rauhen, man müsse sie nur zu verwenden und zu mischen wissen.

Aber was uns so widerspruchsvoll erscheint, ist bei ihm im Einklang, weil Alles wahr ist. Alles was Rolle, Ceremonie, todter Buchstabe, Nöthigung und Pflicht hieß, war seiner Natur so zuwider, wie die Lüge: er wollte nur der leisen Stimme der Natur folgen; denn von der Natur allein glaubte er alles zu haben was er Gutes besaß.

Wenn man irgend Jemanden Winckelmanns Meister in der Lebenskunst nennen dürfte, so wär es Montaigne, dessen Selbstabmalung in den essais manchmal an Winckelmanns Selbstdarstellung in seinen Briefen erinnert. Beide Bildnisse sind im Stil des nackten Naturalismus der Alten, ohne das Schamgefühl des modernen Menschen und ohne das Verschönerungsbedürfniß der Eitelkeit und Eigenliebe.

Antikes im Modernen

Weil denn aber doch bei Winckelmann alles nach seinen Verwandtschaftsgraden zum Alterthum in Credit steht: so scheint er auch hier durch nichts leichter gewonnen worden zu sein, als durch die Wiedererkennung bekannten Alter in modernen Büchern; wie man sich freut, in der Fremde Landsleuten zu begegnen.

Man könnte fragen, wozu das Alte in modernen Nachbildern studiren, wenn man den Zutritt zu den Urbildern hat? Aber die Urbilder gehören den Todten an, die Nachbilder den Lebendigen; wer die Alten nicht blos als ge-
226 schichtliche Denkmäler studiren, sondern durch sie auf seine Zeit wirken will, der kann solcher Mittelsmänner so wenig entrathen, wie nach der Lehre des

Katholicismus der Besitz der apostolischen Schriften die lebendigen Nachfolger der Apostel und Träger ihres Geistes entbehrlich macht.

Das Alterthum war bei seinen zunftmäßigen Inhabern wie eine köstliche Essenz, die aber nur in verschlossenen Gefäßen bewahrt werden konnte. Es war eine glückselige Insel, aus deren Schätzen man das ärmere Vaterland zu bereichern gedachte. Aber die Reise dahin war so langwierig, daß man bei der Ankunft die Heimath und ihre Sprache vergessen hatte und also auch die Heimkehr vergaß.

Die Schriftsteller aber, die wir hier im Auge haben, standen in der modernen Welt und lebten in der Gesellschaft; sie hatten das Alterthümrliche ihrer modernen Individualität angepaßt; sie sprachen hinein in die Gegenwart und in die Nation: welche Vorbilder für einen Mann, der die Antike bei einem von sich selbst eingenommenen Zeitalter zu Ehren bringen sollte!

Und wer die Kreisläufe menschlicher Meinungen verfolgt hat, weiß, wie oft das Älteste zum Neuesten wird, wie oft die kühnsten Bahnbrecher längst verschollene Straßen aufdecken.

Wie Pope die Welt als ein der Dissonanzen und Schatten bedürftigen Kunstwerks beschrieb, so dachte sich dieser Schüler St. Johns auch den gesellschaftlichen Kosmos durch das Zusammenwirken entgegengesetzter Kräfte geschaffen — der Leidenschaften und der Vernunft, des selbstsüchtigen und des geselligen Sinns.

Auch Buffons kühnes Hypothesengebäude und seine Gemälde der Geschichte unserer Erde, die, wie Alexander von Humboldt sagt, Planetenbau, Organisation, Licht und magnetische Kraft gleichzeitig umfassen, erinnerten an den Stil und die kosmische Phantasie der alten Naturforscher.

Besonders aber fesselte ihn das Wiederaufleben antiker Gedanken bei zwei Philosophen — den einzigen neueren Philosophen, an denen Winckelmann Geschmack gefunden zu haben scheint. Es sind eben Montaigne und Shaftesbury.*) Während er sonst aus Werken dieser Art nur einzelne Sätze wählt, so schwellen hier die Auszüge zu kleinen Bänden an.

Beide waren durch ein Jahrhundert voneinander getrennt: der Eine 227
erschien am Ende des Jahrhunderts des französischen Humanismus, ein Zeitgenosse der Scaliger, Casaubonus und der großen Juristen, ein Schüler der Muret und Buchanan; der Andere am Schluß des Jahrhunderts des Pedantismus und des Niederganges der griechischen Studien, in der Morgenröthe ihrer zweiten Wiedergeburt, ein Zeitgenosse Richard Bentleys.

Beide waren zum Umgang mit den Alten durch ganz eigene Erziehungs-

*) Aus Montaigne finden sich in N. 4272 der Pariser Mſ. achtundzwanzig, aus Shaftesbury in N. 4266 im Ganzen dreiunddreißig enggeschriebene Quartseiten.

versuche vorbereitet worden. Die alten Sprachen wurden ihnen nicht auf dem Wege der Grammatik, nicht wie todte Sprachen mitgetheilt. Der Knabe Montaigne lernte sein Latein im Verkehr mit einem Magister, den der Vater, noch ein Genosse des Hofes Franz I., aus Deutschland verschrieb: er durfte in dem väterlichen Schlosse, auch von der Dienerschaft, keine anderen als lateinische Worte hören. Shaftesbury hatte auf Lockes Rath eine Gouvernante erhalten, von der er sogar das Griechische gesprächsweise sich aneignete.

Welche Vorbereitung für das Leben und die große Welt, im Knabenalter die Griechen und Römer wie in der Muttersprache gelesen zu haben! Solche Männer werden ihren Ehrgeiz vielleicht nicht darin suchen, zu wissen was jene gewußt haben; aber sie werden sich von diesem geistigen Nährstoff aneignen, was zu ihrem Wesen stimmt, und antike Säfte in ihre eigenen Gefäße aufnehmen. Sie bezahlen den vertraulichen Umgang nicht mit dem Verlust der Beziehungen zum Leben, nicht mit dem Verlust des eigenen Selbst durch den übermächtigen Einfluß der Alten. Es giebt kaum Schriftsteller von einer ausgeprägteren modernen, nationalen, zeitlichen, ständischen und persönlichen Physiognomie.

Freilich, welch ein Gegensatz: hier Montaigne, der Erniedriger der menschlichen Natur, der Vernunft und der Philosophie, der die Welt mit der Heiterkeit des französischen Skepticismus als ein Gewebe von Widersprüchen betrachtet — dort Shaftesbury, der begeisterte Rhapsode der Harmonie der Welt, des Adels der Menschheit, der Begründer des ästhetischen Rationalismus. Aber sie verschmolzen hier im Geiste eines Dritten, der sich bildete und noch nicht in einem System d. h. im Erstarren sein Heil gefunden hatte.

Montaigne hatte seine Freunde in der römischen Zeit, — Plutarch und Seneca waren es, die stets auf dem Tisch in dem berühmten Bibliotheksthurm des Schlosses Montaigne aufgeschlagen lagen. Shaftesbury fand sich am meisten zu der Zeit hingezogen, wo die Sonne Platos am hellenischen Firmament stand.

Von dem Stil des Einen zu dem des Anderen ist ein Übergang wie von
228 Herodot zu Isokrates: der Eine naiv, mit aller Lässigkeit behaglicher Beschaulichkeit, ein Feind von Regel und Pomp, nur auf die sinnlich-wörtliche Verleiblichung seiner Vorstellungen bedacht, bis zu barocker Häufung der Worte und mit der Sprache (wie Nisard sagt) wie mit seinem Eigenthum schaltend; in seinen ruhigen, weichen, vollen Umrissen und in seiner Bilder- und Farbenfülle der Tizian des französischen Stils. Der Andere ebenso abgemessen und berechnend, voll musikalischer Koketterien. Vor dem Numerus dieser Perioden und der Symmetrie dieser Ausdrücke verliert zuweilen der Autor wie der Leser die Sache aus dem Gesicht.

Montaigne schöpfte aus seinem Amyotschen Plutarch die optimistische Auffassung der großen Männer des Alterthums; *der Erste sein in Griechenland, sagt er bei Gelegenheit des Epaminondas, heißt der Erste in der Welt sein. Keine Gabe des Glückes hat ihm so geschmeichelt, wie ein Ehrenbürgerdiplom der Stadt Rom. Unfähig wie er sich bekennt, ihnen auf tausend Schritte zu folgen, will er wenigstens nicht unterlassen, ihnen mit den Augen zu folgen. Die Werke der großen und reichen Seelen der Vergangenheit, bekennt er, liegen weit hinaus über den Bereich meiner Phantasie und meines Wunsches: sie befriedigen und füllen mich aus nicht nur: sie machen mich staunend und starr vor Bewunderung.

Seine Essais bestehen zur Hälfte aus Sentenzen und Apophthegmen der Alten; aber es ist nichts vom Bücherstaub daran hängen geblieben. Welch ein Schritt ist zu ihnen von Sammelwerken, wie den Adagien des Erasmus, dem Lieblingsbuch des sechzehnten Jahrhunderts! Hier tritt aus den Humanistenschulen mit ihrem Aufzeichnen, Auswendiglernen und Nachsprechen der Antike ein Mann hervor, dem die eigenste Zunge geschenkt war, mit der je ein Franzose gesprochen hat. Die Essais erinnern in dieser Beziehung an die graziösen Verschmelzungen antiker Decorationsmotive mit mittelalterlichen Constructionen im Renaissancestil Franz I.; hier und da werden wir jedoch an den barocken Stil Heinrichs IV. erinnert.

An dem Befreiungswerk, in dem die neueren Völker ausgelebte Culturformen nach und nach abschüttelten: an diesem Verjüngungsproceß hat auch Montaigne seinen Antheil. Aus ihm könnte man eine pathologische Zusammenstellung dessen machen, was man im tadelnden Sinne modern zu nennen pflegt. Er giebt uns zuerst einen Eindruck von der Krankhaftigkeit des Übergewichtes und der ausschließlichen Cultur des Geistes; von jenen Übelständen des Modernen, *dessen Augen weiter sind als sein Magen, dessen Neugier größer als seine Fassungskraft. Er wollte seinen Geist lieber herabstimmen und betten (coucher), als hinauftreiben und überspannen; wie die 229
Lakedämonier eine sänftigende Musik nöthig hatten; er glaubte, mehr Blei als Fittige, mehr Kälte und Ruhe, als Hitze und Aufregung zu bedürfen: die Weisheit, warnt er, hat ihr Übermaß und bedarf der Mäßigung so gut wie die Thorheit.

Mit dem freiesten Blick sah er den ganzen gothischen Häusercomplex der *„fanatischen, eiteln, übernatürlichen Künste", des eingebildeten Wissens und Könnens, von der Physik und Metaphysik der Schule an bis herab zur Astrologie und Chiromantie; alles das Wissen von den Dingen, die man nicht wissen kann, und die man doch ebensowenig loswerden kann; von dem, „was in des Menschen Hirn nicht paßt", und worauf doch der Hochmuth der Vernunft beruht, die die untrügliche Stimme der Natur geringeachtet und verdunkelt hat.

Goldene Worte sind von Montaigne ausgestreut worden über die Schäden der Gelehrsamkeit: er gedachte zuweilen eine Sammlung gelehrter Verkehrtheiten (un amas d'asneries) zu verfertigen. Oft hatte er gestaunt, „wie doch Seelen, die so reich sind in der Erkenntniß so mannigfaltiger Dinge, dadurch nicht lebendiger und aufgeweckter werden; wie doch ein roher und gemeiner Kopf die Urtheile und die Reden der Erlauchtesten in sich beherbergen könne, ohne dadurch besser zu werden." Die Erklärung sei, „daß wir unsere Fassungskraft schwächen, wenn wir ihr zu viel zu fassen geben; daß wir die eigenen Kräfte vernichten, wenn wir uns von fremden Händen führen lassen; daß wir Gelehrte (savans) sind durch fremdes Wissen, Weise (sages) nur durch eigenes; daß ein Unterschied besteht zwischen einem guten und einem vollen Kopf (tête bien faite und tête bien pleine), und daß oft eine Purgirung des Gehirnes besser angebracht sei, als eine Purgirung des Magens.

Jemehr Montaigne Erfahrungen an sich selbst machte, desto mehr befestigte sich bei ihm die Maxime griechischer Lebenskunst: das Gleichgewicht von Seele und Leib zu erhalten. Man sprach damals viel von den außerordentlichen Erhebungen des Geistes (den eroici furori des Bruno); man zählte ihre Ursachen auf: die göttliche Verzückung, die Liebe, die Wuth der Schlacht, die Poesie, den Wein. Montaigne vermißte darunter die Gesundheit. Aber auch umgekehrt *sollte die Seele in der die Philosophie wohnt, durch ihre Gesundheit auch den Leib gesund machen, dem sie ihre Ruhe*) und Behaglichkeit mittheilt, den sie mit einem liebenswürdigen Trotz (gracieuse fierté), einem thätigen und frohen, einem zufriedenen und gütigen Sinn waffnet. Das
230 Merkmal der wahren Weisheit ist ein ununterbrochenes Behagen (esiouissance) ein Zustand beständiger Heiterkeit, wie die Welt über dem Monde.

Während in den asketischen Büchern die Tugend der Gesundheit der Valetudinarier glich, so wollte Montaigne die Tugend nur als eine lebhafte und haltbare Färbung anerkennen, die nicht weggenommen werden könne, ohne daß das damit getränkte Stück Zeug selbst mit fortgehe.

Weisheit, Tugend, Frömmigkeit, alle diese großen Namen wollte Montaigne nur in Begleitung der Heiterkeit sehen. Er sei nie frömmer gewesen, als wenn er am glücklichsten war; die Tugend war ihm nicht weniger eine Lust, weil sie eine so nervige, robuste und männliche Lust ist; ein albernes und gemeines (sot et vilain) Kleid für sie sei die Traurigkeit. Und so auch in der Erziehung. Er wollte mehr geliebt, als gefürchtet sein; er rieth, die Kinder gegen Hitze und Kälte abzuhärten, aber nicht durch Züchtigung gegen Schläge und Schande, weil ein edler Geist durch Züchtigung nur erniedrigt und zerstört werden könne.

*) Toute la gloire que je prétende de ma vie, c'est de l'avoir vecu tranquille. Essais II, 16. „Meine Begierden sind in den Genuß der Ruhe eingeschränkt." Brief Winckelmanns vom 19. Sept. 1761.

Die platonischen Ideen von Schönheit, Ideal und Liebe hatten Künstler und Kunstliebhaber zu allen Zeiten nachgesprochen; sie erfüllten Sonette und akademische Reden; sonst aber war Plato gewöhnlich der Patron der Theosophen und Cabbalisten gewesen. Schon Tertullian nannte ihn den Krämer, von dem alle Ketzer ihre Droguen bezogen hätten; er blieb der Prophet der mystischen Dissenters gegenüber der Philosophie der Schule.

In Shaftesbury aber begegnet man einmal einem Platoniker, der für das Urbane, Vornehme und für die Formvollendung dieses vielseitigsten Meisters philosophischer Rede Sinn und Nacheiferung hat. Es ist wahr, Shaftesbury sorgt dafür, daß wir seine distinguirte Persönlichkeit nie aus den Augen verlieren; doch ist es eine Persönlichkeit, die das Gemeine unter jeder Gestalt ablehnt, — als Selbstsucht, Utilitarismus, Materialismus, weltliche Genußsucht, Rohheit der Polemik und Schulstaub. Seine Abneigung vor dem Geruche des Collegs geht so weit, daß er in seinen Charakteristiken selbst Plan und Logik durch die Zufälligkeit der Conversation maskirt und dem einfachen Ausdruck einen vertraulichen Ton der Anspielung und Ironie vorzieht.

Aber dieser Lord hat von dem Weisen Athens noch mehr gelernt. Die Erwählung der Idee des Schönen zum Schlußstein der Philosophie und der Welt, der Gedanke, daß die Seele und die Tugend, der Staat und das Universum gleichsam mit verschiedenen Stimmen Eine Melodie harmonisch ausführen: das ist im Geist des Platonismus. Hier und da wird Shaftesburys Rede fast zur Umschreibung Platos und Plotins. Aber wie frei steht er, ein Kind seiner Zeit, dem philologischen Platonismus der Italiener gegenüber! Man möchte sagen (wenn man sich über die geistigen Größenverhältnisse hinwegsetzt): so könnte Plato gesprochen haben, wenn er im achtzehnten Jahrhunderte wiedergekehrt wäre und statt mit Naturphilosophen und Sophisten, mit Rhapsoden und Wahrsagern: — mit den Anhängern der Hobbes und Locke, mit hochkirchlichen Hierarchen und enthusiastischen Schwärmern zu thun gehabt hätte. 231

Nichts bekämpft Shaftesbury lebhafter als die Ansicht orthodoxer und materialistischer Positivisten, denen die moralischen Gesetze als Erzeugniß der Umstände oder supernaturalistischer Willkür galten. Der Beweis aber, den er für die innere Nothwendigkeit der sittlichen Weltordnung führt, beruft sich mit Plato auf die Analogie der ästhetischen Verhältnisse; er gründet sich auf die Solidarität des Sinnes für das sittliche und des Sinnes für das sinnlich Schöne, auf die „instinctive" (denn „angeboren" hatte Locke verboten) Ursprünglichkeit der ästhetischen Urtheilskraft.

Nichts ist, sagt unser Platoniker, der Seele tiefer eingeprägt als der Sinn für Ordnung und Verhältnißmäßigkeit; Nichts ist instinctiver und gesetzmäßiger als die Art, wie die Seele als Zuschauerin der Verhältnisse der

sittlichen und der natürlichen Welt, ihre Urtheile über das Wohlgefällige und Mißfällige der Erscheinungen abgiebt.

So wenig nun wie wir diesen Formen und Verhältnissen, deren Liebe den Dichter und Componisten befeuert, auf denen alle Schönheit der Natur und Kunst beruht, aus Gewohnheit, Mode und zufälligen Folgen von Ideenverbindungen (dem Stein der Weisen so vieler englischen Ästhetiker!) Beifall und Liebe schenken: ebensowenig ist, so lehrt Shaftesbury, unser sittliches Urtheil oder Gewissen ein zufälliges gesellschaftliches und psychologisches Product. Denn die Tugend ist nichts anderes als die natürliche Schönheit, das Ebenmaß der Seele. Dies ist der Sinn des frivol klingenden Satzes, daß das Sittliche eine Sache des Geschmacks sei; er klingt nur da frivol, wo man dem banalen Gemeinplatz glaubt, daß über den Geschmack nicht zu streiten sei.

Auch die Idee des Göttlichen geht Shaftesbury auf in der Idee des Schönen. Die Schönheit kommt aus dem geistigen Inneren der Natur; denn nur die Seele verbindet das Vielfache zur Einheit; nicht in dem Stoff, sondern in der Kunst und Absicht liegt die Schönheit. Weil Harmonie und Ordnung nur vom Geiste kommen kann, so ist die philosophische Naturbetrachtung eine Erkenntniß Gottes, als des souveränen Künstlers in der Natur.

Daß wir die Tugend um ihrer eigenen inneren Schönheit willen lieben können, und daß die Heiterkeit, die Freiheit, die Natur und die Grazie ihre natürlichen Bundesgenossen sind; daß die wahre Erkenntniß nicht auf Zufall, Atheismus und Menschenverachtung, sondern auf Ordnung, Weisheit und Liebe, also zu Gott führt; daß die Schönheit kein Schiller der Oberfläche, ihr Gefühl kein Sinnenkitzel, die Kunst kein Luxusartikel ist, sondern
232 die in die Erscheinung tretende Blüthe einer göttlichen Welt, ihr Gefühl eine Ahnung des Übersinnlichen in der Sinnenwelt, und die Kunst ein Element der Humanität; daß alles menschlich Bedeutende und Große vom Enthusiasmus vollbracht wird, und daß die Wissenschaft, das Handeln und die Persönlichkeit in der Kunst, d. h. in der vollkommenen Herausbildung der Form gipfelt; — und was sonst noch für Gedanken in dieser platonischen Dreieinigkeit des Wahren, Guten, Schönen enthalten sein mögen: das ist die hellenische Atmosphäre, die uns in Shaftesburys Charakteristiken umgiebt; — wenn sich auch etwas von den Parfüms des Salons mit einmischt, und auch dieser geistvolle Mann bei allem Streben nach dem antiken Gleichgewicht in seinen einzelnen Urtheilen mit seinen dichtenden Zeitgenossen im französischen Geschmack befangen blieb.

Wie man aber auch über diese Gedanken urtheilen mag, gewiß ist, daß aus keinem anderen Denker damals ein ernster Mann den Muth schöpfen konnte, den Unterricht des Schönen zur Idee eines wissenschaftlich-schriftstellerischen Lebens zu machen.

Einfluß der Gesellschaft

Wie es aber mit zum antiken Sinn gehört, daß man mit seiner Zeit geht und ihre Sprache redet, so ist denn auch Winckelmann von den modernsten Richtungen der Litteratur des Auslands nicht unberührt geblieben.

Dasjenige was eigentlich den Begriff des Modernen ausmacht, der Familienzug der Litteraturkreise, die uns hier beschäftigen (nur Montaigne steht für sich), dieser moderne Typus entstand durch die Einwirkungen der Gesellschaft auf die Litteratur.

Früher gingen die Bücher hervor aus der Schule, dem Kloster, der Bibliothek, — deren Staub ihnen immer etwas anklebte; sie kamen aus der Zelle des einsamen Denkers, aus dem Feldlager, aus dem Cabinet des Staatsmannes; sie waren originell und charakteristisch, aber schwer zugänglich, voll Ecken und Dornen, weil sie in abgeschlossenen Lebens- und Bildungskreisen aufwuchsen. Jetzt kamen sie aus dem Salon.

Im Salon sammelten sich zu Zeiten um geistreiche Frauen die Ersten 233
aus allen Kreisen des Lebens: Dichter und Künstler, Feldherren und Prinzen, Bischöfe und Parlamentsräthe. Sie brachten die Quintessenz aus ihren kleinen Welten in diese große Welt; denn es war wirklich in gewisser Weise eine große Welt.

Bald befand sich die Litteratur ganz unter dem Einfluß des esprit de société, den die Franzosen erzeugt haben und den ganz Europa nachahmte. Er veränderte ihre Physiognomie von Grund aus.

Die Tugenden der Conversation: Klarheit, Leichtigkeit und Kürze, Correktheit und Präcision, überraschende Vorstellungsverbindungen und eine Lebhaftigkeit die sich beherrscht: diese Eigenschaften galten mehr als Tiefe der Erudition und Strenge der Logik. Wesentlicher als schöpferische Phantasie und mächtige Originalität erschien jener Kanon der Sprache und des Stils, von dem es keine Berufung gab: jener gute Geschmack, der, wie der gute Ton und der gesunde Menschenverstand, auf einem Gleichgewicht aller Geisteskräfte ruht: ein negativer Tact gegenüber dem Unziemlichen und Übertriebenen; eine feine goldene Mittellinie, die zwischen allen Ausschreitungen der Einbildungskraft und des Scharfsinns, der Empfindung und des Witzes hinläuft.

Freilich waren jene Kreise bald Pflegestätten des reinen Geschmacks und bedeutender Ideen, bald Treibhäuser des falschen schönen Geistes; zuletzt auch Lästerschulen, nicht blos des Wahns, sondern auch des Glaubens. „Man beschuldigt diese Nation," sagt Hamann, „daß sie das Heiligthum der Wissenschaft gemein gemacht, die Poesie eines Originalgedankens in die flüssige Prosa der Caffeehäuser und Spieltische ziemlich übersetzt, aber größtentheils ersäuft hätte."

Dennoch ersetzte diese Gesellschaft damals das, was dem Schriftsteller die Nation sein sollte, — die ideale Gemeine, die die Alten vor Augen hatten. Zum ersten Male hatte sich ein allgemeiner Kreis gebildet, wo nur Bildung Einlaß gab; ein Kreis an den der Schriftsteller sich wandte, von dem er seine Eingebungen, sein Urtheil empfing. Hier war es wo zuerst, ob auch anfangs in manierirter und vornehmer Form, das Streben nach einer humanen Cultur Wurzel faßte. Diese Litteratur stellte sich der Litteratur der Kaste gegenüber, sie wandte sich an den Menschen, statt an den Standes-
234 und Zunftgenossen; sie brachte den Gelehrten die Forderungen des Geschmacks und der Urbanität, der Gemeinnützigkeit und bald auch des philosophischen Gedankens zum Bewußtsein, gewöhnte sie an die schwere Selbstverleugnung, dem Übergewicht des todten Stoffs, dem abstoßenden Ernst, der unpraktischen Grübelei zu entsagen.

So spricht z. B. Labruyère gegen *die eiteln und dürren Wissenschaften, die ohne Annehmlichkeit und ohne Nutzen, wie eine außer Curs gesetzte Münze, sich nicht in Unterhaltung und Mittheilung hineinziehen lassen. Und Shaftesbury versichert uns, *wer ein Virtuoso (Liebhaber) sei, soweit es sich für den Gentleman schickt, habe einen höheren Schritt gethan, ein guter und vernünftiger Mann zu werden, als ein Gelehrter; und daß wir (was auch Christine von Schweden sagte) in der Schule der Welt wieder verlernen müssen, was wir in den Schulen gelernt haben.

Unter diesen Einflüssen drang endlich durch, wonach die Franzosen seit einem Jahrhundert getrachtet hatten: die Erhebung der Nationalsprache zum Ansehen eines Organs, in dem alles das, weshalb die alten Schriftsteller als kanonisch und classisch bisher eine ganz abgesonderte Stellung einnahmen, vollkommen ebenso erreicht werden könne. Sie galt nun als das alleinige Organ alles dessen, was irgend auf Bedeutung Anspruch machte. Im Jahre 1676 fiel das Lateinische auch im Lapidarstil.

Eine Grundmaxime dieser Litteratur war die Vermeidung der technischen Sprache, dieses Handwerkszeuges der Wissenschaft, die oft zum zünftigen Rothwelsch wird und die Litteratur in Dialekte zerfällt, die wie Sprachen verschiedener, im Staatskörper zusammengeschlossener Stämme nebeneinander hergehen.*) Wie in den Tagen Ludwigs XIV. die Stände, die früher an den sie charakterisirenden Fehlern erkennbar waren, durch Gesellschaft, Schauspiel und Promenaden sich äußerlich fast gleich wurden: so gewöhnte man sich auch im Ausdruck an ein mittleres Gemeingebiet von Worten und Begriffen. Man bewegte sich in gewissen Schranken, die aber nur den dürftigen Geist hinderten, seine Gedanken auszudrücken und originell zu sein.

*) Schon Montaigne sagte: Les autres se communiquent au peuple par quelque marque spécial et étranger: moi le premier, par mon être universel, comme Michel de Montaigne: non comme Grammairien, ou Poète, ou Jurisconsulte.

So brachte man nach und nach die Geheimnisse der Folianten und Quartanten, der lateinischen Bücher, der Ateliers und Observationsthürme, vor die Lichter des Salons. Und wie man auch denken mag über diese Anbequemung an das Maß von Geistesanstrengung, das die gute Gesellschaft sich zumuthen läßt: gewiß haben damals große Schriftsteller die Prosa für ihr bis dahin ganz fremde Gegenstände geformt, neue Darstellungsformen geschaffen und die Nationallitteratur mit einigen unvergänglichen Denkmalen 235
bereichert.

Man kann streiten, ob die Philosophie den Ton des witzigen Gentleman lernen solle, den sie bei Shaftesbury sprach; man kann lächeln, wenn der fast hundertjährige Akademiker in seiner pluralité des mondes die verborgene Maschinerie des Weltschauspiels, und in seiner Geschichte der Orakel die Maschinerie der Priesterherrschaft, wie in zierlichem Modell, vor den Damen spielen läßt: aber auch für Buffon war die Composition eines großen litterarischen Kunstwerks beinahe ein Motiv seiner Naturforschung. Und Montesquieu weckte Frankreich und Europa aus seiner politischen Lethargie, seit er die großen Kreisläufe der Geschichte, die Geheimnisse des Steigens und Sinkens der Staaten in aller Mund brachte.

Auch in Deutschland wirkte, wo nicht der Geist der Gesellschaft, so doch deren Litteratur auf die gelehrten Kreise, die ihre Gewohnheiten lange hartnäckig genug behaupteten. Sogar die Philosophie gab eine Zeitlang nach: zwei Jahrzehnte lang haben selbst die Deutschen „mit Maß" philosophirt, — wofür sie sich später gründlich entschädigten. Sie hatten sich endlich die Ermahnung des Thomasius zu Herzen genommen, „sich honetter Gelehrsamkeit und beauté d'esprit zu befleißigen und den Franzosen im Gebrauch der Muttersprache in gelehrten Sachen nachzuahmen." Es war nicht mehr ihr alleiniger Ehrgeiz, vor einem geschlossenen, eine todte Sprache mit sich selbst redenden Orden Zeugnisse von der Unermeßlichkeit ihrer Auszüge, von ihrer Befähigung zur Systemerfindung und von der Gründlichkeit ihrer Methode abzulegen. Durch das Ausland ermuthigt und autorisirt (denn durchs Ausland mußte man doch in Deutschland autorisirt sein), begann man sich an die Nation zu wenden, die noch nicht existirte, die aber durch solche Bücher allmählich anfing zu existiren.

Wenn nun selbst ein solcher Vergötterer der Alten, wie Winckelmann, der soviel Anlage hatte zum gründlichsten Meisterstolz, der so gern seinen Thron über die umgestürzten Lehrstühle aller Genossen gesetzt hätte, — wenn man einen solchen Gelehrten sich bemühen sieht, ein Buch in gutem Deutsch, für Weltleute und Künstler zu schreiben, ein Buch noch dazu ohne Citate, in urbanem Ton und in einem aphoristischen Stil: so ist darin wohl der Einfluß jener Litteraturkreise zu erkennen. Was wäre Winckelmann, was wären seine Erfolge, wenn er, etwa wie Friedrich Christ, der ihm am Umfang

der Kenntnisse und in der Richtung des Geschmacks nahe kam, seine Archäologie in der stillen Berufsthätigkeit eines Professors oder in lateinischen Reden und Dissertationen vertrieben hätte!

236 Wir können verfolgen, wie die Fächer der esoterischen Litteratur nacheinander in der exoterischen ihre Vertreter erhielten. Diese Erweiterungen der Nationallitteratur bezeichnen das Fortrücken der Grenzen des Reichs der Bildung in das Reich der Gelehrsamkeit.

Diese Bildung hatte noch eine bedeutende Lücke. Die bildende Kunst, besonders die Kunst des Alterthums, war nur durch untergeordnete Fachschriftsteller vertreten; durch keinen Mann von philosophischem Geist, durch keinen „Beherrscher des Wortes." Die Stimmführer der damaligen Gesellschaft, auch die universellsten, — die Fontenelle und Voltaire, die Shaftesbury und Pope, die Addison und Johnson — wie vag und unbedeutend ist das, was ihnen gelegentlich darüber entfällt. Das plastische und alterthümlich-hellenische Element fehlte in der damaligen Cultur; es hatte keinen Antheil an ihrer Philosophie, Historie und Dichtung.

Hier war noch ein Platz übrig, zu einer Zeit, wo man beständig hörte daß alle Plätze besetzt seien.

Zunächst aber sei es noch verstattet, auch über sein Verhältniß zur Dichtkunst ein Wort zu sagen.

Dichtkunst

Goethe glaubte, nach genauerer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensgangs sagen zu können, daß man bei Winckelmann keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja eher hier und da einige Abneigung finde.

Als Beweis nennt er wunderlicher Weise die 'Vorliebe für alte gewohnte lutherische Kirchenlieder,' — die doch zwei Jahrhunderte lang der einzige grüne Zweig an dem verkümmerten Baume der deutschen Dichtung waren. Wenn Goethe aber ferner einräumt, daß Winckelmann in seinen späteren Schriften beinahe durchaus selbst Poet gewesen sei, und zwar ein tüchtiger und unverkennbarer: so wird man wohl annehmen dürfen, daß dem Freunde des Sophokles und Homer der Sinn für das Dichterische nicht gefehlt habe. Wir besitzen Auszüge aus neueren Dichtern, wo ein antiquarisches oder sonstiges Nebeninteresse schwerlich mit im Spiel gewesen sein dürfte.

Er scheint von der Bewegung unberührt geblieben zu sein, die die armseligen Streitigkeiten Gottscheds und der Schweizer unter demjenigen kleinen Theil des deutschen Publikums hervorriefen, der damals für solche Dinge
237 Interesse hatte. Keine Spur findet sich, daß er die „Kritische Dichtkunst" oder die Abhandlungen Bodmers und Breitingers gelesen hätte. Von deutschen

Versen ist mir blos etwas aus Haller aufgestoßen*); Klopstock ist ihm wohl nie bekannt geworden. Als ihm Usteri in Rom (1761) Geßners Idyllen schenkte, spricht er seine frohe Überraschung in einer Weise aus, als wäre ihm zum ersten Male lesbare deutsche Poesie begegnet; er entschuldigt sich hier und bei Gelegenheit Lessings damit, daß ihn seine früheren historischen Arbeiten und jetzt der fehlende Buchhändlerverkehr zwischen Italien und Deutschland verhindert habe, die Meisterstücke seiner Nation kennen zu lernen, bei dem brennenden Verlangen nach denselben.

Dagegen findet sich von den französischen Dichtern des Siècle vielleicht deshalb keine Spur, weil er eine Abneigung hatte gegen den höfischen Ton und die Galanterie; wenigstens spricht er eine solche gegen die gleichzeitige Kunst aus. In seiner Jugendzeit war der Glaube an die Unfehlbarkeit des goldenen Zeitalters bereits erschüttert. St. Evremond hatte in der Tragödie die Wärme der Leidenschaft und selbst Rapin die Kühnheit und Kraft der Sprache vermißt.

Besser scheinen ihm die Engländer gefallen zu haben, die seit den dreißiger Jahren in Deutschland gelesen wurden. In den Tagen der Restauration war mit anderen Bräuchen des französischen Hofes auch die französische Poetik über den Canal gezogen: selbst der wüste Rochester nannte sich einen Schüler Boileaus. Später konnte der gewaltige Swift den Engländern sogar eine Akademie vorschlagen, und Addison erhielt für sein steifes Trauerspiel Cato nach Corneilles Muster, statt einer Schulprämie Dichterlorbeeren. Es ist wahr, die freie Muse Albions hatte sich geduldig zu französischer Correktheit bequemt; aber unter der glatten Eleganz brach zuweilen eine Regung englischen Humors und Witzes hervor, keck bis zur Frechheit; ein Glanz kühner Bildersprache; Gedanken von trotziger Selbstheit über Rechte der Natur und der Sinne, des Instinkts und des Individuums; lauter Dinge, die ihren Formmustern fremd waren. Und diese Verbindung von Gebundensein der Form und 238
Freiheit des Gedankens scheint zu Winckelmanns Geschmack gestimmt zu haben.

Es giebt eine Anthologie von Winckelmanns Hand fast ausschließlich aus den Dichtern der Restauration und der Zeit der Königin Anna. Das Meiste

*) Diese Verse stammen noch aus dem „Lande der Märtelei"; sie sind aus der Ode an die Ewigkeit. Ein anderes Gedicht huldigt der Zeitlichkeit; es hat die Überschrift „Der feste Schluß."

„Es eilt im wilden Kriege,
Der mit dem Tode droht,
Ein stolzer Held zum Siege
Und findet seinen Tod.

Ein Kaufmann traut den Winden,
Und suchet indisch Gold,
Er eilt den Tod zu finden,
Den er doch nicht gewollt.

Was soll ich in den Schlachten?
Und was auf falscher Fluth?
Mein Leben zu verachten
Gebricht mir Stolz und Muth.

Das Leben zu genießen
Ist der Natur Gebot;
Bei Bechern und bei Küssen
Erwart' ich meinen Tod."

ist aus Milton, Butler und Pope; sonst sind vertreten Waller, Cowley, Rochester, Otway, Roscommon, Mulgrave, Congreve, Addison und Thomson. Diese Auszüge sind mit der gewohnten Sauberkeit geschrieben; auch hier sind nachträgliche Ausbesserungen undeutlicher Buchstaben, Spuren wiederholten Lesens zu erkennen. Den äußeren Anlaß zu dieser Musterung einer ganzen Litteraturperiode gab vielleicht der Bünausche Katalog, dessen hierher einschlagende Abtheilung 1753 erschien.

Nimmt man hinzu die zahlreichen Verse aus italienischen Dichtern aller Zeiten, die in einem starken italienischen Waste-book zwischen Phrasen und Sentenzen zerstreut sind, so hat man alles zusammen was sich von Zeugnissen neuerer poetischer Lectüre in Winckelmanns Nachlaß vorfand.*)

Zweifelhaft ist dagegen, ob Winckelmann etwas von Shakespeare in ~~Händen gehabt habe.~~ Nur was er über ihn geschrieben und aus ihm angeführt fand, ~~zeichnete~~ er sich auf: es ist doch als ob er hier einen Dichter, eines Kopfes größer als alle ihm bekannten, geahnt habe, den ihm aber nur von ferne zu sehen beschieden war. So wenn Pope Shakespeares Dichtung Inspiration nennt und ihn selbst vielmehr ein Instrument, als einen Nachahmer der Natur, die mehr durch ihn spreche, als er von ihr; oder wenn Dryden ihn vorführt wie einen Monarchen, der seinen Nachahmern Gesetze ertheile, jenen Fletcher und Jonson, denen er die Natur war, die sie malen und zeichnen; oder wenn Cowley meint, er müsse sich über sich selbst gewundert haben, wie er zu soviel Geist gekommen sei, und ihn mit den ländlichen Schönen vergleicht, die bezaubern ohne von ihren Reizen zu wissen.

Damals begann das Fragen nach den voller strömenden Urquellen der Poesie: man forschte und grübelte, besonders in England, über jene Dichter, die eine ganz andere Stufe in der poetischen Hierarchie einnahmen, als Irgendeiner aus der Gegenwart und nächsten Vergangenheit. Man ahnte in Homer und Shakespeare ein großes Geheimniß, für dessen Lüftung nur das Zauberwort fehlte. Und da man in Werken voll überwältigender Schönheiten nichts fand von dem sogenannten Geschmack und von Poetik und von den Plänen, die damals der Verstand dem Talente zur Ausführung übergab: so staunte man über räthselhafte Erzeugnisse einer blinden Naturkraft oder, wie es damals hieß, des Originalgenies.

239 Das Verlorene Paradies hat Winckelmann gelesen, wenigstens bis zum fünften Gesang. Er sammelt alle die gigantisch-grotesken Bilder und Gemälde der Hölle; z. B. die Scene, wo das Pandämonium auf den Ruf seines Generals, wie die Heuschrecken auf das Zucken des Mosestabes, aus dem glühenden Pfuhl aufsteigt und zum Land hinfluthet, zahlreicher als die

*) Die englischen Dichter stehen in den Pariser Mſ. No. 4266; das italienische Waste-book führt den Titel Proverbi italiani und die No. 4275.

Schaaren der deutschen Völkerwanderung über die Alpen; oder die Scene, wo die sichtbare Finsterniß des feurigen Ofens jählings erleuchtet wird durch eine Million Schwerter, die aus den Scheiden der höllischen Cherubim hervorzücken; vornehmlich aber die Stellen, in denen sich die düstere Phantasie des puritanischen Dichters vielleicht am großartigsten entfaltet, wenn er den theologischen Schemen des Satans in einen tragisch erhabenen Titanen von stoischer Willensgröße umwandelt, — der ihm wider seinen Willen zum Helden des Gedichtes wird.

Wie der Krake der norwegischen Schiffersage, den die Matrosen für eine Insel nehmen, so liegt er schwimmend auf dem Feuersee, mit dem Kopf hervorsehend; mit einem Schild auf dem Rücken, gleich dem Riesenmond im Teleskop des Astronomen von Fiesole, so ragt er auf dem verbrannten Boden. Es ist eine Gestalt noch mit Resten der Herrlichkeit des Erzengels, aber versehrt von den Narben des Donnerkeils, seine Züge zerrissen von Stolz und Rache, Gewissensangst und Mitleid mit den Seinigen.

In solchen Bildern ringt die schrankenlose Phantasie des greisen, der sichtbaren Welt beraubten Dichters, der seine wiederauflebenden humanistischen Erinnerungen zur Poetisirung einer Theodicee benutzt, in der (wie Algarotti sagte) Gott Vater calvinistische Predigten hielt. Winckelmann konnte hier eine große Dichterkraft empfinden und anerkennen, aber sein griechischer Sinn lehnte sich auf gegen diese Erhabenheit des Ungeheuren, gegen diesen Teufelsheroismus, er sah in Milton eben den Repräsentanten der nordischen Phantasie. In dieser Eigenschaft hat er früher seine Erwähnung gefunden (Seite 141); an derselben Stelle, meint Winckelmann, „daß die erstaunenden, theils schrecklichen Bilder, in welchen Miltons Größe bestehe, kein Vorwurf eines edeln Pinsels sein können, sondern ganz und gar ungeschickt zur Malerei seien"; — ein Urtheil, das Lessing unterschreiben und doch, nach seiner Unterscheidung zwischen malerischer und poetischer Schönheit, das Verlorene Paradies das erste Epos nach dem Homer nennen konnte.

Reich bedacht in unserer Anthologie ist der Hudibras des Samuel Butler, eine Satire auf die Rundköpfe, wo die gefallene Partei unter dem Gewieher des höfischen und sonstigen Pöbels gleichsam poetisch in den Block gelegt wird; eine Nachahmung des Cervantes, ohne seinen Adel der Gesinnung und seinen Humor der Erfindung, aber mit viel Komik der Worte und Reime, und besonders für Gelehrte dadurch erbaulich, daß hier die ganze, in englischen Universitätsklöstern fortgeerbte Rumpelkammer mittelalterlicher Wissenschaften und Bräuche in grotesken Knittelversen inventarisirt war. Wie Don Quixote mit der Wissenschaft der Ritterromane, so ist Hudibras mit all dem schweren Rüstzeug der sieben freien Künste und der drei alten Sprachen ausgestattet, während sein Sancho, der Independent Ralph, als Mystiker, sich der geistlichen Gaben und des neuen Lichtes, der

Magie und Cabbala, der Theosophie und der intelligibeln Welt rühmt. Man führte diese Verse damals am Hof und im Colleg im Munde, wie man bei uns hundert Jahre später die Belehrungen des Mephistopheles an den Schüler citirte.

Übersieht man das was Winckelmann von poetischen Blumen gepflückt hat, so kann man freilich nicht leugnen, daß ihm vorzüglich der didaktische Vers und das bildliche Element in der Poesie zugänglich waren.

Winckelmann liebte jene Sentenzen und lernte sie auswendig, wo die Klarheit und Präcision nach der der damalige Stil strebte, noch gewonnen hatte durch die Gebundenheit des Verses. Und man mag über Lehrdichtung denken, wie man will: für die didaktische Prosa ist viel von der didaktischen Poesie zu lernen.

So war Winckelmann ein eifriger Leser des Versuches über die Kritik, erst in französischer Übersetzung, dann im Original, — jenes merkwürdigen Jugendwerkes Popes, bei dem man fragte, ob es die Größe oder die Kleinheit seines Dichtergeistes zeige, daß er im einundzwanzigsten Jahre eine Poetik neben Horaz und Boileau stellen konnte.*) Das Streben des silber-
241 nen Zeitalters der englischen Dichtung vollendete sich in diesem Dichter, der die Sprache der ätzenden Satire und der zärtlichen Melancholie, der phantastisch barocken Laune und des schwungvollen Gedankens mit beneidenswerther Geschmeidigkeit in dieselbe Form des Verses passen konnte; eines Verses, der stets mit einer beflügelten Leichtigkeit, voll antithetischer Funken in spruchartiger Rundung dahinschwebt.

Das stilistische Interesse zog Winckelmann wahrscheinlich auch bei Addison an, der den freien und gutmüthigen Humor, das ruhige Behagen seiner berühmten Unterhaltung und die liebenswürdige Milde und Urbanität seiner Persönlichkeit auch auf die Bildchen seines Spectators übertrug. Sehr oft begegnet man den Verfassern der Maximen und Reflexionen, die sechs Tage lang das Buch der Welt lesen und am siebenten ihre Lesefrüchte in eine scharfe und feine Wendung von zwei Zeilen einschließen, den Larochefoucauld, Labruyère. Ihnen reihen sich die Maximen der Königin Christine und des Sohnes des Kanzlers Oxenstierna, die Gedanken Swifts, die Saillies d'esprit des Gayot de Pitaval u. a. an.

Allerdings aber kann die volle Macht und Herrlichkeit des didaktischen Stils nur in der Prosa zu Tage kommen. Das Jahrhundert von der Mitte des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten war das goldene Zeitalter der Prosa. Was Geschmack und Adel, was Klarheit und Metallglanz, kurz was

*) Auch aus der Poetik Boileaus finden sich Stellen; an sie schließen sich zahlreiche Kritiken aus Adrien Baillet über französische und italienische Dichter. In den Miscellanea Nothnitziana zu Montpellier steht ein Auszug aus Mad. Daciers Commentar der aristotelischen Politik von 27½ Quartseiten, nebst Abhandlungen der Boindin, Vatry, Hardion, Sallier über das alte Theater.

Männlichkeit des Stils betrifft, ist diese Zeit nicht wieder erreicht worden. Man begreift, wie es damals das höchste Lob eines Gedichtes sein konnte, es sei fast so schön wie gute Prosa.

Bekannt ist, wie großen Werth Winckelmann auf formelle Höhe seiner Werke legte; alle modernen Schriftsteller, die hier als seine Günstlinge aufgeführt wurden, sind Meister des Stils.

Sie bewiesen, daß ein Kanon der Sprache und des Stils, der die Eingriffe des Einzelnen beschränkt, dem großen Schriftsteller hinreichenden Raum läßt zur Entfaltung seiner Flügel, während sie Andere vor sich selbst schützt und über sich erhebt, daß nur Bildung und Gesetz wahre Mannigfaltigkeit erzeugen, während die Freiheit der Barbarei stets einförmig ist.

Der andere Punkt ist das bildliche Element in der poetischen Rede. Es ist bekannt, daß Winckelmann gern Sätze, auf die er vorzüglichen Werth legte, mit Vergleichen ausschmückte; hierfür machte er förmliche Sammlungen und Studien; es giebt eine angefangene Sammlung „Vergleiche" und einige 242
Belesenheit in diesen Litteraturkreisen zeigt, daß eine Anzahl seiner berühmten Bilder nicht ganz originell ist.

Bekannt ist z. B. sein Vergleich der Schönheit mit dem vollkommensten Wasser aus dem Schooße der Quelle geschöpft, das um so gesunder geachtet werde, je weniger Geschmack es habe. Der Keim dieses Vergleichs liegt in einer Stelle aus des Abbé Bouhours Entretiens d'Ariste et d'Eugène: Le beau langage ressemble à une eau pure et nette qui n'a point de goût, qui coule du source etc.

Christine von Schweden sagt in ihren Maximen: La mer est l'image des grandes ames: quelque agitées qu'elles paraissent, leur fond est toujours tranquille. Ähnlich heißt es in der ersten Schrift: Sowie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig ist, die Oberfläche mag noch so sehr wüthen, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele.

In derselben Schrift führt er unter anderen Beispielen für die neue Idee von der Bedeutung der Ruhe in der bildenden Kunst einen Vergleich Addisons an, der damals die Bewunderung aller Welt war und eine ganze Geschichte hat. Er steht auch in Winckelmanns englischer Anthologie. Es ist das berühmte Bild in dem Gedicht auf den Herzog von Marlborough, das den Sieger von Blenheim womöglich mit noch mehr Glanz umgab als die Schlacht selbst, und das Addison außer dem Ruhme des ersten Dichters Englands auch die Versetzung aus dem Poetenstübchen in Haymarket in das Unterstaatssecretariat einbrachte.*)

*) 'T was then great Marlborough's mighty soul was proved,
That in the shock of charging hosts unmoved,

243 Er ſammelt auch dichteriſche Blüthen, wie ſie unter der Sonne der Leidenſchaft ſich entfalten, die Jeden zum Dichter machen ſoll. Kein Capitel iſt mit ſo viel hübſchen Verſen aus italieniſchen, engliſchen, franzöſiſchen und lateiniſchen Poeten verſehen, wie das von der Liebe, deren Metaphyſik und Phyſiologie hier nach allen Seiten erörtert wird.

Man hört den ſchwärmeriſchen Verehrer des Ewigſchönen, den zärtlichen Freund, zuweilen auch den Satyr.

Michelangelos Gedichte mit ihrem einſamen, gedankenvollen, reſignirenden Idealismus, (Winckelmann nennt ſie voll von Betrachtungen der hohen Schönheit, über die er hier in würdigen und erhabenen Ausdrücken denke); Petrarca, wo er Lauren als Nachbild eines himmliſchen Muſters ſchildert; Taſſos Strophen, in denen die Geliebte der Polarſtern des Schiffers auf ungeſtümem Meere heißt; und noch manche andere Zeilen aus italieniſchen Sonetten eröffnen ihm die Regionen, wo Liebe und Andacht kaum zu unterſcheiden ſind, und wo der ſtrahlende Blick der verklärten Geliebten mit dem Licht des Göttlichen in eins zerrinnt.

Doch ſcheint ihm die Liebe noch vertrauter zu ſein in der menſchlicheren Form, wo ihr, nach der Poetenſprache, das Herz als Sitz angewieſen wird: — *le cœur est fait pour aimer, ſagt die ſchwediſche Königin, il faut donc qu'il aime; — als Wirkung in die Ferne; — in den Schäferdramen Pastor fido und Aminta, in den zärtlichen Liedern des Chaulieu, in den melodiſchen Sehnſuchtsklagen der Popeſchen Heloiſe, wo die Allgegenwart des geliebten Bildes zwiſchen die Seele und ihre Andacht tritt; in Shakeſpeares Vergleich des ſtillen Liebesgrames mit der Geduld auf dem Grabdenkmal, die zum Gram lächelt.

Aber auch an den witzigen und feinen Wendungen der galanten Correſpondenzen des Voltaire und Pope fand er Geſchmack; noch mehr an der anmuthigen Sinnlichkeit des Südens. So hat er in welſchen Dichtern ein artiges

---

Amidst confusion, horror, and despair,
Examined all the dreadful scenes of war:
In peaceful thought the field of death surveyed,
To fainting squadrons lent the timely aid,
Inspired repulsed battalions to engage,
And taught the doubtful battle where to rage.
So when an angel by divine command,
With rising tempests shakes a guilty land
(Such as of late o'er pale Britannia passed),
Calm and serene he drives the furious blast;
And, pleased the Almighty's orders to perform,
Rides on the whirlwind and directs the storm.

That simile, bemerkt Thackeray, was pronounced to be of the greatest ever produced in poetry.

Sträußchen der ars amandi gepflückt. Hier begegnet uns die Taktik und Hermeneutik der Blicke und Seufzer, der Grübchen und Thränen, der Drehungen und Farbenwechsel, der Grausamkeiten und Erbarmungen; es es giebt muthwillige Scherze genug aus Catull, Plautus und Arioſt; zweideutige und unzweideutige Frechheiten aus Petron und Martial, aus Theodor Bezas Jugendſünden, aus Rocheſter und Grécourt.

Daß übrigens die Bekanntſchaft mit der neueren Litteratur ſogar auf 244
Winckelmanns Lebenspläne von Einfluß war, ſcheint eine Äußerung in dem Briefe an Bünau vom 17. September 1754 zu beweiſen, wo er den Bruch mit ſeiner bisherigen Stellung und ſeinen Reiſeentſchluß auch durch die Bemerkung begründet, „daß er endlich das Glück gehabt habe, diejenigen Schriften, in denen die geſunde Vernunft ohne die weitgeſuchte Gelehrſamkeit, welche jene unterdrücke, und die wahre Weltweisheit den Menſchen zuerſt aufgeklärt worden, kennen zu lernen."

Aber auch für die Anſicht ſeiner Perſönlichkeit ſind dieſe Epiſoden von Werth. Überall erkennen wir einen Mann, der bei aller Zielloſigkeit ſeiner gelehrten Irrfahrten, bei Unkenntniß ſeiner Beſtimmung in der Gelehrtenrepublik, während er durch ganze Provinzen der Litteratur ſich durcharbeitet, dennoch in allen Dingen des Lebens und der Wiſſenſchaft ein ſicheres Gefühl hat für das ihm Wahlverwandte. Oder, um ein metaphyſiſches Bild zu gebrauchen, indem er ſich in dem Makrokosmos einer Univerſalbibliothek zu verflattern und zu verlieren ſcheint, reflectirt ſein Mikrokosmos doch nur das, wozu er als Vis repraesentativa universi vorausbeſtimmt iſt.

Bilder aus dem Dresdener Kunstleben

Eintritt in die Kunstwelt

Nach dem was bis jetzt von den Beschäftigungen unseres Gelehrten in Nöthnitz berichtet wurde, schien es ganz im alten Cours fortgegangen zu sein. Und doch war mit dem Eintritte in Sachsen bereits ein neues Blatt in seinem Leben aufgeschlagen worden; nur in Folge äußerer Verhältnisse zog sich das Alte noch daneben fort, wie ein Rad noch eine Zeitlang fortschwingt, nachdem der bewegende Stoß längst aufgehört hat.

Es war nicht blos ein neues Schauspiel für Sinne und Geist, nicht blos ein neuer Inhalt des Wissens. Es war eine ganz andere Art des Wissens, eine Erkenntniß aus Dingen statt aus Büchern, eine Erkenntniß aus Anschauung und Empfindung, statt aus Worten und Begriffen. Diesen Unterschied brachte sich Winckelmann damals mit Leidenschaft zum Bewußtsein: er wurde von entscheidendem Einfluß auf sein Leben. In dieser neuen Welt
246 findet er endlich sein Element. Dies Neue bringt ihn von polyhistorischer Zerfahrenheit zur Einheit; zerstückelte Kenntnisse ordnen sich zum Ganzen; trockene Körner gehen auf zu grünender Saat; indem er sich selbst findet, fühlt er zum ersten Male auch den Antrieb, öffentlich zu sprechen. Schlummernde Kräfte treten nun hervor; und indem der Erfolg das Selbstgefühl weckt, geht ihm das Dasein neu auf; er tritt in das aufgeregte Leben der Künstlerkreise ein: er fühlt sich zum ersten Male frei und glücklich. Im dankbaren Gefühl dieser seiner Wiedergeburt nennt er noch spät, von Rom aus, Sachsen sein geliebtes Land, ja er wirft sich eine Passion, eine fanatische Liebe zu Sachsen vor (30. August 1765).

Wenige kamen in den vierziger und fünfziger Jahren nach Dresden, die nicht von dem herrschenden Kunstenthusiasmus ergriffen worden wären. Die ansteckende Wirkung fürstlicher Liebhaberei, das Schauspiel eben entstandener und noch vor den Augen entstehender Bauwerke, die Überraschungen der ankommenden Schätze alter und neuer Zeit, die fast ununterbrochene Folge der Feste und Spiele, bei denen die Künste sich mehr oder weniger ver-

einigten, — wer konnte hier gleichgiltig bleiben! Und wer vollends nicht durch Geburt, Weltförmigkeit und Gewandtheit in den modernen Sprachen empfohlen war (wer nicht „plaudern kann und ein Air hat", seufzt Winckelmann) — für einen solchen bot die Kunst die einzige Möglichkeit, allenfalls auch durch Verdienst zur Geltung zu kommen. Während August III. alsbald Zeichen der Langeweile von sich gab, wenn man ihn von Geschäften und Politik unterhielt: so erheiterten sich seine Züge und seine Sprache wurde belebter, wenn das neueste Gemälde oder die letzte Oper oder die letzte Sauhatze aufs Tapet gebracht wurde.

Winckelmann war damals schon in die Jahre getreten, wo man zwar alte Pläne trefflich auszuführen pflegt, aber auf neue Interessen schwerer eingeht, zumal wenn sich Pflichten, befestigte Gewohnheiten und erworbene Geschicklichkeiten in den Weg stellen. Hier kam die aufregende Wirkung der Dresdener Welt ganz gelegen. Und wie lebhaft mußte diese Aufregung bei einer Natur sein, die stets von dem Neuen hingerissen zu werden pflegte, deren Schönheitssinn und Genußbedürfniß dreißig Jahre lang gedarbt hatte!

Von den sieben Jahren, während deren er in der Nähe Dresdens und in Dresden selbst lebte, sagt Voltaire im Zeitalter Ludwigs XV. (Cap. 31): „Ganz Europa hatte keine schöneren Tage gesehen, als die Tage nach dem Aachener Frieden (1748) bis zum Jahre 1755 (vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges). Der Handel blühte von Petersburg bis Cadix, die schönen Künste standen überall in Ehren, alle Völker verkehrten miteinander: Europa glich einer großen Familie, die sich nach ihren Zwistigkeiten geeinigt hat." Kaum irgendwo aber waren die Genüsse des Friedens so reich zu haben, nirgends waren die Huldigungen gegen die Kunst so bereitwillig, nirgends 247
der Zusammenfluß der Fremden so lebhaft, als in Dresden. Kein günstigerer Augenblick ließ sich denken, als solche halkyonische Tage für den Anfang seines neuen Lebens.

Leider ist auch nicht eine Zeile vorhanden, in der sich Winckelmann über die ersten Eindrücke der Dresdener Kunstwelt ausspräche; auch Zeit und Umstände seiner ersten Annäherungen schweben in Dunkel. Die Nachrichten, die erst während seines fünften Jahres in Nöthnitz beginnen — am 3. März 1752 — sind wie ein Blatt, dessen Hälfte abgerissen ist. Schon hat er inzwischen einen Versuch gemacht, Sachsen wieder zu verlassen; schon schmiedet er Reisepläne nach Italien: wir sehen ihn bereits im zweiten Stadium seiner Beziehungen zur Dresdener Kunstwelt.

Jetzt schreibt er von „einigen Adressen", die er sich gemacht, um freien Eintritt zur Gallerie zu bekommen. Es habe ihm nicht wenig Mühe gekostet, diesen Zutritt und zwar mit einer Freiheit zu bekommen, daß er allenthalben, allein, auch an Tagen, wo Niemand zugelassen werde, z. B. Sonntags, an katholischen Festtagen, Gallatagen u. dergl., die Gallerie habe

frequentiren können. „Dieß hat mich verhindert, nur ein einziges Mal eine Promenade in Dresden zu genießen. Ich bin etwa alle vierzehn oder acht Tage nach Tische hineingelaufen, oder früh und gegen Tische wieder heraus."

Wahrscheinlich hatte er diese Begünstigungen der Empfehlung des königlichen Beichtvaters Leo Rauch zu verdanken, dem Hausgenossen des katholischen Oberinspectors der Gallerie (seit 1742), Johann Gottfried Riedel, eines Böhmen (1691—1755). Riedel hatte zwei Jahre bei Solimena die Malerei gelernt; seit 1739 war er in Dresden unter dem Titel eines Hofmalers mit der Restauration der Gemälde beauftragt. Der zweite Inspector, Pietro Guarienti aus Modena, der Herausgeber (1753) des vermehrten Orlandischen Abecedario pittorico, des Malerlexikons, stand ihm hierbei und in der Inspection der „inneren" Gallerie zur Seite. Guarienti besaß nach Heinecken eine feine Kenntniß alter und neuer Schildereien; die Gallerie verdankt ihm die Copie der heiligen Cäcilia und der beiden Tafeln einer Predella des Ercole Grandi (1750); er wählte die neunundsechzig Stücke aus, die 1748 aus der kaiserlichen Sammlung zu Prag angekauft wurden.

Riedel gestattete ihm, zu jeder Zeit zur geheimen Thür heraufzukommen, in seinem warmen Cabinet zu sitzen und den Mittagstisch bei ihm einzu-
248 nehmen. Noch im März 1755 pflegte er Sonntags und zuweilen Freitags bei ihm zu speisen.

Zu derselben Zeit war er auch schon in die Künstlerkreise gedrungen. „Ich bin unter die Maler gerathen", schreibt er in dem angeführten Briefe, „und dieses unter Leute, die auch sagen können, Romam adi. Ein einziger solcher Maler ist mir lieber, als zehn Titel Stutzer.... Mit Anfang des Frühlings werde ich gewiße Stunden zum Zeichnen für mich ausetzen."

Im Januar 1753 überschickt er Berendis seine „Gedanken über die Gallerie", er nennt sie auch eine Beschreibung der Gallerie. „Es sind", schreibt er, „mehrentheils eigene Erfahrungen, die ich wohl geprüft habe." Sie waren an den jungen Grafen Bünau gerichtet und für ihn eingerichtet — der damals in Dresden erwartet wurde. Er sei auch im Stande, schreibt er den 17. September 1754, die raren Schildereien in des Königs Cabinet zu zeigen, sonderlich die Maddalena des Correggio und den schönen Raphael aus des Prinzen von Wallis Gallerie. — Der König sandte um 1750 täglich eigenhändige Zettel an Riedel mit Angabe der Bilder, die in seinem Zimmer aufgestellt werden mußten und später dort die Privatgallerie bildeten.

Auch die Genüsse der Bühne hat er keineswegs verschmäht. Wenn er später in Rom ins Theater geht, findet er überall Dresdener Bekanntschaften. Am 30. September schreibt er aus Florenz: „Mich dünkt, ich bin in Dresden: denn die Pilaja singt, und Lenzi und seine Frau tanzen. Der schöne, ja der schönste Belli singt zu Lucca". Er rühmt die Pracht der Oper Adriano (von Metastasio und Hasse, zum ersten Male am 17. Januar 1752), das

Opernpersonal belief sich auf 175. Die Solotänzerin Andrée bekommt 6000, ihr Mann blos als ihr Mann 3000 Thaler. Ein einziges Ballet in diesem Carneval habe 36000 Thaler gekostet. Dies Ballet Pitrots kam vor in der Zaubertragödie Zoroastro, die Casanova aus dem Französischen übersetzt hatte. Die Musik war von Adam und Rameau, für die Decorationen habe man den ersten Maschinenmeister und Maler an der großen Oper zu Paris, Pietro Algeri kommen lassen.

Die neapeler Schule Scarlattis beherrschte Oper und Kirche. Seit 1750 pflegte Hasse, der Hauptmaestro des italienisch-deutschen Stils, für jeden Carneval eine oder zwei Opern zu componiren, — zu Metastasios Versen und für die Stimme seiner Frau, der Venezianerin Faustina Bordoni, die das Entzücken Europas war. Bibiena und Servandoni besorgten die Maschinen und Scenerie; Sänger, Tänzer, Pantomimiker und sogar ein Hofpoet Pallavicini vollendeten die italienische Färbung.

Kurfürstliche Kunstpflege 249

Das Kunstleben in Sachsen war, wie damals überall, ganz das Werk der Fürsten; aber die Kunstliebe der sächsischen Fürsten war nicht, wie sonst in Deutschland, von gestern her. Seit den Tagen Lucas Cranachs und des Baumeisters Hans von Dehn-Rothfelser, seit den Schloßbauten und Freskomalereien des Kurfürsten Moritz geht durch die Reihe der sächsischen Kurfürsten, selten unterbrochen, eine gewisse Neigung zur Kunst. Ja man bemerkt ein erbliches Vergnügen an technischen Fertigkeiten und deren Ausübung. Von der Hand Kurfürst Augusts, des Gründers der Kunstkammer und der Bibliothek, wird noch ein elfenbeinerner Krug mit einer Schlacht in Relief und ein Pulverhorn von Cocosschale gezeigt.

Das Frühere war indessen meist im Geschmack der Curiositätenliebhaberei; wie denn noch bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die sämtlichen Sammlungen in den Hofhalt unter der Rubrik „Curiositäten-Cabinete" eingestellt wurden. Zu einer solchen „Kunstkammer" gehörten nach dem auf Veranlassung Kurfürst Christians verfaßten und im Dresdener Archiv aufbewahrten Bedenken Gabriel Kaldemarcks (1587), außer runden Bildern und Gemälden, besonders naturgeschichtliche Merkwürdigkeiten und ein Münzcabinet.

Das Streben nach Erhöhung des Glanzes ihrer Hofhaltung durch die Werke der Kunst und durch Einladung italienischer, französischer und niederländischer Künstler (z. B. des Gerbrandt van den Eeckhout) war unter den drei Johann Georgen (1611—1694) fortwährend im Steigen begriffen: gleichwohl erscheint alles den Werken ihrer beiden Nachfolger gegenüber nur wie ein Vorspiel.

250 „Man muß gestehen", sagt Winckelmann im Anfang seiner ersten Schrift, „daß die Regierung des großen August der eigentliche glückliche Zeitpunkt ist, in welchem die Künste, *als eine fremde Kolonie*, in Sachsen eingeführt worden und vor den Augen aller Welt aufgestellt sind."

Diese Worte könnte man als Motto gebrauchen für das gegenwärtige Capitel: die Licht- und Schattenseiten jenes so glänzenden und so rasch hervorgerufenen Kunstlebens sind damit bezeichnet.

Der Ausdruck fremde Kolonie erinnert an die Thatsache, daß es damals eine vaterländische Kunst kaum mehr gab, und daß selbst das was es von deutscher Kunst anderwärts gab, nichts als ein Nachhall der sinkenden Kunst des Auslands war. Die Kunst ist eine aus fremden Ländern eingeführte Treibhauspflanze, ein Luxusartikel, ein Theil des Gepränges der Hofhaltung; sie wurde hereingezogen in die Saturnalien der unumschränkten Fürstengewalt, die nach dem Vorgange Ludwigs XIV. ihren Rundzug durch Europa hielten.

So wenig dachte man über die augenblicklichen Bedürfnisse des Hofes hinaus, daß man (wie in der Wissenschaft) selbst die Aufmunterung und Fesselung tüchtiger vaterländischer Kräfte vernachlässigte, ja die Deutschen
251 gegen fremde Günstlinge zurücksetzte. Bedeutende in- und ausländische Kräfte ließ man sich wieder entführen, statt sie zur Gründung einheimischer Schulen zu verwenden, und die ungeheuern Summen auch der Verbreitung des guten Geschmacks und der Hebung des Gewerbfleißes zu Gute kommen zu lassen.

Dies sind Anklagen, die nach Ablauf unserer Periode und der Kunstdictatur Brühls, oder vielmehr des Baron von Heinecken, Hagedorn, der langjährige Zeuge dieser Zustände, bei der Gründung der Akademie (seit 1763) erhoben und begründet hat.

Die Berechtigung wollte man in dem Umstande finden, daß dem deutschen Wesen eine Einwirkung romanischer Cultur wünschenswerth sei: von jeher hätten die neueren Völker die Früchte ihrer Cultur aneinander abgegeben. Es war bei den Deutschen Nationalansicht geworden, daß das Reisen in südliche Länder zur Vollendung der Bildung gehöre; die ersten Männer hatten gerathen, dem Mangel an Form durch „Vermählung deutscher Ernsthaftigkeit mit italienischer Anmuth" abzuhelfen; auch Leibnitz billigte dies.

Später hat die deutsche Nation, unabhängig von den Höfen und der Sonne ihrer Gunst, sich auf eigene Füße zu stellen gewagt. Aber die erste Aufrüttelung aus ihrer Lethargie, die ersten Antriebe des nationalen Ehrgeizes und Wetteifers verdankt sie zum Theil den prachtliebenden Fürsten, die die fremden Künste zu Gastrollen einluden.

Mit unserer sächsischen Kolonie ging es besser, als mit anderen nordischen Kolonien, z. B. der Gelehrtenkolonie der Königin Christine, die spurlos an dem schwedischen Volke vorüberging, und der die geistreiche Fürstin selbst

folgte. Die sächsische Kolonie weckte nicht blos den Nachahmungstrieb, sondern auch den Stolz gegenüber dem Auslande: nach allen Stürmen und Wechselfällen blieb jedenfalls ein Denkmälerschatz zurück, dessen Kenntniß ein Element deutscher Bildung geworden ist.

Bekannt ist, wie freigebig die Natur gegen August den Starken gewesen 252
war. Man hat in seinem jugendlichen Kopf eine Erinnerung an Goethe finden wollen; andere fanden in der Büste des älteren Coustou etwas Frech-Genialisches. Er war, Dank einer vielseitigen Erziehung, ein Virtuos in allen noblen Künsten und Genüssen, die die Phantasie der Erdengötter ersinnen kann. Die es wissen konnten, gaben zu, daß er nicht blos an ritterlichen und galanten Festen die Rolle des Königs zu spielen wußte. Dasselbe sagte man von Ludwig XIV.; der alte Fritz behauptete freilich, pas si bien que Baron (der Schauspieler).

In mancher Beziehung erinnert er an seinen Zeitgenossen Philipp von Orleans, von dem seine Mutter sagte, daß alle Feen an seiner Wiege gestanden hätten, aber die eine Ungeladene eine schlimme Zugabe angehängt habe. Was St. Simon dem Regenten zuschreibt: die natürliche Grazie bis in die kleinsten und alltäglichsten Handlungen, die Leichtigkeit und unwiderstehliche Liebenswürdigkeit des Wesens, die Fähigkeit augenblicklicher Orientirung in allen Dingen, über die ein Fürst Gelegenheit findet, urtheilen zu müssen: ähnliches wird auch August dem Starken beigelegt. Der Herzog von Orleans war auch ein vollkommener Kenner nicht nur der Kriegswissenschaft und der Chemie, sondern auch der schönen Künste und componirte selbst Opern.

August war der erste sächsische Kurfürst, der als Prinz die sogenannte 253
große Cavalierstour durch Europa gemacht hatte. Die Eindrücke von der Heiterkeit und Offenheit, der Lebhaftigkeit und der Gestaltenfülle des südlichen Lebens und der Feste südlicher Städte, von der Eleganz und dem Pomp französischer Hofunterhaltung — diese Reiseerinnerungen wollte er an seiner Elbe wiederaufleben sehen. Seine unbehagliche Residenz, die eine starke Festung mit engen Straßen und steilen schmalen Häusern war, sollte nach solchen Erinnerungen umgestaltet werden; schöner, leichter Lebensgenuß an die Stelle der rohen Amüsements seiner Vorfahren treten.

Auf jenen Reisen hatte er, neben seinen Abenteuern, auch den Künsten einen Blick geschenkt; auch er besaß das Interesse seiner Vorfahren fürs Technische. Stundenlang sah er zu, wie der Goldschmied Dinglinger und der Steinschneider Hübner seine eigenen Ideen ausführten; bekannt ist, wie er den jungen Dietrich selbst prüfte, indem er ihn in seiner Gegenwart einen Ostade und einen Poelemburg malen ließ; auch bei den üppigen Malereien Fehlings im Großen Gartenpalais und bei seiner eigenen kupfernen Reiterstatue in der Neustadt, die der Capitän Ludwig Widenmann arbeitete, scheint seine Hand im Spiel gewesen zu sein.

Noch stolzer war er jedoch auf die Programme seiner Hoffeste, die er selbst entwarf, bis auf die Costüme, und in Kupferwerken veröffentlichte. Aber damals war das ganze Leben ein Fest, bei dem der König als Dichter, Regisseur und Hauptacteur im Vordergrund stand: auch die schönen Künste halfen nur die Scenerie dieser großen Oper des Lebens vollenden.

254 Der Geschmack, in dem er diesen Carneval dichtete, war im Ganzen der französische des Zeitalters Ludwigs XIV.: August war unter den damaligen Fürsten, die Versailles besucht hatten, der großartigste und phantasievollste; während z. B. Friedrich I. von Preußen nur ein gewissenhafter Copist war.

Damals herrschte im Dresdener Opernhause das classische Theater der Corneille, Racine und Molière; selbst die Opern Lullys behaupteten sich neben der italienischen Musik. Die Gärten von Großsedlitz, Moritzburg und der Große Garten waren Nachbildungen der Schöpfung Lenôtres; und die antiken Statuen, anfangs im Garten des japanischen Palais aufgestellt, sollten, wie die Diana, die Copien des Laokoon und des Apollo zu Versailles, keine antiquarische und akademische Sammlung sein, sondern Decoration eines fürstlichen Gartens, eine Phantasiewelt vom echten Adel des Alterthums. Im Venustempel zu Pillnitz waren einst die Pastelle der Rosalba vereinigt, jene magischen Schatten gepuderter Armiden, mit ihrem seelenlosen Lächeln und ihren geschminkten Rosen, die nun so verblichen sind, wie ihre blauen Bänder, ein Gegenstück zu dem Cabinet Latours im Louvre.

Ohne die Architektur würden alle Künste sich vergebens verbinden, einer Umgebung Anmuth und Formensprache zu verleihen; und die Architektur reicht fast allein schon hin, eine Umgebung zu adeln. Ein großer Brand der Neustadt (1685) gab August die Gelegenheit zur Umgestaltung seiner Residenz; später baute er die Friedrichsstadt. Er und seine Großen führten stattliche Lustschlösser auf; er kaufte den Sulkowsky und Flemming die ihrigen ab. So durchgreifend war die Änderung, die diese Paläste, Kirchen und Gebäude für gemeinnützige Anstalten in der Ansicht der Residenz hervorbrachten, daß die Schmeichelei eines „Augusteischen Zeitalters" wenigstens hierin Sinn hatte. Auch dieser Augustus hatte seine Hauptstadt als eine kleine und hölzerne vorgefunden, als eine große und steinerne zurückgelassen.

Der Hauptzug in dem Baugeschmack Ludwigs XIV. und seiner fürstlichen Nachahmer war das Streben nach dem Grandiosen, vor allem der Raumentfaltung. Colossale Palastsysteme, weite Säle und Gallerien mit einem Überfluß hoher lichter Fenster, der classische Pomp römischer Stildecoration, breite geradlinige Straßen und Straßensterne mit hohen steinernen Häusern: das Alles machte zuerst, als man von den mesquinen Verhältnissen der bisherigen französischen Renaissance herkam, einen überaus imposanten, wahrhaft königlichen Eindruck.

Das Grandios-Phantastische war nun ganz im Sinne Augusts des Starken; 255
auch seine Stellung als Haupt der polnischen Adelsrepublik verstärkte noch diesen Zug. Es liegt etwas grotesk-elegantes, galant-sultanisches in den japanesischen, türkisch-indischen Bizarrerien seiner Prunkgemächer und grünen Gewölbe, in seinen allegorischen Planeten- und Nationalfesten, von denen die Chronik Dresdens voll ist. Welche Summen, ja Fetzen seines Landes opferte er der Porzellanliebhaberei!

Die Betheiligung Kurfürst Augusts III. (1733—1763) an den schönen Künsten erscheint sehr abweichend von dem Walten seines Vaters, dem er auch sonst wenig glich. Er ist weniger Bauherr großartiger Stadt-, Palast- und Gartenanlagen, Ermunterer der plastischen Kunst oder Componist und Protagonist feenhafter Feste, ja nicht einmal recht Protector der lebenden Kunst.

Nur die Dresdener Oper behauptete ihren Rang, mit ihr konnte auch in erfinderischem Aufwand der Decoration und des Costüms nichts verglichen werden. Vor allem aber war August III. Liebhaber und Kenner der Malerei und Kupferstechkunst. Seine Mitwirkung bei der Organisation des Kupferstichcabinets wird von Heinecken hoch angeschlagen. Sein Lehrer in der Kunst war der französische Ingenieur und spätere Galleriedirector Raymond le Plat, dessen Gewandtheit und Energie Dresden den Besitz des Hauptbestandtheils der Antikensammlung verdankt.*) Die Malerei, und vielleicht mehr noch als die holländische Cabinetmalerei, die ganz in schönen Formen und sinnlich-malerischen Wirkungen beschlossene der nachraphaelischen Italiener (die dem schönen Stil ihrer Musik analog war), diese Kunst, die am reinsten in einem Zustand sykaritischen Behagens genossen wird, entsprach dem Temperament dieses indolenten und geschmackvollen Herrschers. Der Cultus der Kunst 256
zieht sich in das Innere des Cabinets zurück.

August erfreut sich am ausschließlichen Besitz und ist auf seine Juwelen so eifersüchtig, daß er selbst dem ersten Hofmaler das Copiren derselben abschlägt.**) Die Königin schenkte ihm zu jedem Namens- und Geburtstage ein Gemälde. Das Beste, was er in seinem Leben gesagt hat (wenn er es gesagt hat), ist das „Platz da für den großen Raphael!" als er bei der Aufstellung der sixtinischen Madonna im Thronsaal eigenhändig den Thronsessel zurückschob.

*) Die Bibliothek des Dresdner Kupferstichcabinets besitzt noch eine für den Kronprinzen aufgesetzte Anleitung zur Kenntniß der Malerei von Le Plats Hand unter dem Titel: Introduction abrégée à la connaissance de la peinture par les noms et manières, les différens goûts de tous les peintres anciens et modernes etc.

**) Sulkowsky in einem Schreiben an Erdmannsdorf vom 22. Februar 1734 verbietet Dietrich, die besten Galeriestücke zu copiren, — dont Sa Majesté est fort jalouse, comme de raison.

Der glücklichste und dauerndste Erfolg dieses gekrönten Sammlers war die Erwerbung des köstlichsten Bestandtheils der Gallerie, der hundert Gemälde der modenesischen Gallerie; die monumentale Schöpfung seiner Regierung aber war die katholische Hofkirche, deren Bau fast seine ganze Regierungszeit (von 1739 bis 1751 und 1767) anfüllt.

Prachtbauten der Residenz

Das Büchlein, mit dem der achtunddreißigjährige Winckelmann seine Autorschaft eröffnete und den Weg nach Rom sich bahnte, war die Frucht dieses Dresdener Aufenthalts und hätte auch wohl an keinem anderen Orte Deutschlands entstehen können. Man könnte es der Dresdener Kunstgeschichte als Theil einfügen.

Goethe bemerkt, „daß man seiner ersten Schrift wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen suchen möchte, wenn man nicht von der Persönlichkeit der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunstrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet sei; weshalb, fügt er hinzu, diese Schriften für die Nachkommenden ein verschlossenes Buch bleiben werden, wenn sich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunst, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entschließen sollten, eine Schilderung der damaligen Zustände, insofern es noch möglich ist, zu geben oder zu veranlassen." Goethe nennt hier nur Personen, ja er vergißt selbst die Künstler. So tief aufregend diese Kunstwelt auf ihn wirkte: ihre Wirkung war offenbar mit gleicher Gewalt anziehend und abstoßend. Der Wunsch nach Rom zu kommen, der als Folgerung aus dem Thema jener Schrift betrachtet werden kann, beruhte auf der Vorstellung, daß dort die wahren Quellen aller Kunsteinsicht seien. Das war Rom im Sinne jener Maler, die ihm von dort erzählten, das verkündete der unter seinen Augen der Vollendung entgegengehende Prachtbau der Hofkirche, die ein Römer entworfen, der den römischen Kirchenstil in einem glänzenden Exemplar hier oben in den Norden verpflanzte. Aber in Rom waren auch noch ganz andere Dinge zu suchen, und zu diesen glitt allmählich der Schwerpunkt seiner Gedanken und Wünsche hinüber.

Auch innerhalb des Zauberkreises dieser fürstlichen Schöpfungen hatte sich bereits der Zweifel geregt und erhob sich mit wachsender Zuversicht, ähnlich wie jene demokratischen Ideen mitten in dem noch unangefochtenen Walten fürstlicher Allmacht. Schon wurde das niederschlagende Wort Verfall gehört, wie eine aufsteigende Wolke erschien es am Horizont.

„Ich beklage es, (schrieb damals der fünfundachtzigjährige Giov. Pietro Zanotti aus Bologna an Bottari) daß wir jetzt nicht im Aufgang, sondern im Verfall und im Fall begriffen sind, und nur ein schwaches Hoffnungslicht noch Trost gewährt. Mir kommt es so vor, als sei die Krankheit der drei

Künste jetzt zum Verzweifeln. Die Künstler hassen die Arznei und die Kenner schmeicheln ihnen. Zuerst muß das Unkraut ausgejätet werden, das den guten Samen erstickt. Dann, nach Ausrottung der bösen Beispiele, müssen die Künstler sich wieder allein auf die Natur gründen. Und da muß man wieder zurückkommen auf die Cimabue und Giotto, und wiederum nach weiteren Jahren auf die Bonarroti und Santi, deren Fußtapfen heute Niemand mehr sucht und geht." —

Die Wirkung von Kunstschöpfungen, auch der Dichtung und Tonkunst, ist eben eine zweifache: das ist in ihrer emotionellen Beschaffenheit begründet. Auch ihre Wärme sinkt durch Ausstrahlung, besonders bei starkem Tempo der Bewegung auf dem Gebiet, und erreicht einen Punkt der Indifferenz. Dann entsteht das Bedürfnis der Neubelebung. Dazu kann wohl eine Zeitlang Steigerung der Reize, Reinigung und Vervollkommnung der Formen genügen; aber die Formen leben sich aus; dann folgt der Bruch und die Hinwendung zum Entgegengesetzten; man sucht die Complement- und Contrastwerthe.*) Das ist das Gesetz, das die Wandlungen des Geschmacks beherrscht, und es wäre Verkennung des wirklichen Zusammenhanges, wollte man immer nur die Ähnlichkeitsmomente in den aufeinanderfolgenden Erscheinungen sammeln und als die wirkende Kraft betrachten, statt Gleiches und Entgegengesetztes zu wägen und zu messen.

Es ist also kein Zufall, daß die Rede von der rettenden Nachahmung der Griechen um jeden Preis, die Predigt des Classicismus im Schatten des Zwingers und der katholischen Hofkirche sich erhoben hat.

Als Winckelmann nach Dresden kam, war die Gegenströmung schon vorhanden, er ward von ihr ergriffen, um dann der Erste deren zu werden, die ihr zum Sieg verhalfen. Unter seinen Schriften sind diese Dresdener auch die einzigen geblieben, die an die Kunst der Zeit sich richteten und auf sie praktisch einzuwirken beanspruchten.

Es sind Parteischriften, sie kamen aus der Mitte einer Opposition: schon zu ihrer geschichtlichen Einstellung gehört ein Begriff von ihren Vorläufern und Verwandten.

---

*) Nachdem der neufranzösische Realismus mit der veralteten Vorstellung von der Kunst als einer von den Sprachformen des Menschengeistes aufgeräumt hatte, und bald auch Handlung, Gestalt und der ganze interessante Menschenkehricht nur noch als unbequemes Beiwerk eines exact-listigen Erhaschens farbigen oder farblosen Dunstes, als der Bestimmung der Malerei, angesehen wurde, konnte man voraussehen, daß nun demnächst das Bedürfniß der Anbetung mehr oder weniger unverständlicher Symbole erwachen werde, am liebsten im Gewand des Unnatürlichen und Widernatürlichen, als des eigentlich Künstlerischen. Nachdem Pallas und die Musen ihre Sitze an Marsyas und seinen scharmanten Schwarm abgetreten hatten, schien jetzt die Zeit reif für den Affen Haneman und seinen tiefsinnigen Geister- und Gespensterspuk; und auch dieser wird wahrscheinlich, noch ehe dies gedruckt und gelesen wird, der „Götzendämmerung" verfallen sein.

Das Denkmal, an dem August der Starke ganz besonderen persönlichen Antheil hatte, war das fragmentarische Gebäude, das von dem Platze, auf dem es errichtet wurde (seit 1711), den wunderlichen Namen Zwinger behielt. Denn Pöpelmann, der auch die Elbbrücke baute, hatte wohl nur, wie bei dem weltberühmten Mühlheimer Lager, seines Herrn Ideen in Scene zu setzen: Andrer Entwürfe waren vorangegangen, aber man hatte den Kurfürsten nicht verstanden. Pöpelmann nennt den Zwinger in dem Kupferwerk von 1729 un monument éternel de sa parfaite connaissance dans les Beaux-Arts. Es ist bezeichnend genug das einzige was von den großartigen Projecten seines Schloßneubaues zur Verwirklichung gekommen ist.

Der Zwinger war der monumentale Schauplatz für die Feste des Kurfürsten und Königs. Sein Architekt nennt ihn eine Schauburg, d. h. ein Theater oder Amphitheater, bestimmt für Ritterspiele und Prachtaufzüge, Carousels und Quadrillen in den Rollencostümen der italienischen Komödie. Die einfach regelmäßige Grundform war gewiß den bisher zu dem Zweck geschaffenen Holzschranken und Schaugerüsten entlehnt. Wo die Feste, sonst eine vorübergehende Erhöhung des Lebensgenusses, monatelang dauerten, ja zum Inhalt und Zweck des Lebens geworden schienen, wie auch der Regentenberuf in Ceremonie und Repräsentation aufging, da war der Einfall fast logisch, die Festschranken und ihren vergänglichen Schmuck in einen dauernden Steinbau zu verwandeln.*) So entstand etwas, das in Originalität zu jener Zeit seines Gleichen nicht hat. Man hat bemerkt, daß dergleichen bis dahin nur bei Innenräumen gewagt worden sei, und Fergusson behauptete, man müsse in Indien die Analogien suchen.**) Aber der Executant dieser souveränen Laune war doch ein wahrer Baumeister; auch wenn man die Decoration ausschaltet: die Raumgestaltung, das Skelett sind so eigenartig wie raumschön und sachgemäß. Aus den Radirungen florentinischer und französischer Hoffeste von Callot, Barriere und Steffano della Bella mag man sich den Eindruck vervollständigen: sie vergegenwärtigen den lebendigen Kern dieser rätselhaften Schale. Der künstlerische Werth besteht in der Angemessenheit an diese Bestimmung. Diese ist auch der Schlüssel der Formsprache. Der Reiz des Zwingerstils liegt in dem Muth, diese Decoration der Frucht- und Blumengehänge, diese Porzellanvasen mit Blumensträußen und zierlichen Vorhängen, alle diese Anspielungen

*) Als Leo X. im Jahre 1515 in Florenz einzog und durch Triumphbogen vor dem Dom ankam, dem Sansovino eine hölzerne Scheinfassade gegeben hatte, fand er es Schade, daß sie nicht dauernd sei.

**) The most original, and perhaps also the most picturesque building in Germany of this age, is the Zwinger etc. The thing most like it is perhaps the Kaiser Bagh at Lucknow. *J. Fergusson*, history of modern architecture 1862. S. 338 f. Eine umfassende Veröffentlichung dieser großartigen Baupläne wird vorbereitet von Dr. Jean Louis Sponsel.

von Emblemen und Wappenzeichen, so wenig stilisirt, fast naturalistisch, aber mit Geschmack und Anmuth, in soliden Sandstein zu übersetzen. Die dichtgedrängten burlesken Satyr-Hermen verkündigten lärmend ebenfalls diesen permanenten Carneval. Grazie und grotesker Übermuth wechseln ab. Mit einer jeden Griffs sicheren Gewandtheit sind alle Theile für die malerische Wirkung des Ganzen berechnet, selbst in dem tollen Zerreißen und Durcheinanderwerfen baulicher Glieder (in den Thorthürmchen). — Der Anblick kann fast melancholisch wirken, wie ein Ballsaal bei einbrechendem Morgenlicht, mit so gespenstiger Lebendigkeit spricht hier die Zeit zu uns, wo Dresden, wie der Tourist von Loen sagt, „ein bezaubertes Land war, das sogar die Träume der alten Poeten übertraf, wo es unmöglich war ernsthaft, zu sein, und wo man nur spielte und gespielt wurde".

Ein solcher Bau von stark persönlichem Gepräge kann bei Hineindenken in Zeitumstände und Bestimmung und bei Verzicht auf anderweitige Kriterien fast unanfechtbar erscheinen. Aber damals, bei der steigenden Strömung, die von Bewegung zur Ruhe, von der Ungebundenheit und vom Luxus der Ornamentik zu Maß und Enthaltsamkeit und classischer Normirung strebte, mußte er dem Widerspruchsgeist ganz besondere Nahrung geben. Der Zwinger eröffnet die Reihe der Dresdener Prachtbauten; die Reihe setzt hier an mit dem Gipfelpunkt freier Phantastik, um nach Ablauf eines halben Jahrhunderts mit einem Tiefpunkt der Ernüchterung und des Regelzwanges zu endigen.

Schon während des Baues hatte in der Hauptstadt ein strengerer Geschmack Vertretung gefunden, der in Frankreich immer seine Schule und Partei gehabt hatte, und von dort kam auch die Wendung. Von Zacharias Longuelune (geb. zu Paris 1664, seit 1713 in Dresden), sagte Hagedorn später (um 1770), daß die gegenwärtigen Lehren der Akademie großentheils als Fortpflanzung seiner Grundsätze anzusehen seien. Im Jahre 1728 erhielt er einen gleichgesinnten Genossen in dem bedeutenderen und erfahrenen, vielgereisten Jean de Bodt (geb. zu Paris als Sohn eines Mecklenburgers, gest. 1745). Beide waren hervorgegangen aus Mansarts Schule; Bodt hatte bereits fast ein Menschenalter auf deutschem Boden, in preußischem Dienst gearbeitet, in Berlin und Potsdam, wo der holländische Geschmack beliebt war.

Im Japanischen Palais, das Pöpelmann nach anderem Plane begonnen hatte — von ihm ist der Hof —, kann man verfolgen, wie hier das neue Wesen den alten einheimischen heitern Zug zurückdrängt. Neue Regenten lieben es, den Wind der bisherigen Opposition in ihre Segel zu bekommen, und so erhielt denn auch hier, beim Regierungsantritt Augusts III., die Losung ornamentaler Einfachheit und die Betonung der Verhältnisse eine officielle Sanction.

Die Fassade des Japanischen Palais, ihr ernster, nobler Aufbau, versetzt

uns in die engen und düsteren Straßen des alten Paris mit ihren Reihen aristokratischer Hotels. Der Werth rein gelöster Verhältnisse konnte nicht klarer und überzeugender vorgeführt werden. Und von dieser vornehmen Flächenorganisation mit den flachen Lisenenmotiven ist doch noch ein weiter Schritt zu der schweren und kahlen Correktheit der siegreichen Zopfzeit. Das wie zufällig stehengebliebene Motiv der chinesischen Fensterbaldachine wirkt keineswegs störend. Solche Auszeichnungen reicher Schmuckstücke in einer schlicht gehaltenen Gesamtfläche sind wie ein kostbares Geschmeide ein einem einfach-vornehmen Anzug.

Ähnliche Bestrebungen regten sich damals überall. Schon begann man in Oberitalien wieder die Cinquecentisten zu studiren; die Magnaten Englands bauten ihre Landsitze nach den Mustern des Meisters von Vicenza, in Frankreich nahm man wiederholte Anläufe zur Reform, die bald sogar über die altrömischen Muster und ihre Theoretiker hinaus zum hellenischen Tempel führten. Am Dresdener Hof lebte damals Algarotti, der Herold des Palladio, der 1758 an den Grafen Griscavallo schrieb, auch unsere Architektur könne man nennen, wie Jemand die Musik der Zeit genannt hatte: il sepolcro di Christo in mano de' cani. In der Oper des Jahres 1755 machten die Dekorationen Servandonis im rein classischen Stil Aufsehen. In demselben Jahre wurde in Paris von Soufflot in der Kirche der heiligen Genoveva der strenge Anschluß an altrömische Formen zuerst in großartigem Maßstab durchgeführt.

Aber neben denen die mit Vignola und Palladio in der Hand die Neuerungen der Borromini-Guarini gern ungeschehen gemacht hätten, ließen sich auch Stimmen vernehmen, die rein rationell den ganzen Weg, den die Kunst seit der Renaissance genommen, anfochten.

Alle Dogmen, Sittengebote und Naturprinzipien waren im Lauf der neueren Zeiten angefochten worden; und in jenem Jahrhundert der Zweifelsucht und der Versuche zur Reconstruction aller socialen Gebilde von Grund auf, sollte da nicht endlich auch der von den florentinischen Renaissancearchitekten vor dreihundert Jahren erfundene Glaube an das Dogma der classischen Unfehlbarkeit wanken? Wie hätte im Zeitalter des Sturms gegen alle Autoritäten die Autorität eines Vitruv und endlich selbst der Griechen verschont bleiben sollen?

Die radikalen Ideen des Pater Carlo Lodoli traten selbst dem hellenischen Tempelstil zu nahe. Sie bestritten die Zulässigkeit einer wenn auch noch so stilisirten Imitation des Holzbaues im Steinbau und die Ansicht, daß das Holz die materia matrice dieser Kunst sei. Nichts darf vorkommen in der Darstellung, was nicht auch wahrhaft in Function ist. (Niuna cosa mettere si dee in rappresentazione, che non sia anche veramente in funzione.) Der Stein muß Stein, das Holz Holz darstellen und bezeichnen: jede Materie sich selbst und nichts anderes. Aus dem Nothwendigen muß

das Schöne kommen: Cicero irrt, wenn er wähnt, daß der Giebel des capitolinischen Juppitertempels auch jenseits der Wolken unter einem regenlosen Himmel schön sein würde.

Diese revolutionäre Idee des italienischen Jesuiten wurde in dem Essai sur l'architecture des Jesuiten Laugier (1753) in schonungsloser Heftigkeit den Modernen entgegengeschleudert. „In der Natur wie in der Kunst", heißt es hier, „ist überall nur ein Weg für eine Wirkung": damit ist über alle Willkür der Stab gebrochen. Indem er ferner ausführt, daß alles was gegen die Natur ist, wohl singulier, aber nie schön sein kann, kommt auch er auf die Ableitung der Formen aller Bauglieder aus ihrer Funktion. Und es muß Winckelmann ganz besonders erbaut haben, wie vor seiner einfachen Logik die herrschenden Systeme als decoratives Lügengewebe entlarvt wurden, — diese gerollten Giebel und gewundenen Säulen, die Verkröpfungen und Fensterverdachungen, die viereckigen Pilaster und Nischen, die Attiken und Mansarden, die Arcaden über Säulen und die Kuppeln über den Arcaden. Wie alle die Reifröcke, Steckelschuhe und Fontangen dieser greisen Coquette herabfielen; und die drei hellenischen Ordnungen als ein Gewand, das einen schönen Leib schön verhüllt und offenbart, allein stehen blieben und sich dennoch, wenn man Laugier glauben dürfte, den kühnsten, mittelalterlichen und neufranzösischen Bauideen, von denen die Alten sich nichts träumen ließen, anpaßten.

Obwohl Winckelmann sich wenig auf die architektonischen Controversen eingelassen hat, so fehlt es doch nicht an Äußerungen, nach denen auch er in den frondirenden Ton mit eingestimmt haben muß.

Er konnte sich nicht versagen, wenigstens mit der Zierkunst der Zeit, die sich von dem Zusammenhange mit der conventionell-classischen Formensprache am entschiedensten losgemacht hatte, eine Lanze zu brechen. Es ist der Stil, der zur Zeit der Regentschaft durch Oppenord und Meissonier, genannt der französische Borromini, bei den Kleinkünstlern und Zimmerdecorateuren zu Paris eingeführt wurde: der Stil der Muscheln und Cartouchen, der der Symmetrie den Krieg erklärte und das Geheimniß der Schönheit in der Wellen- und S-Linie entdeckt hatte. Dieser Stil hatte alle Prachtzimmer der damaligen Zeit überwuchert; ihn hatte Knobelsdorf in den Gemächern Friedrichs II. in Sanssouci mit unerreichter Eleganz zur Anwendung gebracht. In Dresden vertrat ihn der Günstling Brühls, Knöffel, in mehr verarmten Formen.

Nachdem er in den „Gedanken" die Unnatur der Schnörkel und des „allerliebsten Muschelwerkes" gegeißelt hat, „ohne das itzo kein Zierath förmlich werden könne," vertheidigt er im „Sendschreiben" ironisch die Erfindung neuer und willkürlicher Zierathen. Scheine nicht die Natur selbst die

so leicht und frei angelegten muschelförmigen Schilder nach den wunderbaren Wendungen unendlich verschiedener Seeschnecken den Künstlern angeboten zu haben? Die Kunst habe gelernt, in ihren Verzierungen zu verfahren wie die Natur verfährt, ohne Beobachtung von Regeln, nur nach der Regel der Mannigfaltigkeit, — wie die Baumrinde in mancherlei Gestalten wächst; — sie tritt zur spielenden Natur und verbessert und hilft derselben. Sie erkannte, daß in der Natur nichts dem anderen gleich sei; sie ging von den ängstlichen Zwillingsformen ab und überließ den Theilen ihrer Verzierungen, sich zusammenzufügen, wie Epicurs Atome gethan."

Wie diese Apologie des Rococo gemeint war, zeigt die dritte Schrift, wo alle Neuerungen in der Ornamentik verworfen werden, gemäß der Maxime, „daß Werke, die von langer Dauer sein sollen, Verzierungen erfordern, die eine längere Periode als Kleidertrachten haben, also entweder solche, die sich viele Jahrhunderte hindurch in Ansehen erhalten haben und bleiben werden; oder solche, die nach den Regel und nach dem Geschmack des Alterthumes gearbeitet worden."

Winckelmann hätte es für eine empörende Verunstaltung seiner Bücher gehalten, wenn der Buchhändler sie mit den üblichen zierlichen Rococovignetten geschmückt hätte. „In der Geschichte der Kunst (sagt er in einem ungedruckten Briefe vom 6. Oktober 1759 an Walther, im Besitze des Senators Culemann in Hannover) will ich mich nicht mit deutschen barbarischen oder französischen Fratzen-Figuren beschandflecken."

Diese heftigen Auslassungen sind in seinem Munde begreiflich: hier war er mehr als irgendwo Partei. Denn das Rococo hatte zum ersten Male auf die Verwendung der classischen Bauglieder als decorativer Elemente verzichtet. Freilich hätte es von weitherzigerem Standpunkt gerade darin und als die letzte eigenartige Erfindung in diesem Felde sogar einen Ehrenplatz beanspruchen können. Denn seitdem meldet die Geschichte zwar von vielen Wiedererweckungen und Nachäffungen, aber kaum von selbsteignen Erfindungen.

Ohne sich um diese Streitfragen viel zu bekümmern, war der Dresdener Raths-Zimmer- und Baumeister Georg Bähr blos durch die Praxis, geführt von einem architektonischen Instinkt, auf die Wege einer organischen Baukunst gekommen. Seine Zeit hat ihn als einen „kraftvollen von dunklen Ideen erfüllten Geist" nur zweifelnd und widerstrebend anerkannt, aber die Nachwelt hat ihm den Preis zuerkannt in jenem mehr als ein halbes Jahrhundert ausfüllenden Wettbewerb der Dresdener Baugeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Aufgabe, die er die Kühnheit hatte sich zu stellen, sein Lebenswerk war ein Central- und Kuppelbau, also die höchste Aufgabe seiner Kunst. Bei der Frauenkirche war diese Form angezeigt durch ihre Bestimmung als protestantische Predigtkirche. Seit Michelangelos Peterskuppel dastand, war

es der Ehrgeiz der Großstädte gewesen, eine solche Kuppel als Krone ihres Stadtbildes zu besitzen; in London glaubte man ein ebenbürtiges protestantisches Gegenbild der Papstkirche geschaffen zu haben.

Bähr brachte diese Idee erst am Abende seines Lebens zur Ausführung. Die Gesundheit seiner Construktion wurde von einem Techniker wie Chiaveri bestritten. Er erlebte die Vollendung nicht, am 16. Mai 1738 fand er durch einen Sturz vom inneren Gerüst den Tod.

Wie im Wesen des großen Kuppelbaues begründet ist, wirkt die Frauenkirche durch Einheit des Gedankens und der Mittel, durch die unbedingt dominirende Stellung der gewaltigen paraboliſchen Schale. Die von Michelangelo und seinen lombardischen Vorgängern angeordneten Nebenkuppeln sind durch Thürmchen ersetzt; diese erscheinen wie ein bloser Zierath. Das Innere ist durch eine auf acht Pfeilern ruhende Flachkuppel geschlossen, deren dem Pantheon nachgebildete runde Öffnung den Blick in die äußere Kuppel gewährt. Denn die (von Schinkel genial genannte) Kuppel besteht aus zwei Schalen, zwischen denen ein spiralförmiger Aufstieg in die Laterne führt.

Der Ruhm der Frauenkirche in technischer Hinsicht ist ihre Gediegenheit oder, wie man später sagte, ihre Wahrhaftigkeit. Sie ist bis zur Laterne, Fensterrahmen, Dach und Thurmspitzen eingeschlossen, ganz aus Sandsteinquadern aufgeführt; sie erscheint, wie es in einer Predigt Am Ende's heißt, „von Grund auf bis oben hinaus gleichsam nur ein einziger Stein".

Die Gediegenheit der Construction hat ihr für das Auge das Compakte, das Gepräge fester Geschlossenheit gegeben. Sie steht vor uns wie ein Erzguß: jener Anschein des Zusammengelötheten, der auch harmonischen Renaissancebauten oft anhaftet und bei puristischen Systemen fast unvermeidlich ist (bei dem alten Hoftheater war dies so auffallend) ist verschwunden. Ein stetiger Contour umfließt das Ganze und schmilzt gleichsam die Hauptcurve der Kuppel zusammen mit den Ziertheilen und der Laterne.

Indem sie die erste materielle Forderung unverwüstlicher Festigkeit erfüllt (sie hat den Bomben der preußischen Belagerung Stand gehalten), gewinnt sie wie von selbst ihren hohen ästhetischen Werth und ihre malerische Wirkung. Ihre Silhouette ist der gefälligste und bedeutendste Punkt in dem Bilde der Stadt, dessen Krone sie ist. Hier war also einmal das Ziel der Baukunst: Schönheit aus Wahrheit getroffen.

Im einzelnen sieht man, daß dem Meister Neuerungssucht fremd war. Die decorativen Elemente sind die des Zwingerstils, für den Fall umstilisirt. Das Innere freilich wird durch die siebenfachen Emporen fast vernichtet. —

Viele glauben, der Frauenkirche den ersten Platz im monumentalen Gesamtbild der sächsischen Hauptstadt geben zu sollen, aber sie thront in ihr nicht einsam. Zu ihr gesellt sich ein anderes höchst malerisches Werk; aber wenn jene durch strenge Einfalt uns gefangen nimmt, so wirkt dieses

durch gefällige Mannigfaltigkeit und wohlabgewogene Gruppirung gesonderter und besonders charakterisirter Theile im Inneren und Äußeren.

Wie zu Ende gehende Zeitalter oft ihre glänzendsten Werke schufen, so war nun auch hier in Dresden dem schon von allen Seiten angefochtenen Barockstil, wie ein Satz volltönender Schlußakkorde, das reichste, imposanteste Werk in dieser Gruppe zugefallen: die katholische Hofkirche. Dank der Wahl des römischen Architekten Gaetano Chiaveri (geb. zu Rom 1689, gestorben 1770 zu Foligno) erhielt Dresden hier eine verspätete, noch tief in eine veränderte Zeit vorgeschobene Schöpfung des römischen Kirchenstils des siebzehnten Jahrhunderts. Es war als habe August III. in diesem Monumentalbekenntniß des freilich zuerst aus Politik ergriffenen Katholicismus, alles vereinigt sehen wollen was diesem Stil Wirkungsvolles zu Gebote stand. Auch die Bauconductoren und selbst die Steinmetzen (die damals das „italienische Dörfchen" an der Elbe gründeten) waren Italiener.*) Und hier war noch nichts zu sehen von sinkender Lebenskraft oder erschüttertem Selbstvertrauen: noch einmal bietet diese Kunst alle ihre Mittel auf, bewährt aber zugleich auch ihre Anpassungsfähigkeit, ihre Vereinbarkeit mit dem, was überall und allezeit einnimmt.

Dieser mit den stärksten Anschauungsmitteln arbeitende Stil steht hier noch sozusagen in vollem Feuer und Flammen, noch keine Spur ist da von dem wieder erwachten Gewissen der „Ordnungen", aber auch keine von der nüchternen Trockenheit, die das spätere achtzehnte Jahrhundert für classische Einfalt hielt. Die Wellenlinien im Grundriß, der breite Schattenstreif, der durch die kräftigen Profilirungen von Gesims, Fensterverdachungen und Pilasterknäufe läuft; diese durch Gruppen von Viertelspfeilern verstärkten Pilaster, die auf Balustrade und Giebelcurven ragenden und lagernden Statuen: dies und anderes sind die wohlbekannten Züge und Toilettengeheimnisse der Architektur, die vielen Städten Italiens ihre Physiognomie gegeben hat.

Gewiß, dies ausdrucksvolle und manierirte Idiom ist selten mit soviel Gründlichkeit der Durchdenkung, Beherrschung des Ausdrucks, Ausgeglichenheit der Verhältnisse gehandhabt worden. Zwar ein schaffender Kopf hat hier nicht gewaltet, keine neuen Wege sind hier angezeigt worden: die Kirche Chiaveris ist kein Werk des Genies, doch eines achtungswerthen Constructeurs und Contrapunktisten.

Sie weist nicht vorwärts, sondern zurück, aber ist das nicht doch wieder ein Lob? Einen Vorzug des Barockstils vor dem classizistischen und puristischen System nannte ich schon: die Anpassungsfähigkeit. Ist es eine Täuschung, wenn man in dieser Betonung der Höhendimensionen, dem schlanken luftigen

*) Algarotti singt August III. an: Amica al nostro ciel Medicea stella Ravvisavano in Te.

Glockenthurm, dem steilen Obergaden ohne Streben, ja in jenem fünfschiffigen Langhaus und seinen Pfeilern, dem Capellenkranz der halbrunden Abschlüsse Anklänge an den einst in diesen Ländern herrschenden Kirchenstil erkennt? Freilich fast unkenntlich verschleiert in dem gründlich verschiedenen Idiom der modernen Übertragung.

Und so entstand etwas in seiner Art Vollendetes, das ebendeshalb schwer zu charakterisiren ist. Dieser Bau ist klar und voll malerischen Helldunkels, gewählt und schwungvoll, den Sinnen schmeichelnd, aber auch den Geist erhebend; manches nicht ohne Eleganz entworfen und doch alles in einen leidenschaftlichen Rhythmus hineingezogen.

Trat man in das Innere, so begegneten auch hier wieder Altartafeln italienischer Meißel und Pinsel, und die italienische Kirchenmusik, deren weltberühmte Pflegerin die Dresdener Capelle war.

Neben den Eindrücken Raphaels, Correggios und Paolos, die den Kunstfreund in dieser Nachbarschaft umschwebten, trug vornehmlich der Bau Chiaveris dazu bei, daß ein Schimmer des Südens die Residenz Augusts III. umgab. Und so traf es sich endlich, daß auch ein italienischer Architekturmaler, der Schüler Canalettos, Bernardo Belotto, ihre Bilder der Nachwelt in köstlichen Prospekten venezianischer Abstammung überlieferte.

Als sich Lessing auf seiner Rückreise aus Italien in Dresden aufhielt, äußerte er gegen den Bibliothekar Daßdorf, „er wolle, da sein Reiseplan ihm nicht erlaubt habe, sich in Dresden auf Italien vorzubereiten, nach vollendeter Reise Italien gleichsam in Dresden wiederholen, da man hier so viel Schätze beisammenfinde, die man selbst in jenem Lande zerstreut aufsuchen müsse." —

Noch kein Jahrzehnt war seit der Vollendung der Kirche Chiaveris vergangen, als den Lehrstuhl der Baukunst an der im Jahre 1763 gegründeten Akademie ein Mann erhielt, durch den nun zum Schulprogramm wurde, was bisher von den classicistischen Protestlern erstrebt worden war, freilich in einer Consequenz, die diese Vorläufer wohl schwerlich erbaut haben würde. Dieser Mann war der gelehrte Friedrich August Krubsacius (1718—1790). Seine Bauten fallen erst nach Winckelmanns Zeit, der ihn nicht gekannt hat (nach einem Brief vom 28. Juli 1761); Krubsacius Hauptwerk, das Dresdener Landhaus, gehört ins Jahr 1774. Doch ist es ganz in jenes Sinn, wenn er behauptet, „daß das Schöne in der Baukunst vornehmlich in den Proportionen bestehe, und daß ein Gebäude durch sie allein schön werde und sei, ohne Zierathen" (1763).

Krubsacius hat Beiträge in Gottscheds Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit und in die Bibliothek der schönen Wissenschaften geliefert; er suchte das Laurentinum des Plinius und das Vogelhaus des Varro zu reconstruiren, er beschäftigte sich mit der Reform der schönen Gartenkunst;

seine Grundsätze aber spricht er in den „Gedanken über den guten Geschmack von Verzierungen" (1759) aus. Da hören wir denn, daß die Baukunst, wenn sie nur nach den Regeln des schönen Alterthums, der Verhältnisse und des Ebenmaßes ausgeübt werde, auch ohne Beihilfe der Sculptur und Malerei schön und einnehmend sein könne, und daß diese Künste nur außerwesentliche Zierathen geben. Er kommt durch eine universalhistorische Betrachtung zu dem Ergebniß, daß allein die Griechen den rechten Weg getroffen haben, weil sie die Schönheit der Natur suchten und bei der edlen Einfalt blieben.

In Krubsacius Entwürfen erkannte Hagedorn „den Geschmack für diese majestätische Einfalt, die man selten und nur an der Quelle des Alterthums erwerbe." Er fand das Heil im Bruch mit allem bisherigen. „Ein Mißbrauch, sagt er in einer Recension von Goethes Erwin von Steinbach (1773), wird nicht anders als durch sich selbst ausgerottet, indem er zu einer Höhe wächst, daß man das Ungeheure gewahr wird." Er gehört zu jenen nicht blos strengen sondern trockenen Köpfen, denen alle Ornamentik eigentlich zuwider ist.

Zwar in Raumgestaltung wie Ausführung seiner Bauten bemerkt man keineswegs neue Werthelemente. Seine Wiedergabe antiker Formen ist gleichgiltig, schwer und unrein; niemand wird im Ernst diesem „mathematischen Kopf" feineres Verständniß der Verhältnisse zuschreiben als Pöpelmann oder Chiaveri. Aber man muß sich in die Stimmung einer Zeit versetzen, der schon das blos Negative nicht allein genügte, sondern Bewunderung erweckte. Es ist der Reiz des Contrasts, der uns den Triumph dieses Classicismums verständlich macht. Man mußte den Rausch der Ungebundenheit, der malerischen Überfülle und Überkraft erlebt haben, um für das Glück der Nüchternheit, den Glaubenseifer des Regelzwangs und die Majestät der Kahlheit vorbereitet zu sein.

Die decorative Sculptur

In einem Briefe vom 4. Juni 1755 belehrt Winckelmann seinen Freund Berendis, der Zweck der ihm übersandten Erstlingsschrift sei u. a. auch die Widerlegung Berninis. Man müßte hiernach erlebte starke Eindrücke dieses Künstlers annehmen; aber in Dresden waren kaum zwei Stücke von ihm. Man sieht also, wie Bernini ihm ein Begriff geworden war. Es waren seine damaligen Führer, die ihm die zahlreichen, unter den letzten Kurfürsten von Italienern und Franzosen für Dresden gelieferten decorativen Bildwerke, oder das was damals an ihnen mißfällig zu werden anfing, als die Schuld des römischen Bildhauers bezeichnet hatten. So hat sich gleich bei seinem Eintritt in die Kunstbewegung der Zeit die Vorstellung von Bernini als dem großen

Kunstverderber, dem Widerspiel der Schönheit und der Antike in ihm befestigt. Später hat er ihn noch in ganz anderem Ton angelassen. Er ist die Folie, von der man sein Gemälde griechischer Kunst nicht ablösen kann; der Antichrist, der seiner Predigt das Element des Eiferers eingegossen hat.

Man wird indeß kaum behaupten können, daß Bernini damals in der Sculptur noch den Ton angegeben habe. In Frankreich war sein Zauber mit dem achtzehnten Jahrhundert gebrochen. Nur Puget hatte den pöpelhaften und schwülstigen, den übermüthig burlesken Zug wie den Prunk der Technik dieses berninischen Naturalismus. Das war nur eine Episode. In dem erzfranzösischen Coisevox bemerkt man wohl noch die starken Accente in Charakteristik, Ausdruck und theatralischer Pose; aber im achtzehnten Jahrhundert ist nicht ohne Einfluß der Antike die Hinwendung des Formgeschmackes zum Einfachen, Edlen und Jugendlichschönen, zum Naiven und Anmuthigen unverkennbar, wenn auch gefärbt durch feinsinnlichen Reiz. Es ist dieselbe Abkehr vom Starken, Leidenschaftlichen und Schrecklichen, die Hinwendung zum Lieblichen, Weichen, Sanften, die in dem Kunstgefühl unserer Oeser, Mengs und Winckelmann vorwaltet. Jene Coustou, Falconet, L. S. Adam, Pajou, und wie sie alle heißen, waren schon auf dem Wege zu dem classischen Geschmack der Chaudet, Julien, Bosio und Canova. Haß pflegt am heftigsten zu entbrennen zwischen Nachbarn. Es war das eigenartig französische Wesen, die galante Grazie, die Winckelmann abstieß. Von seinem streng antiken Standort aus konnte er im Modernen nur das Abweichende sehen. Und so flossen ihm Italienisches uud Französisches, Vulgäres und Raffinirtes, Gedunsenes und Zartes, der Berninismus des siebzehnten und der Stil des Zeitalters Ludwigs XV. in eine massa perditionis zusammen. Dies muß man bei den folgenden Auslassungen über das Moderne im Auge behalten.

Moderne Sculptur fand er in den Statuen und Gruppen des Großen Gartens wie in einem Museum vereinigt.

Satyrn und Centauren standen am Thore und auf den Rampen des 267
lachenden Gartenpalais, mit dem einst (1680) Johann Georg IV. die Reihe der Dresdener Prachtbauten eröffnet hatte; sie luden mit schelmischem Grinsen in das Innere. Allegorien des Ruhmes, der Wahrheit, der Bildhauerkunst wechselten mit ebenso mysteriösen Taxusgebilden; in der Mitte von Beeten mit Buxbaumarabesken und Blumenmosaiken tummelten sich rundlich-elastische Putten; am Ende von Laubgewölben stieß man auf jene räuberischen Entführungen und zärtlichen Heimsuchungen, die Lieblingsgruppen der Gartensculptur. Ariadne und Bacchus, Diana und Endymion, Zephyr und Flora, Hercules und Jole, Nessus und Deianira — spiegelten sich im Weiher und versteckten sich in den Nischen der grünen Architektur. Seit Giovanni Bolognas Raub der Sabinerinnen in der Loggia de' Lanzi zu Florenz, und seit Berninis Raub der Proserpina genossen diese Scenen besonderer Gunst:

sie wurden unendlich variirt, sie gaben Gelegenheit zu pyramidaler Aufthürmung, zu schwindelndem Schweben. Kein Platz, wo dem Besucher nicht Statuen, Büsten und Heroen über die Schulter blickten oder kolossale Marmorvasen mit Reliefs entgegenragten.

Überall war man in Gesellschaft Ovids und der alten Götter, nur waren sie aus den hellen, reinen Höhen des Olymp herabgestiegen in die Sphäre der Coulissen, der Boudoirs, der Alkoven.

Die blendend weißen, zum Theil glänzend polirten Marmorleiber, mit ihren momentanen Attitüden, unruhigen Bewegungen und bacchantischen Freiheiten, standen in Contrast zu der bizarr-etikettenmäßig frisirten Natur. Gleich als seien diese dunkelgrünen Tamarindenpyramiden und Obelisken verzauberte Kobolde, die die armen Götter und Göttinnen mitten in ihrem Vergnügen in starren Bann gelegt hatten, der grüne Spuk den weißen Spuk.

Zweiunddreißig der besten Stücke waren in dem Kupferwerke Le Plats (1733) mit den Antiken zusammen herausgegeben worden. Damals glaubte man, die Griechen weit hinter sich zu haben. Man hatte ihre Poesie und ihr Wunderbares herübergenommen, Trockenheit und Kälte aber ihren starren Idealbildern genommen.

Bernini ist es, so verkündigte Coypel in der Akademie der Künste zu Paris (in seinen Diskursen vom Jahre 1721), der in seine Werke ein Feuer, ein Leben, eine Wahrheit des Fleisches gebracht hat, wie man sie selten in
268 Antiken findet, und ein graziöses, lebhaftes und malerisches Wesen, das er Correggio und Parmeggianino ablernte. Dies sind die Werke, welche das neue Rom denen des alten zur Seite stellt.

Die Italiener hatten den Anfang gemacht, den wilden Stil der Berettini und Lanfranco aus der Malerei in die Sculptur zu bringen; und die Franzosen gingen unter Ludwig XIV., der von Bernini gemeißelt sein wollte, zu Rom in die Schule. Aber die italienischen Bildhauer erhielten wieder von Paris die galante Tournüre, den gezierten Anstand der Bühne; und die Deutschen copirten alle Reize des Modestils kleinlich und gewissenhaft.

Die Marmorwerke des Großen Gartens waren unter August II. theils in Dresden gearbeitet, theils durch Le Plat in Rom gekauft oder bestellt worden. Nur *ein* Werk von Bernini selbst war dabei, die einzige biblische Persönlichkeit in einer ganz heidnischen Gesellschaft. Es ist die Statue Johannes des Täufers, jetzt in der Hofkirche. Der Wüstenprediger, an dessen asketischem Körper die Muskeln wie Geschwülste hervorquellen, apostrophirt wie es scheint die Pharisäer, die zu seiner Taufe kommen, aber mit den Geberden eines neapeler Capuciners oder Advocaten. Er ist heftig von seinem Sitz aufgefahren, als wolle er den Widersacher beim Schopfe fassen; aber nein, er kämpft mit dialektischen Waffen: wir sehen es an dem Gestus, mit dem die

Rechte den linken Mittelfinger argumentirend zurückbiegt; so weit, daß wir fürchten, er möchte sich im Eifer das Gelenk ausrenken.

Von Algardi waren zwei Gruppen spielender und balgender Kinder angekauft worden: Algardis Putten wurden denen des Fiammingo gleichgestellt. Der Flamländer du Quesnoy sollte nach damaligem Künstlerglauben (wie uns Winckelmann erzählt), ein neuer Prometheus, zuerst den Kindern die ihnen eigene Unschuld und Natur gegeben haben; die Alten hätten in ihren Kindern zu wenig Kindliches, zu viel ausgewachsene Form, zu wenig Milchfleisch und zu viel angedeutete Knochen; Niemand ahme ihre Cupidos nach. Man war stolz, einen Punkt gefunden zu haben, wo auch die Neueren kanonische Muster aufwiesen.

An die Bravourstücke des Antonio Corradini (dessen Meisterwerk die verschleierte Pudicizia in der Kapelle der Duchi von San Severo in Neapel 269
ist) wird man wenigstens erinnert in der Gruppe der Zeit, die die Wahrheit entschleiert; von demselben sind die zwei Gruppen der Centauren. Die Zeit, die die Wahrheit gen Himmel trägt, ist von Pietro Balestra. Die Lucrezia Francesco Baratas aus Venedig ist später durch Vertauschung des Dolches mit dem Kreuze zu einer büßenden Magdalena und zum Gegenstück des Täufers gemacht worden. Die plastisch nachgeahmten Thränen, die hinsinkende Erschlaffung, das zerrüttete Gewand und auch die weichen Formen sollten zum Ausdruck äußerster Zerflossenheit des Schmerzes zusammenwirken. Sonst begegnet man noch den Namen des Venezianers Catasi, dem Franzosen François und Pierre Coudray, Vater und Sohn, und des Fr. Hurtrel. Für die Krone aller Werke galt, nach der Angabe J. W. von Bergers, die Vestalin Tuccia.

Unter den Namen deutscher Bildhauer steht obenan Balthasar Permoser (geboren zu Kammerau in der Pfalz 1650, gest. 1732). Vierzehn Jahre hatte er in Italien, sechzehn Jahre bei Friedrich I. von Preußen gelebt, nach dessen Tode ihn August II. übernahm. Ein leidenschaftlicher und lebenslustiger Sonderling ging er der Mode zum Trotz mit langem Bart, mit Lederkoller, Degen und rothem Mantel. Von ihm ist der Saturn an der Brücke und die Kanzel in der Hofkirche, einer jener Wolkenklumpen mit Cherubim, der Kinderfricassee des Wehrwolfs vergleichbar. Er meißelte sich im achtzigsten Jahre sein eigenes Grabdenkmal, das vor Jahren arg verwittert, (neuerdings glücklich restaurirt) noch auf dem katholischen Friedhof zu sehen ist. Es ist eine Kreuzigung, ein gemeißeltes Gemälde, in dem wilde Manier mit echtem Gefühl seltsam durcheinandergeht. Ihm folgten Paul Herrmann, der ihn in Zartheit weiblicher Statuen noch übertraf, und Paul Egel; beide erfüllten mit steinernen, thönernen und elfenbeinernen Werken Gärten und Salons in Leipzig und Dresden.

In allen diesen Werken zeigte sich die bekannte Virtuosität der Technik, die die widerstrebendsten Stoffe mit spielender Leichtigkeit in den Marmor übertrug, und in Wiedergabe der morbidezza der Haut illusorische Naturwahrheit erstrebte. Die Oberfläche dieser Marmorkörper scheint wirklich die Nachgiebigkeit und den Flaum, ja den Incarnat und die Elastizität des Lebens zu haben.

Diese modernen Pygmalionen hatten, wie ihnen trunkene Betrachter und Dichter nachrühmten, dem Stein seine Starrheit und Kälte genommen, ihn zu Fleisch erweicht und erwärmt. Aber, entgegnete man, sie haben auch die Mythologie ihres keuschen griechischen Adels entkleidet; es ist nicht mehr die
270 Nacktheit, deren Gewand die Schönheit ist. Ihr Marmor glüht nicht von dem himmlischen Feuer des Prometheus, sondern von der „Wollust der Oberfläche"; er will Auge und Phantasie des Betrachters ebenfalls hinschmelzen. Die Griechen heiligten den Marmor zur Apotheose der Schönheit, diese haben ihn entweiht zur Apotheose des Fleisches.

Saturn und Asträa, Diana und Endymion gaben nur die frostigen Vorwände und den reizenden Schleier für jene lüsternen Annäherungen und Berührungen üppig bewegter Körper, Motive, die die Alten mit künstlerischem Takt den unzweideutigen Symplegmen naturwüchsiger Satyrn und naturwidriger Hermaphroditen zugewiesen hatten.

Gewiß, der Künstler in Marmor kann der Meisterschaft mancher dieser, von allen Seiten eine in den Linien tadellose, malerische Silhouette ergebenden Gruppen (wie der erstgenannten) seine Bewunderung nicht versagen, aber damals begann man dieser Meisterschaft satt zu werden.

Statt der großen Natur, hieß es nun, die uns durch Einfalt und Anmuth von dem leidigen Zwang conventioneller Lüge erlösen soll, sehen wir nur die Geberdensprache der Schauspielkunst, der Verbildung und der Unreinheit; statt plastisch maßvoller Beschränkung der Leidenschaft, ihre äußersten Enden; statt der feierlichen Stille der Andacht die Paroxysmen der Schwärmerei. Der Bildhauer Coustou sagte, nur das Leben gebe Grazie und Größe; aber hier sucht man das Leben in überraschten und augenblicklichen Verwirrungen der Geberden, in dem Zufälligen ohne Bedeutung und Würde. Mit Scharfsinn wird das Widersinnige ausgesonnen; wie Sommerfaden schwebt, was ein schwerer Marmorblock ist; für die Ewigkeit ist mit den Prätentionen aller räumlichen Dimensionen fixirt, was weder durch die Bedeutung des Motivs, noch durch die Convergenz der Linien das Recht auf ein mehr als momentanes Bestehen hat.

Es klang wie Hohn, wenn von dieser Plastik Dandré Bardon noch 1765 zu sagen wagte, daß sie das von den Alten überkommene Erbtheil nicht heruntergebracht, sondern mit mancherlei Köstlichkeiten vermehrt habe!

271 Das Statuenheer des Großen Gartens ist bis auf einige Gruppen und

Vasen während der Belagerung Dresdens im Jahre 1759 arg decimirt worden. Die lustige Götterschaar diente damals der Unterhaltung preußischer Soldaten als Zielscheibe. Im officiellen Bericht werden als vollkommen ruinirt achtundzwanzig Statuen, vier Gruppen, als stark beschädigt fünfzehn Statuen, zwölf Gruppen und sechsundfünfzig Brustbilder bezeichnet. Vor den Antikenpavillon indes hatte der commandirende General sich bewegen lassen, eine Salve Garde zu legen. Die zum Theil noch ansehnlichen Trümmer wurden vor etwa sechzig Jahren versteigert und sind zum Theil nach England gegangen.*)

Als Böttiger beim Goldsuchen die Meißner Porzellanerde fand, erhielt die Plastik der Rococozeit das Material und die Größenverhältnisse, für die sie bestimmt zu sein schien. In dieser niedlichen, unnachahmlich gebliebenen Welt (deren goldene Zeit ebenfalls mit dem siebenjährigen Krieg zu Ende ging), diesem wahren Pantheon des Rococozeitalters haben wir das einheimische Gewächs, zu dem sich die exotische Kunstpflanze acclimatisirte. Für diese artigen, munteren, graziösen, phantastischen, gepuderten Leutchen, deren Gang ein Tanz ist, war die natürliche Größe und der weiße Marmor nicht passend, wohl aber die vornehm blassen, geschmackvoll ausgeglichenen Farben dieser feinen Erde mit ihrer schimmernden, durchscheinenden Oberfläche. Glücklich die Zeit, die sich an diesem aus dem Spiegel der Kunst zurückgeworfenen Puppenspiel ihres Daseins vergnügen konnte!

Der Modellmeister der besten Zeit war Joh. Joachim Kändler (geb. 1706), der nie aus Sachsen herausgekommen ist. Im Jahre 1750 brachte er sein Meisterstück, einen sieben Ellen hohen Spiegelrahmen mit Console als Geschenk für Ludwig XV. selbst nach Paris; und Sèvres mußte Meißen die Palme lassen. Kändler modellirte seine schönsten Stücke aus freier Hand, ohne Skizzen und Modelle. Er unternahm auf Brühls Antrieb eine Reiter- 272
statue Augusts III., die siebzehn Ellen hoch werden sollte.

Winckelmann behandelt die Meißner Porzellanplastik bei Gelegenheit der alten Vasen mit grausamer Unbilligkeit. „Wie unendlich prächtiger", ruft er, „müssen nicht solche Geschirre von Kennern des wahren Geschmackes geachtet werden, als alle so beliebten Porzellangefäße, deren schöne Materie bisher noch durch keine echte Kunstarbeit edler gemacht worden, so daß auf so kostbaren Arbeiten noch kein würdiges und belehrendes Denkmal eingeprägt gesehen wird. Das mehrste Porzellan ist in lächerliche Puppen geformt, wodurch der daraus erwachsene kindische Geschmack sich allenthalben ausgebreitet hat."

*) Vielleicht spielt Friedrich der Große auf diesen Vorfall an in dem Briefe an Algarotti (10. März 1760): Cette campagne vient d'abîmer la Saxe. . . . Misérables fous que nous sommes, qui n'avons qu'un moment à vivre, nous nous rendons ce moment le plus dur que nous pouvons, nous nous plaisons à détruire les chefs-d'oeuvre de l'industrie et du temps, et de laisser un mémoire odieuse de nos ravages et des calamités qu'ils ont causées!

Die Antikensammlung

In dem angeführten Briefe wird neben der Widerlegung Berninis, als weiterer Zweck der ersten Schrift, die Bekanntmachung unseres Schatzes von Antiken genannt.

Die Einkäufe, durch die dieser Schatz zusammengekommen war, fanden fast sämtlich unter August II. statt: sie begannen mit der Erwerbung der besten Sachen aus der Brandenburgischen Sammlung (1723); den Kern aber bilden die Antiken des Canonicus Giovan Pietro Bellori und des Fürsten Agostino Chigi, früher im Palast Odescalchi zu Rom. Le Plat, der mit dem Ankauf beauftragt war, gelang es, noch zweiunddreißig Antiken des Cardinals Albani hinzuzufügen, weil durch diese erst, wie er glaubte, die Sammlung eine königliche (chose royale) werde.

Es scheint sich von selbst zu verstehen, daß diese erste Sammlung antiker Statuen die ihm begegnete, Winckelmanns angelegentlichstes Studium in Dresden war. Woher sonst hätte er die schöne Charakteristik des antiken Stils schöpfen sollen, dessen Anempfehlung die Absicht seiner Schrift war? Diese Schrift scheint ganz aus den Eindrücken der Antikensammlung entstanden zu sein. Denkt man sich diese Alten in der Nachbarschaft der soeben geschilderten modernen Werke, so giebt es keinen unterrichtenderen Gegensatz. Herder pries das deutsche Florenz, daß an den Gebilden seiner Kunstschätze Winckelmann erwacht sei. Und es gab in der That jenseits der Alpen
273 nichts, was sich mit dieser Sammlung messen konnte.

Es war zwar nur eine italienische Schmeichelei, wenn Winckelmanns Freund und Begleiter auf seiner letzten Reise nach Deutschland, der Bildhauer Bartolomeo Cavaceppi, gegen Dahldorf äußerte, die Sammlung könne mit dem Capitol zu Rom um den Vorzug streiten. Aber das ist richtig, wenn man später das Erdgeschoß des japanischen Palais durchwandelte, und wenn dann unter der in solchen Sammlungen römischer Großen unvermeidlichen Masse späterer Mittelmäßigkeiten allmählich die guten Sachen hervortraten und mit Hilfe der von Winckelmann angezündeten historischen Lichter nach den Zeiten sich gruppirten: dann konnte man meinen, er habe wohl schon hier die Grundlinien seiner Ansicht von griechischen Stilfolgen entworfen.

Jedermann denkt da an das berühmte archaistische Palladion und die dreiseitige Candelaberbasis, an die zwei Nachbildungen der Lemnia des Phidias, an die Polykletischen Athleten und Knabensieger und den Diadumenos, an die einschenkenden, flötenblasenden und ausruhenden Satyrn des Praxiteles; an den Niobekopf, „die heidnische Dolorosa", an die Anadyomene, die schon in Le Plats Werk durch fünffache Darstellung in eleganter Linienmanier ausgezeichnet war, und die Casanova der mediceischen vorzog, auch Canova wenigstens den Kopf.

Aber von allen diesen Werken ist in Winckelmanns erster Schrift nicht Eines erwähnt; nicht Eines ist ihm bei späteren Anlässen als Beispiel eingefallen. So oft er von seinen Besuchen in der Gallerie erzählt, die Antikensammlung fehlt; erst im November 1754, drei Vierteljahre vor seiner Abreise nach Italien, hat er sie zum ersten Male besucht.

In dem Sendschreiben über die Empfindung des Schönen, wo er die außeritalischen Antikensammlungen aufzählt, gesteht er zwar Dresden den Besitz des größten Schatzes von Antiken zu; „aber, fährt er fort, ich kann das Vorzüglichste von Schönheit nicht angeben, weil die besten Statuen in einem Schuppen von Brettern, wie Heringe gepackt standen und zu sehen, aber nicht zu betrachten waren. Einige waren bequemer gestellt, und unter denselben sind drei bekleidete weibliche Figuren, welche die ersten herculanischen Entdeckungen sind." Sonst nennt er noch die Agrippina, die Büste des Caracalla, zwei Reliefs und die beiden Symplegmen, von denen das eine, zu Nettuno gefunden, im höchsten Stil sei. (Brief vom 7. März 1762.) Auch Le Plats Werk und seine „schlechten Kupfer" sah er zum ersten Male in Rom.

Man war im Besitz der köstlichsten Proben griechischen Stils; man hatte etwas wie einen Abriß alter Kunstgeschichte in nächster Nähe; aber das Licht war unter den Scheffel gestellt. Bei allem was man aus jener Zeit liest, ist es, als ob diese Sammlung gar nicht existirt habe. Daher sagt Hagedorn, daß die Verdammung der Antiken in die Pavillons und Schuppen des großen Gartens fast den Ruhm der Erwerbung von Modena aufwiege. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 1785.

Die „Vestalen" waren die jüngste Erwerbung (1736). Sie sind auch 275
dadurch denkwürdig, daß sie zuerst den Weg zeigten zur Entdeckung der unterirdischen Schätze Herculaneums. „Sie kamen, erzählt Winckelmann, an das Tageslicht, da annoch das Andenken derselben gleichsam unter der Vergessenheit, sowie die Stadt selbst unter ihren eigenen Ruinen vergraben und verschüttet lag. . . . Sie wurden schon unter den deutschen Himmel versetzt und daselbst verehrt, da Neapel noch nicht das Glück hatte, ein einziges herculanisches Denkmal, so viel man erfahren können, aufzuweisen. Sie wurden im Jahre 1706 in Portici bei Neapel in einem verschütteten Gewölbe gefunden, da man den Grund grub zu einem Landhause des Prinzen von Elbeuf, und sie kamen unmittelbar hernach, nebst anderen daselbst entdeckten Statuen in Marmor und Erz, in den Besitz des Prinzen Eugen nach Wien. Dieser große Kenner der Künste hat, um einen vorzüglichen Ort zu haben, wo dieselben könnten aufgestellt werden, vornehmlich für diese drei Figuren eine Sala terrena bauen lassen, wo sie nebst einigen anderen Statuen ihren Platz bekommen haben. Die ganze Academie und alle Künstler in Wien waren gleichsam in Empörung, da man nur noch ganz dunkel von ihrem Verkauf

sprach, und ein jeder sah ihnen mit betrübten Augen nach, als sie von Wien nach Dresden fortgeführt wurden".

Daß auch Winckelmann diese Grabstatuen vornehmer Römerinnen im griechischen Idealcostüm für Vestalen hielt, entschuldigt Böttiger sinnig damit, daß man diese Bezeichnung in der geistigsten Potenz gelten lassen könne. „Ihre himmlische Ruhe, fährt er fort, ihre sich in sich selbst einschmiegende züchtige Sittsamkeit mußte selbst dem entartetsten Zweifler hohe Ehrfurcht vor dem Schönsten in der Natur, vor dem huld- und tugendbegabten Weibe gebieten. Welch neue Geheimnisse der Kunst, die noch in der Draperie sich verherrlichte, als alle Körperideale schon längst erschöpft waren, und in den Gewändern selbst ein Mittel fand, das Nackte aus jedem Fältchen zu enthüllen, werden uns hier aufgethan!"

Hirt, der sie für die Frau des Germanicus, die Tochter des Marcus Agrippa, mit ihren Töchtern hielt, meinte, sie allein würden die Sammlung berühmt machen. Canova bewunderte sie „mit einer Art von frohem Erstaunen" und gestand, daß er nie etwas so Schönes in seiner Art gesehen habe. Er kehrte von anderen Kunstwerken immer aufs neue zu ihnen zurück, untersuchte sie aufs genaueste und bekräftigte sein Urtheil mit jedem Male stärker. Selbst
276 auf der Rückreise schrieb er von ihnen an W. G. Becker, den Herausgeber des Augusteums.

Wie dem Schiffer die Lichterscheinung der Leukothea im Toben der Meereswogen, so müssen Winckelmann diese Vestalen inmitten der Gruppen der Corradini und Balestra erschienen sein.

Auch die sogenannte Agrippina ist eines der Juwelen des Antikencabinets. Hirt nennt ihre Haltung und Gestaltung wahrhaft sophokleisch: er hatte zuerst (1796) die richtige Erklärung der Statue als Ariadne ausgesprochen, die zwei Jahre später Canova bestätigte.

Gewiß, es klingt erstaunlich, daß Winckelmann sieben Jahre lang, nur durch eine Mauer getrennt, an diesen Schätzen vorbei gewandelt ist, von Sehnsucht erfüllt nach Rom, wo das Gute so nahe lag. Daß dieser Zustand sechzig Jahre dauern konnte in der kunstreichsten und kunstverständigsten Stadt diesseits der Berge, ist doch wohl nicht zufällig; und die Frage wäre kaum übelzunehmen, ob diese kostspieligen Erwerbungen nicht dem blosen Nachahmungstrieb und dem Zufall gescheiter Agenten zu verdanken waren.

Später ist oft die Verwunderung ausgesprochen worden, mit wie unglaublich unzulänglichen Anschauungen und Werkzeugen jene Dolmetscher der griechischen Kunst als Bahnbrecher des classischen Geschmackes gearbeitet haben. Außer dem Gypssaal in Mannheim waren es mittelmäßige Kupferstiche und in einiger systematischen Vollständigkeit nur die Werke der Kleinkunst, aus denen die Christ, Oeser, Lippert, Winckelmann ihre Vorstellungen alter Kunst, und was noch merkwürdiger ist, ihren Enthusiasmus geschöpft haben. Die

Gemmen waren eigentlich die einzige Quelle für die wenigen, die sich um die Kenntniß des echten alten Stils bemühten. Oder sollten sie ihr Licht blos dem Geist des Widerspruchs zu danken haben? Solche Charakteristiken wie Winckelmanns Wort von der edlen Einfalt und stillen Größe, die noch nach mehr als hundert Jahren als „das unübertroffene Schlagwort zur Bezeichnung des innersten Wesens griechischer Kunst" gelobt worden sind, wären danach nur „aus dem harten peinigenden Gegensatz zur zeitgenössischen Kunst herausgefunden worden".*) Wie dem vom grellen Roth übermüdeten Auge das Sehfeld mit Grün übergossen scheint.

Indes die Sache läßt sich auch von einer anderen Seite ansehen. Je dürftiger das Material ist, über das der, freilich Berufene, verfügt, um so nachdrücklicher wird er es in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit sammeln, um so sicherer wird er seine Phantasie nöthigen, lebendige, runde Vorstellungen selbstthätig zu gestalten. Aufmerksamkeit ist die Grundeigenschaft der Intelligenz und Erkennen ist nicht Abspiegelung in kalter, glatter Fläche, sondern Nachschaffen.

Dieses scheint denn auch der Schlüssel jenes intuitiven Hellsehens, das uns bei den Anfängern dieser Wissenschaft überrascht.

Die Betrachtung liegt nahe, daß auch der Reichthum seine Schattenseiten hat. Die Masse des dargebotenen Anschauungsstoffes, die leicht die Grenze der Aufnahmefähigkeit streift, ist jener Concentration des Geistes und seiner thätigen Gegenwirkung weniger günstig, ja läßt ihr oft kaum Zeit, sich zu regen. Gleichgiltigkeit und Überdruß tritt an die Stelle.

Wir sind heute schon so verwöhnt, daß wir für das Anhören einer halbstündigen Rede kaum noch die Geduld haben, wenn nicht ein Stück Museum herbeigeschafft wird, und das Ideal der Kunstlehre ist die Ausstellung im Museum oder im photographischen Atlas, dessen Blätter der führende Lehrer vorlegt mit Nennung einiger Namen und Ertheilung einiger wortkargen Winke.

Und ferner: Kunstwerke und Kunstformen, die einst von großen Meistern mit Ernst für bedeutende Aufgaben erfunden wurden, zu denen man aus der Ferne hinpilgern mußte, sie drängen sich uns im alltäglichen Leben in tausend schablonenhaften Wiederholungen auf, oft verschwendet an das Alltäglichste. Das Ausgesuchteste dient an Wohnhäusern unserer Großstädte als Lockmittel reicher und reichgewordener Käufer, ja man kann einen Formenreichthum und Formenadel, den die Vorzeit etwa für ein Lysikratesmonument oder ein Tabernakel ersann, man mag nicht sagen an was für nützlichen Gebäuden, verwerthet finden. Die Wirkung kann nicht ausbleiben. L'ennui du beau nous fait aimer le laid, sagte J. B. Rousseau. Das Bedürfniß

*) Otto Benndorf, Über die jüngsten geschichtlichen Wirkungen der Antike. Wien 1885.

der Reize des Häßlichen und Entarteten, des Mißgeborenen und Corrumpirten wuchert inmitten der Überschüttung mit hohen Originalen und den alljährlich authentischer gelingenden Abbildungen der Meisterwerke Athens und Roms. Ihre Ablösung durch das Ex oriente lux des Mongolenthums ist das neueste Evangelium.

Sind diese wenigen Stücke alles, was Winckelmann von Antiken in Deutschland gesehen hat?

Merkwürdig ist sein enthusiastischer Ausbruch über „die erstaunlichen Werke" in Potsdam, wo er im Jahre 1752 zweimal, und zwar im März auf drei Wochen zu Besuch war, und besonders die Bemerkung über den angeblichen Nutzen dieser Reise: „den Entschluß, sich auf einen gesicherten Fuß in Rom zu setzen."

„Ich habe Wollüste genossen, schreibt er am 11. März, die ich nicht wieder genießen werde. Ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen, bin mit einer anbetungswürdigen Bewunderung gegen den großen Mann erfüllt."

Es war die Zeit, wo Algarotti und Voltaire bei Friedrich lebten. Der eine schenkte ihm gerade damals sein Zeitalter Ludwigs XIV.; ohne ihn war die Tafel, nach dem Ausdruck des Italieners, wie ein Ring ohne Edelstein*); der andere sandte dem König, außer Trüffeln und Bottargas, den neuen venezianischen Palladio und Zeichnungen des Palastes Pitti. Der Cardinal Quirini schickte durch seines Landsmannes Vermittlung fünfhundert Dukaten für die katholische Hedwigskirche, die das Ebenbild des Pantheons werden sollte; Lord Burlington auf demselben Wege die Thermen des Palladio, den Palast von Chiswick und den egyptischen Saal zu York; Villiers ein Hündchen.

277 Seit der Beendigung des ersten schlesischen Krieges (1744) hatte Friedrich diesen Sitz seiner Ruhe geschaffen; doch stand damals erst das Schloß: das neue Palais und die Gemäldegallerie wurden erst später begonnen. Die Antiken, aus dem Nachlaß des Cardinals Melchior von Polignac († 1741) erworben, zierten anfangs den Speisesaal des Charlottenburger Schlosses. Die zehn schönen Statuen, die 1729 bei Frascati in den Ruinen des Landhauses des Marius gefunden und von Lambert Sigisbert Adam als Gruppe Achills unter den Töchtern des Lykomedes ergänzt worden waren, kamen erst viel später in den Antikentempel zu Sanssouci. Winckelmann hat sie nie gesehen: auch die aus dem alten Brandenburgischen Thesaurus zurückgebliebenen Antiken kannte er nur aus Begers Werk.

*) I pensieri gli spruzzano di bocca vivi e frizzanti, come da' corpi elettrici per eccesso, e stuzzicati come faville, e fiocchi di lume. Non è mai che quel tesoro di tutte le cose la memoria nol trovi aperto a ogni suo piacimento: e la sua ricchezza non è in cedole, ma in bel contante. Algarotti, lett. 9. maggio 1751.

Nur die köstliche Bronzestatue des betenden Knaben, damals Ganymed genannt, stand schon auf der Terrasse. Sie war vermuthlich gleichzeitig mit den Herculanischen Gewandstatuen entdeckt und von Clemens XI. dem Prinzen Eugen geschenkt worden; Friedrich kaufte sie von dem Fürsten Lichtenstein für zehntausend Thaler.

Aber Winckelmann scheint blos von den modernen Werken einen Eindruck mitgenommen zu haben, und zwar keinen imponirenden. Von den französischen Statuen des Rondels waren damals erst die Diana und die Amphitrite von Gaspard Adam aus Nancy angekommen; ferner die beiden Geschenke Ludwigs XV., Mercur und Venus von Pigalle. „Die Zärtlichkeit seiner sitzenden Venus, spottet Winckelmann, ist in einer Empfindung, in welcher ihr das Wasser aus dem Munde, welcher nach Luft zu schnappen scheint, laufen will: denn sie soll vor Begierde schmachtend aussehen." „Unmöglich schien es mir, sagt er an einer anderen Stelle, dergleichen Urtheile (zu Gunsten der Neueren) zu widerlegen bei einem Russen von Stande, welcher auf seiner vorgegebenen dritten Reise nach Italien, in Gegenwart anderer Personen mir sagte, daß er alle Statuen, Apollo, Laocoon, den farnesischen Hercules, nichts achte gegen den Mercur von Pigalle." Dieser Mercur, eine gefällige, geistreich contrastirte Figur, galt für den Triumph der französischen Sculptur.*)

Um wieder nach Dresden zurückzukehren, so soll ganz ohne Einfluß die stumme Predigt der Antiken doch nicht geblieben sein. Winckelmann erzählt uns, „daß der berühmte Mattielli, dem nach Algarotti**) Polyclet das Maß und Phidias das Eisen gab, noch in Wien die drei herculanischen 278
Statuen mit dem mühsamsten Fleiß in Thon copirte, um sich den Verlust derselben zu ersetzen. Er folgte ihnen einige Jahre nachher" (nach Lipsius war er es, der August III. auf sie aufmerksam machte) „und erfüllte Dresden mit ewigen Werken seiner Kunst; aber seine Priesterinnen blieben auch hier sein Studium in der Draperie, worin seine Stärke bestand, bis in sein Alter."

Lorenzo Mattielli († 1748) hatte seit 1734 in Wien gearbeitet; er war nach

*) Le Mercure de Pigalle est regardé comme la figure le plus heureusement composée qui soit sortie de l'école française. Lettres sur la peinture, la sculpture et l'archit. Amsterd. 1749. S. 131.

**) Winckelmann spielt an auf die poetische Epistel an August III. (Opere VIII, p. 84 f.), wo es heißt:

Ecco da un sasso a poco a poco uscire
Morbida Ninfa, o muscoloso atleta
Di sotto a' colpi di Mattiello. A lui
Lo scalpello diè Fidia, onde di Paro
Vinca gli antichi onor Ligure marmo.

Füßli der erste gewesen, der einen grandioseren und kühneren Stil in der Sculptur einführte. Seit 1743 erscheint er in Dresden als Hofbildhauer und Inspector der antiken und modernen Statuen: Dresden und seine Gärten sind voll von Zeugnissen der Fruchtbarkeit und Leichtigkeit seines Meißels. Er lieferte Modelle für Porzellanpüppchen und für Colossalwerke, wie die große Wasserkunst im Markolinischen Garten. Diese stattlich aufgebaute Gruppe erinnert an die Fontana Trevi: Neptun und Amphitrite an der Spitze, einherrauschende Tritonen, lagernde Flußgötter und Vasen am Fuß; ein Werk, voll von der Lebhaftigkeit der Phantasie, der summarischen Kenntniß des menschlichen Körpers und der außerordentlichen Leichtigkeit in Bewältigung großer Steinmassen, die ihn nach dem Urtheil der Kenner charakterisirte.

Seine Hauptwerke in Dresden waren indeß die neunundsiebzig Statuen an der Fassade, dem Thurm und auf den Balustraden der Hofkirche. Wenn man ihren decorativen Charakter, ihre Bestimmung für eine so entfernte Höhe in Anschlag bringt, so muß man gestehen, daß hier alles gethan ist, was jener Zeit möglich war.

Zwar erinnert man sich bei diesen Figuren wohl an die dem Reisenden Italiens zum Überdruß bekannten Heiligen Berninis mit ihrer aufgeregt-theatralischen Action: kaum ein Bauer würde heute mehr solche Heilige zu Vermittlern zwischen sich und dem Göttlichen wählen. Aber ihr Verdienst liegt auch nicht in den Motiven, sondern in deren stilistischer Veredlung. Verglichen mit den vulgären Decorationsstatuen des siebzehnten Jahrhunderts zeigen sie eine Annäherung an den plastischen Stil. Die wilden Verdrehungen haben sich zu maßvoller Haltung beruhigt; kaum finden sich noch hier und da Über-
279 bleibsel der windgeschwellten, rauschenden und schwerbrüchigen Draperien; sonst ist die Gewandung wirklich voll antiker Reminiscenzen, die die malerische Faltengebung zu verdrängen streben. In manchen Köpfen der Balustraden (denn die Statuen am Thurm darf man nicht ansehen) ist die Einfalt und der Adel wahrer Schönheit.

Erst aber wenn man sie in der Nähe untersucht, wird man gewahr, mit welch siegreicher Sicherheit Mattielli seinen Meißel führte. Er muß auch in seinen Pirnaer Sandstein hineingeschlagen haben, wie man Stücke Käse schneidet, — wie Thorwaldsen von den carrarischen Marmorarbeitern sagte. Einige Unregelmäßigkeiten in den Verhältnissen, die gesenkte Haltung des Kopfes, verrathen die Rücksicht auf die Untenansicht. Hagedorn (Betrachtungen S. 546) meint unseren Künstler unter „dem Italiener, der den griechischen Geschmack mit Zuneigung gegen die Deutschen vereinigte, und dessen kühnem Kunstgriff, Statuen mit Rücksicht auf ihren hohen Stand zu bearbeiten, man deshalb auch Gerechtigkeit widerfahren ließ."

Wirklich zeichnen sich die Statuen in der weitesten Entfernung auf der

hellen Himmelsfläche mit vollkommener Deutlichkeit ab, bis auf die inneren Linien der Draperien, in denen keine störende Durchschneidung vorkommt. Der Eindruck der Leichtigkeit ist dann ähnlich den charakteristischen Figürchen, die Jacques Callots Nadel mit wenigen geistreichen Strichen so lebendig hinsetzte.

Die Maler und die Gallerie

Das Hauptunternehmen kirchlicher Malerei zur Zeit Augusts III. waren die Altargemälde der Hofkirche: hier sieht man alles beisammen, was die in Sachsen gastirende welsch-französische Kunst aufbringen konnte. Winckelmann hatte in einem Aufsatze über die Gallerie diese Bilder so scharf mitgenommen, daß er seinen Freund Berendis um Geheimhaltung des Manuscripts bat: „Ein Maler von Metier ist wie ein Musicus, wo man ihn in seiner Kunst angreift, eine rächende Creatur." (11. Jan. 1753.)

Diese Maler gehörten meist zu dem Schwarm der Schüler Lebruns und Solimenas. Ein Schüler Lebruns war Louis Silvestre (1675—1760), der erste fremde Maler, den Le Plat an den kursächsischen Hof brachte. In seinen ersten Werken zu Dresden steht er auf der Höhe seines Talents: in den Plafonds des mathematischen Salons im Zwinger (1717 und 1723), die Erhebung der Psyche in den Olymp, ist etwas wie ein Schimmer aus der Farnesina: das blühende Colorit, die jugendlich reichen Formen dieser auf Wolken gruppirten großen Kinder stimmen ganz zu dem Eindruck träumerisch sinnlichen Behagens, wie es für solche epikureische Götterphantome paßt. Aber mit der Zeit wollte Silvestre nur noch Porträts malen, wobei sich sein Beutel sehr gut stand. In diesem Fach war er das Vorbild von Raphael Mengs. Sein letztes Gemälde, das Abendmahl, sandte er 1752 aus Paris. Sein Nachfolger war der frühere Bildhauer und spätere Director der Akademie, Charles Hutin, ein Schüler des François Lemoine.

Einen Schüler Francesco Solimenas, Steffano Torelli, der sich durch Studium der Carracci etwas verbessert hatte, brachte der Kurprinz Friedrich Christian aus Bologna mit (1740). Aber ihn und die anderen italienischen Plafondmaler, wie Giambattista Groni, Antonio Pellegrini aus Venedig und andere „glückliche Kunstwindbeutel" genügt es zu nennen.

Die Historienmalerei war der ausgelebteste Zweig der damaligen Malerei; aber sie war einmal der vornehme, hoffähige Zweig; sie gehörte zur Hof- und Kirchenetikette. Ihre conventionelle Manier, durch Akademien fortgepflanzt, war in der bildenden Kunst etwa dasselbe, wie das classische Epos in der Poesie. Ihre Götter und Heiligen sind akademische Schemen, zuweilen durch die Nachklänge großer Vorbilder von ganz stattlichem Ansehen; wenn etwas von Leben in sie drang, so kam es vom Theater, aus den großen Couren, aus den Boudoirs.

Alle ihre Bewegung bestand in Versuchen immer flüchtigerer Combinationen des nun bald verbrauchten reichen Erbes, im Auftreiben immer stärkerer, immer rascher abgenutzter Effectmittel. Wie ihre Formen und Motive allgemein waren, so waren auch ihre Jünger Kosmopoliten: sie durchzogen Europa, ganz ebenso in Neapel und in Petersburg, in Paris und München, in Madrid und Wien zu Hause.

Die noch immer fesselnden Hervorbringungen der Dresdener Malerei darf man nicht bei ihnen suchen. Sie liegen in den Werken, die uns Ort und Menschen mit anspruchsloser Treue vergegenwärtigen. Wer verweilt nicht heute noch gern bei den unerreichten Pastellporträts des Raphael Mengs, mit denen er einst, mehr verheißend als er später gehalten hat, seine Laufbahn begann; oder bei den Prospecten des Bernardo Belotto. Dresden, das so vielfach damals in der Kunst vom Glücke begünstigt war, erhielt hier einen Architekturmaler, den man mit den venezianischen Canaletto und Guardi, dem römisch gewordenen Piranesi vergleichen konnte. Der Anblick sächsischer Orte jener Zeit ist in ihnen mit fast nüchterner Wahrheit bewahrt und doch in ein eigenes höheres Licht der Kunst gerückt. Belotto versetzt die Veduten in eine außerordentlich klare Atmosphäre (wie man sie dort selten erlebt); die schweren Schatten, die fast an Vollmondbeleuchtung erinnern, die Gediegenheit architektonischer Zeichnung und Plastik prägt ihnen einen Ernst auf, etwas Mächtiges, Starres; in dem Contrast dieser Haltung mit dem Gegenstand liegt ein eigener Reiz.

Sobald eine Kunst durch die Höhe oder die Richtung ihrer Leistungen nicht mehr befriedigt, hat man sich stets mit der Vergangenheit zu entschädigen gesucht; und mehr als irgend bisher vorgekommen war, suchte man in jenem Jahrhundert Trost in den nach großen Gesichtspunkten unternommenen Sammlungen. Vieles was damals die Staatseinkünfte verschlang, ist vergangen wie ein Rausch: dies echteste und reinste ist auch das, wovon eine dauernde Frucht zurückgeblieben ist.

281 Der Anfang der Gallerie fällt schon in die Zeit Augusts II., der im Jahre 1722 alle in der Kunstkammer, den Schlössern und Kirchen zerstreuten Gemälde im „Reisigenstall am Jüdenhof" vereinigen ließ. Dadurch wurden die schönen Künste erst von den curiosen Künsten, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, geschieden, und die übersichtliche Zusammenstellung weckte den Sammelgeist. Ohne eine gewisse Leidenschaftlichkeit und folglich Ausschließlichkeit dieses Sammeleifers hätte eine solche Gallerie nicht zusammengebracht werden können. Dazu gehörte die in der neueren Kunstgeschichte einzige Zeit, die mit dem Regierungsantritt Augusts III. beginnt und mit dem siebenjährigen Kriege endigt, wo fast ganz Europa von Sachsen her mit Netzen umsponnen wurde; wo fürstliche Liebhaberei und das Interesse eines schlauen Majordomus, wo weise Verwaltung der Kenner und Hofkabale, Gewinnsucht und die Gewohnheit, dem allerhöchsten Amüsement gegen-

über die Gelder des Landes für unerschöpflich zu halten, zu einem Zweck zusammenwirkten; wo Maler und Dilettanten, Ministerresidenten und Abenteurer, Kunsthändler und bedrängte Finanzminister, Cardinäle und ihre Kammerdiener, kurz wo Himmel und Erde in Bewegung gesetzt wurden, um alles was irgend noch loszumachen war, an der Elbe zusammenzubringen.

Diese Gallerie ist ein Erzeugniß des achtzehnten Jahrhunderts; darin liegt ihre Einheit des Charakters; und selbst die Geschenke des Zufalls waren oft Geschenke eines sinnreichen Zufalls.

Die italienische Malerei vor Raphael war jener Zeit noch ein verschlossenes Buch: die Unvollkommenheit oder Herbigkeit der Darstellungsmittel warf einen Schatten auf alles, was sie von treu geschauten, zartgedachten und tiefempfundenen Motiven besaß: die Cinquecentisten waren wie 282
eine mächtige Gebirgskette, die alles verdeckte, was jenseits lag.

Dagegen von dem Augenblicke an, als die Malerei zu den Sinnen sprach, als sie ihrer Werkzeuge vollkommen Herrin und eigentlich malerisch wurde,— wo in der Welt wäre sie vollzähliger und glänzender vertreten! Correggio, der modernste unter den Cinquecentisten, vertrat den verfeinertsten und berauschendsten Sinnenzauber südlicher Kunst. Er war der Liebling jener Zeit: erst in ihm sollte der letzte Rest gothischer Steifigkeit und Härte, Lebloſigkeit und Starrheit verschwunden sein. Von drei Männern aus drei Nationen, Algarotti, Mengs und de Brosses, wird erzählt, daß sie beim Anblick seiner Werke den Raphael um Vergebung gebeten hätten und zu Correggio gesagt, Du allein gefällst mir! Der Italiener meinte, sein heiliger Hieronymus sei vielleicht das schönste Gemälde, das je aus eines Menschen Hand hervorgegangen; und welche Summen bot nicht Friedrich II. dafür, bei dem auch die so arg gemißhandelten mythologischen Stücke Wiederherstellung und Ruhe fanden. Die Erinnerung an Correggio war bei August III. der stärkste Reiz zum Ankauf der Modenesischen Gallerie; mit ihm wurde auch das Galleriewerk eröffnet.

Auch Paolo Veronese war mit Vorliebe vertreten. Von ihm sagt derselbe Sprecher des Zeitgeschmacks, daß er seine Werke schmückte mit allem Anmuthigen, was er sah, mit allem Bizarren, was ihm durch den Sinn fuhr, und mit allem, was Gemälde prächtig, adelig und des größten Fürsten würdig machen kann. Seine Gebäude wolle man nicht blos sehen, sondern bewohnen und bis in ihre Winkel durchstreifen.

Eine so stattliche Vertretung der Lombarden und Venezianer (denn auch Tizian kann man hier kennen lernen) und die Verschwendung, mit der die niederländische Malerei ihr Füllhorn von Kleinodien des Helldunkels und der Farbe ausschüttet: diese Vereinigung machte die Dresdener Gallerie zur ersten der Welt für Genuß und Studium des Colorits.

Die Theilnahme an der Kunst ändert sich, jenachdem die Kunst selbst

Alle ihre Bewegung bestand in Versuchen immer flüchtigerer Combinationen des nun bald verbrauchten reichen Erbes, im Auftreiben immer stärkerer, immer rascher abgenutzter Effectmittel. Wie ihre Formen und Motive allgemein waren, so waren auch ihre Jünger Kosmopoliten: sie durchzogen Europa, ganz ebenso in Neapel und in Petersburg, in Paris und München, in Madrid und Wien zu Hause.

Die noch immer fesselnden Hervorbringungen der Dresdener Malerei darf man nicht bei ihnen suchen. Sie liegen in den Werken, die uns Ort und Menschen mit anspruchsloser Treue vergegenwärtigen. Wer verweilt nicht heute noch gern bei den unerreichten Pastellporträts des Raphael Mengs, mit denen er einst, mehr verheißend als er später gehalten hat, seine Laufbahn begann; oder bei den Prospecten des Bernardo Belotto. Dresden, das so vielfach damals in der Kunst vom Glücke begünstigt war, erhielt hier einen Architekturmaler, den man mit den venezianischen Canaletto und Guardi, dem römisch gewordenen Piranesi vergleichen konnte. Der Anblick sächsischer Orte jener Zeit ist in ihnen mit fast nüchterner Wahrheit bewahrt und doch in ein eigenes höheres Licht der Kunst gerückt. Belotto versetzt die Veduten in eine außerordentlich klare Atmosphäre (wie man sie dort selten erlebt); die schweren Schatten, die fast an Vollmondbeleuchtung erinnern, die Gediegenheit architektonischer Zeichnung und Plastik prägt ihnen einen Ernst auf, etwas Mächtiges, Starres; in dem Contrast dieser Haltung mit dem Gegenstand liegt ein eigener Reiz.

Sobald eine Kunst durch die Höhe oder die Richtung ihrer Leistungen nicht mehr befriedigt, hat man sich stets mit der Vergangenheit zu entschädigen gesucht; und mehr als irgend bisher vorgekommen war, suchte man in jenem Jahrhundert Trost in den nach großen Gesichtspunkten unternommenen Sammlungen. Vieles was damals die Staatseinkünfte verschlang, ist vergangen wie ein Rausch: dies echteste und reinste ist auch das, wovon eine dauernde Frucht zurückgeblieben ist.

281 Der Anfang der Gallerie fällt schon in die Zeit Augusts II., der im Jahre 1722 alle in der Kunstkammer, den Schlössern und Kirchen zerstreuten Gemälde im „Reisigenstall am Jüdenhof" vereinigen ließ. Dadurch wurden die schönen Künste erst von den curiosen Künsten, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, geschieden, und die übersichtliche Zusammenstellung weckte den Sammelgeist. Ohne eine gewisse Leidenschaftlichkeit und folglich Ausschließlichkeit dieses Sammeleifers hätte eine solche Gallerie nicht zusammengebracht werden können. Dazu gehörte die in der neueren Kunstgeschichte einzige Zeit, die mit dem Regierungsantritt Augusts III. beginnt und mit dem siebenjährigen Kriege endigt, wo fast ganz Europa von Sachsen her mit Netzen umsponnen wurde; wo fürstliche Liebhaberei und das Interesse eines schlauen Majordomus, wo weise Verwaltung der Kenner und Hofkabale, Gewinnsucht und die Gewohnheit, dem allerhöchsten Amüsement gegen-

über die Gelder des Landes für unerschöpflich zu halten, zu einem Zweck zusammenwirkten; wo Maler und Dilettanten, Ministerresidenten und Abenteurer, Kunsthändler und bedrängte Finanzminister, Cardinäle und ihre Kammerdiener, kurz wo Himmel und Erde in Bewegung gesetzt wurden, um alles was irgend noch loszumachen war, an der Elbe zusammenzubringen.

Diese Gallerie ist ein Erzeugniß des achtzehnten Jahrhunderts; darin liegt ihre Einheit des Charakters; und selbst die Geschenke des Zufalls waren oft Geschenke eines sinnreichen Zufalls.

Die italienische Malerei vor Raphael war jener Zeit noch ein verschlossenes Buch: die Unvollkommenheit oder Herbigkeit der Darstellungsmittel warf einen Schatten auf alles, was sie von treu geschauten, zartgedachten und tiefempfundenen Motiven besaß: die Cinquecentisten waren wie 282
eine mächtige Gebirgskette, die alles verdeckte, was jenseits lag.

Dagegen von dem Augenblicke an, als die Malerei zu den Sinnen sprach, als sie ihrer Werkzeuge vollkommen Herrin und eigentlich malerisch wurde,— wo in der Welt wäre sie vollzähliger und glänzender vertreten! Correggio, der modernste unter den Cinquecentisten, vertrat den verfeinertsten und berauschendsten Sinnenzauber südlicher Kunst. Er war der Liebling jener Zeit: erst in ihm sollte der letzte Rest gothischer Steifigkeit und Härte, Leblosigkeit und Starrheit verschwunden sein. Von drei Männern aus drei Nationen, Algarotti, Mengs und de Brosses, wird erzählt, daß sie beim Anblick seiner Werke den Raphael um Vergebung gebeten hätten und zu Correggio gesagt, Du allein gefällst mir! Der Italiener meinte, sein heiliger Hieronymus sei vielleicht das schönste Gemälde, das je aus eines Menschen Hand hervorgegangen; und welche Summen bot nicht Friedrich II. dafür, bei dem auch die so arg gemißhandelten mythologischen Stücke Wiederherstellung und Ruhe fanden. Die Erinnerung an Correggio war bei August III. der stärkste Reiz zum Ankauf der Modenesischen Gallerie; mit ihm wurde auch das Galleriewerk eröffnet.

Auch Paolo Veronese war mit Vorliebe vertreten. Von ihm sagt derselbe Sprecher des Zeitgeschmacks, daß er seine Werke schmückte mit allem Anmuthigen, was er sah, mit allem Bizarren, was ihm durch den Sinn fuhr, und mit allem, was Gemälde prächtig, adelig und des größten Fürsten würdig machen kann. Seine Gebäude wolle man nicht blos sehen, sondern bewohnen und bis in ihre Winkel durchstreifen.

Eine so stattliche Vertretung der Lombarden und Venezianer (denn auch Tizian kann man hier kennen lernen) und die Verschwendung, mit der die niederländische Malerei ihr Füllhorn von Kleinodien des Helldunkels und der Farbe ausschüttet: diese Vereinigung machte die Dresdener Gallerie zur ersten der Welt für Genuß und Studium des Colorits.

Die Theilnahme an der Kunst ändert sich, jenachdem die Kunst selbst

schöpferisch oder erschöpft ist. Die Gesinnung, der die großen Gallerien des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihre Entstehung verdanken, ist freilich sehr verschieden von der lebendigen Betheiligung an einer lebendigen Kunst, um die wir die alten Zeiten beneiden.

Aber das Interesse war auch noch nicht das gelehrte, man wollte keine
283 historischen Museen gründen, nicht Kunstgeschichte lernen, sondern das Schöne genießen, und deshalb haben sie so schöne Gallerien zusammengebracht. Mit vielen ihrer Lieblingswerke wissen wir freilich wenig anzufangen: die eklektische Nachblüte der italienischen Malerei in der Dresdner Gallerie, wer würde sie heute vermissen!

Damals aber rühmte man grade, daß die Guido, Annibale, Maratta wie Bienen Honig aus verschiedenen Blumen gesammelt hätten; Originalität existirte kaum als Werthbegriff, man war gern in der Gesellschaft dieser edlen Gestalten, mit ihren großen Idealköpfen und ihren anmuthigen Bewegungen, man freute sich an der Vollkommenheit der Darstellungsmittel und verzieh der Eleganz der Sprache den Mangel an Gedanken, geradeso wie es die alten Humanisten mit ihren Virgilischen Gedichten und Ciceronianischen Reden machten; während später das Gehaltvolle selbst verdächtig wurde, wenn es nicht im Ringen mit einer unausgebildeten Sprache seine Tüchtigkeit bewährte. Jene Kritik, die an die Kunst lauter Gewissensfragen stellt, war noch unbekannt, nicht zum Schaden der Genußfähigkeit. Das Bedürfniß der Freude am Schönen machte jene Zeit zur classischen Zeit der Gallerien.

Indes wenn man jetzt an Manchem vorbeigeht und Manches vermißt: einige Werke sind zum Glück da, die Gläubige aller Confessionen um sich sammeln. Vor ihnen erlischt die Eifersucht der Nationen; und selbst Zeiten, die die äußersten Enden des Geschmacks durchliefen, haben sich ihnen stets nahe gefühlt; wie der Polarstern des Homer

μόνοι εἰσὶν ἄπειροι λοέτρων Ὠκεάνοιο.

Um der Madonna des Holbein zu huldigen, brauchte man kein altdeutscher Sonderling zu sein, ja nicht einmal ein Deutscher. Algarotti brachte sie aus Venedig nach Dresden: das schönste deutsche Gemälde, sagte er, müsse in die erste Gallerie Deutschlands kommen. Ihm schien der Baseler Meister
284 die Preise Raphaels und Leonardos vereinigt zu haben: die äußerste Vollendung im Kleinen mit dem Reiz des entschlossensten Pinsels; in ihrem Antlitz fand er etwas Himmlisches. Als sie der arme Piazzetta in Venedig bei ihm gesehen, sei er wie gebannt gewesen und habe gerufen: Questi xè visi, nu depenzemo de le maschere. (Das sind Gesichter, wir malen Masken!)

Auch Winckelmann meinte von Holbein, wenn er die Werke der Alten hätte betrachten und nachahmen können, so würde er (wie Dürer) ebenso

groß, als Raphael, Correggio und Tizian geworden sein, ja sie vielleicht übertroffen haben.

Algarotti, Dietrich, Heinecken

Da Algarotti schon mehrmals genannt worden ist, so werden einige Bemerkungen über ihn, der eine der vordersten Figuren im Dresdener Kunstleben war, am Orte sein.

Francesco Algarotti (geboren zu Venedig 1712, gest. 1764) wurde zu Bologna durch Eustachio Manfredi in die Mathematik, durch Beccari in die Anatomie und Physik eingeführt, während er im Hause des Zannotti (nach seinen Worten) die Milch der Philosophie und den guten Geschmack einsog; hier bildete sich sein Auge an einer köstlichen Sammlung von Handzeichnungen. So begründete sich die Doppelneigung zu den exakten Wissenschaften und zu den schönen Künsten alter und neuer Zeit, der er stets treu blieb. Während er in Padua unter Lazzarini das Griechische studirte und zu Rom sich in die Alterthümer versenkte, versuchte er in dem Neutonianismo per le dame dasselbe für die neue Farbenlehre, was sein Freund Fontenelle in der pluralité des mondes mit der cartesianischen Astronomie vorgenommen hatte.

Seine Vollkommenheit als Diplomat, Welt- und Hofmann und nicht weniger als liebenswürdiger Mensch, neben einer Orientirung in mannigfachen geistigen Interessen seiner Zeit, machte ihn zum hochgeschätzten Gesellschafter der Großen. Fünfundzwanzig Jahre lang correspondirte er mit Friedrich II., der ihn und seine Familie in den preußischen Grafenstand erhob. Auch am Hofe Augusts III. war er gern gesehen. Eine Zeitlang hatte er die Stelle eines Antiquars des Kurprinzen Friedrich Christian, auf die sich Winckelmann später so lange Hoffnung machte und zu der er auch wirklich ernannt wurde. Die Gallerie verdankt ihm einige ihrer Kleinodien; er brachte auch die sogenannten drei Grazien des Palma, die Krippe nebst zwei anderen Gemälden Marattas und das Chocoladenmädchen des Liotard über die Alpen. Er entwarf ein Museum für Dresdens Kunstschätze, einen großen quadratischen Bau mit vier korinthischen Loggien und mit Kuppeln 285
in den Ecken und der Mitte. Dieses Museum wurde in eine poetische Vedute der Piazza von San Domenico zu Bologna aufgenomen, und zwar an der Stelle der Kirche dieses Namens.

Algarotti gehörte zu den wenigen Italienern, die ein Auge hatten für den Verfall ihrer Nation: er meinte, es sei ein Tagesschlummer, den sich freilich die nachsehen dürften, die so früh aufgestanden seien und soviel geschafft hätten.*) Er suchte eine Erneuerung im Zurückgehen auf die

*) Gl' Italiani hanno conquistato il mondo con le armi, lo hanno illuminato con le scienze, ripulito con le buone arti, e lo hanno governato con l'ingegno. Non anno al presente, egli è vero, una gran figura. Ma egli è ben naturale che si

reinen Quellen; aber er fand in diesem secolo frullo e bagatelliere mehr Anklang diesseits der Alpen, besonders in England. Er lobte es, daß man wieder auf Dante und die Altitaliener zurückgehe, und beschäftigte sich mit einer Umgestaltung der Oper nach dem Muster der griechischen Tragödie. Er rief Schmach über die Maler, besser pennellisti, denen das Wissen Pedanterei und die Schönheit der Natur trocken erscheint; er erhob mit dem Canonicus Crespi den Weheruf über die Restauratoren, diese schlimmsten Vandalen der Kunst, die damals überglättend unter den kostbarsten Statuen wütheten und vor seinen Augen die Gallerie des Ulysses von Primaticcio in Fontainebleau verwüstet hatten. Er schwärmte für Fra Bartolomeo, und glaubte, daß in Raphael ein Punkt erreicht sei, den die Menschheit wohl schwerlich überschreiten solle.

Die Antike gilt ihm als „Muster und Spiegel der Schönheit." Selbst die Kinder des Fiammingo wollte er nicht als Rechtstitel der Neueren auf gesetzgeberischen Beruf gelten lassen: in solchen Skizzen der Natur könne es keine schöne Form geben.

Er glaubt, die christliche Religion sei nicht die Religion der Dichter und Maler, wohl aber die heidnische, die ganz gemacht war, den Sinnen zu schmeicheln, die Leidenschaften zu erhöhen, die Einbildungskraft zu entzücken und von Demuth, Buße und Weltentsagung nichts wußte. „Ihre Götter waren empfindende Wesen und fast sichtbar. Das Meer war bevölkert von Tritonen und Nereïden, die Flüsse von Najaden, die Hügel von Oreaden; in Wäldern hausten Silvanen und Nymphen; von den höchsten Gottheiten leiteten sich die großen Reiche, die edelsten Geschlechter, die gefeiertsten Heroen ab. Ihre Götter betheiligten sich an allen menschlichen Dingen, an Hectors Seite stand Apoll. Alle Dinge scherzten vor ihrer Phantasie, sogar die Hölle." (Ogni cosa appresso gli antichi giocava dinanzi alla fantasia).*)

286 Eine solche Gallerie konnte nicht ohne alle Einwirkung auf die Kunst bleiben, und Hagedorn weiß, daß fremde Künstler ihren Stil nach einigen Jahren in Dresden verbesserten; er nennt Rotari, Torelli und Roos.

In den Gemälden des Grafen Pietro Rotari aus Verona (1707—1762) lobte man die Abkehr von der leeren Unruhe der damaligen Compositionsweise, ein Streben nach Einfalt und Empfindung.

Während bis dahin Bewegung um jeden Preis und auf der höchsten Spitze das Losungswort gewesen war, erhoben sich jetzt einzelne Stimmen, die an das Ansprechende und Stilgemäße der Ruhe erinnerten. Algarotti

riposi ancora colui che ha faticato dimolto, e che dorma alcun poco fra giorno chi si è levato prima degli altri di gran mattino. Pensieri diversi. Opp. VII, 42.

*) Algarotti, Saggio sopra la pittura 1762. Opere T. II. S. 170f. Lettere T. V. VI.

empfahl den Malern die majestätische Stille des Annibale und stellte ihm zur Abschreckung Tintoretto gegenüber, dessen Paradies ein Ameisenhaufen, eine Wolke, ein Chaos sei. Der Abbé von St. Réal rieth, für die Historien Momente zu wählen, wo alle Mithandelnden wahrscheinlicher Weise auf einige Augenblicke ohne Bewegung gewesen seien. Diesen Grundsatz fand Hagedorn beobachtet in Werken Rotaris, den er in seiner **Lettre à un amateur** (1755) als Vertreter der „Natur in Ruhe" unter den Malern aufführt.

In seinen religiösen Bildern bemerkt man den sentimentalen Geschmack seiner Gönner. Die sinnliche Blendung in der Hirtengruppe der Nacht des Correggio hatte ihm mißfallen; in einer bösen Stunde kam er auf den Gedanken, mit Correggio in die Schranken zu treten, indem er in seiner „Ruhe auf der Flucht" (N. 596) das Motiv des selbstleuchtenden Kindes sich aneignete. Er hatte sein Bild hinter die Nacht des Correggio gehängt, die auf einer Staffelei stand. August, der es sah, wandte sich spöttisch lächelnd ab: C'est bon pour le derrière du Corrège! Heute verweilt man nur noch bei seinen Genrefiguren und Gruppen, deren oft launig erlauschte Motive, einfach und sorgsam in einem melancholischen Silberton durchgeführt, jene Wendung zum Naiven und Reinen ankündigen, die Diderot in Greuze begrüßte. Er wurde der Lieblingsmaler der russischen Katharina.

Zwei deutsche Maler lebten in Dresden, in denen man endlich wieder einmal Künstler begrüßt, die nicht bloße Produkte akademischer Methoden oder Durchgangspunkte traditioneller Manieren waren. Dietrich und Mengs sind wieder Maler von Physiognomie; sie gehen ihre eigenen Wege, auf denen ihnen Niemand folgt. Auch sind sie vollkommen deutsch, wenn auch nicht durch Züge, die uns besonders schmeicheln könnten.

Wie seltsam lagen sich ihre Naturen entgegen! Der Stil des Einen bestand darin, daß er sich in ein Dutzend fremder Stile verwandelte; der des Anderen sollte ein korinthisches Erz sein aus der Verschmelzung des 267
Größten weniger höchster Vorbilder, ein Stil der Vollkommenheit. Des Einen Geisteszug war ausschließlich nordisch, landschaftlich, holländisch; der Geschmack des Anderen südlich, historisch, italienisch.

Christian Wilhelm Ernst Dietrich (geboren zu Weimar 1712, gest. 1774) war von August III. auf den Rath des Herrn von Heinecken nach Italien geschickt worden, um sich für den großen historischen Stil und für das Directorium der beabsichtigten Akademie auszubilden. Aber während der kursächsische Hof mit Mengs das Schicksal hatte, daß er ihn aus Italien gar nicht wieder fort bekommen konnte, so gut gefiel es ihm in Rom, so trat bei Dietrich das entgegengesetzte ein: er schrieb Briefe voll Klagen über Klima und Volkssitte, und sein Widerwille gegen das Land ging auf die dortigen Schulen

über. Er nahm nichts Italienisches an als die Namensendung Dietericy. Während er sonst allen sich anzupassen wußte, konnte er Correggio und Albani weder copiren noch restauriren, ohne sie ins Dietrichsche zu übersetzen. Er habe die Notte kopirt, erzählt Winckelmann, „aber dieses ist sein Werk nicht." Als die Akademie wirklich zu Stande kam, mußte man sich begnügen, Dietrichs großen Namen, oder wie Hagedorn sagt, seine untergeschlagenen Arme zu bezahlen: sein Künstlerstolz fühlte sich empfindlich verletzt, als man ihm den Zeichenunterricht nach den Antiken zumuthete. —

Wahrlich, wenn man zu dem Lessingschen Sarkasmus, daß es der Charakter der Deutschen sei, keinen Charakter zu haben, eine Illustration haben wollte, so durfte man nur die Bilder unseres Malers ansehen. Es ist der Habitus des Liebhabers und Sammlers, der sich hier eine eigene Productivität schafft: man kann seinen Stil betrachten als Rückwirkung der dortigen Anhäufung von Meisterwerken auf die lebendige Kunst. Damals sollen Manche sich ruinirt haben, um ein completes Werk Rembrandts zu haben: solche Enthusiasten übertrugen ihre Gefühle für die Originale selbst auf die pasticej, von deren Herstellung damals viele Maler lebten, die (mit Leonardo zu reden) lieber Enkel, als Söhne der Natur sein wollten.

Man nannte Dietrich einen Proteus, der sich nach Belieben in Rembrandt und Poelemburg, in Teniers und Watteau, in Elzheimer und du Jardin, in Potter und Berchem, in Claude und Everdingen, in Wouvermann und Salvator verwandeln könne. Als ganz junger Mann hatte er einst zwei Schlachtstücke des Bourguignon (so erzählt Hagedorn in den Betrachtungen S. 762), die Algarotti aus der Casa Sagredo in Venedig ganz verdorben mitgebracht hatte, dergestalt frei übermalt, daß sie für Originale gehalten wurden, und Ausländer den Bourguignon nach ihnen studirten und seine Züge darin rühmten.

288 Indeß, eine gewandte Hand mag den äußeren Schein dieser stark persönlichen Meister, selbst bis zur augenblicklichen Verwechselung, nachbilden, — ob aber auch ihren Geist, d. h. die tausend Capricen und die Idiosynkrasie ihrer Pinselführung, ihrer organisch-psychischen Stimmung für Ton und Beleuchtung? Diese Niederländer sind geworden was sie sind, indem sie nur den Regungen ihres individuellen humour folgten und nur Varianten eines Bildes lieferten. Was auf diesen Wegen herausgekommen war, das sollte dem Proteus gelingen, der nur fremde Rollen spielte und nie seine eigene? Wirklich erschienen bei Dietrich die Feinen immer etwas grobkörnig, die Leichten etwas schwer, die Phantastischen etwas nüchtern, die Coloristen etwas bunt und kalt. Dem Rembrandt hat er allerdings die Maschinerie der Beleuchtung und den morgenländischen Trödelkram abgesehen; aber von seiner unergründlichen Magie des Lichteinfalls ist in Dietrichs geleckten Bildchen so wenig, wie in seinen zahmen, matten und lendenlahmen Greisen

etwas ist von der unheimlich verschlossenen, trotzigen Menschenart, die Rembrandts Kopf entsprang.

Am erfreulichsten war Dietrich in seinen classischen Landschaften voll idyllischer Einsamkeit und Ruinenelegik. Hier verstärkte auch die Stimme der Italiener den Chor seines Lobes: Zannetti nennt ihn il divino, Winckelmann diesen seinen „sehr guten Freund" „den Raphael unserer und aller Zeiten in Landschaften." Er braucht diese Landschaften als Beleg, daß die Nachbilder der Kunst oft reizender sind als die Originale in der Natur.

„Eine entzückende Landschaft in der Natur, ja das glückselige thessalische Tempe selbst, wird vielleicht nicht die Wirkung auf uns machen, die Geist und Sinn bei Betrachtung eben dieser Gegend durch den reizenden Pinsel eines Dietrich erhalten müssen."*)

Eine Persönlichkeit des damaligen Dresdens kann man nicht ganz übergehen, schon Winckelmanns wegen, der mit ihr in keine freundliche Berührung kam, aber auch der Vollständigkeit dieser Skizze wegen. So groß freilich der Antheil ist, den Glück und Zufall an Gallerien haben, soviel auch auf den Geschmack ihres Besitzers ankommt, es mußte auch einen gewiegten Kunstkenner und thätigen Geschäftsmann geben, in dessen Hand die Fäden des ganzen Netzes zusammenliefen.

Graf Brühl, der die oberste Direction der Gallerien und Kunstcabinete hatte und allerdings dafür Sorge trug, daß die Novitäten nicht ausgingen (cela amuse le maître, drückt er sich einmal aus), Graf Brühl war sowenig Kunstkenner, wie Staatsmann. Sein vertrautester Freund versichert, „daß 289 ihm die sattsame Kenntniß in Kunstsachen abging"; ja er selbst lehnt wenigstens den Ruhm der Schöpfung der Gallerie ab, und zwar in einem Briefe an denselben Mann, von dem jetzt die Rede sein soll. Nachdem er seine Absicht geäußert hat, einige ihm angebotene Gemälde zu kaufen, lenkt er ein mit den Worten: Cependant je les soumets à Votre jugement, car la galerie est Votre production, et je n' en ay que l'honneur, mais à Vous appartient la gloire. (Brief Brühls vom 23. November 1748 im Dresdener Archiv.)

Karl Heinrich Heinecken war geboren zu Lübeck 1706; das Lübecker Wunderkind ist sein jüngerer Bruder. Die Neigung zur Kunst und zum Sammeln hatte er von seinen Eltern. Der Vater Paul war ein Miniatur- und Emailmaler, die Mutter Katharina Elisabeth Oesterreich eine geschätzte Blumen- und Fruchtmalerin. Der junge Heinecken zeigte sich früh als Knabe von Willen und Kopf: er mußte mit Gewalt am nächtlichen Lesen verhindert

*) Chi non vede in un paesaggio del Diderich sentir mormorar l'acqua, e vederla tremolare e correre per mezzo ai dirupi e alle balze? Algarotti II, 195.

werden; er verhöhnte und störte den Hausfreund Schöneich, in dessen alchymistischem Tiegel des Vaters Vermögen einschmolz. Mit dem jungen Liscov ging er nach Leipzig, die Rechte zu studiren; aber diese trockenen Vorlesungen fesselten seinen lebhaften Geist nicht: er trieb Philosophie und schöne Litteratur des Aus- und Inlandes. Die Dürftigkeit der letzteren entging ihm nicht und ebenso wenig die Blößen der beiden streitenden Kritiker Sachsens und der Schweiz: er sprach sich höchst wegwerfend über sie aus. Er ging nach Dresden und wurde Erzieher in großen Häusern, unter anderen in denen der Grafen Renard und Löwendahl.

Seine erste Schrift war eine philosophische Moral, „die wahren Absichten des Menschen" 1732. Am Eingang des Lebens philosophirt man am liebsten über die höchsten Fragen des Lebens, auf die erst das Leben selbst eine Antwort geben kann: studirt die Moral und die Weltklugheit, die eine zur Parade und zum Zeitvertreib, die andere zum Gebrauch. Wenigstens Heinecken zeigte, daß er seinen Balthasar Gracian nicht umsonst gelesen hatte.

Eine ähnliche Stelle bei dem Ceremonienmeister Johann Ulrich von König war vielleicht die Veranlassung seiner Übersetzung der damals so viel gelesenen uud bearbeiteten Schrift Longins Vom Erhabenen. Longin war auch von Boileau übersetzt und commentirt worden: Boileau aber war das Orakel der Schule der Hof- und Wasserpoeten, jener Canitz und Besser, von deren Kreis auch König eine Zierde war.

Dieses Buch hat Heinecken zwar weder als Philologen, noch als Übersetzer und Ästhetiker Lorbeeren eingetragen; er hatte (wie J. G. Schlosser bemerkt) dem Longin nicht an einer Stelle mit Anstand und Würde nachge-
290 sprochen; sein deutscher Stil war unbeholfen und altfränkisch; sein Commentar ein interessantes Allerlei aus litterarhistorischen Lesefrüchten. Aber er zeigt Belesenheit, weltkluge Berechnung und schneidende Herbigkeit des Urtheils. Er sagt seiner Nation ins Gesicht, daß es in keiner Sprache so schlechte Schriften gebe, als in der deutschen; eine Behauptung, die er später auch auf die bildende Kunst erweiterte; seine „Nachrichten über Künstler" beginnen mit der Bemerkung, daß die deutsche Schule die schlechteste von allen sei.

Er hatte seinen Longin eben den beiden jungen Grafen Sulkowsky gewidmet, als ihr Vater durch Brühl gestürzt wurde. Aber Heinecken verlor die Fassung nicht: er ließ die Widmung fortnehmen und einen neuen Titel vordrucken; er war würdig, der Vertraute ~~Brühls zu werden.~~

Dieser machte ihn zu einem seiner Geheimsecretäre, was damals fast soviel als Mitregent von Sachsen war. Aber Heinecken stand ihm ~~von allen~~ am nächsten: er wurde ihm unentbehrlich durch seine Geschäftskenntniß, seinen Unternehmungsgeist, seine Klugheit und wirkliche Ergebenheit. Brühl betrachtete und behandelte ihn als Freund: er gab ihm keine regelmäßige Besoldung, sondern zeitweise ansehnliche Geschenke; er betraute ihn im Jahr 1754

mit einer geheimen Mission an den Dauphin. Er ward in den Adelsstand erhoben und trat dem König nahe. Das Vertrauen des Grafen wurde nicht getäuscht: während des Exils in Warschau schützte Heinecken die Brühlschen Güter und rettete das Familienvermögen. Zum Dank vermachte ihm Brühl das Rittergut Bollensdorf bei Dahme.

Nach dem Tode des Leibarztes von Heucher (1746) erhielt er die Direction der sogenannten Galerie des sciences, die außer naturwissenschaftlichen Sammlungen das Cabinet der Kupferstiche und Handzeichnungen enthielt: aber thatsächlich hatte er seit dem Anfang der Vierziger die Direction aller Gallerien und Kunstcabinete, die Brühl als Oberkämmerer nur dem Namen nach führte.

So unvergleichlich für einen Kunstforscher diese Stellung inmitten der reichsten Sammlungen der Welt und im Mittelpunkt eines europäischen Kunstverkehrs war, so rastlos, umfassend, ja universell war auch Heineckens Thätigkeit und keine Beziehung des Kunstlebens gab es, die er nicht unter seine Hände gebracht hätte. Despotisch waltete er freilich; er wollte, wie Nicolai sagt, ein Kunstdictator sein, er duldete niemanden neben sich, und noch weniger 291
ertrug er Widerspruch. Aber es hätte auch kein anderer so viel auf seine Schultern nehmen können.

Zunächst gingen die Berufungen der Maler und Kupferstecher von ihm aus; dabei verfuhr er ganz im Sinne der Bevorzugung der Ausländer: die Römer Marcello Bacciarelli und Giovanni Canale, die Guglielmi und Gandini wurden durch Heinecken auf eigene Hand nach Dresden gezogen und später bei Hofe angebracht. Hier erlitt er auch die meisten Anfechtungen. Winckelmann nennt es ein Vorurtheil, geborene Römer mit großen Kosten nach Deutschland zu verschreiben, wo man geschicktere Künstler fand: arme Ritter seien es gewesen, die unverdient unterhalten wurden.

Heinecken entwarf auch den Plan zu einer Akademie, den Brühl bewunderungswürdig fand. Die Ausführung soll damals an dem Könige gescheitert sein, der eine deutsche Akademie und folglich keine unter der Direction der Silvestre, Groni, Torelli wollte; Mengs, der einzige deutsche Maler, der in Frage kam, wurde von ihm zur italienischen Schule gerechnet.

Im Jahre 1751 unternahm Heinecken auf eigene Kosten das Gallerie-werk, von dem er zwei Bände zu je fünfzig Blatt und den Anfang eines dritten von sechs Blatt vollendete. Auch dieses Unternehmen erfuhr heftige Anfechtungen. Er hatte die Blätter von mittelmäßigen Kupferstechern nach übersandten Zeichnungen stechen lassen: man kann sich denken, wie sie Hutin (der die Zeichnungen machte) in französische Manier übersetzt hat.

Fünfzehn Jahre lang hat Heinecken den bedeutendsten Einfluß geübt auf die Auswahl und den Ankauf der Gemälde für die Gallerie; die Begut-

achtung der angebotenen Werke, die Bezeichnung der Meister und die Aufstellung in den Sälen ging von ihm aus.

Gewiß kann das Kupferstichcabinet ganz als seine Schöpfung angesehen werden. Dessen Plan hat er in der Idée d'une collection complète d'estampes (1771) veröffentlicht: das beschriebene Muster ist eine Beschreibung des Dresdener Cabinets, das er in Gemeinschaft mit dem König selbst und dem Hofrath Eulenburg geordnet hatte. Den leitenden Gesichtspunkt gab die Geschichte der Malerei; die nationalen Schulen bildeten die Haupttheile; die namhaften Meister folgten in alphabetischer Ordnung, Schüler und unbe-
292 deutende Zeitgenossen wurden ihnen angereiht. Die Landschafter und andere kamen in eine zweite Abtheilung nach den Historienmalern, Kupferstecher von selbständiger Bedeutung in eine dritte zu stehen. Dieser Plan diente fast allen europäischen Cabineten als Muster. —

Heinecken bewohnte ein einstöckiges, aber weitläufiges Haus am Zwinger; von da aus hatte er sich einen Eingang in den Kupferstichsalon brechen lassen, wo die Kupferpressen für das Galleriewerk standen. Nach Brühls Tode (1764) befand er sich hier ein Jahr lang in Haft, als Hauptwerkzeug der Brühlschen Finanzwirthschaft und der Unredlichkeit in Verwaltung der Sammlung verdächtig. Die Untersuchung, die Hagedorn führte, wurde niedergeschlagen.

Von da an lebte er auf seinem Rittergute Altdöbern in der Niederlausitz wissenschaftlicher Muße, inmitten seiner reichen Sammlung, des reizenden Ziergartens und einer blühenden Landwirthschaft. Er besaß eine Sammlung von sechstausend Künstlerbildnissen und ein Kupferstichcabinet, in dem er jeden Künstler durch ein Meisterwerk zu vertreten suchte.

Zum ersten Male hatte er nun Zeit, seine unermeßlichen kunsthistorischen Vorräthe litterarisch zu verwerthen. Er begann die Herausgabe seines Dictionnaire des artistes (seit 1778), das auf Vollständigkeit angelegt war und z. B. selbst die Verfertiger der Vignetten und Andachtsbilder einschloß. Er unterhielt eine Correspondenz mit den Kennern Venedigs, Roms, Paris' und Leipzigs: leider hat er das Werk nur bis Diziani herausgeben können. Seine fünfunddreißig handschriftlichen Foliobände, jetzt auf der Dresdener Bibliothek, enthalten auch die Bibliographie der Kunst.

Die „Nachrichten von Künstlern und Kunstwerken" (1768—1786), eine kunsthistorische Miscellensammlung, enthielten für lange Zeit das Gründlichste über die Anfänge der Holzschneidekunst und über die ältesten illustrirten Werke.

Alle diese Werke sind ein Beweis seiner eisernen Ausdauer im Sammeln und Forschen, seiner Rüstigkeit, ungeheuere Stoffmassen zu bewältigen, und seiner unverminderten Geisteskraft bis ins höchste Alter.

Das Glück blieb ihm treu bis zuletzt. Der Kurfürst kaufte ihm die Platten und Exemplare des Galleriewerks, seine Manuskripte und die Kunstbibliothek ab; gegen eine Rente von fünfhundert Thalern für ihn und seine

Erben auf achtzehn Jahre. Während viele Schriftsteller nur posthume Ehren und Lorbeeren für den Schweiß ihres Lebens ernten: so genoß Heinecken vierzehn Lebensjahre lang gewissermaßen das Honorar seiner nachgelassenen Schriften.

Sein Charakter erscheint keineswegs liebenswürdig; und der Eindruck der Bücher wird durch die Urtheile der Zeitgenossen bestätigt. Eingenommen 293
von sich selbst, bitter und absprechend gegen andere, und zwar in schlechtem Deutsch. Seine persönlichen Ausfälle sind grob und maliciös bis zu raffinirter Berechnung des Verwundenden: die ihm einmal in den Weg getreten waren, verfolgte er mit unversöhnlicher Rachsucht, die selbst ihren Tod überdauerte. Er war so geizig, daß er, bei seinem fürstlichen Vermögen, noch als Siebziger (1782) sich entschloß, die Amtmannsspecimina zu liefern, um sich die Besoldung eines Amtsverwesers für das von ihm gepachtete Justizamt Schlieben zu ersparen.

Im Umgang war er kalt; das höchste, wozu er sich verstieg, war ein Händedruck. Seine Jovialität behielt er bis zuletzt; noch als Greis sprach er mit solcher Geläufigkeit und solchem Ideenfluß, daß er in großen Gesellschaften oft stundenlang allein das Wort führte. Er starb 1791.

Matthias Oesterreich, ein Enkel Gottfried Knellers, geboren zu Hamburg 1716, gestorben zu Berlin 1778, war ein Vetter Heineckens und der Pflegesohn seiner Mutter. Er kam 1732 nach Dresden und lernte bei Groni das Zeichnen; da sich aber zeigte, daß er nicht das Zeug zum Künstler habe, so beschloß Heinecken, ihn zum Kenner und künftigen Galerieinspector zu bilden, und der König wurde bestimmt, ihn auf seine Kosten nach Italien reisen zu lassen. Zurückgekehrt, wurde er (1753) beim Kupferstichcabinet angestellt, im Jahre darauf erhielt er das Unterinspectorat der Gallerie. Er ging zum zweiten Male nach Italien und machte in Rom die Bekanntschaft des Ritters Pier Leone Ghezzi († 1758), Directors der päpstlichen Gemäldesammlung und Mosaikfabrik, eines geschickten Emailmalers und Steinschneiders. Ghezzis köstliche Caricaturen, an denen sich Benedict XIV. so ergötzte, hat Oesterreich radirt: auf diese Racolta di XXIV caricature, die 1750 zu ~~Dresden erschien,~~ spielt Winckelmann in der Stelle des Sendschreibens an, wo er den Malern das Caricaturenstudium nach Berninis Vorgang ironisch empfiehlt. „Es sind", fügte er hinzu, „vor einiger Zeit große Bände von solcher Arbeit unter uns ans Licht getreten, und wenig Künstler achten dieselben ihres Anblicks würdig."

Während des siebenjährigen Krieges gelang es Oesterreich, in Friedrich II. Dienste zu kommen (1757). Es geschah unter Umständen, die für Oesterreich nicht sehr ehrenvoll waren; Brühl äußerte, „er habe ihn einer solchen That nicht fähig gehalten und bedauere weniger seinen Verlust, als

daß er ihn Auguſt empfohlen habe." Friedrich machte ihn zum Director der Gallerie von Sansſouci, nach Winckelmanns Meinung „aus Menage, um auf niemanden die Reiſekoſten zu verwenden." Es iſt der Mann im Anfang des Sendſchreibens, „der zweimal Italien und die Gemälde der größten Meiſter
294 an den Orten ſelbſt, wo ſie gemacht ſind, ganze Monate ein jedes, angeſehen hat, der Ihnen ſogar zu ſagen weiß, welche von Guido Renis Altarblättern auf Taffet oder auf Leinewand gemalt ſind, was für Holz Raphael zu ſeiner Transfiguration genommen."

Wie es indeß mit dieſer Kennerſchaft beſtellt war, verräth ſein Verzeichniß der Bildergallerie zu Sansſouci. Er belehrt uns, daß Raphael anfänglich nur kleine Figuren gemalt habe, bis er das jüngſte Gericht des Michel Angelo geſehen und anfing, ſeine Art im Zeichnen zu ändern, worauf er ſogleich die Arbeit im Vatikan bekommen habe. Auch habe Raphael nur fünf Gemälde zart und mit Fleiß ausgemalt: darunter iſt das erſte Loth mit ſeinen Töchtern in Potsdam (ein Gemälde des Franz Floris). Er nennt den Director der Berliner Akademie Leſueur den größten Zeichner unſerer Zeit; und zum Dank für die Summen, die man in Dresden auf ſeine Ausbildung verwendet hatte, ſucht er dieſer Gallerie bei jeder Gelegenheit am Zeug zu flicken. Winckelmann, dem dieſer Windbeutel in den Weg getreten ſein muß, nannte ihn in einer ungedruckten Stelle des Briefes an Uſteri vom 20. Februar 1763 „einen großen Eſel und Erzbetrüger, der dem Dreck worauf er tritt, Schande macht."

Studien der Kunſtbücher

Die häufigen Beſuche auf der Gallerie führten Winckelmann, außer auf den Wunſch, zeichnen zu lernen, auch auf den, ſich von ſo lebhaften und doch ſo dunkeln Eindrücken begreifende Rechenſchaft zu geben, ſich in die Discuſſionen über Kunſt einmiſchen zu können, die er oft mit anzuhören Gelegenheit hatte. Vielleicht machte es auch die in Ausſicht genommene Anſtellung an der Dresdener Gallerie nothwendig, ſich möglichſt raſch in Beſitz der hiſtoriſchen Kenntniſſe und theoretiſchen Begriffe zu ſetzen, in denen damals die allgemeine Kunſtkennerſchaft begriffen war.

So entſtanden die Auszüge, die ſich noch größtentheils in ſeinem Nachlaß vorfanden (zu Paris unter 4261 und 4262), und von denen er ſagt: „Ich habe außerordentlich fleißig in Dresden ſtudirt und alles was ich habe habhaft werden können, durchgeleſen. — — Ich habe alles geleſen, was ans Licht getreten iſt, in allen Sprachen über die beiden Künſte. — — Ich habe Auszüge aus den beſten Büchern, die mir nicht um hundert Ducaten feil ſind." Augenſcheinlich ließ er, beſonders von Schriften der Gegenwart, nichts unbeachtet, bis auf die Kritiken der Louvre-Ausſtellungen und ihre Repliken.

Die Bibliothek Bünaus war in diesem Fach besonders reich: in den Exemplaren der Dresdener Bibliothek, die aus ihr stammen, sieht man noch hier 295
und da interessante Stellen mit Blei- und Rothstift bezeichnet, offenbar von Winckelmanns Hand, da dieselben Stellen in den Pariser Excerpten vorkommen.

Was die italienische Litteratur betrifft, so hat Winckelmann in den großen biographischen Werken allerdings (wie Rumohr vermuthete) geblättert; aus Vasari, Malvasia, Bellori finden sich Stellen, Domenicis neapolitanische, des Palomino y Velasco spanische Maler, die Namen Zuccaro, Giambattista della Palla u. a. beweisen, daß er nichts vorbeiließ; von abhandelnden Werken kommen vor Alberti (della statua), Dolce, Ottonelli-Berettini; zusammenhängende und ausführliche Excerpte giebt es nur aus Baldinuccis im Auftrag der Königin Christine verfaßtem Leben Berninis und aus Borghinis Riposo. Einen ungleich größeren Raum nehmen die Franzosen ein: de Piles, Felibien, Dubos und die französische Originalausgabe des Richardson scheint er als Haupthilfsmittel dieses Faches angesehen zu haben. An diese schließen sich d'Argenvilles Abriß der Malerleben (1745) und Desportes Leben der königlichen Maler seit Lebrun (1752) an.

Zuerst die Franzosen gingen darauf aus, den Laien das Verständniß der Kunst zu öffnen. Nicolas Poussin lobte Roland Fréart de Chambray als den ersten Franzosen, der denen die Augen geöffnet habe, die nur mit fremden Augen sehen, der einen starren und schwer zu handirenden Stoff erwärmt und geschmeidigt habe. Seine „Idee der Vollkommenheit der Malerei" (1672), die derselbe größte Maler Frankreichs „eine süße Weide für bekümmerte Seelen" nannte, erläuterte die Prinzipien der Malerei an vier Bildern Raphaels.

Die „Unterhaltungen" des André Felibien (1666—1688) verdankten ihr Bestes den Gesprächen, die der Verfasser zu Rom mit demselben Poussin über die Schönheiten der großen Maler gepflogen hatte; seine Schätzungen lassen den klaren, ernsten und gründlichen Geist des Malers von Andelys erkennen.

Der fruchtbarste und erfolgreichste Kunstlehrer aber war Roger de Piles (1635—1709). Er verstand es, verwickelte und verworrene Materien klar und einfach zu machen. Durch ihn hauptsächlich wurde die Kunstkenntniß, soweit sie außerhalb des Ateliers fällt, zu einem übersichtlichen Ganzen deutlicher Begriffe und Sätze redigirt; seitdem verband man eine Gruppe fester Werthvorstellungen mit den Namen der großen Maler.

Aber durch ihn wurde auch die akademische Auffassung der Kunst bis zur Trockenheit schematisirt. Er wollte an die Stelle der Doxologien der Italiener und der Advokatenberedsamkeit der Schulen ein wirkliches Urtheil setzen; indem er nun eines jeden Verdienst in seine Bestandtheile zerlegte und wieder das besondere Verdienst dieser Theile abwog, kam er auf den

Einfall der berüchtigten balance des peintres, die er auf Bitten seiner Freunde dem Cours de peinture (1708) beifügte. Vier Elemente, Zeichnung, Composition, Ausdruck und Colorit wurden unterschieden, für jedes Element eine Werthscala von zwanzig Nummern aufgestellt, und jedem Meister seine vier Nummern angewiesen. Die Summe dieser Zahlen, oder wie de Mairan (1753) bewies, ihr Produkt, gab das Generalverdienst.

299 Es war immer das Schicksal solcher Formeln, die schaffenden Geistern Werthnummern anweisen wie man Schülern Censuren ertheilt, daß sie die Leser anleiteten, über Werke zu urtheilen die sie noch nicht einmal sehen gelernt hatten. Den Weg zur Einsicht bequem machen, hieß allezeit den Ruin der Einsicht betreiben. Bücher dieser Art erzogen solche Kunstliebhaber wie den Senator Pococurante im Candide, der über schwarzen Schatten, schwachen Localfarben und Gewändern ohne bestimmten Stoff zu keinem Genuß Raphaels kommen konnte. Aber die mechanische Betrachtungsweise war in den ganzen Körper der Kunst eingedrungen.

Wenn man nach der Schönheit fragte, so hieß es, sie müsse aus mustergiltigen in der Natur zerstreuten Theilen zusammengesetzt werden; fragte man weiter nach der Richtschnur dieser Wahl, so erhielt man Proportionszahlen, die aus einigen Antiken abgeleitet waren. Philosophisch definirte man die Schönheit etwa als ein zusammengesetztes Verhältniß von Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit.

Der große Stil sollte auch nach Poussin auf einem Weglassen der Details beruhen; denn der Geist der Generalisation beherrschte die ästhetische Denkweise der Zeit Ludwigs XIV. Das Einzelne, das Besehen der Dinge aus einer gewissen Nähe, galt dort für pedantisch, es war weder geschmackvoll noch vornehm. Man hielt sich an die Glanzpunkte: hinter ihnen verschwanden die vorhergegangenen Jahrhunderte und die Sterne geringerer Größe. Die Koryphäen aber faßte man wieder nur als Begriffe, d. h. als allgemeingiltige Vertreter eines Elements der Malerei, z. B. des Colorits. Das höchste Ziel war, diese getrennten Vorzüge durch eklektisches Verfahren zu verschmelzen; und so erwartete man einen absolut vollkommenen Maler, für dessen Herstellung das Recept da war, obwohl er nie erscheinen wollte. Reynolds sprach es als seine Überzeugung aus, daß alles was man Genie, Geschmack, Gabe des Himmels nenne, erworben werden könne. —

300 In Dubos Schriften hört man zum ersten Male das philosophische Jahrhundert in die Kunst dreinreden. Das Neue seiner „Reflexionen über Poesie und Malerei" (1719) lag in dem Versuch, bisher getrennte Dinge durcheinander zu beleuchten. Der Abbé Dubos (1670—1742) hatte sich in diplomatischen Sendungen und historischen Werken als denkenden Beobachter des Lebens der Völker gezeigt; er sagte den Abfall der amerikanischen Kolonien vorher und bezeichnete das Leben Heinrichs IV. als epischen Stoff. Zum

Dank empfahl Voltaire seine Reflexionen Künstlern als das nützlichste aller Bücher. Sein feiner Kopf brachte die Alten und die Neuen, die Poesie und die Malerei, die Eindrücke der Bühne und die Leidenschaften des Lebens, die Völkerbeschreibung und die Politik, die Natur und die Geschichte, das Genie des Malers und das Genie des Feldherrn zusammen: auf diesem Wege strebte er im Geiste Montesquieus, die Naturgesetze der Kunstgeschichte und ihrer Wechsel aufzudecken.

Während Dubos als philosophirender Historiker und Weltmann zwischen isolirten Gruppen des Wissens einzelne seine Verbindungsfäden anknüpfte, so hatte Batteux, der nur ein Schulmeister war, zuerst den Plan, das ganze Gebiet der Künste, die er nur unvollkommen kannte (von Musik verstand er nichts), unter ein Princip zu bringen (1747). Mit ihm beginnt daher jenes Jagdmachen zum besten des Systems auf Thatsachen, Gedanken und Gedankenverbindungen, die sich dem Philosophen dann so wenig versagen, wie der Spinne ihre Fäden, und die auch eben so dünn sind. Deshalb gefiel Batteux den Deutschen so und wurde von Ramler (1756) übersetzt.

Am ausführlichsten jedoch excerpirte Winckelmann, dessen Blicke damals schon auf Italien gerichtet waren, das Buch von Richardson (1728), nach seinem Urtheil „das beste für die römischen Paläste und Lusthäuser, was wir haben".

In der damaligen englischen Kunstlitteratur bemerkte man nur schwache Anfänge einer eigenthümlich insularischen Sinnesweise: die Engländer begnügten sich noch damit, die Lehren der Franzosen in steifen und wortreichen Stilübungen zu wiederholen. Aus solchen Stilübungen besteht z. B. Turnbulls Werk über die Malerei der Alten (1740), von dem Winckelmann sagt, „daß die beigefügten Stiche dem prächtigen und gemißbrauchten Papier des Buchs den einzigen Werth geben"; Drydens Vorrede zu seiner Übersetzung des du Fresnoy sei nichts Besseres. Auch Richardson, der die Kunst unter dem englischen Adel fashionabel und daneben mit seiner Sammlung von Handzeichnungen Geschäfte machen wollte, hat nur die präcisen Sätze de Piles' gleich- 301
sam zu Schläuchen auseinandergeweitet und mit zusammengerafften Gemeinplätzen, müßigen Exempeln, andächtig-moralischer Salbaderei im Geschmack des Dr. Johnson angefüllt.

Seinem Sohne hatte er eine gute Erziehung für das Kunstfach gegeben; die Frucht von dessen italienischer Reise war der Cicerone. Bei der Eilfertigkeit seines Reisens konnte er freilich nur flüchtig sehen; in Neapel und Venedig ist er gar nicht gewesen; meist giebt er nur Namen mit vagen Lobsprüchen, denen eine eben so vage Limitation nachhinkt. Das Technisch-vollendete und Sinnengefällige geht auch ihm über alles. Dennoch verleugnet er nicht ganz die englische Tugend des Selbstsehens und Selbsturtheilens: er bemerkt hier und da in einem alten Stück von Perugino oder

Ghiberti ganz andere Dinge, als die banalen Lehrbücher sagen: er beklagt, „daß der große Glanz Raphaels und seiner Zeitgenossen einen guten Theil des Verdienstes der alten Meister ausgelöscht habe." —

Von allen diesen Schriftstellern sprach der römische Winckelmann mit Geringschätzung. Als er mit eigenen Augen sah, erschien ihm seine frühere Weisheit aus Büchern keinen Schuß Pulver werth. „Ich habe erfahren", schreibt er gleich im ersten Briefe aus Rom, „daß man halbsehend von Alterthümern spricht aus Büchern, ohne selbst gesehen zu haben. Ich glaubte, ich hätte alles ausstudirt, und siehe da, ich sah, daß ich nichts wußte. O, daß ich Adlers Flügel hätte, schreibt er im Sommer 1756 an Franke, ein paar Monate bei Ihnen zu sein! wie viel wollte ich Ihnen erzählen, wie viel sollten Sie hören, was in keinen Büchern steht, und was selbst Richardson nicht gewußt hat. Dieser ist noch immer der Beste, aber ein großer Sünder." Er habe, sagt er anderwärts, die Statuen beschrieben wie einer dem sie nur im Traum erschienen seien. Nun nennt er de Piles jämmerlich, den Bologneser Malvasia einen Geschichtschreiber ohne Geschmack, Bellori „einen der gelehrten Betrüger und Windmacher"; Dubos rechnet er zu den „Rhapsodisten, die alles in ein Buch schütten, was sie wissen" (November 1757). „Wie gemein und niedrig", sagt er, „sind die Betrachtungen von dem großen Nicolas Poussin, welche Bellori aus einer Handschrift als etwas seltenes mittheilt und dem Leben dieses Künstlers beigefügt hat!"

„Es wäre zu wünschen, heißt es in dem „Sendschreiben", daß Künstler selbst nach dem Beispiel eines Pamphilus und Apelles die Feder ergreifen und die Geheimnisse der Kunst denjenigen, welche dieselbe zu nutzen verstehen, entdecken möchten:

> Ma di costor che a lavorar s' accingono
> Quattro quinti, per Dio, non sanno leggere.
>
> Salvator Rosa, Sat. 3.

Zwei oder drei haben sich hier verdient gemacht; die übrigen Schriftsteller unter ihnen haben uns nur historische Nachrichten von ihren Mitbrüdern erzählt. Die Schrift des Pietro da Cortona und P. Ottonelli ist außer den historischen Nachrichten, die man in hundert Büchern besser finden kann, fast zu nichts nützlich als:

> ne scombris tunicae desint piperique cuculli.
>
> Sectani Sat.

Diese Maler „wurden Scribenten (wie er bei Gelegenheit du Fresnoys bemerkt), weil es ihnen in der Kunst nicht hat gelingen wollen".

Mit diesen Urtheilen stehen unsere weitläufigen und sauberen Bände Abschriften in einigem Widerspruch.

Aber diese Bücher waren für seine Zwecke freilich wenig ausgiebig. Die italienischen Malerleben, schätzbar für die äußere Kunstgeschichte, und die Reisewerke gaben für die Bildung des Kunsturtheils, nach dem er strebte, so wenig wie die englischen und französischen Philosophen und Kritiker, während die in dieser Beziehung brauchbaren Lehrbücher eines de Piles, Dandré Bardon u. a. ihm durch den gelegentlich hervorsehenden „Modegeschmack" verleidet wurden.

Die Religionsveränderung

> Il fallut changer de religion; il en coûte toujours à un brave homme. Les lois le l'honneur qui ne changent jamais chez les peuples policés, tandis que tout le reste change attachent quelque honte à ces changemens, quand l'intérêt les dicte.
>
> *Voltaire* Essai sur les moeurs 174. (Henri IV.)

Denkt man sich, Jemand der dieser Erzählung bis hierhier gefolgt wäre, läse nun zum ersten Male von einem Übertritt zum römischen Katholicismus als der nächsten Handlung unseres Helden: würde er nicht vielleicht nachsehen, ob er etwa aus Versehen in eine andere Lebensgeschichte hineingelesen habe?

Indes, es ist ein Übertritt zum Katholicismus, bei dem das Wesen des Katholicismus gar nicht in Betracht kommt. —

Winckelmann selbst nennt diese Handlung den kühnsten Schritt den er in seinem Leben gethan habe (le saut périlleux hatte ihn bekanntlich Heinrich IV. in dem Tags vorher an Gabrielle d'Estrées geschriebenen Briefe genannt). Dem Muthigen gehört die Welt. Dieser Schritt brachte ihn wirklich ans Ziel und in das Land seiner Wünsche. Aber peinlich muß dem Verehrer des Mannes, an dessen wahrhaftigem Wesen wir so oft
303 Freude haben, ein Moment sein, wo er sich für sein ganzes Leben ein falsches Spiel auferlegt.

Von manchen ist die Rechtfertigung dieser Handlung fast wie etwas selbstverständliches behandelt worden: andere, die der Erzählung bis dahin mit Antheil gefolgt waren, haben Winckelmann von diesem Punkte an den Rücken gekehrt.

Goethe hat dem Urtheil, das die Meinung über jeden Religionswechsel verhängt, mit einer gewissen Härte Worte gegeben, die vielleicht mehr auf ganz andere, weniger liebenswürdige Neubekehrte seiner Zeit gemünzt waren.

„Es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint, ihn zu reinigen. Wir

sehen daraus, daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen und um so mehr schätzen, als sie sämmtlich in Parteien getheilt, ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl, noch von Überzeugung die Rede. Ausdauern soll man da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volk, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deshalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich."

Allein es lag hier eigentlich weder Abfall, noch Wankelmuth vor, da sich die Handlung wie gesagt auf die Religion nur zufällig bezog.

Es ist kein Zweifel, es fand hier ein Verkauf der Religion statt, ein Handel sans phrase. Da stellt sich nun die Alternative: entweder er verhandelte etwas, das doch irgend welchen Werth für ihn hatte. Oder diese Dinge hatten für ihn keinen Sinn mehr; dann vermindert sich zwar die sittliche Verwerflichkeit, aber der Verdacht der Gleichgiltigkeit erhebt sich gegen das, was dem Menschen sonst das Heiligste ist. Und selbst wenn man von der Anhänglichkeit an den Protestantismus als anvertrautes Vätererbe, als Sache deutscher Nation und Hort religiöser Geistesfreiheit absieht: der Fleck einer übernommenen Heuchlerrolle wird nicht entfernt.

Wir aber wollen zunächst weder Vertheidiger, noch Ankläger sein, sondern wie Spinoza, menschliche Handlungen, statt sie zu loben und zu schelten, zu 304
begreifen suchen.

Wie die Thaten der Helden, aus der Nähe angesehen, einen Theil ihres Glanzes an die Umstände und an die menschliche Schwachheit abgeben: ebenso pflegt auch die Zergliederung der Vergehungen das moralische Urtheil zum Schweigen zu bringen, wenn auch nicht zu widerlegen. Nachsicht und Mitleid erscheinen dann angemessener unser selbst, wie der fehlenden Brüder.

Zu Winckelmanns Lebzeiten wußte man wenig über Zeit, Umstände und Beweggründe seines Überganges zur römischen Kirche; nur vage Gerüchte und Vermuthungen waren im Umlauf. Noch 1765 z. B. glaubte man in seiner Heimath (wie aus Paalzow hervorgeht), daß er im Auftrag und auf Kosten Bünaus zum Ankauf italienischer und archäologischer Werke nach Italien gesandt worden sei, aber hernach die Lust zur Rückkehr verloren habe. In Göttingen, dem einzigen Universitätskreise, mit dem er später Verbindungen unterhielt, wußte man nicht mehr: der alte Gesner, der in seinen encyklopädischen Vorlesungen Winckelmanns und des unvergänglichen Ruhms seiner Schriften zu gedenken pflegte, bekannte seine Unwissenheit über die Motive.*)

*) Isagoge § 288: Nachdem er die „Gedanken über die Nachahmung" erwähnt hat, fährt er fort: Liber pulcher est, modo ne, nescio quo furore aut qua libidine impulsus, transiisset a nostra Ecclesia ad Pontificiam.

So seltsame Begriffe hatte man von Winckelmanns Denkungsart, daß z. B. Riedel in der Vorrede zur Wiener Ausgabe der Kunstgeschichte, und Fea nach ihm, von dem Einfluß der Lectüre griechischer Kirchenväter reden konnten.*)

Daß Bekehrer wie Bekehrter die Geschichte mit Schweigen bedeckten, war kein Wunder. Dieser hatte selbst für eine Version seiner italienischen Reise gesorgt, in der die Kirche ganz umgangen wurde. „Ich habe", so schreibt er an Uden den 30. Januar 1753, „einen Weg durch einen großen Minister gefunden, und Seine Majestät haben mir gnädigst accordirt, auf Königliche Kosten eine Reise in fremde Länder und vornehmlich nach Welschland zu thun... Die Hauptabsicht geht auf Rom, wo ich mich wenigstens ein Jahr aufhalten werde, und zwar mit Versicherung meiner Gewissensfreiheit." Er fügt allerdings hinzu: „Ich kann nicht leugnen, daß man vielleicht eine gewisse Absicht mit mir in Rom zu erreichen gedenkt: ich verlasse mich aber auf die hohe Versicherung und auf meine Pension."

So mißtrauisch war Winckelmann, daß er dieses Märchen selbst einem Manne aufband, zu dem er in demselben Briefe sagt: „Du bist mein ältester
305 Freund, und Deine Freundschaft ist so redlich allezeit gewesen, als Dein Herz;" — dessen Liebe er nie wiedervergelten zu können bekennt.

Nur von dem lockeren Berendis besorgte er vielleicht weniger die strenge Beurtheilung seiner starrprotestantischen Freunde in der Altmark. „Wenn ich Dich nicht hätte", schreibt er am 11. Januar 1753, „ich wüßte nicht, wie ich mir rathen sollte. Mit keiner Seele kann ich es überlegen." Aber er hatte auch Berendis' Vermittelung bei seinem Grafen Bünau nöthig, den dieser Schritt am nächsten anging, weil er einen unersetzlichen Gehilfen verlor. Die Briefe Winckelmanns an Berendis wurden glücklicherweise erhalten und von Goethe 1804 theilweise veröffentlicht; zwei ausgelassene sind 1845 im Weimarischen Herderalbum mitgetheilt worden. „Sie dienen", sagt Goethe, „um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen ... Der Briefsteller zeigt sich mit seinen dringenden, unüberwindlichen Wünschen in dem peinlichsten Zustande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Überzeugung gesuchten Glück."

Aber auch diese Briefe fangen erst an, als der erste Act des Stückes, der die Exposition enthielt, schon vorbei war. Hier erhalten wir eine willkommene, wenngleich weniger authentische Ergänzung in zwei Berichten, die uns die Tradition der Freundeskreise in Sachsen wiedergeben.

---

*) Fea, Prefazione XLVI: Lo affermava egli medesimo, e che S. Gio Grisostomo gliene aveva dato il più forte impulso.

Die Verhandlungen und die Personen

Welches war der Zustand, in dem jene Anträge Winckelmann fanden?

Daß er sich in seiner Stellung zu Nöthnitz nicht lange gefiel, ist kein Wunder. Die Arbeit wurde ihm nicht nur „blutsauer": der Gegenstand war ihm gleichgiltig, und die Ehre davon hatte ein anderer. Er verfügte jetzt zwar über die heiß ersehnte große Bibliothek, einst das Ziel seiner Wünsche; aber er war sich selbst noch mehr geraubt, als früher.*) Er fand Gelegenheit, sich eine und die andere Stunde für schönere Dinge zu stehlen: man findet immer Zeit für das, was man mit Lust und Liebe thut: dann „hing er an den griechischen Büchern, wie der Polyp am Felsen"; aber diese Stunden vermehrten nur den Kummer über die verlorenen Wochen und Monden. So kehrte das alte Elend noch schlimmer zurück; die Selbstverdoppelung, die Noctes atticae, das Trostwort, das man doch endlich einmal verabschieden möchte:

Τέτλαθι δὴ κραδίη· καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης.

Daß er schon nach zwei Jahren von Nöthnitz loszukommen suchte, beweist 306
der Besuch in Schönberg bei Bülow, am Ende des Jahres 1750 (S. 120), der wohl kein vorübergehender sein sollte. Damals war er zwar zu seiner Arbeit zurückgekehrt, aber mit dem Vorsatz, sich nun in Dresden selbst angelegentlichst nach Wegen zur Befreiung umzusehen.

Eine Zeit lang scheint er an eine Stelle in Dresden selbst, vielleicht am Hofe, gedacht zu haben. Er hatte sich Bünau nur angetragen in der Hoffnung, daß er in der Nähe der Hauptstadt genug Wege finden werde zu einem vertrauteren Verkehr mit den Musen und zu gemeinnütziger Thätigkeit. An den damaligen Höfen gab es hundert Wege emporzukommen; aber man konnte freilich auch nirgends leichter untergehen, weil die Menschen nirgends gleichgiltiger aneinander vorbeirannten. Er versuchte es, in der dort üblichen Weise sein Glück zu machen; aber er gehörte leider zu denen die nur durch wirkliche Verdienste ihr Glück machen können, und selbst durch diese kaum.

„Wer hier in Dresden gedenkt, an seinem Glücke zu arbeiten (das war das Resultat seiner Versuche), muß, wo nicht Italien, doch wenigstens Frankreich gesehen haben; präsupponirt, daß er plaudern kann und ein Air hat. Das andere hilft nichts." Wirklich sollte die italienische Reise nach seinem ersten Plane zum Theile zur Erlangung dieser Weltausbildung dienen. Denn der Gedanke an eine lebenslange Stellung in Rom lag ihm damals noch ganz fern. Sein Unglück sei (so rechtfertigt er die unwiderstehliche Reiselust) der Mangel an Form und an Fertigkeit, sich in ein paar fremden Sprachen

*) Beatus ille qui procul negotiis est. Mihi tamen felici nondum licuit esse, ut mihi soli vivere, Musis solis litare genioque indulgere possim. Epistol. 24. Jun. 1752.

gut auszudrücken. „Kann es aber ohne Umgang mit Menschen und außer der grand monde erhalten werden?“

Sonst aber hatten sich alle Thüren verschlossen. „Kein Glück sehe ich vor mir, keine Retraite ist mir mehr übrig ... Mein Brot kann ich, wenn der Graf sterben sollte, auf keine anständige Weise verdienen, da ich keine einzige fremde Sprache reden kann; einen Schuldienst mag ich nicht, zur Universität tauge ich nicht; mein Griechisch gilt auch nirgends ... Die Kenntniß der Alten, sonderlich der Griechen, scheint der Jugend ein Weg, der mit Dornen und Disteln verwachsen ist, wie er es denn in der That ist ... Meiner Gesundheit ist nicht anders zu helfen, als durch eine Veränderung.“

Anzeichen gefährdeter Gesundheit stacheln den Willen oft heftiger an, als alles geistige Elend: sie rufen eine Regung der Nothwehr auf. Auch Winckelmanns herculische Gesundheit fing endlich an, den schonungslosen Zumuthungen zu erliegen; wie ein Staat auf einmal zusammenbricht, dessen Hilfskräfte ein unbeschränkter Wille eine Zeit lang zu verzehnfachen schien. Schon im Winter
907 auf 1751 begann er zum ersten Male „seinen Kräften zu mißtrauen, und glaubte, die Segel einziehen zu müssen, eingedenk des *Ὑγιαίνειν μὲν ἄριστόν ἐστιν.*“

Giebt es einen günstigeren Moment für die Anträge von Proselytenmachern?

Als unser Freund einmal in den Abgrund von Selbstsucht hineingesehen hatte, wie man es nur in einer Haupt- und Residenzstadt jener Zeit vermochte, als ihm überall das Hilf dir selbst! entgegengeschallt war: wie mußte er aufhorchen, als sich unerwartet einige der ersten Leute für ihn zu interessiren schienen, ihm seine dringendsten Bedürfnisse auslegten, seine Wünsche, noch ehe er sie geäußert, zu erfüllen bereit schienen.

Seit der Rückkehr aus der Altmark hatte sein Verlangen eine bestimmtere Richtung bekommen. Die Kunst war ihm aufgegangen; er ahnte, was Gott und Natur aus ihm hatten machen wollen; seine Maler erzählten ihm von Italien, nach dem er längst getrachtet. In Dresden, dieser Kolonie Italiens, gewannen seine Vorstellungen Farbe und Körper. Freiheit und Erfüllung, innerer Beruf und Glück schienen ihm hier zu winken.

Winckelmann hatte in der Bibliothek zu Nöthnitz gar oft die Fremden zu führen, die aus allen Nationen Europas an dem damals wirklich glänzendsten Hofe Europas aus- und eingingen. Und es war etwas von Lebhaftigkeit und Geist in seinen Worten, das großen Herren auffiel, denen, wie er selbst sagt, „Gelehrte und Pedanten Synonyma sind, die einerlei Geruch an weltlichen Höfen geben müssen.“ Ein Angehöriger des römischen Hofes mußte bald die Bemerkung machen, wie gut dieser gelehrte und mißvergnügte, lebhafte und weltscheue Bibliotheksecretär sich als Abate im Haus-

halte eines gelehrten Cardinals ausnehmen, wie unschwer er zu gewinnen sein werde.

„Der Dresdener Hof", bemerkt Goethe, „bekannte sich zur römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg, zu Gunst und zu Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andere geistliche Personen. Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die im Kreise des Privatmannes irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt, in gewissem Sinne, immer die herrschende, und die römische Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an sich und in ihren Kreis."

Die Königin, eine österreichische Prinzessin, begünstigte die Convertiten. Jemehr man im Lande den persönlichen Charakter der Religionsveränderung des Hauses aufrechterhielt: desto eifriger begünstigte man den Katholicismus am Hofe, selbst bei dem Personale der Oper und des Ballets war fleißiger Be- 305
such der Messe von Einfluß. Dies kann Winckelmann bei seinen Plänen nicht übersehen haben: er kam vielleicht nach Sachsen mit dem Gedanken, diese Zustände zu benutzen. Schon 1747 ist er im Hause des Pater Confessionarius zu Leipzig bekannt (s. Seite 116). Wahrscheinlich aber entschloß er sich zur Anknüpfung wirklicher Unterhandlungen erst nach dem Tode seines Vaters Martin, der am 6. Februar 1750 im Nebenhause auf S. Georgii Kirchhof an der fallenden Sucht gestorben war. „Endlich ging mir ein Licht auf. Nach meiner Rückkehr aus der Altmark (Januar 1751) machte ich mich bekannter und fand den gegenwärtigen Weg."

Im Jahre 1751 hatte der Katholicismus in Sachsen einen Triumph gefeiert. Die katholische Hofkirche war am 29. Juni (obwohl bei verschlossenen Thüren und früh Morgens) eingeweiht worden; der königliche Beichtvater, Leo Rauch, von der Gesellschaft Jesu, seit kurzem Nachfolger des alten Pater Guarini, des Vertrauten Brühls, hatte die Einweihungspredigt gehalten. Die königlichen Beichtväter hatten die Präfectur der Missionen.

Zu derselben Zeit war Alberigo Graf von Archinto (1698—1758) päpstlicher Nuntius am sächsisch-polnischen Hofe. Archinto stammte aus einer alten, hochangesehenen Familie Mailands, die Karl V. in den Grafenstand erhoben hatte. Anselm und Manfred gründeten im Jahre 1135 das Kloster Chiaravalle; zwei seiner Vorfahren hatten auf dem erzbischöflichen Stuhle des heiligen Ambrosius gesessen. Alberigo gedachte, bald Deutschland zu verlassen. Wie oft verwünschte der verwöhnte podagristische Prälat die langen Reisen nach Warschaus Wäldern und Sandwüsten, die „unendliche Seccatur" der Diners, Lustlager, Geschäfte. Sehnsüchtig gedenkt er in seinem „babylonischen Exil" der Muße der Freunde jenseits der Alpen, ihrer gelehrten Zirkel, und tröstet sich in dieser „Galere" mit der Vermehrung seiner Bibliothek. Wie gern hätte er alle Ergötzlichkeiten des Feldlagers unter Leipzigs

Mauern gegen eine Girandola vertauscht! „Nicht eher werde ich wieder zufrieden, als bis ich die Pferde vor meiner Thüre halten sehe, die mich wieder in ein christliches Land forttragen sollen.“*) Nur wünschte er, ja „es war ihm unendlich darum zu thun, einen Convertiten in Rom zeigen zu können.“ Er trachtete nach nichts geringerem, als nach dem Heiligen Stuhle: und man erwartete wirklich bei seiner allgemeinen Beliebtheit und bei seinem Credit im Cardinalscollegium, daß er durchdringen werde. Archinto war natürlich auch mit Brühl befreundet. Als er in dem rauhen Lande kränkelte, stellte ihm Brühl seine Güter zur Verfügung. So schreibt ihm der Nuntius im August 1748 aus dem reizenden und behaglichen Oberlichten von der trefflichen Wirkung der Brühlschen Landluft. — Er hatte einen Abate Bandini, einen „feinen Florentiner“ nennt ihn Winckelmann, als Bibliothekar bei sich.

Das oben erwähnte Gerücht über den Anfang der Bekanntschaft findet sich zum Theile in einem Programm Gurlitts vom Jahre 1797, der seine Nachrichten Unterredungen mit Oeser verdankt, „die er sine ira et studio so wiedergegeben habe, wie er sie aus seinem Munde gehört.“ Hier lernt der Nuntius Winckelmann bei einer Führung durch die Bibliothek kennen, bewundert seine Gelehrsamkeit, räth ihm, betroffen von seinem kränklichen Aussehen, zu einer Reise nach Italien; verspricht, ihn dort hinzuführen, wo er auch seine Kenntnisse der schönen Bildwerke des Alterthums durch das Anschauen auf-
309 klären und erweitern könne. Winckelmann, ohne Erfahrungskunst des lebendigen Menschen, heißt es weiter, ahnte nichts, sah nichts, als das redliche Bemühen, ihm zu helfen. Er geräth vor Freude außer sich; dies sei das Land, ruft er, wo er längst durch Anschauen zu lernen gewünscht, das Ziel seiner Wünsche; er geht in den vorgeblichen Plan des Cardinals ein. Der Cardinal wird immer herablassender, theilnehmender, er spricht: Wir sind nun Freunde. Er ladet ihn öfter zu sich ein. — Der im Hintergrund auftauchende Übertritt zur katholischen Kirche erscheint als Bedingung eines sorgenfreien Aufenthaltes in Rom. Seinen religiösen Bedenken begegnet der Nuntius mit den Worten: Gelehrte wissen ja, wie gleichgiltig für innere Überzeugung und eigene Einsicht eine solche Veränderung ist; unbeschadet jener Überzeugung und Einsicht kann man in jedem Lande der herrschenden Kirche zugethan sein: changer la religion, c'est changer la table, mais non pas le seigneur.

Dies ist stark; aber Winckelmann selbst schreibt: „Ich glaube, er will die Ehre haben, einen Proselyten aus mir zu machen: wenn ich nicht irre, denkt er so vernünftig, wie ich. Er hat eine schöne Maitresse, die ich kenne“ —

*) Doch ist er Philosoph genug, als der Moment gekommen, zu zweifeln ob er sich unbedingt verbessere: Così è sig. abb°, io esco dagli orsi e vado fra i birri, vedremo se c'è guadagno al cambio; 31. Dec. 1753 an Pasquini.

setzt er hinzu, als führe er ein Beispiel der vernünftigen Denkweise an. Man gab Winckelmann geradezu zu verstehen, daß es ihm selbst nützlich sein würde, wenn er in Archintos Hände Profeß thue: „wenn etwa ... Seine Heiligkeit (Benedict XIV.) mit Tode abgingen, so würde darauf bei Veränderung im römischen Stuhl gesehen, und es würde mein Glück darauf beruhen."

Archinto mochte die Entdeckung allerdings nicht schwergefallen sein, daß es seinem geistlichen Sohne wahrscheinlich ebensowenig um die Rettung seiner Seele zu thun sei, wie ihm selbst, — tel pasteur, tel brebis. Aber er konnte denken, wenn mein Convertit kein Zelot sein wird, so ist er dafür ein sehr gelehrter Grieche — Conversionen namhafter Gelehrten galten für besonders ehrenvoll, schon wegen der moralischen Wirkung, dann weil sich in solchen Fällen bedeutendere Kräfte mit einander zu messen schienen. Gelehrte erwiesen hochgestellten Kirchenmännern eine Ehre, indem sie sich von ihnen bekehren ließen; wie sich z. B. der calvinistische Prediger und Mathematiker Saurin den großen Bossuet erkor. Solche Conversionen konnten den convertisseurs den Weg zu den höchsten Kirchenämtern bahnen.*) — Die Religion wird als Nebensache betrachtet. „Von Religion", schreibt Winckelmann am 6. Januar 1753, also beinahe zwei Jahre nach dem Anfang der Bekanntschaft, „hat man mit mir doch nur weitläufig gesprochen; ich muß bekennen, ich habe keinen Widerwillen merken lassen." Als zu derselben Zeit einmal das Wort Profeß fällt, erzählt Winckelmann: „Er sah, daß ich über dieses Wort stutzig wurde, so gut ich mich zu fassen gedachte, und erklärte sich, daß es ganz insgeheim, und in die Hände des Nuntius und in dessen Cabinet geschehen sollte."

Weit feiner und allmählicher entwickelt sich die Sache in dem Brief aus Sachsen, der in dem zwölften Bande der Berlinischen Monatsschrift von 1788 (Seite 56 ff.) mitgetheilt ist: der zu Grunde liegende Thatbestand läßt sich wohl von der für damalige Leser unentbehrlichen Färbung trennen.

„Neugier, heißt es hier, Müssiggang und die Bibliothek zogen viele Menschen und auch katholische Geistliche hinaus ... Und was war nun natürlicher, als daß, wie Winckelmann seine Unzufriedenheit merken, Klagen sich entfallen ließ, die Sehnsucht, Rom zu sehen, äußert, man ihm, gelegentlich, und nicht gerade als Antwort darauf, sagte: „Schade, daß ein Mann, wie Sie, nicht in Rom lebt!" — Warum? Freilich wollte ich es wohl einmal sehen. — „O, Sie müssen dort leben. Wie würde man einen Mann von Ihren Kenntnissen, Ihren Einsichten, dort schätzen!" — Meinen Sie? —

*) Z. B. Tencin avait converti Lass le banquier, contrôleur-général; et de presbytérien écossais, il en avait fait un français catholique. Cette bonne oeuvre avait valu au convertisseur beaucoup d'argent et l'archevêché d'Embrun. *Voltaire* Siècle de Louis XIV. II, ch. 37.

„Der Zutritt zu allen würde Ihnen offen stehen; die Großen, die Cardinäle, alle Fürsten würden sich um Ihre Freundschaft bewerben, würden sich eine Ehre daraus machen, mit Ihnen umzugehen, würde Sie aufsuchen." — Und ich würde also freie Hand in den Bibliotheken haben? — „Allerdings!" — Dieses öfter wiederholt, von Verschiedenen gesagt, so ganz dem Anschein nach unabsichtlich gesagt, mit Anspielungen und Blicken auf seine gegenwärtige Lage, auf seinen ganzen Aufzug gewürzt, wirkte; sowie, von der anderen Seite, seine Unzufriedenheit mit Franke diese Wirkung stärkte und vermehrte, und jenes wiederum diese Unzufriedenheit vergrößerte und Veranlassung zu Mißverständnissen herbeizog und förderte.

„Genug, nun fing Winckelmann ernstlicher und bestimmter an, nach Italien sich zu sehnen; er erkundigte sich, wie man dort lebe? durch welche Mittel man zur Einsicht und Bekanntschaft mit alten Kunstwerken und Bibliotheken gelangen könne? welche Wege man einschlagen müsse? u. dgl. m. Anfänglich hielt man ihn mit allgemeinen, unbefriedigenden Antwort hin; aber Winckelmann ward natürlich immer dringender; und nun sagte man ihm denn, daß — freilich das bessere Mittel, Zutritt zu allem und zu aller Zeit zu haben, eine Übereinstimmung in der Religion mit den Vorstehern und Besitzern jener Schätze sei. — Winckelmann, wie Sie leicht denken können, stutzt; und nun protestirt man: daß man ihn nicht etwa gar bekehren wolle, daß nur von dem besseren, sicherern Mittel, jene Schätze kennen zu lernen, die Rede sei; daß diese Schätze freilich schon etwas werth seien; und nun —
311 und bei allen schicklichen Gelegenheiten, eine Lobpreisung dieser Schätze und Herrlichkeiten. — — Nun fing Winckelmann an, von diesem Schritt zu sprechen; daß er denn doch so mißlich sei, u. s. w.; und man erwiderte: „daß ein Mann, wie Er, ja doch schon wisse, wie man mit der Religion daran sei; daß eine äußere Veränderung doch wohl für ihn nichts so bedeutendes sein könne." — —

„Endlich besuchte der Nuntius Archinto selbst die Bibliothek oder vielmehr Winckelmann; dieser wird jenem von seinen früheren katholischen Freunden als der erste und größte Gelehrte Europas vorgestellt. Der Nuntius erzählt, daß er von seinem Ruhm bereits gehört und geht sogleich auf die freundlichste, herablassendste Art mit ihm um; bezeugt ihm seine Theilnehmung, sobald Winckelmann, nach seiner Natürlichkeit, sich es merken läßt, daß seine Lage ihm nicht gefällt; jener aber bringt ihn zu dieser Äußerung, indem er sich nach der Geschichte der Bibliothek, nach seinem Amt und seiner Beschäftigung dabei u. dgl. erkundigt; bezeugt seine Verwunderung, daß man einen Mann, wie ihn, so wenig zu schätzen scheine; bittet um seine Freundschaft, um die Ehre seines Besuches.

„Ein paar Tage darauf wird Winckelmann von ihm zu Tisch geladen und mit der größten Achtung empfangen. Von Rom, seinen Schätzen und

der Annehmlichkeit des dortigen Aufenthaltes und der Freiheit und Ungezwungenheit dabei, und von der Ehre, welche die Gelehrten dort genießen, wird viel bei Tische gesprochen; aber, versteht sich, ohne alle Beziehung auf Winckelmann, und so, als ob man von seinen Wünschen nichts wisse. Diese werden nun immer größer; ein anderer unterrichtet, dem Anschein nach so ganz unabsichtlich, in seinem Beisein, bei einem der folgenden Besuche, den Nuntius davon, der sie anfänglich so ziemlich kalt anhört, dann ihn deswegen lobt und hinzusetzt, daß Winckelmann freilich dort glücklicher leben, daß sein Verdienst, seine Kenntnisse dort mehr angesehen und geschätzt sein würden, u. dgl. m. Nun brennt der gute Winckelmann: fort will er von Nöthnitz, hin nach Rom; nur seine Religionsveränderung ... Wie er Bianconi seine Bedenklichkeiten äußert, und ob denn keine Möglichkeit sei, ohne jenen Schritt dort zu leben, verweist ihn dieser an den Nuntius selbst, nachdem er ihm vorher gelegentlich erzählt hat, wie sehr der Nuntius ihn schätze und liebe, und der Nuntius durch das freundschaftliche Betragen des ehrlichen Deutschen ganzes Vertrauen gewonnen hat. Durch dieses wird er endlich dahin gebracht, den Nuntius selbst zu fragen: erst horcht er blos bei ihm an: thut allgemeine Fragen, und die Antworten des Nuntius führen ihn endlich zum eigenen Geständniß seiner Wünsche. Hier hört er es, was er vorher gehört hatte, daß ohne Religionsveränderung seine Absichten schwerlich zu erreichen wären; und wie Winckelmann Bedenklichkeiten äußert, die vorige Antwort, mit einem lächelnden Blick: „ein Mann wie er müsse ja längst wohl wissen, woran er sei, einem Mann wie ihm könne dieser oder jener äußere Gebrauch 312
doch wohl gleichgiltig sein; Verwunderung, daß Winckelmann sich durch dergleichen Bedenklichkeiten abhalten lasse, Verdienste um die Welt und die Wissenschaften sich zu erwerben und sein Glück zu machen; daß die Abschwörung der protestantischen und Annahme der katholischen Religion ja nur eine Ceremonie sei."

In dieser Darstellung wird, wie man sieht, Winckelmann zum Opfer der Propaganda gemacht. Winckelmann, der Liebling des ganzen belletristischen, aufgeklärten Deutschlands, ein Proselyt des Katholicismus! welch ein Zeugniß für die Umtriebe der Jesuiten und ihre fast wunderbare Macht, vor der auch der Beste von uns so wenig sicher ist, wie selbst unser Nicolai vor Gespenstern sicher war! Freilich war es Winckelmann, der die Jesuiten und Prälaten für seine Zwecke benutzte und schließlich mehr als sie selbst bei dem Handel seine Rechnung fand; freilich waren es die Jesuiten, die ihm den Weg nach Rom verschafft haben; aber dies machte die Berliner Jesuitenriecher nicht irre.

Uns scheint es, als habe sich Winckelmann dafür bedanken können, daß man ihm die Verlegenheit ersparte, sich anzubieten (wie er schon Jahre lang vorher beabsichtigt haben soll, s. S. 97), daß man ihm die Rolle des Um-

worbenen gab. Ist es nicht liebenswürdig, wenn Rauch, statt die Reise als weltlichen Nebengewinn einer Bekehrung durch dogmenhistorische Forschungen und aus Sorge um die Seligkeit behandelt wissen zu wollen, lieber den Übertritt nur zur conditio sine qua non einer Kunstreise macht, mit einem Worte, Winckelmann ein Stück Lüge erspart?

Winckelmann selbst giebt die erste, absichtlich räthselhaft gehaltene Andeutung von schwebenden Verhandlungen am 3. März 1752 in einem Briefe an Uden. Da Niemand, auch Bünau nicht, und er selbst kaum, an seine Beförderung denke, so denke er zuweilen auf etwas anderes; — „weil ich glaube, daß ich schwerlich zu einem ruhigen eigenen Stande kommen werde, so werde ich mir auch ein besonderes System entwerfen."

In dem folgenden Briefe, dem ersten an Berendis (vom 27.), ist die Verhandlung mit dem Nuntius als bekannt vorausgesetzt. Aber man sieht, Winckelmann ist von seinem anfänglichen stürmischen Ergreifen der italienischen Offerte bereits zurückgekommen: er tritt behutsamer auf; er ist so weit abgekühlt, daß er schon, ja fast allein, an die Versorgung denkt. Im Anfange des Monats, vor der Abreise des Hofes nach Polen, hat er zuerst die Rede auf den Gehalt gebracht; aber der Nuntius hat sich darüber undeutlich ausgesprochen; seine römische Korrespondenz sei auf der Reise in Unordnung gerathen. Man hielt es für rathsam, ihm für jetzt nur erst die einladende Seite seiner Stellung in Rom zu zeigen.

Man hatte ihm ein Amt an der Bibliothek des Cardinals Passionei in
813 Aussicht gestellt. Der Cardinal, erfährt er, hat schon mehrmals in seinem Betreff geschrieben; der Sekretair des Nuntius, Niccold de' Giorgi, zeigt ihm zwei Briefe Passioneis, wo dieser Prälat sich wundert, daß Winckelmann noch immer nicht komme; er erwarte ihn mit großem Verlangen. „Er stellt dem Nuntius nochmals vor, daß ich allein in seine (Archintos) Hände Profeß thun solle." Eine Bibliothek von 300 000 Bänden, und zwar lauter guten Büchern (die griechischen Manuscripte nicht zu vergessen) wird unter seinen Händen sein. Man sichert ihm volle Freiheit zu: er soll zwar, wie alle, die bei Cardinälen in Diensten stehen, schwarz und à petit collet gehen; diese Tracht verbinde aber zu keinem geistlichen Geschäft: auch die Advokaten in Rom trügen sich so. Der Cardinal, heißt es, hat ihm wegen seiner griechischen Wissenschaft seine Achtung geschenkt, ist verliebt in seine griechische Hand, schreibt ganze Briefe allein von ihm, als ob er einen guten Freund erwarte. Er soll im Palast Passioneis, der als Secretarius Brevium dem päpstlichen Palast gegenüberwohnt, commodement logirt werden; ja gleich da absteigen, ohne in ein Wirthshaus zu gehen.

Passionei war ein Name von gutem Klang in litterarischen Kreisen. Er war der Gönner Voltaires, der gern Gelegenheit nahm, sich seiner Freund-

schaft zu rühmen. Daß sich ein Papst die Widmung der Tragödie Mahomet hatte gefallen lassen, verdankte Voltaire der Empfehlung Passioneis.*)

Winckelmann kommt im März aus Potsdam zurück mit dem Entschluß, „sich auf einen gewisseren Fuß in Rom zu setzen"; er ist so keck, dem Pater Rauch seine Besorgnisse wegen des Gehaltes zu eröffnen, „damit man nicht denke, er sähe es allein als ein Glück an, Italien zu sehen" (d. h. er habe schon an der bloßen Reise genug.) Was den Fall des Ablebens Passioneis betrifft, so wird ihm die Zusicherung: Verlassen Sie sich auf uns, wir werden Sie nicht verlassen. „Wegen des Salarii: Darüber hat sich Se. Eminenz nicht erklärt; allein Sie können versichert sein, daß Sie honett placirt werden." Auch später verheißt der Beichtvater, „er solle reichlich und gemächlich versorgt werden."

Winckelmann kündigt in Folge davon an: „Mein Profeß wird in acht oder vierzehn Tagen vor sich gehen." Selbst diese kurze Frist wird nur gestellt, weil die Rückkehr des Collegen Franke von Leipzig erwartet werden muß. Die Abreise ist auf Dienstag vor Ostern (den 28. März) festgestellt.

Allein seine Bedenken müssen nicht ganz erledigt worden sein; jedenfalls war diese Ankündigung voreilig gewesen. Erst dreiviertel Jahre später, im December 1753, verlautet wieder etwas von der Sache: aber hier ist der entscheidende Schritt ferner gerückt, als im März.

Ein Brief von Berendis hat ihn „sehr bestürzt gemacht." Die Verhandlung ist schon kein Geheimniß mehr: ein Mensch, der sich um die Stelle des abgegangenen Dressel an der gräflichen Bibliothek gemeldet, ein Italiener, hat es Bünau verrathen. Winckelmann aber will das Geheimniß noch wahren: er autorisirt Berendis, „hautement zu sagen, der Herr sei schlecht berichtet gewesen." Alles sei nur gefolgert aus einigen Adressen, die er sich des Zutrittes zur Gallerie halber gemacht: im Hause des Inspectors Riedel habe er den Beichtvater getroffen, auch ein paarmal besucht; woraus aber nichts zu schließen sei: denn der Pater sei ein liebenswürdiger Mann („wobei Du seinen Charakter machen kannst so aimable, als Du willst"). Damit Berendis dies alles mit besserem Gewissen sagen könne, theilt er ihm mit, daß Rauch aus Grodno vom 24. October zwar schreibe, daß nach Briefen aus Rom die Sache so gut als gewiß sei (ut negotium confectum dici possit); dieß heiße aber nur, — „ich soll nicht ungeduldig werden. Wie könnte ich also danach die geringsten Mesures nehmen, oder gar davon reden. Es kann noch viel dazwischen kommen, wenn sonderlich die Conditiones nicht annehmlich sind."

*) Passionei, bibliothécaire du Vaticain, homme consommé en tout genre de litérature, et protecteur des sciences aussi bien que le pape. ... Il avait été recommandé à ce pape par le cardinal P., homme de lettres célèbre, avec lequel il était depuis long-temps en correspondence. Voltaire, Oeuvres 48, 112. 49, 235.

Berendis will, wie es scheint, von dem allen nichts wissen: er stellt ihm vor, man müsse gegen den Herrn mit der Sprache herausgehen; schildert aber zugleich die zu erwartende Aufnahme in einer Weise, die Winckelmann zum erstenmal ernstlich beunruhigt. Seine eigenen freundschaftlich-ernsten Vorstellungen fügt er hinzu.

In der Antwort vom 6. Januar 1753 bricht diese Unruhe in den lebhaftesten Ergießungen hervor. „Niemals ist mir ein Brief saurer als dieser geworden. Ich befürchte endlich, nach so vielfältigem Widerrathen Deinen Zorn und Ungnade ... Du hast mir gerathen als ein Freund, als ein Vater seinen Kindern rathen kann. Die Gründe, die Dir ein Herz voll Zärtlichkeit, voll wahrer Treue dictirt, haben mich mehr, als mir selbst lieb war, überzeugt, daß meine Veränderung sehr sorglich sei. — Oft verwerfe ich, was ich verlangt, dann verlange ich wieder, was ich verwerfe. Ich bin in großer Unruhe. Die Sache ist zu weit gekommen."

Goethe bemerkt hierzu: „Wir können nach unserer Überzeugung, nach genugsam erwogenen Gründen endlich einen Entschluß fassen, der mit unserem Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zur Erhaltung und Förderung unserer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigung gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Überzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der bei uns zwar keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach Außen hier und da Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu sehen glauben."

Wie quälte Winckelmann die Vorstellung, daß ihm Bünau seine Achtung entziehen werde! Er schrieb nach Bünaus Tode (am 21. Januar 1765): „Ist Jemand auf der Welt, welcher den ehrlichen Mann in mir zu erkennen geglaubt, so war es dieser Herr." Und damals: „Kein Freund hat seinen Freund lieber, als mein Herr mich gehabt. Sein Begriff von mir ist größer, als es wahr ist." ... Gott ist mein Zeuge, wie sehr mich die Erinnerung, meines Herrn Gnade auf immer zu verscherzen, martert! ... Die Liebe und Gnade des Herrn allein macht, daß ich noch balancire."

Gleichwohl sind diese Besorgnisse nur die Einleitung zu einer Selbstvertheidigung, an deren Ende zum zweiten Male, ganz wie im Jahre vorher, Profeß und Abreise auf die letzten Tage vor Frühlingsanfang festgesetzt werden. Gegen Mitte März will er von Dresden abreisen und seinen Weg über Eisenach und Augsburg nehmen.

Er beauftragt nun Berendis mit der Eröffnung an den Grafen, damit er nicht auf anderem Wege, vielleicht durch den Nuntius, hinter die Wahrheit komme. Da es aber für den Hofmeister, so sehr er „in Admission steht", ein „schwerer Vortrag" sei, da der Graf wohl nicht die Geduld haben werde,

es alles zu hören oder außer Fassung kommen möchte, so will er ihm indirect selbst seine Meinung eröffnen. Zu dem Zweck legt er einen zweiten Brief an Berendis bei, der geschrieben ist, um Bünau gezeigt zu werden. Darin heißt es, daß die Sache nunmehr ihre Richtigkeit habe, daß er auf ein oder zwei Jahre zu Passionei als Bibliothekar gehe, u. s. f. Als ob er sich Gegenvorstellungen ersparen wolle, fügt er hinzu: „Es sei, wie es wolle, und was Du auch schreiben magst, es ist zu spät."

Bünau äußerte sich ganz anders, als Winckelmann befürchtet hatte. Im Stillen zwar beurtheilte er solche Handlungen streng: er nennt Glaubensverläugnung ein Brandmal des Gewissens; hier aber benahm er sich als Weltmann. Winckelmann war darüber außer sich vor Freude: „Mein Herr wird mir durch seine Erklärung größer, als er mir gewesen. Der gnädige Herr, ich wollte seine Fußstapfen küssen. Das hätte ich nicht gedacht, daß man so frei und so vernünftig denken würde" (12. Februar 1753).

Aber Bünau hatte auch Rathschläge und Warnungen mit einfließen lassen. Er meinte, Winckelmann werde den Profeß mit besserer Avantage in Rom thun. Wie Gurlitt erzählt, glaubte er, man suche Winckelmann nur zu fangen, um ein Werkzeug der Proselytere aus ihm zu machen: man denke nicht daran, ihm nach Italien zu helfen. Dies wäre ganz in der Art der antihierarchischen Reflexionen, mit denen seine Reichsgeschichte durchwebt ist.

Die Folgen dieser Winke sehen wir in dem nächsten Briefe (vom 21. Februar). Zwar will er morgen nach Dresden gehen und dem Nuntius seinen 316
letzten Entschluß eröffnen. Aber er ist zugleich in diesem und in den folgenden Briefen ängstlich bemüht, die Ausführung des Entschlusses hinauszuschieben, den Profeß in Deutschland zu umgehen, „den Coup zu evitiren."

„Noch ist res integra bei mir (bis jetzt habe ich den Pelz noch nicht gewandt). „Die Vortheile sind sehr unbeträchtlich; und doch kann ich fast nicht zurückziehen." Eine Reise nach Eisenach zum Zweck einer letzten Besprechung mit dem Herrn und dem Freund bietet einen willkommenen Vorwand zum Aufschub. „Ich will erst hören, was der Herr und Du zu den Vorschlägen in Rom sagst. . . . Ich muß die Knie des gnädigen Herrn umarmen, er muß mir seinen Segen ertheilen. Ich thue den entscheidenden Schritt nicht, bevor ich ihn gesprochen. Alsdann will ich mich dem Strom überlassen. Es gehe, wie es wolle, währt es doch nicht ewig!"

Als er erfährt, daß das gräfliche Haus um Mitte Mai nach Dahlen kommen werde, verzichtet er auf die lange Reise nach Eisenach; aber nun sehnt er sich nach ihrer Ankunft in Sachsen, wie der Psalmist nach der Hilfe aus Zion. Für die Zwischenzeit möchte er sich nach Potsdam zu Lambrecht retten. Allein seine verworrenen Berechnungen, wie und wann er entkommen könne, ohne das Vertrauen zu verlieren; seine Finten, seine Ängste, daß ihm die stichhaltigen Vorwände durch allerlei Zwischenfälle entzogen werden

könnten: dies alles steht ausführlich und kläglich genug in seinen Briefen zu lesen. „Ich merke", schreibt er, „ich bin nicht zu Intriguen gemacht. Wie glücklich ist der, der allezeit den geraden Weg gehen kann!"

Der Nuntius suchte den Abschluß zu beschleunigen. Der Proceß war nun auf den Charfreitag (den 20. April) festgesetzt worden. Eine Reise im Sommer sei aus Gesundheitsrücksichten bedenklich: um Pfingsten sei die Hitze für uns schon unerträglich. Jetzt biete sich eine schöne Gelegenheit, mit dem Sänger Belli zu reisen; dabei könne er auch unterwegs der Sprache mächtig werden. Archinto fürchtete, man werde seinen Proselyten in Eisenach umstimmen. Aber der Pater Rauch gab ihm selbst „Einschläge, einen Aufschub zu erhalten"; er wäre an dem festgesetzten Termine durch die geistlichen Exercitien seines Ordens am Zugegensein verhindert gewesen. Der feierliche Übertritt ward nun auf den ersten Juni vertagt.

Was aber Winckelmann damals sehr verstimmte, war der endgiltige Aufschluß über die Besoldung: er glaubte, das Verfahren des Nuntius für unaufrichtig halten zu müssen. Erst als dieser hörte, daß Winckelmann verzichtet habe, kam er mit einem Briefe hervor, dem ersten aller in Betreff Winckelmanns geschriebenen, den er aber bis auf die letzte Stunde zurückgehalten hatte. Daraus ging nun hervor, daß sich Passionei außer dem Logis nur
317 zu drei Ducaten monatlich erboten hatte, obwohl er zu einer Zulage und zur Besorgung seines ferneren Glückes bereit sei. Als Winckelmann sein Befremden merken ließ, rechnete ihm der Nuntius einzeln vor, wie wohlfeil man in Rom leben könne; Rauch aber erbot sich zu hundert Gulden jährlichem Zuschuß, — „und mir in allen Umständen zu secouriren, wenn ich sonst noch etwas gebrauche, und könnte deshalb zuversichtlich schreiben." Dieses „generöse Anerbieten" hielt Winckelmann zurück, der schon Willens war, das ganze Geschäft abzubrechen. —

Es scheint doch, daß der Antheil dieses Jesuiten an Winckelmanns Person und Schicksalen über das Interesse des Propagandisten hinausging. Es bildete sich ein Verhältniß rein menschlichen Vertrauens, wenn dieses Vertrauen auch natürlich kein unbedingtes war, — wenn Winckelmann ihm auch freilich „sein ganzes Herz doch nicht ausschütten konnte". „Ich glaube", schreibt er, „daß ich ihn völlig gewonnen habe. Auf ihn allein und auf sonst niemand sehe ich, wenn ich mich entschließen werde."

Diesem gütigen, kränklichen Mann, der sich nur noch wenige Lebensjahre versprach*), hatte Winckelmann mehr als irgend Jemand zu verdanken:

*) „Ich werde, schreibt Winckelmann den 12. Mai 1757 von Rom, dem Herrn Beichtvater, der bishero so freundschaftlich für mich gesorgt, nicht lange mehr zur Last sein können, woran mich seine eigene Vorstellung bei meinem Abschiede erinnerte." „Er ist beständig kränklich, schreibt er den 20. Febr. 1763, auch in der schönsten Luft von Warschau, und ich fürchte beständig, diesen Wohlthäter zu verlieren."

vielleicht die ganze italienische Reise und die Möglichkeit einer vorläufig unabhängigen Stellung in Rom, sogar den freimüthigen und kecken Ton, den er in seiner ersten Schrift anzuschlagen wagte. Er war überzeugt, daß er, so lange Rauch lebe, nicht nur allezeit in bester Form (aus Rom) werde herausgehen können, sondern auch seine Versorgung künftig, nach seiner Wallfahrt, in Dresden erhalten werde. Deshalb nennt er ihn wiederholt seinen Freund und Vater, „dem ich aus Dankbarkeit die Füße küssen möchte.“*) —

Doch zurück zu dem zwar nicht abgebrochenen, aber verschobenen Geschäft!

Winckelmann ist am ersten Juni nicht bei dem Nuntius erschienen: er ist „dem unglücklichen Schritt mit Noth ausgewichen.“ Vom April 1753 bis zum Juli 1754 beobachten die Briefe über diesen Punkt Schweigen. Er liest im Winter den Homer dreimal durch; er beendigt den Katalog des Staatsrechtes und der Geschichte Italiens; er sammelt mediciniſche Miscellen: kurz 318
er sucht in ununterbrochener Arbeit Rom und seine Prälaten zu vergessen.

Was war geschehen? Winckelmann sagt es uns nicht. Aber kann ein Zweifel sein, daß die Zusammenkunft mit Bünau in Dahlen die von Archinto befürchteten Folgen hatte? Auch Gurlitt erfuhr später von Oeser, daß es die Warnung Bünaus war, die Winckelmann bestimmte, den Nuntius auf Jahr und Tag zu meiden.

Das Verhalten Bünaus in dieser Sache verdient eine nähere Beleuchtung. Goethe hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er Winckelmann nicht geholfen. „Er, der als Privatmann nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winckelmann einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Manne aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben.“

Indes hatte Bünau schwerlich eine Ahnung davon, daß er in seinem Secretär der Welt einen Archäologen zufördern könne. Wie sollte er es ahnen, da es Winckelmann kaum selbst ahnte? Bei aller gegenseitigen Hochachtung bestand doch keine Vertraulichkeit zwischen beiden. Winckelmann war

*) Im Jahre 1754 schrieb er ihm: Ecquando ullam Tuorum in me meritorum partem asequar? Cupio avolare hinc genuaque Tua tamquam salutis meae aram amplecti. . . . Ad laetissimas quidem spes ultro me invitat incredibilis indulgentia Tua, nutusque mihi Tuus pro imperio fuerit, ita confidentem me facit quem universae gentes in Te venerantur, candor animi dexteritasque et fides quam nullibi laborare volueris in stabilem vero fragilemque vitae conditionem et fallaces hominum spes consideranti, cui in unius capitis vel salute vel casu tum vita tum exitium stat, rebus meis consultum velim conditionibus magis definitis ne in casum me olim dedisse videar.

schen und verschlossen; Bünau kalt und gemessen. Einem Aristokraten und Hofmann gegenüber wird der der Gesellschaft fernstehende Gelehrte sich leicht gedrückt zeigen. Geschäftsmänner beurtheilen die Menschen rubrikmäßig: sie werden selten denen gerecht, die einen eigenen Maßstab verlangen. „Die Gelehrsamkeit", schreibt Winckelmann, „ist ein Ding, das die Leute unempfindlich macht. Dieses trifft auch bei unserem Herrn Statthalter ein." Für die schönen Künste dürfte Bünau wenig Wärme gehabt haben. In der „Geschichte der Künste in Sachsen" (S. 72 f.) ist zwar von dem geistvollen Kreise die Rede, den Bünau in seinem Museum zu Nöthnitz versammelt habe, und den Heyne, Winckelmann, Algarotti, Oeser verherrlichten; allein diese Notiz scheint nur eine Verzierung des Historiographen von Racknitz zu sein.

Ein Mann, der die deistischen Lehren, die sich Winckelmann ganz angeeignet hatte, schroff verwarf*), bei dem selbst in diesen Dingen des Herzens ausschließlich der Verstand und die vornehmdiplomatische Behandlungsweise waltete, ein solcher Mann konnte Winckelmann nur mit einem Gefühl dumpfer Befangenheit erfüllen.

Nimmt man hinzu den moralisch zweideutigen Charakter der Handlung, so erklärt sich der für uns oft wahrhaft peinliche Ton seiner Briefe an Bünau. Diese Briefe, sagt Goethe, zeugen von einem niedergedrücktem, in sich selbst befangenen Gemüthe, das an einen so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt.

Er möchte seine unanständig und undankbar scheinende Unbeständigkeit rechtfertigen. Aber er läßt sich nicht einfallen, sich Bünau persönlich zu zeigen. Er bekennt: Ich habe mich Dero ferneren Geduld mit mir unwürdig gemacht; ich flehe aber Dero Herz voll Güte und Gnade an, mich wenigstens zu hören. Mein Entwurf kann thöricht, verwegen, ja Vielen gottlos und abscheulich scheinen. Aber ein erleuchtetes Auge, womit Ew. Excellenz nach dem Bilde der Gottheit das Ganze der Dinge anzusehen pflegt, wird mich leicht zu entschuldigen finden können . . . Ich falle Ew. Excellenz demüthig zu Füßen . . . ich hoffe, das Herz voll Menschenliebe, das meine vielen Fehler gnädig übersah, werde doch zuletzt wenigstens menschlich über mich urtheilen.

Seiner würdig ist weder der Armesünderton dieses Bekenntnisses, noch der Jubel über die nachsichtige Beurtheilung. Wie wenig stimmt dieser Ton zu der Maxime, die Winckelmann in Italien den Großen gegenüber befolgte: „demüthig bis zum Staub sollen wir sein mit Geringen, aber gegen Große das Haupt erheben und es zu seiner Zeit sinken lassen" (vom 5. Mai 1764).

Goethe nennt diesen Brief einen wahren Galimatias, einen unglücklichen verworrenen Aufsatz; Herder dagegen fand auch in ihm, „den Winckelmann

*) Religionsgedanken eines echten Freidenkers. Herausgegeben von Burscher.

fast mit jugendlicher Schamröthe darüber und zugleich mit heroischem Muthe schrieb, Züge der kindhaft guten, bescheidenen, aber auch heroischen Seele Winckelmanns."

Apologie und Selbstapologie

Während dieser Zeit des Zwiespaltes suchte Winckelmann eine Menge Gründe hervor, in denen, aphoristisch und verworren, alles enthalten ist, woraus seine Selbstapologie bestanden haben würde.

In erster Instanz glaubte er, sich auf die Reinheit seiner Zwecke berufen zu dürfen. Nie würde er im Stande gewesen sein, um äußerer Vortheile willen ein solches Opfer zu bringen. Es ist bei allem diesem nicht auf Bewirkung eines scheinbaren größeren Glückes abgesehen. . . . „Ich wollte nach ein paar Jahren meiner Pilgrimschaft mit unendlichem Vergnügen meine 321
jetzige Station wieder antreten."

Untersucht man nun aber, wie er damals jene höheren, idealen Zwecke sich vorstellte, so bemerkt man zwei ganz verschiedene, neben einander herlaufende Gedankenreihen.

Die eine hat eine romantisch-leidenschaftliche Färbung. „Der Begriff einer heroischen Freundschaft", schreibt er den 17. September 1754, „welcher diese und alle meine Veränderungen zum Grunde hat, wird vielleicht ein Abenteuer, wenigstens in meinen Umständen scheinen, und könnte veranlassen, mich für einen künftigen irrenden Ritter zu halten." Daß aber hierin das letzte Motiv liege, darüber ruft er die ewige Wahrheit zum Zeugen an.

Unter der Eingebung dieser Schwärmerei hatte er sich ein Bild seiner künftigen Existenz in Deutschland entworfen. Er wollte, das versichert er wiederholt, auf keinen Fall in Rom bleiben; diese Reise sollte ihm blos zur Fertigkeit in der welschen und französischen Sprache und zu der „Opinion von jemand, der einige Jahre in Rom gelebt", verhelfen. Nach der Rückkehr wollte er in eine Universitätsstadt oder nach Berlin ziehen; da hoffte er, durch den Unterricht junger Leute von Stande im Alter sein Brot commodement zu verdienen (17. September 1754). Aber diese bescheidene Stellung sollte ihm eigentlich nur die Möglichkeit verschaffen, in der Nähe seiner Jugendfreunde Bülow und Lambrecht zu leben; er glaubte auf diesem Wege, „für seine wenigen Bedürfnisse auf eine seiner Freunde künftigem Stande gemäße Art zu sorgen." Er hofft, einer von beiden Freunden werde ihn später gewiß aufnehmen; ja als Lambrecht im September 1754 einige Tage in Dresden war, hat er ihn überreden wollen, die Reise nach Italien mitzumachen. Er hätte vielleicht sogar diese Reise aufgegeben, wenn ihm die „Retraite" zu Bülow noch offen gestanden hätte. Aber Bülow war damals im Begriff, „sich an Prinz Heinrichs Hofstaat in Berlin zu engagiren."

Dies war ein Luftschloß, das in nichts zerrann. Aus der zweiten Ge-

dankenreihe dagegen spricht das Bewußtsein seiner Bestimmung, wenn auch nur erst in unbestimmten Ahnungen.

„Die Liebe zu den Wissenschaften ist es, und die allein, welche mich bewegen kann, dem mir gethanen Anschlag Gehör zu geben." Keinen Ort als Rom findet er geschickter, die griechische Litteratur, das einzige worin er sich hervorthun könnte, „weiter, und wenn es sein könnte, aufs höchste zu treiben." „Eusebie und die Musen sind hier sehr streitig bei mir: aber die Partei der letzten ist stärker. Die Vernunft, die das Gegentheil in solchem Fall thun sollte, tritt denselben bei. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinsehen."

322 Für die Glaubwürdigkeit dieser Behauptung ruft er seine Vergangenheit an: „Mein Schatz, Du weißt, daß ich allen Plaisirs abgesagt, und daß ich allein Wahrheit und Wissenschaft gesucht." Auch sein späteres Leben bezeugt, daß seine Wünsche in wissenschaftlicher Muße beschlossen waren, „daß Stand und Ehre bei ihm nichts, Ruhe und Freiheit die größten Güter waren."

Betrachtet man indes die Verworrenheit seiner Begriffe von dem was aus ihm werden sollte, und dabei die Unerschütterlichkeit gegenüber allen Einwürfen und Warnungen, die Entschlossenheit, mit der er alles Ärgerniß auf sich nimmt, alles was er in Händen hat, für eine ungewisse Zukunft fahren läßt, sich, wie Herder sagt, gleichsam in den Euripus stürzt: so muß man wohl glauben, daß hier eine Triebfeder im Spiel war, die mächtiger wirkte, als alle Motive, die ins Bewußtsein traten.

Es war der Trieb seiner geistigen Natur nach der ihr angemessenen Thätigkeit. Dieser Trieb war durch die lange Hemmung nur noch ungestümer geworden: er hatte die Dunkelheit, aber auch die Unwiderstehlichkeit eines Naturtriebes. Er wirkte als die ihm so oft vorgeworfene „Liebe zur Veränderung", als Unfähigkeit, in den gegebenen Zuständen sich einzuwurzeln, als „Streben, die gemeine Bahn zu verlassen, um sich zu erheben." Von diesem Trieb spricht Winckelmann, wenn er, das Unzureichende seiner Apologie eingestehend, ausruft: Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae — und es ist nur allzuwahr (illud magnum praefiscini dixerim, nec mihi arrogem). „Kein Genie", sagt Hamann, „ohne eine Beimischung vom Sauerteige der Schwärmerei." An einer Stelle wenigstens erhebt sich die Ahnung seiner Zukunft in Rom zu voller Klarheit.

„Gott und die Natur haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen, und beiden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und der Alterthümer."

Von dieser Seite angesehen erinnert Winckelmanns Apostasie an die gleiche Handlung der geistvollen nordischen Fürstin, die nicht nur ihren väter-

lichen Glauben, sondern auch ein Königreich aufgab, um den ästhetischen, litterarischen und sozialen Verkehr des gebildeteren Südens zu genießen. Voltaire sagt: C'est le plus grand exemple de la supériorité réelle des arts, de la politesse et de la société perfectionée, sur la grandeur qui n'est que grandeur.

Winckelmann beruft sich indes nicht blos auf die Reinheit seiner Absichten, er strengt sich auch an, von den Mitteln das moralisch Bedenkliche zu entfernen. Welch ein Gewebe von Sophismen, zu denen er herabsteigt! Aber nicht diese Sophismen sind es, durch die er uns gewinnt, sondern das Ungeschick und die Zaghaftigkeit, womit er die Waffen der Lüge in diesem einzigen Fall handhabt, die ungeschminkte Authenticität, mit der er seine 323
schlimmen Räsonnements zu Protokoll bringt, das am Ende durchbrechende Gefühl, daß doch alles vergeblich sei. Darin zeigt sich sein Wahrheitssinn.

Der klarste und geradeste Verstand wird verworren, wenn er das Krumme ebnen, den Betrug in Wahrheit verwandeln soll. „Gott", ruft Winckelmann, „kann kein Mensch betrügen"; was aber die Menschen betrifft, nun so glaubte er, mit Jesuiten in ihrer Weise verfahrend, reservationes mentales sich erlauben zu dürfen, „die er durch der Jesuiten eigene Lehre in diesem Punkte, welche bekannt sind, vertheidigen könne."

Der Pater gab vor, sein Bestes zu suchen; „Wohlthaten aber, schließt Winckelmann, müssen wahrhaft reelle Endzwecke zum Grunde haben: ich glaube, daß ich berechtigt bin, dieses Vorhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten, und so bei mir und nicht anders anzunehmen." D. h.: Ich bin doch wohl der allein competente Ausleger dessen, was mein Bestes ist: indem ich auf dem mir angebotenen Wege meinen Zweck erreiche, so helfe ich ja meinem Wohlthäter zur Erfüllung seiner Absichten. Rauch hatte ihm übrigens selbst mit casuistischer Geschmeidigkeit eine ganz annehmbare Interpretation in die Hände gespielt. Durch den Übertritt werde er ja in der That ein besserer Christ: „ich würde tüchtiger, der Welt zu dienen, folglich vollkommener, und als ein Christ, ein vollkommener Christ." Der Pater Leo sprach hier also wie ein aufgeklärter Protestant. Was aber die Dogmen betrifft, so tröstet sich Winckelmann damit, daß er „an Pflichten, welche weiter als die Vernunft gehen, nicht gebunden sein könne."

In Betreff des Bekenntnisses eines Glaubens aber, den man nicht glaubt, beruft er sich auf die in solchen Dingen damals übliche, ja gewissermaßen unvermeidliche Laxheit. „Ich glaube, ich würde ebenso wenig sündigen, als es ein Professor zu Wittenberg zu thun glaubt, der die Formula Concordiae unterschreibt, ohne sie gelesen zu haben, oder darauf sterben zu wollen. Er thut es, Professor zu werden, und tröstet sich mit seiner Reservation. Meine Bewegungsgründe sind noch edler und uneigennütziger."

Alle diese Trugschlüsse hat Winckelmann indes weniger zu seiner eigenen

Beruhigung ersonnen, als für seine Freunde. Späterhin erklärt er sich einmal im Stande, für eine Reise nach Griechenland sich auch zum Priester der Cybele machen zu lassen.

Das Schlimmste was in solchen Fällen zu befürchten steht, ist der Schluß von der einzelnen Handlung auf den Charakter.

324 Deshalb suchte Winckelmann zu zeigen, wie wenig diese Handlung im Stil seines bisherigen Lebens sei, wie wenig sie aus seinem Charakter fließe: „Ich habe rechtschaffen und seit meinen akademischen Jahren, wie Du weißt, unsträflich gewandelt. Ich bin treu gewesen ohne Absichten; ich habe gearbeitet ohne Schein einer Gefälligkeit; . . . ich habe mein Gewissen rein gehalten."

Der advocatus diaboli würde entgegnen: Es handelt sich hier um kein Erliegen unter einer Versuchung, unter dem Kreuzfeuer von Leidenschaft und Gelegenheit, sondern um den Entschluß zu einer Lüge, die so lang ist als das Leben, und die von dem, der sie durchführen will, eine Stirn von Eisen verlangt.

Damit ist allerdings eine wunde Stelle berührt. Winckelmann hatte frühe lernen müssen, Umstände und Menschen geschmeidig und entschlossen zu benutzen: wer kommt aus einem dreißigjährigen Ringen mit der Noth ohne eine Verrenkung der Hüfte hervor?

Gewissermaßen erscheint in Winckelmanns Katholicismus nur seine alte unwahre Stellung zur Kirche carikirt bis zum Grotesken. Sein Verhältniß zu dem religiösen Institut als Schüler, als Chorpräfect, als Beflissener der Gottesgelehrtheit, als Schulmeister, hatte ihn früh genöthigt, diese Dinge als äußere Form zu behandeln. In dem Augenblicke, wo er vom Glauben der Kirche für immer abgekommen war, sollte er fürs Pfarramt studiren; in dem Augenblicke, wo er sich anschickte, inmitten der Kunstdenkmäler des Alterthums ein neues Leben zu beginnen, kehrte er in den Schooß der römischen Kirche zurück.

In der väterlichen Kirche hielten ihn freilich wenig liebliche Erinnerungen zurück. Wie war es ihm bei dem altrechtgläubigen Löscher, bei dem pietistischen Steinmetz, bei dem neumodischen Jerusalem ergangen, des grimmigen Schnakenburg und der akademischen Speise in Halle nicht zu gedenken. Während ihm der Protestantismus in seinen Kirchensäulen meist mit der Grimasse des Amtsstolzes und des ketzerrichterischen Argwohns entgegentrat, während er bei Theologen aller Spielarten Fußtritte bekommen
325 hatte: so öffnet ihm der Katholicismus bei der ersten Begegnung freundlich die Arme, erscheint ihm in Gestalt eines feinen, weltgewandten Prälaten von edler Familie, der ihm den Weg zum Ziele seiner Sehnsucht bahnen will, eines sanften, gütigen Paters, der väterlich für ihn sorgt und über seine Schwachheiten, zumal im Glauben, ein Auge zudrückt.

Das beste, was für Winckelmann gesagt werden kann, ist die Vergegenwärtigung seiner Situation, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft. Gewiß ist, daß Winckelmann nur in Rom das werden und das schreiben konnte, was er geschrieben hat und geworden ist und werden sollte; und daß er in Rom schwer leben konnte, ohne Katholik zu sein. Daß es indes nicht unmöglich war, beweist das Beispiel des Baron von Stosch (s. Band II, S. 221).

„Ich habe mein Leben niemals genossen, und ich habe meine Jugend in Armuth, und die Jahre wo man am fähigsten ist, zu empfinden, in anhaltender Arbeit und langer Einsamkeit zugebracht." Er sah seinen Kopf schon ergraut; nur die Hefen des Lebens noch übrig. Die Einengung seiner beweglichen Natur in eine kahle Einförmigkeit, die Überanstrengung, in der er doch allein Rettung vor jener Melancholie fand, die Ursache und Wirkung seines Siechthums war, dies drohte ihm mit frühzeitigem Tod.

In diesem Augenblick that sich ihm eine neue Welt auf, eine unabsehbare Aussicht des Schauens und Schaffens in berauschender Vorempfindung. Der Preis, der bezahlt werden sollte, war die Lossagung von einer Gemeinschaft, die nicht er, sondern der Zufall der Geburt ihm gegeben. Es war allerdings ein dunkler Weg, der ans Licht führte: noch einmal kam die ganze Schmach seiner bisherigen Existenz über ihn. Sollte er der moralischen Correctheit das Leben zum Opfer bringen? Und das ihm von Gott anvertraute Pfund? Nachdem er so lange die edelsten Geisteskräfte verdungen hatte, sollte er sich scheuen, eine Komödie mit sich spielen zu lassen, durch die er frei wurde?

Das Sprüchwort sagt: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand, — halbwahr, wie die meisten Sprüchwörter, denn vielen scheint er eher den Verstand zu nehmen, wenn er ihnen das Amt giebt. Wenigstens wäre die Umkehrung eben so wahr. Wem Gott ein Talent giebt, der erhält damit auch einen Beruf: génie oblige.

Es war einer jener Conflicte, wie sie die zusammengesetzten Zustände 326
des modernen Lebens dem einzelnen so oft aufdringen. Eines jener moralischen Probleme, die auch von dem besten Rechenmeister der Werthgrade, Influenzen und Perturbationen der Kräfte und Interessen menschlicher Natur nicht rein gelöst werden können. In solchen Fällen kommt zur Geltung, daß jeder Mensch eine Welt für sich ist, mit eigenen Gesetzen und eigener Gerichtsbarkeit; ja daß jede individuelle Handlung im Verhältniß zum Gesetz incommensurabel ist. Die Moral spricht unbedingt und allgemein, denn sie giebt Ideale, die so rein und so hoch als möglich gestellt werden sollen; man soll das Gesetz nicht zu Gunsten unvermeidlicher Handlungen casuistisch beugen. Aber das Leben enthält nur Einzelnes und Bedingtes: man soll den Menschen auch nicht unter der Wucht des Unbedingten zermalmen. Es gilt, die wahre Stimme seiner Natur aus dem verworrenen Getöse dessen herauszuhören,

was die Menschen sonst und jetzt in uns hineingeredet haben, und dieser Stimme ohne Menschenfurcht zu folgen.*)

Das Ergebniß aller dieser Betrachtungen fassen wir zusammen in dem Satz, daß diese Handlung ein Unglück war, das Unglück von Winckelmanns Leben.**) „Das ist mein Unglück, seufzt er, daß ich kein Mittel sehe, zu meinem Zweck zu gelangen, ohne einige Zeit ein Heuchler zu werden." Er durfte das, was er vor sich selbst, vor den Freunden, vor der Welt verscherzte, als ein im unerforschlichen Rathe verhängtes Leiden ansehen, durch das er sich etwa für den Rest seiner Tage von den bösen Mächten seines bisherigen Lebens loskaufen sollte.

Welche Tragik liegt in den Worten: „Ich habe niemals ein Wort im Munde ersterben lassen; die Wahrheit war allezeit mein Schutz, außer der Religion." Es ist tragisch, wenn die Vorsehung dem Menschen ein Ziel stellt, die Kraft und den Trieb dazu giebt und ihm ein Hinderniß
327 in den Weg wirft, das nur durch eine Verletzung des Gewissens beseitigt werden kann.

Harte Bissen giebt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen. (Goethe.)

Der Übertritt

So kommen wir denn nach den wiederholten Retardationen dieser Verhandlung zu dem plötzlichen und raschen Schluß.

Der Versuch, die einst so lebhaft ergriffenen Aussichten in der Arbeit (à force de lecture) zu vergessen, endigte nach einem Jahre mit der Besorgniß daß nur eine gänzliche Änderung der bisherigen Lebensweise ihn vom Tode retten könne.

„Zu Ende des Winters (1754) fingen sich verschiedene besorgliche Umstände in meinem Körper an zu äußern, und mein altes Übel, fast unerhörte Nachtschweiße, fanden sich mit solcher Heftigkeit von neuem ein, daß mir alles eine gänzliche Verzehrung zu drohen schien, und nur neulich bin ich zweimal

*) Each man's nature has its own peculiar rules: and he must take up his lifeplan alone, and persevere in it in a perfect privacy with which no stranger intermeddleth. Each man's tentations are made up of a host of peculiarities, internal and external, which no other mind can measure. *F. W. Robertson*, Sermons I, 234 f.

**) Le prince, quand une urgente circonstance, et quelque impetueux et inopiné accident du besoing de son estat, luy faict gauchir sa parole et sa foy, ou aultrement le iecte hors de son débvoir ordinaire, doibt attribuer cette necessité à un coup de la verge divine: vice n'est ce pas, car il a quitté sa raison à une plus universelle et puissante raison; mais, certes, c'est malheur . . . Il le falloit faire; mais s'il le fait sans regret, s'il ne luy greva de le faire, c'est signe que sa conscience est en mauvais terme. *Montaigne* Essais III, 1.

mit Schwindeln befallen worden, welche einige Stunden anhielten." Sein Magen wurde so schwach, daß er selbst die wöchentlich einmaligen Fleischspeisen aufgeben und seine Diät auf Ziegenmolken und Zugemüse setzen mußte. „Ich fühle wohl, daß die bisherige Art meiner Arbeit und meines Studirens mit meiner Gesundheit nicht bestehen kann; gleichwohl kann ich in der Einsamkeit nur allein in der Arbeit Ruhe finden ... Selbst meine Promenaden machen mir die Vorstellung meiner Einsamkeit schrecklicher."

Nach Ostern ging er noch einmal zum Nuntius. Es hieß, er werde bald abreisen; Winckelmann wollte sich über seinen Rücktritt entschuldigen, Abschied nehmen und sich seiner Gnade empfehlen; — „ja wenn es ohne weiter zu gehen möglich sein könne, mir den Weg nach Rom offen erhalten."

„Er setzte mich wider Vermuthen durch sein Bezeigen außer aller Fassung; — sein Bezeigen war gütiger gegen mich, als mir selbst lieb war ... Er war schon im Begriff, mir um den Hals zu fallen, und ich kann nicht begreifen, woher der große Begriff gekommen, den er von mir hat ... Er suchte mich durch Bitten und Versprechen zu bewegen, ihm zu folgen. Er sah meinen ausgezehrten Körper und machte mir keine Hoffnung zur Genesung, als durch eine Veränderung der Lebensart und eine Erholung von der Arbeit. „Mein lieber Winckelmann, sagte er unter einem beständigen Händedrücken, folgen 32
Sie mir, gehen Sie mit mir; Sie sollen sehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der mehr leistet, als er verspricht; ich will Ihr Glück machen auf eine Art, die Sie sich nicht vorstellen." Winckelmann sprach von freundschaftlichen Banden, von der Pflicht, den Katalog zu beendigen; aber er mußte versprechen, wiederzukommen. Mein lieber Freund, sagte Archinto im Weggehen, ich muß Ihnen aufrichtig sagen, daß Sie sich und mir einen schlechten Begriff bei der königlichen Herrschaft, der ich Sie damals bestens empfohlen und alles Gute von Ihnen gesagt, gemacht haben.

Einen Monat ließ Winckelmann verstreichen, in unbeschreiblicher Unruhe bei sich zu Rathe gehend. Aber wie es so oft geschieht, daß die gewichtigsten Gründe lange Zeit in den Schalen der Wage auf- und niederschwanken, bis ein winziger Zufall dem Willen zu der Determination verhilft, die angestrengte Überlegungen nicht herbeiführen konnten: so geschah es auch in diesem Falle. Winckelmann soll seinen Freunden einen Vorfall erzählt haben, „der ihn mit Heftigkeit auf die andere Seite stieß, als er eben entschlossen war, das Vorhaben einer Religionsveränderung aufzugeben."

Man wird sich denken können, daß die lutherische Geistlichkeit bei dem Gerüchte von Winckelmanns Apostasie nicht stille war: sein längeres Fehlen in der Kirche und bei der Abendmahlsfeier schien diese Gerüchte zu bestätigen. Sein Beichtvater, der Pfarrer des Dorfes Leubnitz, nahm ihn bei Gelegenheit vor, und da er, wie gesagt, seine katholischen Pläne aufgegeben hatte, so war er gern bereit, sich durch eine Communion mit der Kirche auszusöhnen. Er

ließ die Strafreden über sich ergehen und wünschte nur, daß sein Vorhaben nicht öffentlich bekannt werde, was man ihm auch versprach. Gleichwohl sieht er Sonntags beim Eintritte in die Kirche auf der Emporbühne eben die guten Freunde, deren Neckereien und Spott er befürchtete. Er weiß nicht, ob er bleiben soll; doch bleibt er. Aber am Ende der Predigt empfiehlt der Geistliche der Gemeinde zu besonderer Fürbitte „ein verirrtes Schaf, das zur katholischen Kirche übergehen wollte, nun aber zur wahren Kirche zurückkehre und seine Rückkehr öffentlich beim heiligen Abendmahle zu bezeugen gesonnen sei." Das empörte Winckelmann, er ließ den Geistlichen reden und die auf der Emporkirche vergeblich seiner warten und ging zur Kirche hinaus — für ein- und allemal.

So erzählt ein Brief aus Zürich vom 29. Juli 1788 (in der Berliner Monatsschrift XII, S. 391 f.), dessen Absender die Geschichte „aus Winckel-
329 manns eigenem, lieben Munde" gehört zu haben versichert und sich noch sehr bestimmt der Lebhaftigkeit erinnert, mit der er seinen Unwillen gegen den Pfaffen äußerte, der ihm diesen Streich gespielt.

Jetzt ging er endlich „mit vielem Kummer an den äußersten Entschluß." Er ließ dem Nuntius durch den Beichtvater vortragen, daß er insgeheim in jenes Hände die Confession verrichten wolle, aber nicht eher fortgehen, als bis er seine Arbeit geendigt, und daß er bis künftige Ostern in Sachsen bleiben werde.

„Die Freude des Nuntius über diese erste Conquête in seiner Nuntiatur und vielleicht in seinem Leben war ungemein." Der Act geschah am 11. Juli, nach der von Pius IV. vorgeschriebenen Formel in seiner Capelle, wo er in pontificalibus nebst zwei Nuntiaturgeistlichen erschien, mit Beistand des Beichtvaters.*) „Dann ging ich mit dem Beichtvater in sein Cabinet, und der Nuntius wiederholte mir seine Promissen mit der Erklärung: Ich werde Ihro Majestät dem König oder Königin melden; und Rev. Pater, Sie werden,

*) Albericus ex Comitibus de Archinto, Dei et Apostolicæ Sedis Gratiâ Archiepiscopus Nicænus, SS^mi Dni: Nri: Dni. Benedicti Divinâ Providentiâ Papæ XIV. Prælatus Domesticus et Assistens, Eiusdemque et Sanctæ Sedis præfatæ, in Regno Poloniæ, et Magno Ducatu Lithuaniæ, cum facultatibus Legati de Latere Nuntius.

Universis et singulis quorum interest notum testatumque facimus, Perill. D. Johannem Joachinum Winkelman Stendaliensem Palæo-Marchicum rejuratis erroribus Lutheranæ Sectæ, in qua natus et educatus fuerat, emissaque in manibus nostris professione Catholicæ Religionis, juxta formulam a S. M. Pio IV. præscriptam, Ex ipso infrascripto die p Nos absolutum a quibusvis Ecclesiasticis Censuris, et ad S: Matris Ecclesiæ Catholicæ communionem admissum fuisse. In quoꝝ testimoniꝝ

Dat. Dresdæ ex Aedibus nostris 11. mensis Junii 1754 —

A. Archiep. Nicenus Nuntius apl^cus

L. S. Nicolaus de Georgiis Secret^us

wenn er abgehen kann, bei dem Könige die Kosten zur Reise suchen, welches ich auch thun will. Sie sind dem Churprinzen bekannt, sagte er zu mir, Sie können sich alle Protection und Beistand, auch von dem ganzen königlichen Hause versprechen. Ich will Sie nachdrücklich recommandiren. Herr Pater, fuhr er fort, da ich reisen muß, sorgen Sie für seinen Leib. Er muß eine Cur gebrauchen, ehe wir ihn verlieren. . . . „Ich werde allen Ihren Credit verderben, sagte ich, wenn mich der Churprinz oder dergleichen suchte zu sprechen." — Sie müssen sich von der Arbeit relachiren, sagte er, Sie haben die Ruhe noch nicht genossen. Sie werden dreister werden, wenn Sie werden eine angenehme Gesellschaft haben." Alles in dem jämmerlichsten Französisch von der Welt.

„Bisher", fährt Winckelmann fort (den 12. Juli 1754), „bin ich ziemlich ruhig gewesen über meine Veränderung; da ich aber den achten hörte, daß es bekannt werde, fingen die Unruhen an. Alea jacta est!" Den dritten Weihnachtsfeiertag hört er zum ersten Male aus eigenem Antriebe die heilige Messe; er gedenkt noch vor dem Neuen Jahre zu communiciren, „damit er thut, was man fordern kann."*) Wegen einiger Katholiken am Tische bequemt er sich an drei Wochentagen zur Fastenspeise. „Anfänglich, da mich einige Ketzer, die mich kannten, in der Messe knien sahen, habe ich mich geschämt, aber ich wurde dreister. Es würde mich aber niemand sehen, wenn ich nicht die Messe hörte von elf bis zwölf, da Musik ist."

Aber die Ausdrücke, in denen sich Winckelmann über Kniebeugung, Bekreuzigung, Aschermittwoch, Ohrenbeichte, Ave Maria und leider auch über das Paternoster ausläßt, mögen hier verschwiegen werden, sie sind nicht einmal witzig. Manche werden an Winckelmanns Cynismen Geschmack finden, nicht, wie Schlegel meinte, „aus unbefugter Neugier nach den Schwächen und Kleinlichkeiten ausgezeichneter Menschen," sondern weil ihnen Winckelmann nirgends so gut gefällt. Andere werden, friedlicher gestimmt, auch ihnen selbst fremde Symbole und Mittel der Andacht mit Bedauern ohne die Ehrerbietung behandelt sehen, die eine Pflicht gesellschaftlichen Anstandes ist. Man muß dem genannten Kritiker leider zugestehen, „daß hier eine gemeine Erziehung ihre Rechte behauptet."

Goethe hat seiner, wie er sagt, „schroffen, sehr ernsten Beurtheilung" eine heitere, frivole Ansichtsweise hinzufügen wollen.

„Gewisse Zustände des Menschen, die wir keineswegs billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsere Phantasie einen besonderen Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen

*) Rus et bibliothecam valere jussi et in Vrbem commigravi, vbi et sacris verae religionis, malevolorum voculis posthabitis, publice intersum et Hygeiam simul propitiorem experiri menteque et corpore valere mihi videor . . (an P. Leo Rauch).

Andeutung von Fäulniß weit besser als frischgebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu leugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmanns das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht."

Dies Romantische, das sich keineswegs auf den hier geschilderten Moment in Winckelmanns Leben beschränkt, ist denn auch den schönen Geistern nicht entgangen, die auf den Fluren der Historie und Biographie nach Raub umherstreifen, der historische Roman hat sich wiederholt auch an Winckelmann versündigt.

Welchen Knäuel seltsam unwahrer Zustände zerrt diese Verhandlung vor uns auseinander!

In Dresden, der Hauptstadt eines reinprotestantischen Volkes, der Wiege der Reformation, residirt ein päpstlicher Nuntius; warum? weil ein sächsischer Kurfürst, der Nachkomme Friedrichs des Weisen, das Haupt der evangelischen Stände, der Schirmherr des Protestantismus im Reiche, katholisch geworden ist, um eine polnische Krone kaufen zu können. Dieser Nuntius, im Leben
331 und in der Religion Weltmann, wünscht, um seinen ~~ergeizigen~~ Plänen in Rom Nachdruck zu geben, mit einem Proselyten zurückzukehren. Er gewinnt diesen Proselyten in einem durchs Schicksal mürbe gemachten deutschen Gelehrten, einem Candidaten des lutherischen Predigtamtes, der sich sehnte, die heidnischen Alterthümer am Mittelpunkte der Künste zu studiren. Und so kam es, daß der künftige Ausleger griechischer Kunst, einer der Propheten des modernen Heidenthums, die Ausrüstung zu dieser Mission erlangte, indem er sich dem damals erschütterten und von den eigenen Söhnen bestürmten Institut der römischen Kirche, in der elften Stunde gleichsam, anschließt. —

Nach einem Schritt dieser Art geschieht es stets, daß alte Verbindungen gelöst, neue geknüpft werden.

Zunächst entsagte Winckelmann dem Dienste Bünaus. Er hatte vorher an Berendis geschrieben, „daß er einigermaßen nicht ungern sähe, wenn ihm der Herr den Abschied gebe: er werde dadurch nicht im geringsten unglücklich werden." „Ich nahm (es war Michaelis 1754) auf dem Gute Dahlen von meinem Herrn und von meinem Berendis, vielleicht auf ewig, Abschied." Aber er bewahrte Bünau bis zuletzt Dankbarkeit: kein Wechsel ist in seinen lebhaften Ausdrücken. Er bekannte es stets, daß er durch Bünau erst angefangen habe, zu leben, und daß er ihm eigentlich alles spätere Glück zu danken habe. „Ich war verfolgt in meinem Vaterlande, ... und fand einen Beschützer, Wohlthäter und Freund an dem würdigen Mann, dem ich gedient: Er riß mich aus der Finsterniß auf meinen Antrag, ohne mich zu

kennen" (November 1757). Er schrieb ihm mehrmals und suchte ihm in allerlei Weise gefällig zu sein, obwohl er nie einer Antwort gewürdigt wurde. Als eine Reise des jungen Grafen Heinrich nach Italien in Aussicht gestellt ist, freut er sich auf diese Gelegenheit, „dem großen Wohlthäter einigermaßen seinen innigsten und aufrichtigsten Dank zu bezeigen." Er will den Sohn wie einen Engel, der den Erzvätern erschien, empfangen. „Er genieße", ruft er, „künftig die Frucht von seines Vaters Verdiensten, die nicht genug erkannt und belohnt sind!"

Bei dem unerwarteten Tode Bünaus schrieb er: „Ich verliere ein empfindliches Vergnügen, welches ich einigermaßen im voraus zu schmecken anfing, das mir theuere werthe Haupt und den Urheber meines mir genugsamen Glücks noch in meinem Leben von Angesicht zu Angesicht zu sehen, um alles was die Dankbarkeit auszudrücken vermag, ihm mündlich zu wiederholen. Ich stelle mir den unerwarteten Überfall vor, welchen ich ihm auf dem letzten Sitz seiner Ruhe hätte machen wollen; und nunmehr verschwinden alle diese Träume!" Er betheuerte stets, seine Gnade werde ihm ein ewiges 332
Denkmal bleiben; und jetzt sinnt er auf Gelegenheit, auch ein öffentliches Denkmal seiner ewigen Dankbarkeit zu hinterlassen. „Aber, fügt er hinzu, es wird spät werden; und vielleicht wird meine Seele mit seiner edeln Seele vereinigt, ehe es geschieht."

Winckelmann erlangte damals von dem Oberbibliothekar der Vaticana, Passionei, die Vollmacht, die Vorarbeiten zur Bünauschen Reichshistorie für diese Bibliothek anzukaufen, und machte Franke die Vorschläge. So schreibt er in einem ungedruckten Briefe vom 30. October 1763 (früher im Besitz Rudolf Weigels).

Das Jahr zwischen dem Ausscheiden aus Bünaus Diensten und der Reise nach Rom war für ihn eine gefahrvolle, kritische Zeit: von verschiedenen Seiten traten ihm Zumuthungen nahe, die ihn leicht aufs neue um seine Freiheit betrügen konnten; aber zum Glück hatte ihm Erfahrung den hohen Werth der Freiheit gelehrt, zum Glück gaben ihm eben die gegen die er sich zu wehren hatte, eine Lektion in der Weltklugheit.

Es gründet sich blos auf die Nachricht Gurlitts (der indes aus guter Quelle schöpfte), daß die Jesuiten Winckelmann für ihre Zwecke zu gebrauchen suchten.

Der Graf von Bünau, so erzählte Oeser diesem Gelehrten, erhielt den Brief, in dem ihm Winckelmann seinen Schritt mittheilt, in Dahlen bei Tische in Gegenwart Oesers: „Was gilts", rief er, als er Winckelmanns Hand auf dem Umschlag erkannte, „Winckelmann hat die Thorheit begangen, auf die man es bei ihm längst abgesehen hatte: aber nach Italien wird er nicht kommen, er lerne die Menschen besser durchschauen!" Nach dem Brief

in der Berliner Monatsschrift habe er nach Tisch einem der Anwesenden gesagt, „daß er noch besondere Ursache habe, Winckelmanns Unbesonnenheit zu bedauern; denn er sähe zum voraus, daß man den guten Mann um keiner anderen Ursache willen zu fangen gesucht habe, als um aus ihm ein Werkzeug der Proselyterei zu machen, um durch ihn für die katholische Religion schreiben zu lassen."

Dies sei denn auch wirklich der Fall gewesen. Die katholischen Geistlichen, erzählt Gurlitt, laden ihn, wie zuvor, zu sich ein; aber einstmals thun sie ihm den Vorschlag, — Wünsche der Erfüllung begleiten denselben — er möge sich doch um die katholische Kirche durch Bestätigung der Lehren derselben aus den alten Kirchenvätern verdient machen; möge zu dem Ende diese fleißig lesen. Nach der anderen Quelle hatte man ihm gleich anfangs, als er etwas von Unbehaglichkeit über seinen Schritt merken ließ, gesagt, daß
333 dieser Schritt ja leicht zu rechtfertigen sei, er möge der Welt seine Gründe vorlegen; sein guter Name, seine Ehre hänge ja an dieser Rechtfertigung. Winckelmann habe nun Oeser dieses Ansinnen geklagt, und beiden wäre der Plan der Jesuiten klar geworden. Es hatte drei Jahre vor Winckelmanns Übertritt ein oberbayrischer Benediktiner-Mönch, Franz Rothfischer, den entgegengesetzten Schritt gethan. Er war 1751 in Leipzig zur lutherischen Kirche übergetreten und hatte an der Universität Helmstädt eine Professur erhalten. Dieser ängstigte die katholischen Geistlichen mit Streitschriften gegen den Glauben der Kirche und mit Enthüllungen der Zustände süddeutscher Orden und Kleriker. Sie suchten nach einem Sachverwalter und Rächer.

Wenn ich der Frömmler Gaukelein entkommen,
So sei der Dank dafür an Dich gewendet;
Wohl fand Dein Geist, was nie beginnt noch endet,
Doch fand er's nicht im Predigtbuch der Frommen.

Dir ist das Licht des Göttlichen entglommen
Im Werk der Heiden, die es reich gespendet;
Denn himmlisch ist, was immer ist vollendet,
Und Christus selbst gebietet: Seid vollkommen! (Platen)

Ein freies Jahr in der Residenz

Im Anfang October siedelte Winckelmann nach Dresden über. Zuerst bezog er eine tapezirte Stube mit Kammer und Vorzimmer für sechs Thaler monatlich. Als er aber auf zwei Briefe aus Warschau keine Antwort erhielt, fand er räthlich, seine Wirthschaft einzuschränken. Es war an einem Novembertag, als er mit dem Maler Oeser zusammentraf. Oeser war mit dem Bünauschen Hause wohlbekannt und wurde bald nachher mit der Ausmalung des Schlosses in Dahlen beauftragt: hier fand er auch während des Krieges Zuflucht. Ihm eröffnet Winckelmann seine Lage: Oeser bietet ihm sogleich ein Zimmer in seiner Wohnung an; er pflegte Pensionäre, die sich für die Malerei ausbilden wollten, zu sich zu nehmen.

So wohnt Winckelmann denn seit dem ersten December 1754 für drittehalb Thaler in einem Stübchen des vierten Stockes in der damaligen Großen Frauengasse; im Frühjahr des folgenden Jahres zog er mit Oeser nach Neustadt-Dresden. Hier, in einem Hause, das dem Lippertschen schräg gegenüber lag, hat er seine „Gedanken über die Nachahmung" geschrieben. —*)

Dies Jahr in Dresden ist das entscheidendste in Winckelmanns Leben.

Die Stimmung, in der er ankam, war Resignation: eine Folge der Abspannung nach den heftigen Willens- und Gemüthsaufregungen der vorhergegangenen Tage. In der Weichmüthigkeit der Krankheit sehnte er sich zuweilen nach dem Tode; es gab Stunden, wo er rief, „Mein Gott, ich wollte gerne sterben, mit großer Wollust der Seele; soweit habe ich es in der That und Wahrheit gebracht!" (17. September 1754.) Aber in der bitteren Schale der Resignation war die köstliche Frucht der Gemüthsruhe 335
verschlossen: „Gott weiß, ich bin zur Zufriedenheit gelangt, die mir kein

*) Das erste Haus gehörte dem Stall-Posamentier Joh. Gottlieb Rietzschel; es ist das fünfstöckige Haus No. 17 der jetzigen Galeriestraße, mit der Inschrift: „Ps. 118: Es ist gut, auf den Herrn vertrauen." Das zweite Haus gehörte dem Dr. jur. und Rechtsconsulenten Joh. Christoph Richter; es ist das dreistöckige Haus mit Dachstübchen No. 17 der Königsstraße. (Aus urkundlichen Mittheilungen der Herren Dietrich und A. Heinsius in Dresden.)

menschlicher Zufall rauben soll noch kann." (29. December.) Der Gedanken an die Zukunft entschlug er sich: „Ich will meinem Schicksal freie Hand lassen." Zum ersten Male genoß er nun die Freiheit; lebte mit Leuten nach seinem Geschmack; trat mit der Gegenwart in lebendige Berührung: mit vollen Segeln überläßt er sich dem Strom, der ihn hinausträgt ins hohe Meer der Kunst.

Unter denen die ihn kannten, war schon zu seinen Lebzeiten kein Zweifel, daß in diesem Jahre die Einwirkungen stattgefunden hatten, die seinem späteren Thun und Denken die Richtung gaben. „Ohne die Verzögerung in Dresden", sagten sie, „wäre er nichts als ein Antiquar geworden." Er kam an, noch zwischen neuerer Geschichte und griechischer Philologie unschlüssig, sein höchstes Lebensziel ein bescheidenes Pädagogenthum. Er ging mit der Kunstwissenschaft als Lebensberuf.

So reichen Gewinn fand er hier, daß er sich gar nicht beeilte, nach Rom aufzubrechen. Er werde seine Sache gar nicht heftig treiben, er wolle sie mit demjenigen kalten Blute den schleichenden und kriechenden Ton gehen lassen, den sie jetzt habe — schrieb er im März 1755. „Ich bekenne", heißt es sogar, „ich gedenke zuweilen mit Widerwillen an Rom." (12. Juli 1754.) —

Archinto hatte versprochen, ihn dem Kurprinzen zu empfehlen, dem unser Freund schon damals nicht unbekannt war; eine Informatorstelle bei des Kurprinzen Söhnen, hoffte er selbst, werde ihm nach einem Aufenthalt in Rom nicht entgehen.

Friedrich Christian (1722—1763), der älteste Sohn Augusts III., war ein wohlwollender, sanfter und freundlicher Mann. Er hat kaum drittehalb Monate regiert, aber diese kurze Zeit war ein Balsam für das schwergeprüfte Land: damals wurde der Anfang gemacht, die unter den vorigen Regierungen geschlagenen Wunden zu heilen. Er hatte mit seinen Erziehern, dem Grafen von Wackerbarth-Salmour und dem Herrn von Racknitz, mehrere Jahre in Rom, Venedig und Neapel gelebt. Hier hatte er den Grund gelegt zu dem Münz- und Antiquitäten-Cabinet, für das er einen Antiquarius (mit sechshundert Thalern) besoldete. Algarotti war es es eine Zeit lang: jetzt hatte die Stelle sein Reisebegleiter, der Hofrath Dr. Johann Gottfried Richter. Winckelmann verspottet ihn als einen Pedanten: „er kennt das Alterthum am Geruch; er weiß wieviel Knoten an der Keule des Hercules gewesen sind, wieviel des Nestor Becher nach dem heutigen Maße enthalten", u. dgl. Reiske wurde nach Dresden berufen, um Richter die arabischen Münzen des Cabinets zu erklären.

336 Da der Kurprinz auch die griechische Litteratur schätzte, so durfte Winckelmann viel eher darauf rechnen, bei ihm zur Geltung zu kommen, als bei dem Könige, dessen Geschmack ganz modern war, und wo ihm Heinecken im Wege

stand. Aber damals wagte er nicht, vor einem Fürsten zu erscheinen (s. S. 303); er ist dem Kurprinzen nie vorgestellt worden.

Geistig bedeutender war die Kurprinzessin Maria Antonia, eine bayrische Prinzeß (geb. 1724, vermählt 1747 † 1780). Ihre Erscheinung war keineswegs blendend: blatternarbig, „die größte und robusteste Dame in Dresden", männlich in ihren Gewohnheiten und Erholungen, verwegen bis zur Etourderie, sodaß sie nur durch stets wiederholte Wunder schweren Verletzungen und dem Tode zu entgehen schien. Aber sie bezauberte durch die fesselloſe Lebhaftigkeit und den Geist ihrer Unterhaltung.

Algarotti schildert dem Abate Pasquini in Siena voller Bewunderung diese deutsche Prinzessin, die italienische Verse mache, mit denen keine Verse italienischer Fürstinnen den Vergleich aushalten; sie sei erschienen zu zeigen, daß auch unsere Zeit ihre Vittoria Colonna und Veronica Gambara habe, eine Tochter Apollo's, die dem Parnaß mehr Ehre mache als die neun Musen zusammen. An sie schrieb Friedrich der Große (7. Januar 1766): Je ne vois qu' une personne en Saxe à la quelle j'ai voué mon admiration, il n' y a que Vous, madame, tout le reste ne m'est rien. Er unterhielt mit ihr eine Correspondenz, sie besuchte ihn 1769 und 1770 in Potsdam.*) Sie dichtete in italienischer und französischer Sprache; Porpora und Hasse waren ihre Lehrer in Gesang und Composition gewesen. Der Musiker Charles Burney, der Vater der Verfasserin der Cecily, hörte sie 1772 zu Nymphenburg: er fand, bei schwacher Stimme, einen edlen Stil, in der Weise der großen Sänger der besten Zeiten. Sie dichtete und componirte zwei Opern, Talestri Regina delle Amazoni und Il trionfo della fedeltà, nach dem Vorbilde Metastasios und Hasses; ihr Oratorium, La conversione di S. Agostino componirte Hasse und führte es am Ostersonnabend 1750 in der Hofkirche auf. Sie war auch die Gönnerin von Raphael Mengs, schützte die Kunstwerke während des Krieges und hatte großen Antheil an der Gründung der Akademie, dem Geschenk der kurzen Regierung ihres Gatten.

Es giebt auch ein Heft in französischer Sprache, „die Grundsätze christlicher Moral", das sie ihrem Sohne Anton dictirte.

---

*) Protégez les (arts) toujours, madame, la gloire que ces arts donnent, est préférable à la plus illustre naissance, comme au plus haut degré d'élévation où les hommes puissent monter. Les aimer, les protéger et les cultiver comme V. A. R., c'est avoir acquis un mérite personnel; le seul que l'on estime et que l'on révère dans les princes. So schrieb Friedrich II. an sie, den 10. Sept. 1767.

337 **Der Leibarzt Bianconi**

Die Beziehungen Winckelmanns zu dem kurprinzlichen Hofe beschränkten sich jedoch auf den Oberhofmeister Wackerbarth und den Hofrath und Leibarzt Bianconi. Dieser war es, dessen Fürsorge Archinto seinen Neophyten speciell ans Herz gelegt hatte.

Winckelmann war kaum in Dresden eingezogen, als Bianconi bei ihm vorsprach. „Er fragte mich, vermuthlich im Namen des Prinzen, womit man mir dienen könne; er habe keine Ordre, sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen, sondern nur zu vernehmen, was ich verlangte. Nichts! war meine Antwort; ich gebrauche nichts. Die Antwort schien ihm sehr etrange und unerwartet." Aber der Italiener war genug Diplomat, um nicht empfindlich zu sein: er hatte sich schon ausgesonnen, wie er Winckelmann für seine Zwecke benutzen wollte.

Giovan Lodovico Bianconi (1717—1781) stammte aus einer alten Veroneser Familie, die im XIV. Jahrhundert von Karl IV. in den Adelsstand erhoben worden war. Vielseitig gebildet, geistreich und witzig, von elegantem Benehmen, der feinste Intrigant, ging er früh über die Alpen, um an deutschen Höfen das Glück zu suchen. Nach einer kurzen Stellung am Darmstädtischen Hofe kam er auf eine Empfehlung Benedicts XIV. zu August III., der ihn in den Grafenstand erhob und dann zu seinem Ministerresidenten in Rom machte. In dieser Stellung besorgte er mehrere Antikenankäufe für den sächsischen und preußischen Hof: die Sammlung Polignac z. B., der Grundstock des Berliner Antikencabinets, wurde durch seine Vermittelung erworben. Sonst aber hatte er volle Muße für seine gelehrten Arbeiten. „Bianconi, dem sein wichtiges Ministerium", schreibt Winckelmann den 15. August 1766 an Stosch, „Zeit gönnt, außer Rom zu sein, so lange es ihm gefällt, pflegt den ganzen Sommer in Siena bei Ihrer alten Freundin, der Chigi, zu sein."

Bianconi strebte auch nach gelehrten Lorbeern, durch die Herausgabe medicinischer Schriftsteller des Alterthums. Er war mit einer Ausgabe des Celsus beschäftigt, die durch seinen Tod vereitelt wurde; nur seine Briefe über diesen Arzt an Tiraboschi sind veröffentlicht worden.

Mit solchen Plänen trug er sich schon in Dresden; und hier kam ihm Winckelmann gelegen. Der Italiener durchstöberte alle Bibliotheken nach griechischen Handschriften; da er die Sprache nicht genug verstand, so mußte er mit fremdem Kalbe pflügen: dies schien ihm leicht in Deutschland, wo man mit griechischer Gelehrsamkeit zu verhungern pflegte. Er hatte in Italien
338 ein griechisches Manuscript des Aelius Promotus copiren lassen; nun sollte Reiske die unleserliche und äußerst fehlerhafte Abschrift für den Druck umschreiben. Dieser Sprachgelehrte fand bald, daß das Werk, als bloße Com-

pilation aus schon gedruckten Ärzten, keiner Beachtung werth sei und brachte Bianconi von seinem Plane ab.

Hören wir nun, was er Winckelmann zugedacht hatte.

„Sobald ich nach Dresden kam", schreibt dieser den 29. December 1754, „adressirte ich mich an den Hofrath Bianconi; ich war alle Abende ein Mitglied einer artigen Assemblée in seinem Hause, woraus alle Pedanten in Dresden verbannt sind. Ich schätzte mich glücklich, in einem Hause einen freien Zutritt zu haben, wo man allein in ganz Dresden eine artige Gesellschaft gewiß trifft, und wo alle Fremden introducirt werden. (Diese Gesellschaft hieß der Tarocchino; zur ihr gehörten P. Olivieri, Migliavacca, Canale, Gesner, Clodius u. a.) Ich soupirte sehr oft bei ihm, selbviert mit dem Sänger Annibali, der der Ordinaire ist. Ich nahm dergleichen Höflichkeiten an, weil ich sah, daß man es ungern sah, wenn ich vor dem Abendessen, nebst der übrigen Gesellschaft, meinen Abschied nahm. Ich glaubte, ich würde ihm dafür nützlich sein können, da er mich bat, ihn zu instruiren und ihm behilflich zu sein, seine Studien, welche er einige Jahre habe ruhen lassen, wieder hervorzusuchen. Diese Höflichkeiten aber hatten ein ganz anderes Absehen. Er kam mir schon den zweiten Tag mit einem Antrag, ihm zu Gefallen (so war sein Ausdruck) eine neue Übersetzung vom Pindar und von dessen Scholiasten, welche noch gar nicht übersetzt sind, zu machen. Ich glaubte nicht, daß es sein Ernst war, und stellte ihm dieses Unternehmen in ein mehreres Licht, und er ging davon ab. Sogleich hatte er ein ander Project, das viel wichtiger, weitläufiger und auf meiner Seite gefährlicher war. Dieses bestand in der Verfertigung einer neuen Übersetzung von dem griechischen Arzt Dioscorides, welches, weil Du ihn nicht kennst, ein Folioband von vier Finger Dicke ist. Alle Ausgaben davon sind gemacht ohne Collation des berühmten griechischen Codicis von 1200 bis 1300 Jahren in der Wiener Bibliothek. Diese Übersetzung sollte von Wort zu Wort gemacht werden, damit er aus derselben hernach eine zierliche Umschreibung entwerfen könnte, weil er kein Griechisch versteht. Ich suchte anfänglich Ausflüchte und schob, da dieses nichts verfangen wollte, bei einem so feinen Kopf, die Sache in die Länge, weil ich glaubte, er wäre mir nothwendig zu Erreichung meiner Absichten. Er machte mir tausend angenehme Promessen. Weil er wohl einsah, daß es eine Arbeit sei, welche diesen Winter nicht konnte geendet werden, und ich allezeit darauf bestand, auf Ostern nach Rom zu gehen: so fing er an, mir viel Schwierigkeiten zu zeigen, die ich in Rom finden würde, und drehte das Ding so wunderbar herum, bis er mir endlich entdeckte, daß er wünsche, mich bei sich zu behalten, mir eine kleine Pension zu verschaffen, um dieses Werk zu endigen, und die Reise nach Wien zu thun, daselbst die Collation des Codex, die Ergänzung der theils mangelhaften, theils dunklen Stellen 339
anzustellen, ein gewisses Werk, welches unedirt daselbst ist und hierzu gehört,

zu copiren, und endlich die gehörigen Anmerkungen und Indices auszuarbeiten, welches eine Arbeit zum wenigsten von zwei Jahren würde gewesen sein, wenn ich den ganzen Tag gearbeitet hätte. Er ist willens, eine Reise nach Italien zu thun, und diese Reise sollte bis zur Vollendung dieses Werkes aufgeschoben bleiben.

„Er ließ mir keine Ruhe, ich mußte den Anfang machen; ich merkte aber, daß er mich bloß zu nutzen suchte, und machte mich los davon. Er schien nicht sehr empfindlich zu sein und glaubte noch immer, mich zu seinen Absichten zu bewegen. Von dieser Zeit an ging ich seltener zu ihm und schlug alle seine Offerten aus; und um Ruhe zu haben, verwies ich alles auf die mündliche Entscheidung des Beichtvaters. Man rechnete von da an bis zur Rückkunft des Hofes fünf Wochen. Ich dächte, fing er an, wir suchten auch diese fünf Wochen zu nutzen. Warum nicht, war meine Antwort. Gut, sagte er, Sie sind so gütig und fangen eine Übersetzung an, welche Sie binnen dieser Zeit endigen können. Er kam mit einer elenden und mangelhaften Brochure Moschions, eines griechischen Arztes, de morbis mulierum. Er schickte mir das Buch auf meine Stube noch um elf Uhr des Nachts. Ich schickte es ihm zurück und ging nicht wieder zu ihm."

Die kaiserliche Bibliothek zu Wien besitzt zwei kostbare illustrirte Handschriften des griechischen Arztes und Botanikers Dioskorides, wovon die eine durch den Reisenden Busbeq zu Constantinopel für Maximilian II. erworben wurde. Sie ist im fünften Jahrhundert prachtvoll geschrieben worden für Juliana Ancia, die Tochter des Flavius Anicius Onybrius und der Placidia, Tochter Valentinians III. Die andere stammt aus dem Kloster San Giovanni di Carbonaria zu Neapel.

Die andere „Brochure" ist eine spätere griechische Übersetzung einer lateinischen Schrift in Fragen und Antworten über die Frauenkrankheiten, von Moschion, einem Arzte aus der Schule der sogenannten Methodiker. Auch von dieser aus 152 Capiteln bestehenden Schrift besitzt die Wiener Bibliothek eine gute Handschrift, die bei der Ausgabe von Dewez (1793) zu Grunde gelegt wurde.

„Ich sah", schreibt Winckelmann, „daß man mich als einen Menschen ansah, den man nützen müßte. Man suchte mich endlich gar zu bereden, hier zu bleiben. . . . Wenn Du wüßtest, was man mit mir in Dresden für Wege genommen, um mir die Reise nach Italien schwer, ja unmöglich zu machen, und wie man mir alle Hoffnung zu einer Versorgung in Dresden abgesprochen, um mich allein zu Privatabsichten zu gebrauchen, Du würdest dich wundern. . . . Es macht mir der Mann die feinsten Tours, dergleichen mir niemals in meinem Leben vorgelegt worden, um mich hier zu behalten; ich mache sie aber alle unfruchtbar durch mein angenommenes Phlegma." Der Leibarzt verspricht
340 ihm eine Pension, Wohnung und Tisch, wenn er bleibe; er wollte das Geld

wahrscheinlich vom Prinzen auswirken, aber die Quelle nicht wissen lassen. Er sollte ihm versprechen, nicht eher wegzugehen, als bis ihm eine Stelle an der Vaticana ausgemacht sei, wegen der er an Archinto geschrieben habe.

„Es war nicht fein genug angefangen, mich zu verleiten. Ich weiß nicht, ich muß gewissen Leuten gar ein Esel erscheinen. Dieses Commerce ist also aufgehoben und abgebrochen, sollte es auch mein größter Schade sein."

So sehr Winckelmann Recht hatte, seine Freiheit sich zu wahren, so kann man doch für Bianconi mildernde Umstände geltend machen. Denn was war der Zweck dieser Reise? wofür schien er besser ausgerüstet, als für solche philologische Arbeiten? Auch Reiske rühmt bei der eben erwähnten Gelegenheit, „daß dieser brave Mann ihm viel Liebe erwiesen und durch seine Empfehlung zu seiner Beförderung in Leipzig ein Gutes beigetragen habe." Als man Winckelmann nachher besser kennen lernte, zog man auch andere Saiten auf. Er sollte nun von Italien aus Beiträge senden für die Kunstunterhaltung des kurprinzlichen Hofes. „Den Winter will er, daß ich nach Neapel gehen soll, wozu ich alle nöthigen Adressen von hier mitnehme, um die dortigen neuen Decouverten zu besehen und davon zu referiren." Hierzu war Winckelmann anfangs gern bereit; er will Bianconis Absichten nicht entgegen sein, — „denn er ist mein Mann, er ist für mich, und ich scheine für ihn gemacht." In etwas anderem Lichte erscheint das Verhältniß auch in Winckelmanns zahlreichen Briefen an Bianconi selbst, die 1873 von der königl. Bibliothek zu Berlin erworben wurden. Winckelmann war Hausfreund, er läßt sich immer der Frau Rath und dem Töchterchen Frizel empfehlen. „Tout le monde", schreibt er den 2. Juni 1756 aus Rom, „que je connois, sait par ma bouche combien je Vous dois et combien je suis glorifié de Votre amitié." *) In Bologna wohnte er im Bianconischen Hause. Bianconi hatte ihn dem Leibarzte des Papstes empfohlen; Winckelmann richtete sich in seinen persönlichen Beziehungen nach seinem Rathe, er nennt sich persuasissimo della sua padronanza. Als er vom Verkaufe der Bianconischen Bibliothek hört, in Folge des Krieges, schildert er, wie wehmüthig es ihm sei, die Räume sich leer vorzustellen, „die einst meine Zuflucht waren, wo ich glücklich war schon durch die Gegenwart des Freundes." Ein Mann von seinem Charakter verdiene eine feste, ewige Freundschaft.

Bianconi kannte die bildenden Künste und beschäftigte sich mit antiquarischen Untersuchungen, z. B. über die circensischen Spiele; auch für das Leben Ovids und Petrarcas, für eine Abhandlung über die Vulgärsprache

*) Je Vous ai fait voir l'intérieur de mon âme, mes foiblesses et mes folies persuadé que je me confidis à un homme doné d'une âme faite pour l'amitié la plus grande vertu humaine. Vous m'en avés été plus estimable que par l'esprit universel et par ce génie heureux et second que j'ai admiré en vous. Augsburg 10. Oct. 1755.

zu Augustus Zeit machte er Adversarien. Er schrieb einen lebhaften und pikanten Stil.

So hören wir ihn in Bottaris Künstlerbriefen (appendice al VII. vol.) die schwerfälligen Malerleben seiner Landsleute verspotten (vgl. S. 297 f.); er meinte, die meisten dieser der Ewigkeit übergebenen Künstler (wie z. B. die in Crespis Fortsetzung des Malvasia) sollten der Cloaca maxima des Abecedario pittorico aufbehalten werden; das sei die ihrer würdige Bestattung. Nur die Namen sollten in der Geschichte leben, deren Werke das Leben verdienen.

Noch kaustischer griff er die elenden Akademiker seiner Zeit an, z. B. die Bologneser Unsterblichen, die heruntergekommen waren zu Fabrikanten der Ersatzgemälde für die Pfarreien und Brüderschaften, die ihre Originale heimlich verschacherten. Gleichwohl legten diese Helden ihren Schülern nur ihre eigenen Zeichnungen vor. Er ruft ihnen zu: „Statt, Folget mir nach! solltet Ihr zu Euren Schülern sagen, Weichet von mir, folget Raphael und Lionardo nach; nehmt die schönen und leichten Formen der Griechen zum Vorbilde, die uns die Vorsehung in Basreliefen und Statuen erhalten hat;
341 macht nicht, daß Euch Benedict XIV. vergebens Gypse nach Bologna schickt:

— vos exemplaria graeca
nocturna versate manu, versate diurna.

Die Marmore mögen Euch die schöne Form, den Umriß, die Leichtigkeit (agilità) lehren, aber nicht ihre steinerne Natur. Das Nackte ist der Meister des Meisters. Die Stiche sind wie getrocknete Pflanzen."

„Wer hat je", ruft er, „wahrere Köpfe gesehen, als die, die vor dreihundert Jahren in der Kirche del Carmine von Florenz der wundersame Jüngling Masaccio malte, und die wir zum großen Schaden der Malerei vor ein paar Wochen in einem thränenwerthen Brande untergehen sahen." —

Auch gegen den Plan mit Herculaneum aber wurde Winckelmann in Rom verstimmt: „die Welschen in Dresden hielten mich für dumm, und sie haben sich betrogen . . . Ich sollte ohne Anstand nach Neapel gehen und an allen Posttagen an den Grafen Wackerbarth und an den Welschen, seinen Partisan schreiben, und ein anderer hätte mit meinem Kalbe gepflügt. Ich würde ein großer Narr gewesen sein." —

Winckelmann gedachte nun, vor der Hand ganz der Kunst zu leben. Er trat in einen Kreis, der andere Richtungen verfolgte, als die der tonangebenden Stellen, aber in der nächsten Generation drangen sie durch. In diesem Kreise war die Produktivität gering, Kenntniß und Kritik vorherrschend. Ob man die Stellen anschlug, wo die Quellen des Lebens verborgen waren, ist die Frage: gewiß ist, daß man gegenüber einer ausgelebten Kunstroutine das Verlangen hatte, wieder frei von Manier, dem Sinn für Schönheit, Natur

und Alterthum nachzuleben. Mehr oder weniger lebhaft regte sich die Verstimmung, der Zweifel am Modernen, gelehrte und nachbildende Theilnahme an der Antike, in der sich zuletzt alle Hoffnungen auf Erneuerung sammelten.

In seinem vierten Stocke in der Großen Frauengasse machte sich Winckelmann eine ganz neue Tagesordnung nach seinem Sinne. Von sechs bis elf Uhr studirt er, dann kommt der Gang auf die Gallerie oder auf die Bibliothek im Zwinger; von zwölf bis zwei Uhr ißt er im „Speisehause" zu Mittag, sofort wird eine kleine Promenade über die Brücke nach der Neustadt gemacht. Erst um sieben Uhr verläßt er wieder das Haus, um bei dem Italiener Sala eine halbe Kanne rothen Wein zu trinken; vor zwölf geht er selten zu Bette. Seine Gesundheit stellt sich rasch wieder her.

Der schon vor zwei Jahren ausgesprochene Vorsatz, seine Kenntniß der Malerei durch fertige Zeichnung gründlicher zu machen, wurde jetzt ausgeführt. „Ich habe", schreibt er den 19. December, „angefangen, sub auspiciis Oeseri zu zeichnen." Die erste Berührung mit den Wundern der Malerei, das Zu- 342
sehen in den Ateliers, die Aufregung des ersten nachahmenden Verkehrs mit Werken der zeichnenden Künste, hatte auch bei Winckelmann den täuschenden Glauben erweckt, daß er ein geborener Maler sei. Wie Goethe hielt er das anfühlende Vergnügen für Talent: doch fand er bald, daß die Kopfarbeit die Beweglichkeit der hervorbringenden Phantasie fast immer zerstört habe: „hätte ich noch das Feuer oder vielmehr die Munterkeit, die ich durch ein heftiges Studiren verloren, ich würde weiter in der Kunst gehen" (6. Januar 1753).

Es kommen hier und da bei Sammlern Blätter vor, meist zu der veröffentlichten und zu der geplanten Abtheilung der Monumenti gehörig, die von Walther mit „Winckelmann delineavit" bezeichnet sind. Als der Verleger dasselbe bei Vignetten seiner gedruckten Sachen gethan hatte, protestirte Winckelmann gegen diese „unverdiente Ehre". (30. März 1766.) Jenes sind Federzeichnungen über Bleistiftskizzen; der unsicher-kleinliche Zug der Linien hat allerdings etwas Dilettantisches. Allein die Zeichnungen für die zwei ersten Bände waren „alle" von Casanova; für den dritten unterhielt er auf seine Kosten einen Zeichner; er selbst zeichne nur, was er entfernt von Rom finde, und wenn er keinen Maler bei sich habe; — „doch bin ich wenigstens ein entscheidender Richter über die Zeichnung."

Zum Zeichnen aber wurden (so erzählt der Maler G. W. Geyser, ein Enkel der Tochter Oesers) zu Winckelmanns Verdruß, der die von seinem lebenslustigen Freunde Volksfesten und anderen Belustigungen geopferte Zeit lieber für sich in Anspruch genommen hätte, nur die frühesten Morgenstunden angewandt, während Mittag und Abend gewöhnlich unterrichtenden Gesprächen gewidmet war.

Bei diesem Zusammenleben unter einem Dache, bei dieser Doppeljüngerschaft in Theorie und Praxis mit vorläufiger Unterordnung unter das über-

legene Können und Wissen des gleichalterigen Genossen, war es ein Wunder, wenn Winckelmann Oesers Wesen ganz in sich walten ließ, als sei Oesers Geist der heilige Geist der Kunst selbst? Winckelmann war ja stets geneigt, die Freundschaft pythagoräisch als unbeschränkte Gemeinschaft im geistigen und leiblichen Sinn zu fassen. „Herr Oeser", schreibt er den 29. December 1754, „ist hier mein einziger Freund und wird es bleiben."

Allerdings war Oeser ein Lehrer, der alle, die ihm nahe traten, vornehme und geringe, die ersten Geister der Nation und die kleinen Handwerker, auf merkwürdige Weise für seine Ideen einzunehmen verstand, und zwar während er jeden vollkommen gewähren ließ.

343 Durch diese Gabe ist Oeser allein unsterblich geworden. Wer würde heute noch etwas von Oeser wissen, wenn sein Name nicht in der Jugendgeschichte großer Deutschen geschrieben stände, die er das Glück hatte, in die Kunst einzuweihen! Das muß kein gewöhnlicher Mensch gewesen sein, von dessen Lehren Goethe mit Enthusiasmus spricht, dem Seume Verse voll der wärmsten Verehrung nachsendet, von dessen Kunstgedanken und Kunstgrillen Winckelmanns erste Schrift ganz angefüllt war. Und so war Oeser zu allen Zeiten: in wie verschiedenen Jahren seines Lebens lernten ihn Winckelmann, Goethe, Seume kennen!

Adam Friedrich Oeser

war geboren zu Preßburg am 18. Februar 1717, von protestantischen Eltern. Er verlor seinen Vater, der ein Pelzhändler war und aus Obersachsen stammte, im ersten Lebensjahre: nie hat er die blos mütterliche Erziehung verleugnet. Man hatte den Knaben einem Zuckerbäcker übergeben, aber seine Lust am Zeichnen erwachte: er kauft sich für seine Ersparnisse Kupferstiche zum Nachzeichnen; man nimmt ihn aus der Lehre und übergiebt ihn einem elenden Maler Kamauf. Hier hält er zwei Jahre aus; dann geht er nach Wien auf die Akademie. Aber war es Noth oder Unstetigkeit: bald nachher zieht er wieder in der Umgegend Preßburgs umher, auf Landgütern ungarischer Edeln mit Wandmalereien beschäftigt.

Er hört von einer Preisaufgabe der Akademie; er kann dem Trieb nicht widerstehen, einen Versuch zu wagen; er schickt „das Opfer Abrahams" ein, mit wenig Hoffnung, obwohl er am festgesetzten Tage im Gebäude der Akademie sich einfindet und in einem Nebenzimmer des Ausganges harrt. Wie groß ist seine Überraschung, als plötzlich in der Ferne Pauken und Trompeten erschallen, und er in seinem schlichten Rock und ungepuderten Haar in den großen Saal geholt wird, um angesichts der geputzten und frisirten elf Mitbewerber die goldene Medaille eingehändigt zu bekommen. Seine Freude war freilich von kurzer Dauer. Als bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Festmahl die Medaille herumgereicht wurde und verschwand,

entspann sich ein heftiger Streit, in dem Oeser einen Messerstich erhielt, der durch die Behandlung des von seinen Neidern bestochenen Chirurgen beinahe lebensgefährlich wurde; die Narbe behielt er bis an seinen Tod.

Aber Oeser war jetzt bekannt geworden: die Wiener Akademie nahm sich 344
seiner an. Er lernte die Ölmalerei bei dem Direktor Jakob van Schüppen und bei Daniel Gran, dem Urheber des allegorischen Kuppelgemäldes der Wiener Bibliothek. In der Schmelzmalerei unterrichtete ihn Martin von Meytens, ein vielgereister, weltgewandter und liebenswürdiger Künstler, der beständig gegen das deutsche Mißtrauen in die eigene Kraft und gegen die Demuth vor reichen und anmaßenden Kunstdiktatoren eiferte. Fast keine Manier ließ Oeser unversucht: er malte in Pastell und Guasch und führte eine leichte Radirnadel. Die Baukunst und Perspective lernte er bei Francesco Galli, genannt Bibiena, dem er seine Architekturstücke mit Figuren staffirte, und seine Skizzen ausführte.

Am innigsten aber war seine Verbindung mit Georg Raphael Donner (1692—1741), der ihn in die Modellirkunst und Marmortechnik einführte und zum Dank dafür von ihm mit der Führung von Pinsel und Palette bekannt gemacht wurde. Dieser bescheidene Bildhauer, der Sohn eines Zimmermannes zu Eßlingen im Marchfeld, hatte in seiner Jugend umsonst gegen die hochfahrenden Italiener aufzukommen gesucht, zu der Zeit, als das Projekt der plastisch reichgeschmückten Fassade der Karlskirche in Wien (1715—1723) eine allgemeine Bewerbung unter den österreichischen Bildhauern hervorrief. Der Fürstprimas Emerich Esterhazy zu Preßburg hatte ihn dann zehn Jahre beschäftigt; er schenkte ihm einen Marmorsteinbruch und baute ihm ein Gußhaus. Die stattlichen Werke Donners (er goß eine colossale Reiterstatue des h. Martin für die Preßburger Kirche) brachten ihm zuletzt die Anerkennung in der Kaiserstadt: hier schuf er in den letzten Jahren vor seinem Tode sein Meisterwerk, den Brunnen auf dem Neuen Markt mit den Fische haltenden Kindern und den vier niederösterreichischen Flüssen, und die Gruppe Perseus und Andromeda für das alte Rathhaus.

Donner liebte die Antike, soweit er sie kannte; es wird erzählt, daß er die Büste des Pyrrhus nicht sehen konnte, ohne sie mit Thränen in den Augen zu küssen. Es giebt von ihm noch eine Nachbildung der Statue des sterbenden Galliers; er hatte die Alterthümer, soweit sie in den Bereich des Bildhauers fallen (das „Costüm") studirt; er liebte Raphael, wie die Annahme seines Namens beweist.

Die mehr schöne und geschmackvolle, als energische und kühne Natur Donners enthielt nicht den Stoff zum Reformator der Bildnerei; aber sein Sinn für malerische Anordnung, die zarte Naturwahrheit, die er im Nackten erreichte, eine kindliche Anmuth, ein anspruchsloses Wesen machen seine Werke zu den erfreulicheren [illegible]

Charakteristisch war ihm die Vorliebe für das Weiche. „Unter seinem Meißel", sagt Hagedorn, „erweichte sich der Marmor." Daher seine vielen
345 Werke in Bleiguß, wegen des weichen Tones dieses Metalls. Winckelmann nennt ihn unter den neueren Bildhauern, die in zärtlichen jugendlichen Körpern, wie Michelangelo und Schlüter in glykonischen Gliedern, die Alten erreicht haben sollen. So versicherte ihm Oeser: „von Donner weiß ich aus Oesers Munde, was ich weiß; denn ich bin nicht in Wien gewesen." Doch befanden sich in Dresden zwei malerisch behandelte Medaillons in Halbrelief aus der Sammlung Eugens, Büsten Apolls und der Diana. —

Im Jahr 1739 erhielt Oeser einen Ruf nach Dresden. Silvestre zog ihn an sich heran und leitete ihn zur Frescomalerei. Ein Ruf nach Rußland unter den glänzendsten Bedingungen und mit außergewöhnlichen Freiheiten, den ihm Graf Bestucheff verschaffte, wurde durch den Tod der Kaiserin Anna zu nichte. Schon in Österreich hatte ihn der unzeitige Tod seines Gönners, des Erzbischofs von Preßburg, Grafen Khevenhüller, um die Reise nach Italien gebracht.

Die Dresdener Jahre rechnete er zu den glücklichsten seines Lebens. Er verheirathete sich (1745) mit Rosina Elisabeth Hoburg; zwei Söhne aus dieser Ehe überlebte er; eine Tochter heirathete den Kupferstecher Geyser, die andere, Friederike, war die Freundin Goethes, der ihr noch von Frankfurt aus so warme Briefe schrieb.

Aber erst als Director der Leipziger Akademie entwickelte Oeser eine ausgedehnte Wirksamkeit. Er starb am 18. März 1799.

Nicht blos Winckelmann nennt Oeser einen Mann von dem größten Talent; nicht blos die Propyläen erklären ihn für einen der begabtesten Menschen des Jahrhunderts, „der auf die Stufe, wohin er gelangt ist, wie spielend, aus freier Kunst der Natur stieg, die mütterlich freigebig, das Füllhorn ihrer Gaben über diesen Liebling ausgeschüttet habe"; — auch Giovanni Casanova, ein Akademiker vom reinsten Wasser, dessen Stil und Lehrweise der Oeserschen schnurstracks entgegenlag, fand (1769) in seinen Werken den geborenen Maler von umfassendem Geist und vertraut mit allem, was den Künstler macht. Auch Chodowiecki glaubte, man müsse dem Mann ansehen, daß er Genie habe. Wieland fand in ihm (1770) „die Einfalt, welche das wahre Genie begleitet, eine schöne Seele und ein treffliches Herz."

Oeser verleugnete als Maler nie die Wiener Akademie. Aus der nordischen Kunst machte er sich wenig, nur in Geldbedrängniß hat er etwas nach Rembrandt oder Eeckhout radirt. Die dortige Malerschule der damaligen Zeit war eine Pflanzung der Italiener, deren Weise sie mit der dem Österreicher eigenen Leichtigkeit der Verschmelzung mit fremder Sinnesart und Praxis sich angeeignet hatte. Diese Daniel Gran und Wenzel Lorenz Reiner

— der deutsche Giordano —, diese Martin Knoller und Paul Troger, 346
Strudl und Unterberger gaben den Italienern zum Theil wenig nach in der virtuosen Technik großer Decken- und Kuppelmaschinen, in geistreich-rascher und optisch gutgeordneter Ausfüllung großer Flächen mit dichtgedrängten Gruppen voll rauschender Bewegung und lebhafter Lichter. Aber auch sie rechneten nur auf die Sinne, auf den ersten Anblick und von fern: der Seele sagten sie nichts.

Die Oberflächlichkeit dieser schon im Verfall begriffenen Summe von Darstellungsmitteln wurde nun bei Oeser, in Folge seines flüchtigen Wesens, vollends zum schattenhaft Unbestimmten. Dies Nebulistische ging durch alle Theile seiner Kunst, Contour, Charakteristik, Ausdruck, Beleuchtung, Colorit. „Seine besten und ausgeführtesten Arbeiten, sagen die Propyläen, haben noch zuviel Schwebendes, Unbestimmtes, zu leichten Sinn und halb aufgelöste Gestalten." In seinen Köpfen fand Chodowiecki großen Sinn, aber keine Physiognomie, nichts Individuelles; es sei nur der Gedanke eines Gesichtes; seine Männer erschienen Goethe meist wie Lazzaroni. Hier ist eine Hand, die auch etwa eine Fischflosse vorstellen könnte; ein neugebornes Kind gleicht einer geöffneten Auster; braune Schattenflecke sollen für Augen gelten. „Sein Colorit", sagt Winckelmann, „ist nicht reif genug"; ein hell grauer und grünlicher Ton war ihm zur Manier geworden; er herrschte in Fleisch, Luft und Wolken; die dunkeln Fleischtöne waren violett, die stärksten braunroth.

Oeser hatte einen Überfluß von Gedanken und Motiven, aber kein Künstler hat sich eine naivere Vernachlässigung dessen erlaubt, was dem Gedanken Körper giebt. Einige seiner Zeichnungen können als der zunächst an das Nichts grenzende Grad von Abbreviatur der Erscheinung bezeichnet werden. Rumohr nannte ihn deshalb „den grauenhaftesten und leichenähnlichsten Manieristen."

Oeser selbst sagte, Sachsen habe ihn als Maler verdorben. Er fürchte sich, gesteht er, die Welt mit mittelmäßigen Gemälden zu beschweren: die Kunst, in Öl zu malen, habe er noch nicht gefunden (1763). Er wünschte keine Aufträge: so unzufrieden war er mit sich, daß er seine Versuche gar nicht mehr sehen mochte und noch weniger anderen zeigen. In drei Jahren solle alles fertig sein, versicherte er Chodowiecki; aber dieser zweifelte sehr daran, weil er noch gar nichts Fertiges von ihm gesehen habe. Und doch war die Ölmalerei sein Lieblingszweig, der auch seine Hauptwerke, die Gemälde aus dem Neuen Testamente in der Nicolaikirche zu Leipzig angehören. Aber ihm war nicht wohl bei allen Werken, die Bestimmtheit und Vollendung verlangen.

Obwohl er sich in allen Gattungen und Spielarten der bildenden Künste versuchte: in keiner einzigen brachte er es zur Beherrschung der Technik. Die

Einen, wie Casanova, schrieben dies seinem Wanderleben zu; Andere seiner
347 Bequemlichkeit: Winckelmann nennt ihn faul.

Damit hing auch zusammen seine Liebe zur Allegorie, bei der die für den Maler bequemere, für den Betrachter aber um so beschwerlichere Erfindung des Verstandes das Hauptgeschäft ist, und das Sinnlich-Körperliche zur Nebensache wird; seine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, einen Nebengedanken erweckenden. Daher gaben seine Werke nach Goethe immer etwas zu sinnen und wurden vollständig erst durch einen Begriff, da sie es der Kunst und der Ausführung nach nicht sein konnten. Das Plafondgemälde des ehemaligen Leipziger Konzertsaales existirt nur noch in der Beschreibung seines Verehrers Kreuchauff: ein grausiger Knäuel allegorischer Spitzfindigkeiten. Oeser sagte, „die größte Pflicht des Künstlers sei, für den Verstand und für das feine Gefühl zu arbeiten."

Daher seine Bereitwilligkeit, statt unabhängiger und durch sich selbst vollständiger Werke, Vignetten und Illustrationen zu zeichnen, bei denen das Interesse der Dichtung dem unzureichenden künstlerischen Gehalt nachhilft, seine Neigung, „etwas gelegentlich zu einem gewissen Zweck und Gebrauch zu verfertigen."

Daher war er auch nicht zu stolz, Malereien für fürstliche Exsequien, Interimsbilder für die Altäre der Hofkirche herzustellen, bis die Mengsischen fertig würden. Als Hagedorn bei der Gründung der Akademie eine Musterung der vorhandenen Kräfte anstellte, wies er Oeser als sein spezifisches Talent das Theater an: seine Stärke sei nicht sowohl die Staffelei, als die Dekorationsmalerei. Im letzten Karneval vor dem Einfall der Preußen (1756) arbeitete er mit dem klassicistischen Servandoni an der Oper Olimpiade. Noch sieht man in und um Leipzig seine Wolkenplafonds, besät mit schattenhaften Genien und Amoretten.

Aber am behaglichsten fühlte er sich, wenn er nur „anzugeben" hatte. Als der mehrerwähnte Berliner Kupferstecher mit ihm die Kunstsehenswürdigkeiten Leipzigs sah, hieß es bei der Frage nach dem Meister alle Augenblicke: „Ich hab's so'n Bißl angegeben." Wenn er an den Hof in Weimar kam, wie es in den Jahren 1776 bis 1785 oft der Fall war, pflegte er bei Ankäufen und Entwürfen Rath zu ertheilen; er leistete den Weimarer Kunstfreunden ähnliche Dienste, wie später der nüchterne Heinrich Meyer. Bei den Anlagen Tiefurts und des Parkes war seine Hand im Spiel. „Der
348 Alte", schreibt Goethe, „hatte den ganzen Tag etwas zu kramen, anzugeben, zu verändern, zu zeichnen, zu deuten, zu besprechen, zu lehren, so daß keine Minute leer war. Die Herzogin Amalie war sehr vergnügt, wenn er da war." Wenn Goethe und Karl August nach Leipzig zur Messe kamen, verfehlten sie nicht, den jovialen Nestor der sächsischen Kunst, „den stillen Künstler von Weltmannsklugheit", wie ihn Goethe nennt, aufzusuchen.

Oeser war an der Universität ganz an seinem Platz: er war ein besserer Lehrer für junge Männer, die zeichnen lernen, um Auge und Urtheil zu bilden, als für künftige Künstler: er ließ seinen Zöglingen zu viel den Zügel schießen.

„Seine Zeichnung", sagt Goethe, „war zu unbestimmt, als daß sie mich, der ich an den Gegenständen der Kunst und Natur auch nur hindämmerte, hätte zu einer strengen und entschiedenen Ausübung anleiten sollen. Von Gesichtern und Körpern selbst überlieferte er uns mehr die Ansichten, als die Formen, mehr die Geberden, als die Proportionen. Die Mängel seiner Schüler, die er recht gut sah, rügte er nicht direkt, sondern deutete Lob und Tadel indirekt sehr lakonisch an."

So „träumte er sein Leben in einer bequemen Vielgeschäftigkeit hin."

Der Geschmack am Einfachen, Naiven, Sanften war in seiner Natur begründet. Alles Überspannte und Aufgeregte, alles Gezierte und Barocke war seinem schlichten deutschen Sinn zuwider; überall suchte er das Gefällige, das Sinnige, das Humoristische. Er bedurfte keines „superlunarischen Aufschwunges" (wie Goethe an ihm lobt); freilich mochte er sich auch nicht durch jene Zusammenfassung und Anspannung aufregen lassen, die bei großen Schöpfungen unvermeidlich ist. Mit dieser gleichmäßigen Heiterkeit der Stimmung, mit dieser ungetrübten Laune im Umgang, unverdüstert durch Unglück und Noth (gegen die er oft zu kämpfen hatte), brachte er sein Leben mit ungeschwächter Geisteskraft und unverdunkelten Sinnen bis ins zweiundachtzigste Jahr.

Jeder Künstler malt nach Leonardo sich selbst. Etwas von seinem liebenswürdigen Wesen entdeckt man doch in den Produkten seines Pinsels. Dies erklärt den unbegreiflichen Beifall, den sie zu ihrer Zeit fanden. „Er ist geschmückt, heißt es in den Propyläen, mit einer unschuldigen Grazie, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete (die in allem herrschte, was er that und hervorbrachte und copirte), ja selbst im höchsten Alter ihm noch treu und hold geblieben ist. Er zeigt uns Kinder, anmuthig und naiv, wie 349
sie Correggio gedacht und empfunden, junge Mädchen mit der sanften, liebreizenden Weiblichkeit von Albanos Nymphen und freundliche Gegenden in Auroras Purpur getaucht und mit der Abendröthe Gluth übergossen. Selbst das Unbestimmte scheint aus einer natürlichen, aber nicht gebildeten Anlage zum sanften Harmonischen entstanden zu sein."

Reiner und deutlicher als in seinen Werken, trat Oesers Art in seinen Lehren hervor. „Er ist ein Mann", sagt Winckelmann, „der einen großen, fertigen Verstand hat." In den von Otto Jahn und Hirzel veröffentlichten Briefen Goethes an Leipziger Freunde ist uns der frische Eindruck des Oeserschen Unterrichts auf den jugendlichen Dichter erhalten.

„Oeser drang in unsere Seele, und man mußte keine haben, um ihn nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben." Er habe ihm den Weg zum Schönen gezeigt und sein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht: „Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntniß, meine Einsicht, habe ich die nicht alle durch Sie?" Wiederholt bekennt er, ihm das Gefühl des Ideals zu danken: „er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille . . . daß nichts wahr, als was einfältig ist." Und selbst noch in jener Ferne, aus der Goethe Dichtung und Wahrheit seines Lebens aufzeichnete, erinnert er sich anerkennend, wie Oeser ihnen unablässig das Evangelium des Schönen, mehr noch des Geschmackvollen und Angenehmen überliefert habe; wie das Erste was er empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt war in allem was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind.

Später war Goethe der Ansicht, „daß von allem Litterarischen, ja selbst von der Poesie zu den bildenden Künsten überzugehen, schwer, ja fast unmöglich sei." Damals schienen ihm die Aufschlüsse Oesers auch für die Dichtkunst von unschätzbarer Bedeutung. „Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsal des Weltweisen und des Kritikers."

Oeser hatte die Gabe, die Schönheit eines Gemäldes, seine eigenartigen Züge lebhaft fühlbar zu machen. Am liebsten theilte er seine Ansichten mit, indem er kunstgeschichtliche Exempel sprechen ließ. Sein Lieblingsmaler war wunderlicher Weise der Venezianer Giulio Carpioni (1611—1674), dessen Werke er „als ein Beispiel des Einfachen oder Sanften, welches in der Kunst so selten anzutreffen", seinen Schülern vorlegte. „Denn Carpioni hat in seinen Linien den Grazien zu opfern verstanden, und ich wüßte keinen, bei dem man diesen so seltenen Vorzug in solchem Reichthum und Fülle antreffe. Mir soll Carpioni stets zum Beweise dienen, daß alle Aktionen, die in der Natur nicht lange dauern, in der Kunst ein gleiches Schicksal haben."

Carpioni, ein Schüler Alessandro Varotaris, lieferte nur kleinere Tafelbilder; „er malte, sagt Lanzi, Bacchanale, Träume, Launen, Gesichte und Fabeln mit Geist und Farbenreiz." Während in solchen Bacchanalen andere (nach Oeser) „nur ganz rohe und unbändige Menschen in einer geräuschvollen ausschweifenden Lebensart schilderten, bildete Carpioni die heitere Ruhe und sanfte Freude des allerersten Zeitalters ab, wo die Menschen, zwar in Einfalt und ohne Sitten, aber auch in unerkünstelter Gutheit, die Freuden des Lebens genossen und mittheilten."

Ein Blatt nach Tintoretto dagegen pflegte Oeser jungen Leuten vorzulegen, „mit denen sich plaudern und räsonniren läßt, damit sich die jugendliche Unbesonnenheit im Spiegel besehe; als Beispiel eines Meisters, der

seiner festen Manier im Zeichnen und seinem feurigen Genie alles aufopferte und sich kaum Zeit ließ, die Beschaffenheit der Handlung und den Geist der Geschichte in Erwägung zu ziehen."

Wo hätte er aber schönere Beispiele finden können, als in der Antike? „Die Statuen und größeren Bildwerke der Alten bleiben Grund und Gipfel aller Kunstkenntniß." Wegen ihrer Seltenheit in Original und Abguß empfahl er die Lippertschen Gemmenabdrücke, „in welchen der Alten faßliches Verdienst, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zusammenstellung, geschmackvolle Behandlung auffallender und begreiflicher werden." Er machte seine Schüler mit dem gelehrten Christ bekannt; Hagedorn rühmt, daß er mit der Sorgfalt eines Poussin und Lebrun das Costüm der Antike erforsche, und Winckelmann bezeugt ihm, daß er wisse, soviel man außer Italien wissen könne.

In Ruhe und Einfalt fand er auch das höchste Geheimniß der christlichen Kunst, der Versinnlichung des Göttlichen. Guido Reni habe in dem Christuskopf des Schwalbeschen Cabinets in Hamburg „das der Kunst mögliche in der Darstellung der Vereinigung der Gottheit mit Menschheit" erreicht. „Die stille Größe in allen Zügen, das ruhig weisheitsvolle Auge, der zum Sprechen bereit scheinende Mund, die edle Einfalt des über die Schulter herabwallenden Haars, mit anderen über die Beschreibung erhabenen Gesichtszügen, mögen hier als eine schwache Schilderung des Eindrucks stehen, den dieses Bild auf Auge und Empfindung jedes Menschen machen muß."

Wie ganz war Oeser nun in seinem Element, als er im Jahre 1764 351
nach Leipzig an die Spitze der Akademie berufen ward! Hier gab es täglich Anlässe, sich in alle erdenklichen Beziehungen des Kunstbetriebs einzumischen, hier waltete er unumschränkt; wir wissen von Winckelmann, „daß er von niemand Vorstellungen annahm."

Einige Jahrzehnte lang beherrschte er das Kunstleben Leipzigs völlig; er malte Kirchen, Salons und Theatervorhänge; erzog Maler, Kupferstecher und Bildhauer; sein Universitätsunterricht wurde so beliebt und berühmt, daß man sich (nach Hagedorn) seit Menschengedenken keines solchen Zulaufes an der Hochschule erinnerte. Silberarbeiter und Schlosser, der Blumenzeichner bei der Kattunfabrik in Torgau und der Hofconditor, kurz alle Handwerker, deren Gegenstände mit der Zeichenkunst sich berührten, verlangten Unterricht bei ihm. Die Verdrängung des Rokokogeschmacks aus Sachsen ist hauptsächlich Oeser zu verdanken: man hoffte, durch ihn das Übergewicht der französischen Industrie zu beseitigen. Und das alles erreichte er bei der äußersten Unzulänglichkeit der Gelder, des Kunstvorraths, der Räumlichkeiten. Goethe sagt, der Fleiß sei seinem Alter vorbehalten gewesen.

Uns freilich erscheint in allen den architektonischen, plastischen, malerischen

Werken, die unter seiner Leitung entstanden, mehr das Zurückweichen des Gespreizten und Gezierten, mehr die Abkühlung des falschen Feuers, als ein neues Leben.

In seinen Gemälden tauchen allerdings griechische Profile auf: auch Chodowiecki fand in seinen Figuren eine Idee von schöner Natur, aber ohne alle Präcision; in seinen Gewändern einen antiken Wurf, aber weder antike, noch wahre Falten.

Oeser war ein Mann, der in seinem schillernden Wesen ganz als Erzeugniß und Bild jener Übergangszeit erscheint, in der zerfallende Tradition des Alten und nebelhafte Wünsche eines Neuen sich durchkreuzten, ohne daß eine Kraft erschienen wäre, die durch Thaten das Neue gezeigt hätte. Niemand war zu solchen Thaten weniger geeignet, als Oeser. Er schwebt und schwankt in der Zwischenregion zwischen Künstler und Dilettant: vielgeschäftig und träge, voll Erfindungen und ohne schöpferische Kraft, ein alles leicht ergreifendes Talent und Unfähigkeit zur Meisterschaft in irgendetwas, voll Gefühl für das Echte und Wahre, und ganz in Manier befangen.

Er repräsentirt uns die Zeit, wo Lehre und Kritik, zumal in Deutsch-
352 land, der Production voraneilte, die noch nicht aus den alten Geleisen herauskonnte; wo der Überdruß an dem derbstofflichen Naturalismus, die Ernüchterung nach dem Rausch des Barockstils, den Irrthum erzeugte, als ob Leben und Natur mit ihrer Formenbestimmtheit, Individualität, Farbenfülle der Kunst entgegen sei; als ob Harmonie durch Abdämpfung aller Farben hinter dem Schleier eines matten Tones, Schönheit durch die flaue Unbestimmtheit einer wallenden Linie, das Ideal durch Abglättung und Abspülung des Charakteristischen, Grazie und Würde durch Herabstimmung der natürlichen Geberden- und Mienensprache zu bekommen sei; kurz als ob man den Kunststil durch eine Art Verdünnungsverfahren der Natur erlange.

Indem Männer wie Oeser, statt durch inniges Schauen in die Natur, Eröffnung der Quellen und Pflege echter Eigenthümlichkeit einen neuen Anfang zu suchen, blos durch Geschmack und Gefühl (die stets unproductiv sind) das Bessere herbeiführen wollten: indem sie sich nicht zu der Selbstverleugnung der Arbeit zusammenzufassen vermochten, durch die der Künstler allein die Fähigkeit erlangt, seinen Gedanken die Gegenständlichkeit zu geben, die das Kunstwerk vom Dilettantenversuch unterscheidet: so brachten sie es nur zu einem schattenhaften Gemisch von Resten der hinschwindenden Überlieferung der Vergangenheit, durch die, wie durch einen Nebel, einige Lineamente angeborenen Sinnes für Schönheit und Wahrheit, und einige Erinnerungen an edle Vorbilder durchschienen.

Oeser steht in seiner Zeit nicht allein. Der Verfall der Technik, das

Übergewicht der Reflexion und des ästhetischen Studiums brachte ähnliche Künstler hervor. Zu ihnen gehört der Berliner Maler Bernhard Rode (1725—1797) und der Schotte Francis Cunningham († 1795). Doch ist Oefer beiden an Schönheitssinn überlegen. — Aber auch die neue Zeit begann mit Skizzisten, wie Flaxman, und mit bloßen Zeichnern, wie Carstens; und manche Maler hielten es noch später für Ernst, wenn sie nicht über das frugalste Maß in der Versinnlichung ihrer Visionen hinausgingen.

Christian Ludwig von Hagedorn

Zu derselben Zeit machte Winckelmann die Bekanntschaft eines Mannes, der von allen Dresdner Kunstmännern die vielseitigste Bildung besaß. Einige Jahre später erhielt er die Leitung der sämtlichen sächsischen Kunstanstalten. Ohne Zweifel gab es in Sachsen niemand, der in der Befähigung 353
für eine solche Stellung mit Hagedorn verglichen werden konnte.

Zwischen ihm und Winckelmann bildete sich ein achtungsvolles Freundschaftsverhältniß. Dieser mußte ihm versprechen, von Rom aus zu schreiben, und zwar „mit aller Freiheit." In seinen sieben Briefen redet ihn Winckelmann seinen theuersten Freund an. In Dresden sah er noch hinauf an Hagedorns reifem und durchdachtem Wissen in der Malerei, er nannte dessen ersten Versuch, die Lettre à un amateur de la peinture avec des éclaircissemens historiques sur un cabinet etc., 1755, ein Werk, welches mit so vieler Weisheit als Einsicht in dem Feinsten der Kunst abgefaßt ist, (Sendschreiben I, S. 159) und in einem Briefe gar ein Werk, wie in allen Zeiten keins über die Kunst geschrieben worden. Dahinter steht: er hat mir die Ehre angethan, meine Schrift zu allegiren. Später schreibt er: „Hagedorn hat eine große Kenntniß in der Malerei, welche er sich zu Wien, Düsseldorf, München und Dresden erworben hat. Es muß aber seine Kenntniß theils mangelhaft, theils nicht völlig richtig sein, weil er Italien selbst nicht gesehen hat." Auch das mißfiel ihm, daß er den Franzosen à tort à travers Weihrauch streue und de Piles für ein Orakel halte, den Watelet „kriechend" infallibel nenne.

Hagedorn seinerseits erkannte die Bedeutung Winckelmanns lange vor dem Erscheinen seines Hauptwerks, von dem er öffentlich aussprach, mit welchem Verlangen er es erwarte, als das Werk eines Mannes, „der nun mit kennendem Auge an der Quelle des Schönen sitze." In Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung" fand er den Kunstrichter, der das Edle und Wohlanständige im Ausdruck nach dem Geschmack der Alten so scharf sucht, als reizend lehrt." Dies waren keine leeren Complimente, da Hagedorn seine Bedenken (z. B. in Betreff der Allegorie und der Geberde des Haarausraufens) nicht verschwieg.

Hagedorn (1713—1780) war ein Sohn des dänischen Conferenz- und Staatsraths Hans Stats von Hagedorn, ein jüngerer Bruder des Dichters. Im neunten Lebensjahre verlor er den Vater, der eben einen großen Theil seines Vermögens eingebüßt hatte. Seine Mutter, die mit Talent malte, leitete die Erziehung. Nach der Universitätszeit begab er sich (1736) in kursächsische Dienste und erhielt in der Folge Sendungen an mehrere Höfe, vorzüglich aber an den kurrheinischen.

Auch Hagedorn hatte sich in Dresden eine Gemäldesammlung angelegt; er studirte die ausländischen Kunstbücher mit deutscher Gründlichkeit durch und versuchte selbst, nach Art der damaligen Sammler und Liebhaber, vorzüglich der französischen (wie Caylus) die Radirnadel und den Pinsel. Er gab „Versuche in geätzten Blättern" heraus, Charakterköpfe und Landschaften,
354 radirt mit einer „flüchtigen und geschwinden Hand", die Heinecken mit Hohn übergoß, während er selbst sie bescheiden „Kleinigkeiten sonder Ansprüche nannte, Freunden und vielleicht der Vergessenheit geschenkt."

Seine Geschmacksrichtung war durchaus nordisch, landschaftlich, bürgerlich, ja, soweit es damals möglich war, deutsch-national. In siebzehn Jahren hatte er zweihundertundfünfundzwanzig Ölgemälde zusammengebracht, meist von lebenden Künstlern auf seine eigene Bestellung gearbeitet. Dieses in dem angeführten Briefe beschriebene Cabinet ist später für 8000 Ducaten nach Kopenhagen verkauft worden. Er wollte, statt die altberühmten Namen zu suchen, deren Klang die Sammler in Wallung versetzt, vielmehr die Liebhaber alter Zeiten nachahmen, die die Lebenden beschäftigten, deren Stücke jetzo antiques heißen. Er wollte statt der Bilderhändler lieber rechtschaffene Künstler bereichern, (wie Orient, Brand, Querfurt und dgl.), auch ohne Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil.

Während er gestand, von den welschen historischen Originalen am wenigsten zu verstehen, rieth er einer der ersten, die alten deutschen Meister besser kennen zu lernen und spottete über die Liebhaber, „welche das Schöne blos da sehen wollen, wo man das allgemeine Lob nur nachlallen kann." Er wünschte den Johann van Eyck, Holbein und Cranach ihre Stelle in einer Geschichte des Colorits; das Grabmal Friedrichs des Weisen in Wittenberg von Peter Vischer „mache ein Fach in der deutschen Kunstgeschichte"; er erinnerte die Italomanen an Aldegrevers gründliche und männliche Zeichnung, an Georg Penz' Beziehungen zu Raphaels Schule u. a. Er verfaßte eine Schutzschrift für Dürer gegen die Angriffe Hogarths.

Hagedorn war damals gerade mit der Ausführung eines lange gehegten Planes beschäftigt. Er wollte die von den Franzosen ausgebildete Theorie der Malerei auf deutschen Boden verpflanzen und mit seinen Originaleinfällen verweben. Seine „Betrachtungen über die Malerei" erschienen, nach

vorheriger Mittheilung in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, im Jahre 1762 in zwei Bändchen.

Ein Werk, das noch immer lesbar ist und noch höher im Werth steigt, wenn man erwägt, daß es der erste deutsche Versuch auf diesem Felde war, daß sein Verfasser (der überdies das Französische besser schrieb, als das Deutsche), die Sprache des Faches sich erst schaffen mußte. Bei etwas beschränktem Kunstsinn macht er sich ein universelles Geschmacksurtheil zur Richtschnur, bei geringer geistiger Originalität hat er doch fast keinen Kunstgedanken der Zukunft unberührt gelassen. Mühsam mußte er sich diese 355
Rundung, Eleganz und Kürze erringen, wie seine weitschweifigen und oft bis zur Sinnlosigkeit verworrenen Briefe und seine angeblich ebenso weitschweifige Unterhaltung beweisen. „Er spricht sehr viel, sagt Winckelmann, und ich wünsche, daß diese Gabe nicht in dieser seiner Arbeit zu merken sein möge." Dieses Werk machte die Gelehrten mit den Vorstellungskreisen der Ateliers und der Gallerien, die Künstler mit den Begriffen der Ästhetik vertraut.

„Kein Wort ist darin vergebens", schreibt Lippert; „Sprache und Sache stehen ihm zu Gebote, der Ausdruck ist dem Inhalte angemessen. Daß sie alle Künstler, die nicht blos ums Brot arbeiten und einen edleren Ehrgeiz besitzen, mit rechtem Hunger lesen werden, daran wollen wir gar nicht zweifeln."

Selbst Lessing schämte sich nicht, Gedanken Hagedorns aufzunehmen. Das bekannte Wort des Prinzen in Emilia Galotti, „daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt", stammt vielleicht aus Hagedorns Betrachtungen (S. 593. 617): „lebhafte Empfindungen sind selten beredt: die Verzögerung des Lobes ist vielleicht das schmeichelhafteste Lob für den Künstler."

„Hagedorn", sagt Herder in den Fragmenten zur deutschen Litteratur (1767), „hat der Göttin der Gemälde einen Altar von weißem Marmor errichtet und mit vieler Annehmlichkeit um ihn Blumen zu streuen gewußt. Das ganze Werk zeigt viel Geschmack des Künstlers, noch mehr Kenntniß des Werkmeisters und die feinste Kritik des Costüms; das Bildniß der Göttin selbst aber ist dem Fleiß, der Mühseligkeit, der Dauer nach eine echte mosaische Arbeit ... Ihr Deutschen haltet ein Werk werth, an dem der Franzose blos etwas vom Geschmack, der Britte vom Fleiß, der Welsche vom Unterricht abborgen kann: das Ganze ist Euer!"

Allerdings versetzen uns Hagedorns Belobungen sehr in die Lehrjahre deutscher Kunstkritik, und seine Bemerkungen über die großen Maler der Vergangenheit zeigen den Eklekticismus in seiner ganzen Naivetät. Er erwartet 356
die Vollendung der Malerei von einem Austausche niederländischen Farbensinnes und italienischen Formensinnes: Warum solle der frei nachahmende Künstler nicht denken können wie Leochares und malen wie Rembrandt — diesen Einfall hatte Hagedorn beim Anblicke des burlesken Ganymed in der

Gallerie zu Dresden! Ja er wünscht, Terburg und Metsu hätten uns statt holländischer Nähterinnen zuweilen eine Andromache unter ihren fleißigen Frauenzimmern gezeigt.

Dennoch ist in Hagedorns „Betrachtungen" mehr Eigenes, als man hiernach glauben möchte.

Innerhalb der selbständigeren Bestandtheile des Buches lassen sich zwei verschiedene Gruppen von Sätzen unterscheiden. In der einen erscheint er als Vorläufer der Periode der wiederbelebten Antike, in der anderen beherrscht von dem Gefühle des unauflöslichen Zusammenhanges der Kunst mit Volksthum und persönlicher Sinnesart, mit den wirthschaftlichen Bedürfnissen und den geselligen Erholungen. Das Kunstwerk versetzt uns nicht in eine abgesonderte Region der Empfindungen: es spricht uns an durch eben das, was uns im Leben das liebste ist; es ist nicht eine Zusammensetzung von mancherlei Ansätzen, es geht im Ganzen und im Einzelnen aus einem genialen Wurfe hervor, der sich stetig von der Conception auf die Ausführung verbreitet.

Leugnen läßt sich nicht, daß diese Gedankenreihe Hagedorn viel mehr am Herzen liegt, als die eklektisch-akademische oder antikisirende. Er für seine Person suchte in der Kunst viel weniger Vollkommenheit der Form, als Empfindung. Er betrachtet die Malerei, wie die Erneuerer unserer Litteratur die Poesie betrachteten, als Mittel zur Bildung des Herzens, d. h. der feineren Empfindungsfähigkeit, als Hilfe gegen die Verknöcherung und Unwahrheit, die über unseren Lebensverhältnissen lag.

Deshalb eröffnet Hagedorn seine Betrachtungen mit der Erinnerung an
357 eine Villegiatur, wo er und der Freund, an den sie gerichtet sind, „blos von Horaz und Chaulieu, Thomson und Sulzer begleitet, das unschuldige Vergnügen des Landlebens fühlten, die Natur mit Rücksicht auf den liebenswürdigen Schöpfer betrachteten und dann zu Hause in den Gemälden der Swanevelt und Thomann wiederfanden."

An solchen Orten liebte man sich von der Formensclaverei, der leeren Unruhe, der Lüge des Gesellschafts-, Hof- und Geschäftslebens zu erholen: hier fand man Ruhe, Reinheit, Innigkeit, Wahrheit, von hier aus versuchte man zuerst sich wieder zur Natur und Einfalt zurückzufinden. Das Landleben war wie am Rande eines trüben und bedeckten Horizonts ein kleiner, blauer Streifen, der aber allmählich hinaufrücken sollte.

„Die Natur selbst hat ihre Secte", sagt Hagedorn, „und von dieser bin ich zum Exempel." „Nur die Freunde der Natur sind die echten Schätzer der Kunst." —

Der Grund des Gemäldes, wie des steinernen Bildes, behauptet Hagedorn, ist ein Gedanke; aber nicht blos bei der ersten Erfindung ist der Künstler

ein Dichter und hernach ein Handwerker: die Ausführung ist eine beständig wirkende Erfindungskraft; die Begeisterung darf nie erkalten.

Nur der wird der Kälte im Ausdrucke entgehen, der einen Gegenstand malt, der mit seiner Gefühlsart einstimmig ist. „Mit allen Gaben eines Phidias würde der Künstler dessen Ideal von einem Juppiter vielleicht ebensowenig erreichen, als gewisse Künstler einem knieenden Sanct Franciscus ein gewisses Mönchswesen und eine so angenehm rührende Stellung würden haben geben können und sich in die Begeisterung versetzen, mit welcher Barocci den Heiligen gestochen hat."

Er will sich sogar den „sybaritischen Modegeschmack" der Watteau und Lancret gefallen lassen, weil wir uns so gern unter unseres Gleichen in Vergnügungen des bürgerlichen Lebens wiederfinden. Er wünscht, daß die Malerei auch ein Gegenbild der ernsthaften Komödie des Destouches und der bürgerlichen Tragödie der Diderot und Lessing (Miß Sara Sampson) finde; — was durch Greuze wirklich geschah.

Er lädt die Künstler ein, das Feld der neueren Geschichte zu betreten. Schon hat die Königin Charlotte von England das Beispiel gegeben, sie hat die marmornen Bildnisse der größten Männer ihres Volkes als die würdigste Zierde eines königlichen Lustschlosses angesehen und aufgestellt: so mögen auch bei uns tugendhafte Handlungen (er nennt Frobens Pferdetausch in der Schlacht bei Fehrbellin) aus den Händen der Kunst Belohnung empfangen, wie bei den Griechen.

In derselben Richtung lagen die Ziele, die Hagedorn in den sechzehn letzten Jahren seines Lebens als Generaldirector der Künste in Sachsen verfolgte. Die Akademie zu Dresden unter Hagedorns Leitung bezeichnet die Abkehr von der bisherigen Kunstpflege, das Einlenken zum Gemeinnützigen, zur Berücksichtigung des Landesinteresses. In seinen damaligen Gutachten 358
dringt er auf Sammlung, Ermunterung und Verwerthung der noch vorhandenen, vorzüglich der einheimischen Kräfte zur Begründung einer sächsischen Kunstschule. Er wollte aus den Trümmern des großen Bankerotts ein neues, bescheidenes, aber solides Geschäft begründen: wenn man jetzt Gemälde kaufe, so wäre das, wie wenn einer der kein Hemde hat, sich Manchetten kaufen wollte. Er befürwortet die Verbindung des Verdienstes des Künstlers mit der Nützlichkeit des Manufacturiers, die Ausbreitung des guten Geschmackes in Fabriken und Industrie. Er erkannte zuerst die Nothwendigkeit des Bundes zwischen Handwerk und Kunst, der in Griechenland und im Mittelalter durchaus bestand, aber zum Schaden beider Theile in der neueren Zeit abhanden gekommen war. —

Alles Bestrebungen, die Winckelmann stets fern blieben. Einiges aber hat Hagedorn auch gesagt, worin er als sein Gesinnungsgenosse und Vorläufer erscheint.

Die Schönheit ist auch Hagedorn geneigt, als höchsten Gesichtspunkt der Kunst gelten zu lassen. Die Schönheit verbietet dem Künstler das Häßliche, das Ekelhafte und Grausenerregende, die Mißgeburten. Das Schreckliche sei nur zulässig, wenn es mit sittlicher Größe verbunden ist. „Die Alten sind in solchen Vorstellungen sehr behutsam gegangen. Bei der Meduse wird auf geschnittenen Steinen oft das Schlangenhaar nur angedeutet, und den Zügen des Antlitzes ist die mögliche Schönheit gelassen, um vielleicht dasjenige was einige Schriftsteller aufgezeichnet haben, zu bestätigen: daß der Anblick der ausnehmenden Schönheit vielmehr als die vorgegebene Häßlichkeit, die Versteinerung des entzückten Bewunderers verursacht habe." Auch Hagedorn hält die Idealschönheit für das höchste Ziel der Kunst und will sie durch Auswahl der schönsten Theile aus der Natur gewinnen.

Für den Grundsatz der „Natur in Ruhe" führt er an, „daß der Zuschauer in einem Gemälde voller Ruhe dem Ausdrucke der vorgestellten Leidenschaften, wie einer angenehmen Symphonie, stiller folgen könne, als wenn das Getümmel der Gegenstände den Sinn zerstreue." „Je größer die höhere Macht ist, desto geringer bleibt die Anstrengung äußerer Stärke, als der niederen Gewalt": er nennt den Juppiter des Phidias und den heiligen Michael des Raphael und des Guido. Er billigt Annibalis Beschränkung der Figurenzahl historischer Gemälde auf neun, weil Stille und Majestät nothwendige Stücke seien, einem Gemälde Schönheit zu geben.

Er unterschied zuerst den Begriff der Anmuth bestimmt von dem der Schönheit. „Die Richtigkeit bringt das Gute nur an die Grenze der Schönheit; die ausgewählteste Zusammenstimmung der Gliedmaßen, die idealen Proportionen, der große und edle Schwung der Linien (der allerdings den
359 Meister zeigt) würden doch nur einen schönen Körper ohne Seele geben. Der Reiz würde fehlen, die Anmuth, welche dem allen noch die Krone aufsetzen muß. Die Anmuth aber, diese Seele der Kunst, ist eben jene Ungezwungenheit in der Zusammenschickung der Theile, die uns glauben macht, wir sähen die freiwirkende Natur selbst; die belebende Leichtigkeit, welche auf der von der Seele gelenkten Bewegung beruht. Die Zusammenstimmung der Seelenbewegungen verleiht der körperlichen Schönheit Anmuth und Würde."

Hagedorn wünscht, daß jede Gallerie eine redende Geschichte der Kunst sei; in ihr müsse für jede Schule, wie in einer Bibliothek für jedes Fach gesorgt werden. So sollen z. B. an den Werken der Mantegna, Perugino, Michelangelo, Raphael die Stufen der Zeichnung in ihrem Wachsthum, und an Lanfranco soll ihr Verfall zu bemerken sein. Eine ähnliche Stufenreihe für die Geschichte des Colorits soll bezeichnet werden durch Cosimo Roselli und seine Tändelei mit bunten Farben; durch den unverdrossenen und übertriebenen Fleiß des Bellini, der zu Härte und Trockenheit führt; durch Giorgiones durchdringenden Blick in die Natur und in das Innere der

Kunst, seinen Farbenschmelz und seine urbildmäßige Freiheit; durch Tizian endlich, dessen stiller Geist der Natur bedachtsam und sanft folgte, der die Natur und die Vollkommenheit erreichte.

Daß die Charakteristiken der Landschaftsmaler die Glanzstellen des Hagedornschen Buchs seien, fand die damalige Kritik gleich heraus. „Es sind nicht etwa trockene Beschreibungen, heißt es in der Bibliothek der schönen Wissenschaften: er führt uns an ihre Staffelei, ja er begleitet sie auf ihren Studiengängen in die Morgenröthe und in die Einöden; seine Charaktere werden nach wirklichen Gemälden gezeichnet; er wird ein Dichter; er malt sie uns mit solchen Farben, daß man sich oft selbst in den glücklichen Gegenden zu finden glaubt; wir sehen, wir hören, wir fühlen." Hagedorn fühlte, daß die Beschreibung der Gemälde durch Zerlegung nach dem herkömmlichen Schematismus und mittels Begriffe dem Gehalt des Kunstwerkes nicht gerecht werde. Er suchte dem Gerippe der allgemeinen Züge durch farbenreiche Ansichten ihrer Hauptmotive Fleisch und Blut zu geben, indem er uns ein ideales, aus den Zügen vieler Gemälde gewonnenes repräsentatives Gemälde schildert.

Alle Verdienste und Schwächen Hagedorns wurzelten in seiner edlen friedfertigen, humanen Persönlichkeit. Er war an seinem Platze hier, wo es galt, die übrig gebliebenen Kräfte zu sammeln und das Abreißen des Fadens der Überlieferung zu verhüten. Mehr war freilich mit den Casanova Hutin, und wie die Dichter der Akademie hießen, nicht zu erreichen. Ein Reformator war er nicht. Jene freundliche Weitherzigkeit, die auch den ver- 360
steckteſten Rest von Verdienst liebevoll aufsucht, die es für Pflicht des Kunstrichters hält, „nie seine besondere Neigung über sein Urtheil herrschen zu lassen"; die jeder Manier Gerechtigkeit widerfahren lassen, jedes Werk an sich selbst messen will und nur vor dem ausschließenden Geschmack eine Abneigung hat; jene humane Milde, die auf einem sorgfältig gepflegten Sinn für Nüancen ruht und keinen Tadel aussprechen mag, ohne ihm etwas Rühmliches nachzuschicken; jenes Mißtrauen gegen den Geist des Systems, dem stets die Mannigfaltigkeit des großen Reiches der Kunst entgegengehalten wird, wo die widerstreitenden Principien (die ja sämtlich in der Bibel der Kunst ihre Belegstellen haben) neutralisirt oder in einer künstlichen Formel vereinigt werden: dies alles ist nicht der Geisteshabitus des Reformators.

Wenigstens ein Zug aus seinem Leben mag hier erzählt werden. Nach der Beschießung von Dresden im Jahre 1760 (so erzählt Christian Felix Weiße in seiner Selbstbiographie, 1806) sammelte er unter seinen Freunden in Hamburg, Lübeck, Bremen und sonst Collecten für die ruinirten Einwohner, ging dann alle Tage unter den Ruinen der zerstörten Stadt herum und theilte nach Beschaffenheit der Umstände Almosen, besonders unter den verarmten Künstlern und Handwerkern aus; und dies zu 361

einer Zeit, wo er durch Suspension der Auszahlung seines Gehalts oft in großer Verlegenheit war. Für diese und ähnliche Handlungen nannte ihn Winckelmann „einen würdigen Patrioten, der ein ewiges Andenken verdiene, und den er beneide, weil er nimmermehr an dessen Höhe reichen könne." „Über dem Portale des Rathhauses von Dresden sollte sein Brustbild mit der Unterschrift Inexsuperabilis gesetzt werden. Alles, was ihm der Hof geben kann, ist viel zu gering; das ganze Land sollte ihm opfern. Ich weine vor Inbrunst gegen ihn. Er sei gebenedeit in Ewigkeit!" (10. Februar 1764.)

Er starb am 24. Januar 1780, nachdem er zuletzt erblindet war. „Sein Grab", sagt Klotz, „wird noch der späte Enkel, der den Tag, dessen Morgenröthe unsere Augen vergnügt, im heitersten Lichte sehen wird, dankbar mit Blumen bestreuen und sein Angedenken segnen."

Philipp Daniel Lippert*)

In Dresden lebte damals ein Mann, der weder Künstler, noch Gelehrter von Fach, sondern ganz etwas für sich war. Oeser, Hagedorn u. a. waren aus den modernen Kunstzuständen hervorgewachsen; Lippert lebte nur im Alterthum: seine innere und äußere Existenz hatte er auf die geschnittenen Steine gegründet. Als ihn Winckelmann kennen lernte (s. Brief vom 18. März 1763), stand er im Anfang der fünfziger und war Zeichenmeister bei den königlichen Pagen (seit 1739); sonst bekümmerte sich die Brühlsche Verwaltung nicht um ihn, obwohl er der erste, ja der einzige Kenner alter Kunst in Dresden war. Aber kein Liebhaber kam hierher, ohne seinen dritten Stock zu ersteigen. Wie viele Personen von Stand, die er für sein Werk zu interessiren gewußt, lieferten ihm aus allen Ländern Europas Beiträge!

Als man Winckelmann im Jahre 1768 in Wien Lipperts Werk zeigte, hatte er „Alles gebilligt", den Verfasser gegenüber dem sächsischen Residenten einen seiner alten besten Freunde genannt, den er von Herzen liebe und hochschätze, und wenn er übers Jahr wiederkäme, in Dresden besuchen wolle. Beide waren Schicksalsgenossen; in noch höherem Grade hatte Lippert eherne Ausdauer, unverwüstliche Heiterkeit, philosophische Unabhängigkeit als Mitgabe für seinen Lebensweg bekommen.

362 Es scheint zuweilen, als ob die, so neue Bahnen finden sollen, indem sie sonst getrennte Bildungselemente verknüpfen, durch Geburt und

*) Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften 32, S. 22—37. Briefe Lipperts in der Hagedornschen und Klotzischen Briefsammlung und im Dresdener Archiv; ein handschriftlicher Aufsatz einst im Besitz Rudolph Weigels. Böttiger in der Hall. Allg. Lit. Zeitg. 1808. No. 59.

Lebensgang von den befahrenen Gleisen ferngehalten, genöthigt werden müßten, ihre eigenen Wege zu suchen.

Lippert (geb. zu Meißen den 29. September 1702, gest. zu Dresden 28. März 1785), hatte sich aus der tiefsten Armuth durch eigenen Entschluß und nach selbstgemachten Plänen heraufgearbeitet. Sein Vater, der Oberälteste der Beutlerinnung, starb, als das Söhnchen ein halbes Jahr alt war, vor Gram, nachdem er sich durch eine im Krieg mit Karl XII. übernommene Lederlieferung ruinirt hatte. Die Mutter mußte den fähigen und aufgeweckten Jungen, der gern in der Schule bleiben wollte, einem Schneider in die Lehre geben; zwar machte man einen zweiten Versuch mit der Schule, als ihm der Druck jener Arbeit eine schleichende Krankheit zuzog; aber es war nicht durchzusetzen; so schickte man ihn denn mit Rücksicht auf seinen wenig kräftigen Körper (auch sein Gehör war schwach) zu einem Gevatter Glasermeister in Pirna. Als siebzehnjähriger Geselle in Dresden fand er endlich Gelegenheit, seinen Heißhunger nach Büchern zu befriedigen. Er wird Schreiber bei einem Doktor, der ihm Bücher leiht und Stunden verschafft. Er besucht die Zeichenschule Fehlings, denn ihn dürstet in gleicher Weise nach Wissenschaft und Kunst. Dann sucht er Beschäftigung bei der Porzellanmanufaktur in Meißen, unterwirft sich mit Selbstüberwindung der dreijährigen Lehrlingsschaft. Auf den Rath einiger Lehrer der Fürstenschule eröffnet er selbst eine Zeichenschule. Der Hauptmann Krubsacius zieht ihn zu bei der Aufnahme des Mühlheimer Lagers (1730), das August der Starke durch ein stattliches Kupferwerk der Nachwelt überliefern wollte. Derselbe Gönner verschaffte ihm Stunden bei dem Artilleriecorps: der General von Bodt gedachte ihn bei der von ihm projectirten Bau- und Ingenieur-Akademie als Zeichenmeister anzustellen. Er erhielt (1738) wirklich eine solche Stelle am Hauptzeughaus.

Um diese Zeit sah Lippert zufällig bei dem Hofrath von Wengler einige Pasten geschnittener Steine. Die Schönheit des Stils und der Arbeit überrascht und entzückt ihn; der Bewunderung folgt ein unwiderstehlicher Sammeltrieb, der von Stund an sein ganzes Leben ausfüllt und gestaltet.

Die Alterthumsmuseen hatten einst mit den Münzen und Gemmen begonnen. Das waren die Reste alter Kunst, die selbst im Mittelalter 363
nie ganz untertauchten. Zum ersten Male wurden Daktyliotheken angelegt im Zeitalter Lorenzos de' Medici, nachdem schon Petrarca gesammelt hatte; noch viel eifriger aber hat man in den Tagen des vorigen Jahrhunderts nach alten Edelsteinen gesucht. Nie sind so ungeheuere Preise gezahlt worden, nie so viele Stücke ans Tageslicht gekommen, nie ist die Technik und Nachahmung der Antike weiter getrieben worden. Die Steinschneider der Renaissance, die Giovanni delle Corniuole und Pietro Maria da Pescia wurden übertroffen durch einen Flavio Sirletti, der antike Sta t im Tiefschnitt nachbildete;

durch Lorenz Natter († 1763), von dem Lippert sagt, „daß er sich unter allen dem Stil der Alten am meisten genähert und sogar die verschiedenen Arten des Schnittes der alten Meister mit geringen Unterschieden meistens getroffen habe." Im Jahre 1750 zählte Mariette einundzwanzig große Sammlungen in Italien, elf in Frankreich, in England, Deutschland und den Niederlanden vierzehn. Einen neuen Anstoß zu den um die Mitte des Jahrhunderts besonders dichtgedrängten Publicationen der Dattyliotheken gab das Unternehmen des Mariette selbst, das seit dem Anfang der dreißiger Jahre angekündigt und vorbereitet war. Angeregt war es durch die Marquise von Pompadour, die selbst in Pastell malte, eine Folge von dreiundsechzig Blättern nach den Werken des Graveurs Jacques Guay radirte, und sogar selbst in Stein schnitt, wie ein von ihr signirter Achatonyx im Pariser Cabinet (Nr. 358) bezeugt. Es ist ein geflügelter Genius der Tonkunst mit der Flöte, nach Boucher (1752).

Nach Dresden war mit den antiken Statuen auch ein Gemmencabinet gekommen, das sich Brühl aneignete. Der Kurprinz, die Grafen Wackerbarth, Vitzhum und Moszinsky sammelten. Auch einige Namen von Steinschneidern sind uns aufbehalten, unter denen Hübner nach Lippert „den Alten ziemlich beikam." Raphael Mengs kaufte eine Camee mit Perseus und Andromeda für den Preis von tausend Zecchinen, der dem König von Spanien zu hoch gewesen war, und schenkte sie seiner Frau in ein Armband gefaßt: Winckelmann nennt sie die schönste in der Welt.

Die Verehrer der Gemmen wußten gar manche Gründe ihrer Vorliebe aufzuzählen. Christ nannte darunter die Köstlichkeit und Farbenschönheit der Steine, die Bequemlichkeit des Beschauens, die Menge historischer, mythologischer und antiquarischer Sachen, die weder an Marmoren, noch auf Münzen zu finden sind, — sie seien „das vollkommenste Denkmal der alten Gebräuche und Künste", — vor allem aber ihre Erhaltung, denn bei der Härte der Edelsteine hätten Zeit und Zufall die Bilder, ihre Glätte, Feinheit und Schärfe kaum schädigen können. Indessen scheint noch eine andere Ursache mit im Spiele gewesen zu sein.

364 Ist diese Gunst der Gemmen zufällig in einer Zeit, die sich an den zierlichen Sächelchen der petite poésie erfreute und mit den Gesellschaftsbildchen Watteaus, den elfenbeinernen Nymphen van der Werffs, den alten Köpfen Balthasar Denners, den Pastellen der Rosalba umgab?

Anfänglich sammelte Lippert ziemlich unkritisch: er nahm eben dankbar, was er bekam; allmählich aber schärfte sich sein Blick für Echtes und Unechtes; er erwarb sich archäologische Kenntnisse und las die Schriftsteller, deren Sprache er sich autodidaktisch erworben hatte. In ein neues Stadium trat sein Unternehmen, seit ihn die Herausgabe einer kleinen Sammlung von

Abdrücken mit einem Verzeichniß (1747) auf den Nutzen dieser Vervielfältigungen aufmerksam gemacht hatte.

Mit unermüdlicher Emsigkeit und geschäftsmännischer Umsicht schritt er vorwärts. Er verschaffte sich durch Kredit einen Fonds von sechstausendfünfhundert Thalern. Hatte er seine Hilfsmittel ausgenutzt, so veräußerte er sie mit Verlust: der Erlös einer Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen wurde der Kaufpreis für eine Anzahl Gypsabgüsse. Er arbeitete bei Tage mühselig ums Brot und zur Tilgung seiner Bücherschulden, und las des Nachts in entliehenen Büchern. So kaufte er z. B. die Gallerie Giustiniani für achtzig Thaler. Die Gesamtkosten seiner Sammlung berechnete er auf sechsundzwanzigtausend Thaler.

Kurz, Lippert hatte etwas von den Eigenschaften, durch die sonst Bürger deutscher Reichsstädte sich ein Vermögen gründeten: eine starrköpfige Zähigkeit, eine kühne aber sicher schreitende Spekulation. Nach dem Vorbild seiner armen tapferen Mutter, die mittels eines aufgefundenen Rezepts zur Färbung ranten Leders sich durchs Leben geschlagen hatte, benutzte er einige kleine chnische Entdeckungen aus seiner Glaserlehrlingschaft zur Gründung eines Geschäftes, durch das er zwar nicht reich werden sollte (er hat es nie gehofft und wurde es auch nicht), das aber allmählich einen eigenen Handelszweig vorstellte und in seinen Wirkungen einer akademischen Anstalt gleichkam. In diesem Geschäfte war er zugleich Chef, Faktor, Handarbeiter und Kaufmann. Nur seine Tochter stand ihm zur Seite; von ihr sagte er: Ich habe sie als Mann erzogen und nicht als Weib; sie unterstützt mich durch ihre Arbeit und kann alles, was ich kann.

Lippert hatte sich manche hohe Freunde erworben, obwohl er wenig 365
Lebensart und Weltklugheit besaß, und trotz seiner freien, mitunter sarkastischen und ungestümen Zunge. Aber er war ein Mann von höchster Redlichkeit und Wahrhaftigkeit; im Umgang sprühend von Leben und Humor. Durch diese Freunde nun setzte er alle Gemmencabinete Europas in Contribution. Der junge Graf von Schmettau, früher sein Hausgenosse, später dänischer Ministerresident in Madrid, mußte ihm bei seiner Reise über England Abdrücke aus den Sammlungen der Herzöge von Devonshire und Bedford, der Lords Bessborough, Northumberland u. a. verschaffen. Der Oberstallmeister von Brühl theilte ihm einige hundert in Italien gesammelte, ausgewählte Stücke mit; von Homberg, dem Leibarzt des Regenten von Orleans erhielt er andere hundert. Die Kurfürstin-Wittwe (Marie Antonie Walpurgis) schenkte ihm zwölfhundert Abdrücke in seinem Siegellack aus dem Cabinet des Großherzogs von Toscana.

Es war Lippert gelungen, aus sächsischer Talkerde mittels Hausenblase eine Masse zu bereiten, die sich vor Schwefel und Gyps, Siegellack und Wachs durch Weiße und sanften Glanz, durch die Schärfe der Abdrücke und

dauerhafte Härte auszeichnete. Die Wohlfeilheit dieser Abdrücke (die er um die Hälfte der römischen Preise gab) beförderte ihre Verbreitung: alle Welt fing an, das Alterthum nach Lipperts Pasten zu studiren. Die Abdrücke wurden in einem sauberen Schränkchen vereinigt, in Form eines Folianten, den man schließen und wie ein Buch aufstellen konnte.

Im Anfang der fünfziger Jahre dachte Lippert an eine vollständige Ausgabe seiner Sammlung; das kurprinzliche Ehepaar ermunterte und unterstützte ihn. Die Gemmen wurden nun in drei Tausende geordnet. Das frühere Verzeichniß war für Kenner unnütz, für Laien unverständlich gewesen; man rieth ihm, Christ um Hilfe zu bitten, dem Niemand die Herrschaft in diesem Reich der Wissenschaft streitig mache. „Die Catalogi, so spricht sich Lippert über dessen Antheil aus, habe ich selbst gefertigt, da ich aber kein sonderlich Latein schreibe, so habe ich mir von einem Professor aus Leizig dieselben corrigiren lassen und mir da, wo er die Sache besser kennen konnte, dessen Urtheil ausgebeten." Christ unterwarf das Verzeichniß einer kritischen Bearbeitung, gab viele neue Erklärungen und übertrug es in „künstliches Latein" (1755 f.). Vier Columnen enthielten die Angaben des Gegenstandes, des Steines, des Besitzers und die erklärenden Stellen. Den Text zum dritten Tausend besorgte Heyne (1762).

Diese Ausgabe war den Gelehrten willkommen: Jemand schlug vor, man solle zum Dank Christ, „den großen Kenner, Besitzer und Beförderer der Schönheiten auch dieser Art", mit Lippert als Janus auf einer Gemme vereinigen. Aber Lippert selbst klagte, daß seine Absicht, den Künstlern ein
366 Werk in die Hände zu geben, zur Hälfte vereitelt sei, und war keineswegs damit zufrieden, daß Christ bei Abweichungen in der Erklärung, seine Allegate (über hundert) weggelassen hatte.

Daher dachte der rastlose Mann alsbald an eine neue Dattyliothek. „Jeder Stein", sagt er in einer handschriftlich vorhandenen Ankündigung des Unternehmens, „wird eine Erklärung aus griechischen und lateinischen Geschichtschreibern oder Poeten haben. Jeder Seite gegenüber werde ich soviel nur möglich die Similia aus Statuen, Marmoren, Münzen, Lampen, Malereien und geschnittenen Steinen mit beifügen und die Autoren hinzusetzen, damit man auf einmal einen Conspectum der ganzen Antiquitäten zusammen habe; daß auch sogar Knaben die allerschwersten Stellen in Geschichtschreibern und Poeten nicht allein leicht verstehen, sondern sich auch eine gute Kenntniß von den dahin einschlagenden Büchern zu wege bringen können."

Diese Ausgabe bestand aus zwei Tausenden, die er aus den dreien der älteren Sammlung mit geläuterter Einsicht ausgewählt hatte. Die Stellen der Dichter wurden mit der Übersetzung des Conrectors Thierbach in Guben und des Rectors Scheller in Sorau abgedruckt. Diese Sammlung war nach dem Titel zum Nutzen der schönen Künste und der Künstler bestimmt.

Nun dachte er von seiner dreißigjährigen Arbeit auszuruhen; aber noch einmal sandte er (1776) ein Supplement von 1049 Abdrücken hinterher, das er Maria Theresia widmete. Es sollte sein Testament sein.

In den Kriegsjahren war Lippert in große Noth gekommen: sein Zeichnungsapparat verbrannte, seine Besoldung wurde nicht ausgezahlt. Dann kamen bessere Tage. Auf Hagedorns Antrieb wurde er (1764) Professor der Antike an der Akademie. Münchhausen bot ihm eine Professur in Göttingen an; aber der Director der Akademie hielt dafür, daß er durch eine freie Wohnung und durch das Geschenk eines Prachtwerkes, wie die herkulanischen Gemälde, leicht in Sachsen zu halten sein werde. Man erleichterte ihm nun den Ankauf eines Hauses in der Neustadt. Hier bewohnte er den ersten Stock; die Inschrift über der Thür bezeugt noch heute, „daß der Greis Lippert dem besten Fürsten den Ort seiner Ruhe verdankte.“*)

Hier durfte er nun auch etwas auf den Lorbeern seines mühsamen Lebenswerkes ausruhen. Seine Sammlungen und Anstalten gehörten längst zu den Sehenswürdigkeiten Dresdens, an denen kein von Kunst angehauchter Fremder vorbeigehen durfte. Jeder trug seinen Namen in ein Album ein. Der Adel des In- und Auslandes, ja die Prinzen des Kurhauses erklommen die drei Stiegen seiner Wohnung. Einst verschaffte ihm der Hofmarschall 367
von Schönberg sogar einen Besuch des siebzehnjährigen Kurfürsten Friedrich August; er blieb zwei Stunden und wollte alle Kunstgriffe wissen.

Hier besuchte ihn auch Lessing (1775); sie schieden als Freunde (Klotz hatte sich zwischen beide drängen wollen); Lessing trug seit der Zeit die Paste mit dem Todtengerippe und dem Schmetterling, ein Geschenk Lipperts, am Finger.

Lippert wollte durch seine Sammlung den Malern, den Alterthumsforschern, allen, die an dem Schmuck menschlicher Umgebung irgendwie mithelfen, ein neues Bildungselement zuführen. Gelehrsamkeit, Kunst, Gewerbe, in der bisherigen Vereinzelung vorkommend, sollten in seinem Unternehmen einen Vereinigungspunkt, neue Belebung finden.

Zuerst die Kunst. Lippert machte die Erfahrung, daß die Künstler seiner Zeit meist nichts als Handwerker seien, denen der Lehrherr, an den sie sich verdungen, Auge und Hand regiere; ihnen wollte er ein Ferment des Denkens und Geschmackes geben.

Als man die französischen Mischungen von Perrücke und römischem Waffenrock überdrüssig geworden war, als sich die Künstler durch die Ornamentik des Rokoko, die weder Natur noch Originalität aufkommen ließ, beengt fanden: erhob sich die Frage und das Verlangen nach reinen Quellen, für den Geschmack wie für das Costüm.

*) Es ist das Haus Königsstraße No. 4.

Einen nicht geringeren Dienst glaubte Lippert den Gelehrten zu erweisen. Es waren nicht blos mancherlei Darstellungen von Dingen, die in den Schriftstellern als selbstverständlich nicht erwähnt oder durch Worte nicht mitgetheilt werden können; auch nicht blos die Erläuterungen dunkler und halbverstandener Stellen, deren Lippert aus alten Dichtern tausende (?) zählte, „die in den Noten der besten Ausgaben oft übel erklärt seien." Das Neue und Unerhörte war die Welt der Anschauung, die sich jetzt aufthat.

370 Wir vermögen uns kaum eine Vorstellung zu machen, mit welcher Freude damalige Leser die Vorstellungen der Alten hinter den Worten entdeckten, die bisher für sie nichts als Worte gewesen waren, obwohl man sie seit Jahrhunderten im Kopfe hatte, citirte, zergliederte, verbesserte. Diesen Gewinn muß man erst anerkennen, ehe man die Übertreibungen des ersten Eifers bei Archäologen wie Caylus, Spence u. a. tadelt. Auch Christ, dessen geringster Fehler der Systemgeist war, sagte, „daß die Beschreibungen der alten Dichter immer mit den Bildwerken so genau übereinkämen, daß es scheine, als ob die Bilder nach denselben Versen oder die Verse nach der Anleitung der Bilder gemacht worden." Das Verdienst, „die dunklen und unaufgeklärten Begriffe durch diese anschauenden Kenntnisse aufzuhellen" (Worte Lipperts), kann man anerkennen, auch ohne in den Bildern wörtliche Übertragungen der Gestalten, Geberden, Gruppen der Dichter zu erblicken.

Und wie schwer wurde es auch jetzt noch den Gelehrten vom alten Schlag, den Übergang von den Worten zur Anschauung zu finden! Wenn Lippert gute Griechen und Lateiner bei sich sah, ihnen eine schöne Stelle vorlas, — „dann lobte man solche so sehr, als ich es thun konnte, man erklärte die wohlgewählten Worte und die noch schönere Verbindung derselben; aber an das Bild dachte man nicht, man sah keine von den Schönheiten, die doch diese Stelle so schön beschreibt. Ich will die Schönheiten nicht allein hören, sondern auch sehen."

Lippert schlug vor, zum Besten der Künstler Übersetzungen des Pausanias, Athenäus, Apollodor und Plinius, des Homer und Theokrit, Virgil, Ovid und Horaz zu veranstalten: er wolle aus seiner Sammlung vierhundert Bilder dazu liefern. Die Gemmen kamen als Vignetten in Aufnahme; Klotz erhielt für seinen Tyrtäus (1767) von Lippert deren acht. Dieser durch seinen unglücklichen Streit mit Lessing so übel berühmt gewordene Gelehrte empfahl die Anschaffung der Daktyliothek für die höheren Schulen; jeder der damaligen drei Fürstenschulen wurde (1788) ein Exemplar geschenkt. Den Vornehmen, die zu ihrer allgemeinen Bildung studiren, räth J. D. Michaelis, unter den antiquarischen Studien die Gemmen zu wählen. Man fing an, alles was zum Alterthum gehört, aus Gemmen zu erläutern: wie hat sich Lessing mit den Minutien dieses Faches herumgeschlagen! Auch Christ theilte seine Ansichten über griechischen Stil und über das Verhältniß alter und neuer Kunst in einer

Abhandlung über die Kriterien der Echtheit der Gemmen mit, die einem naturhistorischen Prachtwerk (Museum Richterianum 1743) angehängt war. Klotz schrieb ein Buch über sie (1760), worin er alles was er und seine Zeit so eben von Archäologie gelernt hatte, in Gestalt eines Commentars über Lipperts Sammlung oberflächlich, aber anregend für unzählige zusammenstellte.

Die ersten Schriften Winckelmanns ~~versetzen uns in das goldene~~ Zeitalter 371 ~~der Glyptographie.~~ Überall erscheinen die Gemmen als Belege; man sieht, er verdankt seine Anschauungen mehr den geschnittenen, als den gemeißelten Bildern. Gemmen geben die Beispiele her für das „geringe Verdienst der egyptischen Nation um die Künste", für das große Auge griechischer Köpfe, für die Formen antiker Kinder. Der herrliche Kopf der Julia, Tochter des Titus, ein Bergkrystall mit dem Namen des Evodus, beweist, „daß die Griechen in Porträts der Wahrheit der Natur folgen, wo das sanfte griechische Profil ohne Nachtheil der Ähnlichkeit nicht anzubringen war." — Dies ist, beiläufig bemerkt, eine Gemme ältesten Stammbaumes. Sie befand sich an dem goldenen Reliquienkästchen Karls des Großen (l'escran de Charlemagne), das Karl der Kahle der Kirche des heiligen Dionys schenkte. Unter den Vignetten der Winckelmanschen Schrift darf wenigstens ein Kopf nicht fehlen, der „von alten geschnittenen Edelsteinen genommen ist": der Kopf des Sokrates, wie er die drei Grazien meißelt.

Noch in anderem Sinn scheint er sein Schriftchen durch Capitalgemmen ausschmücken zu wollen. Der berühmte Carneol, mit dem Namen des Dioskorides, wo Diomed, das geraubte Palladium in der Hand, neben dem schlafenden Wächter vom Altar wegschleicht; der Amethyst mit dem Namen des Teukros und der Gruppe des Herkules und der Jole werden aufgeführt als Belege für die feine Mittellinie des griechischen Körpers; an ihnen soll man sehen, „wie der griechische Künstler seinen Contour, auch in den feinsten und mühsamsten Arbeiten, wie auf die Spitze eines Haares gesetzt hatte, und die unnachahmlichen Griechen bewundern." Alles andere wird an dem Werke des Dioskorides preisgegeben: Fehler gegen die Perspective, gegen die mechanischen Bewegungsgesetze des Körpers werden etwas leicht zugestanden: sogar Borelli wird herbeigerufen, um zu beweisen, daß Diomed weder sitzen, noch sich heben könne, daß die gewaltsame Verdrehung gegen den Charakter des Natürlichen und Ungezwungenen, und wenn möglich, doch unwahrscheinlich sei. Kurz er will uns an diesem Steinchen die ganze Griechenkunst in ihren wesentlichen Vorzügen und in ihren unwesentlichen Mängeln aufzeigen.

Die häufige Wiederholung desselben Motivs gab Anlaß zu Vergleichen und Stilunterscheidungen. Da es nun in keiner Classe alter Denkmäler soviel Stücke mit Künstlernamen gab, als bei den Gemmen, so räsonnirte man über das Verdienst dieser Steinschneider, deren Namen zum Theil von dem

Stempelschneider des Barons von Stosch in Florenz eingravirt waren, wie man über Edelink und Nanteuil sprach. Eine ganz übereinstimmende Gemme
372 mit dem Namen des Solon in dem Baudelotschen Werke führte Stosch auf die Annahme eines Dioskorides und Solon gemeinschaftlichen Originals, das er in der von Plinius erwähnten Arbeit des Silbertreibers Pytheas fand. Von demselben Solon gab es eine Darstellung, in der Diomedes schreitend erscheint, mit dem Schwerte in der Rechten, deren Zeigefinger er an den Mund hält.

Unter den Darstellungen des Palladiumraubes befand sich auch ein Stein mit dem Namen des Polyklet (natürlich des Urhebers des Kanon!), der aus der Andreinischen Sammlung an den Herzog von Devonshire gekommen war. Diesen sollte nach Winckelmann Dioskorides nachgeahmt und eine grobe perspectivische Verzeichnung im Postament verbessert haben. Felix, dessen Name auf einem Chalcedon der Arundelschen Sammlung stand (in dem Stosch die vollständige Composition des Pytheas erkannte), sollte dann wieder die gezwungene Stellung des Diomed erträglicher gemacht haben durch die gegenübergestellte Figur des Ulyß, gegen den er sich zu Wehr setze. —

Es ist der Zweifel an der Echtheit dieser Schätze, der die spätere Zeit zunehmend der Daktyliologie entfremdete. Es wurde immer gewisser, daß die Lippertsche Sammlung, wie die Marietteſche, voll von untergeschobenen Cameen waren. Lippert kam auf die Kriterien der Echtheit erst, als sein Werk schon abgeschlossen war. „Erst in späterer Zeit, sagt Böttiger, lernte er das Mangelhafte seiner mehr auf Vollzähligkeit, als auf den inneren Gehalt seiner Gemmen- und Pastensammlung gerichteten Bemühungen einsehen. Allein die Abdrücke waren nun einmal gefertigt und numerirt; die zum Theil mit bedeutendem Aufwande glänzend gedruckten Verzeichnisse waren ausgegeben. Der alte Mann konnte das Geschäft der Penelope nicht jetzt erst betreiben; und was er am Tage gewebt, am Abende seines Lebens wieder auftrennen."

Aber nur Lessing und Winckelmann ahnten damals die ganze Größe des Truges. „Der alten geschnittenen Steine", sagt der erstere, „sind vielleicht weniger, als wir glauben." „Ich befürchte", so spricht sich Winckelmann über Lipperts Cabinet aus, „daß unter der ungeheueren Menge von Dreitausenden sehr viele neue Sachen sein werden." Er warnt (20. Mai 1767) Usteri vor dem Ankaufe geschnittener Steine in Venedig; er möge das Alterthum der meisten dortigen Sammlungen bezweifeln: Zanettis Gemmen seien mehrentheils neue Gemächte.

Dieser Zweifel, der in den Aufsätzen des bekannten Petersburger Gemmenkundigen auf die äußerste Spitze getrieben wurde, hat den Liebhabern die Lust zu sammeln und den Archäologen die Lust genommen, sich an dieser Materie die Finger zu verbrennen. Stosch gab einen eleganten Foliobaud mit lauter signirten Gemmen heraus (1724); Winckelmann schon erklärt,

„über die Steine mit den Namen der Künstler sei wenig oder gar nichts zu sagen" (12. Mai 1767); Köhler wollte nur fünf Gemmen mit echten Namen anerkennen.

Mariette nennt den Diomed des Dioskorides einen Probirstein für die 373
Güte einer Gemme: die Unterscheidung der Theile und die Kraft des Ausdruckes könne man in einem lebensgroßen Kopfe nicht besser wünschen; er habe ganz die Verwegenheit und den großen Charakter des Fechters des Agasias. Durch einen Vergleich mit dem Sardonyx der königlichen Sammlung setzt er die lebhafte Action, die großen und majestätischen Verhältnisse, die bezaubernde Sveltheit, die Schlankheit der durch Gymnastik gebildeten Glieder ins Licht. Auch Caylus, der ihn noch im Sevinschen Cabinet zu Paris studirt hatte (von wo er an den Herzog von Devonshire kam), behauptet, nichts vollkommeneres gesehen zu haben. Lippert nennt ihn ein Wunder der Kunst; auch Millin und Visconti haben ihn nicht angezweifelt.

In diesem Steine sieht Köhler „eine gutgezeichnete, sehr fleißige, aber höchst furchtsam, kleinlich und ängstlich ausgeführte Arbeit des Flavio Sirletti; vielleicht (!) eine alte, flüchtig ausgeführte Arbeit, welche dieser Künstler mit unendlichem Fleiß mittelst des Rads und der Demantspitze beendigte."

Wenn Lippert, der sich am Ende seines Lebens rühmte, „daß er und seine Kinder zweiundvierzig Jahre lang mit der Verfertigung und Vervollkommnung der Pasten beschäftigt gewesen, von keinem Menschen unterstützt, während sie vielen Menschen Brot verschafften", von solchen Zweifeln gehört hätte, wie unglücklich wäre er geworden!

Aber nicht die greif- und meßbare Summe dessen, was ein Mensch leistet, ist das Maß seines Werthes: wer mit reinem Sinn und männlicher Kraft in seine Zeit hineinwirkt, hat nie sein Leben verloren.

Wie Lippert sich fern von den befahrenen Bahnen auf eigene Faust durch Kunst und Gelehrsamkeit zugleich gebildet hatte: so stellte sich auch sein Wirken dem Zunftwesen jeder Art entgegen.

Sein Sinn ging überall auf das Lebendige: auf die Erfüllung des todten Buchstabens mit dem angeschauten Bilde, auf die Beseelung geistloser Kunstroutine durch Formen und Motive aus den Urquellen des Schönen, auf die Reinigung der ganzen Formenwelt unserer Umgebung und auf die Verdrängung trüber Nachahmungen durch die echten Muster. Er wollte etwas das bisher nur einigen wenigen aus den bevorzugten Classen gehörte, zu einem Bildungsmittel für Alle machen; auch darin erkennen wir etwas von dem kernigen Sinn des Volks, aus dessen Kreisen er hervorgegangen war.

Er hatte die Lauterkeit, Wahrhaftigkeit, den hohen, freien, idealen Zug der echten Künstlernatur. Aufopfernd gegenüber seinen Freunden, unabhängig 374
vom Besitz, — „von der Gnade der Großen, wie vom Neid der Kleinen",

konnte er die Sorgen und den Druck des Lebens abschütteln und lebte ganz seiner Bildung und dem Unternehmen, das ihm unter den Händen wuchs.

Johann Friedrich Christ*)

Jeder der in die Gelehrtengeschichte des vorigen Jahrhunderts hineingesehen hat, würde in einer Biographie Winckelmanns den Namen des Leipziger Professors Christ vermissen. Die äußeren Berührungen beider Männer waren freilich wenige; ein Einfluß von Christs Schriften auf Winckelmann ist kaum anzunehmen; erst als unser Gelehrter im Begriffe stand, Deutschland für immer zu verlassen, ein Jahr vor Christs Tod, scheint dieser auf ihn aufmerksam geworden zu sein. „Ich wünschte", schreibt Winckelmann den ersten Juni 1756 von Rom, „daß H. Prof. Christ nach seinem Beifall den er mir bezeugt, die Beurtheilung der ersten Schrift übernommen hätte." Als er (im März 1757) Christ durch Walther seine „große Empfehlung" machen ließ und sich erbot, ihm wo er könne in Rom zu dienen, war Christ nicht mehr am Leben.

Johann Friedrich Christ (geboren zu Coburg 1700, gest. 1756) stammte aus einer seit mehr als zweihundert Jahren in Franken durch hohe Ämter und Verdienste um das Land rühmlich bekannten Familie. Seine Erziehung war mehr eine Welt- und Hofmannserziehung, als eine gelehrte gewesen.
375 Seit 1734 lehrte er ununterbrochen in Leipzig als Professor der Geschichte und der Poesie.

Seine Stärke war die römische Litteratur. Den Tacitus las er jährlich einmal ganz durch; den Horaz wußte er auswendig; noch höher als die horazische Satire stellte er die juvenalische; den Gellius liebte und imitirte er wegen der Mannigfaltigkeit seiner antiquarischen Miscellen; als Sprachquellen aber hielt er am höchsten den Plautus, über den er öfters las, und von dem er eine neue Textrecension seit Jahren vorbereitete. Er sprach fließend Latein; sein Stil ist jedoch dunkel wegen der vielen ungewöhnlichen Ausdrücke, die seinem bedeutenden Gedächtniß aus allen Regionen der römischen Litteratur zuflossen.

Eine Beschämung auf einer Jugendreise an den Rhein, die der achtzehnjährige übermüthige Jüngling der Vernachlässigung des Lateinischen zuzuschreiben hatte, machte einen so tiefen Eindruck, daß er von Stund an das deutsche Versemachen aufgab und seine dichterischen Ströme ganz in das alte, damals schon fast ganz verlassene Bette der neulateinischen Poesie

*) Strodtmann, Beiträge zur Historie der Gelahrtheit. Hamburg 1749. IV, S. 25ff. Seine Lobrede in F. Platners lanx satura. Altenburg 1758. Die Mittheilung einer Anzahl der zum Theil sehr seltenen Schriften Christs sowie eines Collegienhefts verdanke ich Otto Jahn. E. Dörffel, J. F. Christ. Leipzig 1878.

leitete. Seine Fabeln, seine Gedichte auf das Landleben, seine Briefe der Musen sind Zeugnisse der Eleganz und des Schwunges seines Lateins. Was das Deutsche anbelangt, so wollte er nur das der Zeit Luthers gelten lassen: seitdem sei unsere Sprache in Verfall. Er selbst schrieb ein alterthümliches Deutsch; auch den Texten der lutherischen Kirchenlieder schenkte er seine gelehrten Sorgen. Der deutschen Dichtung der Gegenwart pflegte er wiederholt auf entmuthigende Weise ihre Formlosigkeit, besonders im Metrischen vorzurechnen. Er verwarf nämlich die deutsche Silbenmessung 376
nach dem Accent durchaus, indem er das Quantitätsprincip der classischen Metrik in aller Strenge auch für unseren Vers geltend machte. Er wurde freilich hierin ebensowenig gehört, wie seine Befürwortung des Trimeters Anklang fand, den er statt des Alexandriners einzuführen vorschlug. Ganz so wie er auch die neuere Kunst gegen die alte herabsetzte, deren Nachahmung jene all das begrenzte Gute, das er ihr zugestand, verdanken sollte. Mit diesen Neigungen stimmt es zusammen, daß er zu den Heroen der Renaissance in seinen biographischen Streifzügen mit Vorliebe zurückkehrte; auch seine Vertheidigung des Gebrauches der Mythologie in neueren Dichtungen gehört hierher.

Bei Gelegenheit jener Krisis scheint er von dem Modevorurtheil, das Gründlichkeit für Pedanterie hielt, so durchgreifend bekehrt worden zu sein, daß er seitdem überhaupt größere Werke als einen Zeitverlust für den wahren Gelehrten betrachtete und nur noch gelehrte und kritische Miscellen schreiben wollte.

Kein bunteres Allerlei kann es geben, als seine Noctes academicae (1727—1729) nach dem Muster der Noctes atticae des Gellius. Da folgen hintereinander Observationen aus dem römischen Recht, Emendationen zu Vellejus Paterculus, Kunstalterthümer, Apologetik und Ikonographie der Humanisten, eine lateinische Übertragung von anakreontischen Liedern, ein kritischer Commentar zu Pithous fränkischen Annalen, Dissertationen über die Begriffe des honnête homme und des galant homme u. dgl.

Alle diese Schriften hat er, wie es bei Strodtmann heißt, „allein zu seiner Übung, zu seinem und seiner Freunde Vergnügen geschrieben, aber nicht einen berühmten Namen dadurch gesucht. Er ließ auch nur eine schwache 377
Auflage davon machen, weil sie nur zum Austheilen unter Bekannte und Freunde bestimmt waren." Daher ihre Seltenheit.

Unter diesen Miscellen taucht die Kunst an allen Ecken und Enden hervor. Wir finden Abhandlungen über die vasa murrhina der Alten (deren Identität mit unserem Porzellan er bestreitet), über die Bilder der Musen (deren er dreiundsechzig aufzählt), über die Venus Leukopyge. In den biographischen Skizzen und Rettungen der Hutten, Macchiavell, Cornelius Agrippa, fehlte selten ein Capitelchen über ihr Porträt nebst einer Radirung, auf der das

Ipse fecit nebst Jahreszahl auch nicht vergessen war. Selbst in juridischen Untersuchungen erfreut er sich, z. B. die römische Freilassung (manumissio) aus einem alten Marmor zu erläutern.

Christ hatte in seiner Jugend eine sehr umfassende und gründliche Kunstbildung erhalten. Er beherrschte das Technische mehrerer Künste; er malte, radirte, modellirte, drechselte und verstand den Edelsteinschnitt; er pflegte Künstlern aller Art bei ihrer Arbeit zuzusehen, nicht um Künstler, sondern um Kenner zu werden; wie er denn auch über Gemälde mit Kennerurtheil entschied.*) Auf Reisen gewann er dann einen Schatz von Anschauungen und legte den Grund zu den Sammlungen, deren Anschaffung ihm sein bedeutendes väterliches Vermögen erlaubte. Er besaß ein Cabinet von Münzen, Gemmen, Vasen und Antiquitäten aller Art, eine kostbare Bücher- und Handschriftensammlung, darunter eine Handschrift des Theuerdank mit colorirten Holzschnitten; vor allem aber eine fast fürstliche Kupferstichsammlung. In diesem Museum suchte er Genuß und Erholung. „Seine gesammelten Kunstwerke, Bücher und Seltenheiten, die er in freien Stunden zum Vergnügen nach schwerer Arbeit wohl zu gebrauchen weiß, vergnügen ihn um so mehr, da er unverheirathet, ohne Familie und einsam lebt, und seine Verwandten von ihm entfernt sind."

In seiner Jugend beabsichtigte er ein kritisches Künstlerlexikon, von dem aber nur eine Probe, das Leben Lucas Kranachs (1726), erschien. Höchst willkommen war den Liebhabern sein treffliches Monogrammenlexikon, das
378 erste vollständige und genaue Werk dieser Art, das er auf Grund seiner eigenen Sammlung und freundschaftlicher Mittheilungen (1747) zusammenstellte. Georg Sell übersetzte es ins Französische.

Bei einem Manne von so vielseitiger Bildung und feinen Lebensgewohnheiten (die Eleganz erstreckte sich bis auf den Anzug) darf es nicht Wunder nehmen, die unter Gelehrten seines Faches ganz neue Ansicht zu hören, daß die Kenntniß der Kunst ein nothwendiger Bestandtheil historisch-philologischer Erudition sei, und daß die Bedeutung der Denkmäler für die Wissenschaft in dem antiquarischen und exegetischen Gebrauche keineswegs beschlossen sei. „Der gute Geschmack", sagt er, „ist in allen Künsten und Wissenschaften zum höchsten

*) Dein quoque eis artibus, quae magnam cum reliquis humanitatis litteris cognationem habent, et perperam hodie a multis negliguntur, imbuti sumus: non ut aliquid magnopere probandum ullo earum in opificio efficeremus, quibus a studiis nos facile maiores revocarent curae: sed ne plane rudes atque ignavi graphices, et penicelli, et radii, et caeli, et torni verbi caussa tractandi, operumque ex eo inelegantes spectatores viveremus. Itaque non infrequenter assedimus probis pingendi, fingendi, caelandi, atque atterendarum quoque gemmarum artificibus, manum interdum admovimus, operis causas quaesivimus. (Musei Richteriani Dactyliotheca interprete J. Fr. Christio. Lipsiae 1743.)

nothwendig. Ohne ihn sind sie eher Krankheiten und Irrthümern, als Künsten und Wissenschaften gleich. Durch den guten Geschmack können auch die, welche wenig wissen, das was sie wissen, recht gebrauchen und sich daran ergötzen. Ohne ihn ist auch viele Wissenschaft zum Gebrauche ungeschickt und zur Last."

Christ gebührt der Ruhm, zuerst die alte Kunst auf das akademische Katheder gebracht zu haben; er war es, der die Archäologie in den Cyclus der Universitätsvorträge einführte. Er brachte zu dieser Wissenschaft die höchst seltene und bei deutschen Professoren bis dahin noch nicht vorgekommene Verknüpfung der philologischen, technischen und ästhetischen Ausrüstung mit.

In diesen Vorträgen lag der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit, die weit über den Kreis seiner Zuhörer und selbst über seinen Tod hinausreichte. „Vielleicht", heißt es bei Strodtmann, „thut er dem gemeinen Wesen durch seinen unermüdeten Vortrag, mit dem er der studirenden Jugend dient, ersprießlichere Dienste (als durch Bücherschreiben); denn ob sich gleich die Zuhörer nicht in der größten Zahl bei ihm einfinden, so hat er doch viele ausgesuchte Köpfe darunter gehabt." Lessing und Heyne sind durch ihn in die alte Kunst eingeführt worden. „Er las", berichtet uns ein Zeitgenosse, „den Studenten, besonders denen, welche nach Italien reisen wollten, als Vorbereitung dazu ein Colleg, um sie mit den Alterthümern einigermaßen bekannt zu machen; er zeigte dabei seine eigenen artigen Sammlungen von Münzen, Gemmen und Kupferstichen und seltenen Büchern vor." Seine Vorträge waren nach Heyne „ein Gewebe von Abschweifungen aller Art, mit vortrefflichen Bemerkungen mitunter"; zur Erklärung eines Schriftstellers brauchte er eine Reihe von Jahren: jedes merkwürdige Wort gab ihm Anlaß zu einem Excurs. Das Colleg jedoch, in welchem die Kunst abgehandelt wurde, schloß er in einem Halbjahre ab; es hatte den Titel supra re litteraria, oder „Entwurf der ganzen Litteratur." Zur Litteratur im weitesten Begriffe rechnete er nämlich außer den Büchern, die Inschriften (samt der Architektur), die Münzen, die Bildwerke, die Geräthe und die Briefschaften (oder die Diplomatik). Der Vorzug der Bilder vor den Büchern liege in der Freiheit von den Entstellungen und Verfälschungen der schriftlichen Überlieferung. Außerdem las er die Antiquitäten nach Nieuwpoort, die Geschichte der Malerei und über das Kriegs- und Friedensrecht des Hugo Grotius. 379

Christs Hefte waren sehr gesucht und wurden oft ohne Nennung seines Namens ausgebeutet; „sein Geist", sagt ein Recensent kurz nach seinem Tode, „spricht noch durch die Stimme manches Kunstpredigers." Nicht blos Klotz erlaubte sich eine solche Benutzung — während er ihn, wo er ihn anführte, mißhandelte; auch Ernesti, der Christs Verlust seiner Universität ersetzen sollte, wäre sehr in Verlegenheit gewesen ohne diese Hefte. Christ selbst ließ sie durch Schreiber vervielfältigen; sie wurden gegen seinen Willen

und verstümmelt gedruckt; eine vollständige Herausgabe erfolgte erst zwanzig Jahre nach seinem Tode durch Joh. Karl Zeune (1776).

Wie nahe Christ in seinen Ansichten alter und neuer Kunst Winckelmann stand, zeigen vornehmlich seine Bemerkungen über ihren Stil. Folgendes ist seine Charakteristik der griechischen Plastik.

„Die alten griechischen Werke sind der Natur überaus gemäß. Das Maß (die Proportionen) ist allerdings richtig. Das Alter, der Wohlstand, auch alle Umstände sind aufs genaueste beobachtet. Die Bewegungen sind so edel, als einfältig und ungezwungen. Und über das alles haben sie eine mit Majestät vermischte Zärtlichkeit, Annehmlichkeit und Schönheit.“*)

Auch den Hausrath der Alten empfahl er als Mittel zur Befestigung des guten Geschmackes. „Die Arbeit der Alten ist deshalb löblich, weil sie nicht wie heutzutage dergleichen auf Ungefähr und gut Glück nach dem Einfalle des Werkmeisters, sondern nach genauer Prüfung der natürlichen Geschöpfe und deren Schönheit arbeiteten“; die Füße eines Tisches erhielten die Form von Thierfüßen, Helme die eines Löwen- oder Eberkopfes; ein Armband stellt eine Schlange, ein Trinkgefäß eine Muschel vor.

Der Unterschied der vollendetsten römischen Werke von den griechischen liegt nach Christ nur in der Schönheit (in venere et gratia): „da jene eher eine ernsthafte Majestät, eine wohlanständige Miene, als eine zärtliche und reizende Schönheit und Vollkommenheit haben.“

Den mittelalterlichen Kunstdenkmälern gestand er wohl zu, daß sie „kost-
380 bar, fleißig und gewissermaßen künstlich“ seien; sonst aber nannte er sie „albern und ungeschickt, ganz ungründlich, d. h. den Regeln des Gegenstandes zuwider.“

„So weit auch manche neueren Meister durch die alten Muster gekommen sind, so ist doch das schöne Maß der Alten in allen Theilen des Körpers und der feine Begriff von der richtigen Übereinstimmung derselben, d. h. die Schönheit, zur Zeit noch nicht wieder hergestellt.“ Das unterscheidende Merkmal aber fand er in dem Hange der Neueren zur Übertreibung. „Es ist, als ob unsere Meister fürchteten, man möchte ihre Wissenschaft nicht sehen noch verstehen, wenn sie nicht die Anatomie des Leibes, die Bewegungen, die Affecte u. dgl. stark, heftig, mächtig ausdrückten. Das bewundern die Un-

*) Ea [sc. linea, die Zeichnung] in monumentis antiquis plerisque valde est proba, docta, simplex, facilis, venusta; atque, uno verbo ut absolvam, elegans. Ex ea existunt, praeter miram consensionem totius imaginis atque eurhythmiam, siquidem uti in hac re architecturae fere proprio vocabulo licuerit, vultus pulcri, honesti, dignitatem aliquam spirantes, tum pro argumento egregie affecti, ac morati: status secundum naturam veri ac decentes: motus membrorum decori ac moderati: capillus ac vestis recte composita: habitus secundum aetates, et fortunam, et tempora scite attemperati.

erfahrenen, und selbst Kenner nennen es eine meisterhafte Freiheit. Aber es ist das durch Exaggeration verwöhnte Auge der Neueren, dem die einfältige, rechte Wahrheit und Präcision trocken erscheint. Die Theile und Maße sind an jungen Leibern zu deutlich, an den alten zu völlig; die Veränderungen des Gesichtes und die Affecte sind zuweilen so hochgetrieben, daß darüber die Anständigkeit und Schönheit verloren geht."

Man vergleiche einen alten Mercur oder Bacchus mit einem modernen. „Der alte Mercur wird mit einem bescheidenen Schritte und in aller Gelassenheit sich bewegen; der moderne wird sich werfen wie ein trunkener Läufer Der alte Bacchus wird allein an den Augenlidern und an einer geringen Senkung des Leibes die Trunkenheit verrathen, im übrigen aber seine Schönheit und Majestät beibehalten. Der moderne wird sich ungeberdig stellen, als ein unweiser Mensch in äußerster Völlerei."

Er will die ersten Maler der Renaissance mit G. Philander lieber erträglich als vorzüglich (tolerandi potius quam eximii) nennen; ja er spielt an auf das grobe Wort Nicolas Poussins über Raphael im Verhältniß zu den Alten. Wo hat ein Neuerer die Charaktere, besonders die zusammengesetzten Charaktere, so durchsichtig ausgedrückt, wie die Alten, an deren Physiognomien wir ganz dieselbe sichere Deutung üben können, die wir täglich im Leben üben.

Man könne die alten Werke fast so erkennen, wie man im Leben gute, anständige Geberden (la bonne mine) von den schlimmeren unterscheidet; wie man an Unbekannten Verstand, gute Erziehung und Herkommen beim ersten Ansehen vermißt. Ungebildete scheinen nicht mit einer gelassenen Freiheit, sondern unter einer Furcht, gezwungen zu handeln; in einer Verwirrung, als wenn sie der eine Affect triebe, der andere abhielte. Und dann kommen sie mit großem Umschweife der Geberden, rudern, arbeiten, schnauben und schwitzen nicht weiter, als jene Art mit ihrem gelinden und gelassenen Wesen und Bewegung."*)

Bemerkenswerth ist (was hier anhangsweise erwähnt werden mag), daß 381
unseren Christ die Hofluft, in der er gelebt hatte, und die aristokratischen Verbindungen und Neigungen nicht hinderten, ein Freund der Denk-, Rede- und Preßfreiheit zu sein. Er pflegte in seinen Vorlesungen ein warmes Wort

*) In recentiorum contra operibus plerisque, etiamsi subtili sint alioqui ingenio perfecta, lineae sunt ferme aut timidius ductae, aut ferocius ac licenter enormes. Exulat igitur a recenti pictura, statuaria, sculptura, aut nobilissima illa simplicitas, aut certe facilitas. . . . Quodsi utique assequuntur recentiores raram illam secundum veteres corporis humani symmetriam: pulcritudinem tamen et maiestatem vultuum, ac status corporum, vix unus atque alter sensit atque imitatus est. In vultibus plerumque quaedam acerbitas, et tristitia et rusticitas inest. Si affectiones animi in illis apparent, enormiter et ultra modum torqueri videas.

für sie einzulegen; er empfahl sie nicht blos aus Zweckmäßigkeitsgründen, sondern „weil es Unrecht sei, wenn sich jemand eine Gewalt über die Nachwelt und über die ingenia doctorum hominum anmaßen wolle, welche ihre monumenta der Nachkommenschaft gleichsam consecriren. Aus diesem Grunde gereicht es den Griechen und Römern zu großem Ruhme, daß ihnen niemals in den Sinn gekommen ist, die Bücher zu aboliren."

Christ starb am 3. September 1756, in Folge des Schreckens über das Einrücken der Preußen in Leipzig.

Die Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke

Semper ego auditor tantum?
Juvenal. Sat. I.

Die „Gedanken über die Nachahmung" waren das Erstlingswerk eines Schriftstellers, der bis zum achtunddreißigsten Jahre geschwiegen hatte. Wie oft der Fall, enthält auch dieser Anfang 'einen reichen Keim alles dessen, was er nachher in seinen Werken entwickelt hat' (Herder).

Alle Werke Winckelmanns sind unter dem italienischen Himmel gezeitigt worden: dies kleine Schriftchen allein ist — wenigstens erst unter den Vorbereitungen zur Abreise entstanden. Man kann später ganz verloren gegangene deutsche, sächsische, dresdener Züge darin verfolgen.

Daß er noch vor dem Abschiede von Deutschland sein Schweigen brach, war in mehrfacher Beziehung ein Glück. Der unerwartete Erfolg gab ihm die Sicherheit des inneren Berufes und das Selbstvertrauen mit auf den Weg: all sein römisches Sehen und Forschen erhielt nun feste Richtung und sicheren Schritt. Er verließ die Heimath nun schon nicht mehr als ein ganz Unbekannter: der Gedanke durfte ihn begleiten, daß das gewählteste Publikum Deutschlands den Früchten seiner Reise mit Erwartung entgegensah.

Das hatte sich nun herausgestellt, Winckelmann wollte nicht mehr für fremde Zwecke Zeit und Kräfte verlieren. Von außen und innen war ihm die Anreizung zu eigenem Schaffen nahegetreten. Die historischen Vorträge hatten sich zerschlagen; aber die Gedankenfabrik war einmal in Schwung gekommen; die Freunde fuhren fort, ihn zu 'animiren'. Noch mehr animiren mochte es ihn, daß naheſtehende Männer ihm mit Werken aus demselben 883
Gebiete zuvorkamen: gerade damals erschien der erste Band der Lippertschen Daktyliothek und des Heineckenschen Galleriewerkes.

Er dachte zwar immer noch an die griechische Litteratur: aber ungleich stärker mußte der Reiz sein, über die Dinge zu sprechen, die ihn in der letzten Zeit so lebhaft in Anspruch genommen hatten. Mit Eifer hatte er sich angeeignet, was in den Kreisen der Oeser, Hagedorn, Lippert zu lernen war;

die jüngsten unter seinen Collectaneen waren die historisch-kritischen Kunstnotizen, von denen er sagte, daß sie ihm nicht um hundert Dukaten feil seien. Wie nahe lag es, daß sich auf die Frage nach einem Stoff die Gegenfrage erhob, warum nicht über Kunst?

Dies schien etwas verwegen: er sollte heute lehren, was er gestern gelernt; er sollte als Meister sprechen, während er erst am Ende seiner Lehrjahre und im Anfang der Wanderjahre stand; er sollte in einem Felde Ehre einlegen, wo es viele Kenner an Ort und Stelle gab, die seit Jahren diesseits und jenseits der Alpen auf die Kunst gereist waren.

Zum Glück wurde ihm die schwere Mühe, auf eigene Kosten originell zu sein, etwas erleichtert. Er verdankte Oeser nicht nur die Aufmunterung zum Schreiben, sondern auch einen großen Theil des Geschriebenen. „Ich suchte mich in der mir vergönnten Muße angenehm zu beschäftigen, und die Unterredungen mit meinem Freunde Oeser, einem wahren Nachfolger des Aristides, der die Seele schilderte und für den Verstand malte, gaben zum Theil hierzu die Gelegenheit." Und doch, da Oeser nie etwas geschrieben, und noch kein Schüler seine Aphorismen aufgeschrieben, vielleicht nur beachtet hatte: wer hätte hier eine fremde Hand vermuthen können?

Bestimmter wird die Veranlassung in Klotz' Deutscher Bibliothek erzählt. Die sistinische Madonna war zu Anfang des Jahres 1754 in Dresden angekommen und seit kurzem in der Gallerie aufgestellt. Drei Tage war Winckelmann schon hingegangen, um das Gemälde zu studiren und immer konnte er die Schönheit desselben nicht finden, bis sie ihm Oeser zeigte. Weniger wahrscheinlich ist die Notiz Gurlitts, daß es ein Dietrich war, dessen 'Geist' Winckelmann nicht finden konnte. Genug, Gespräche über Gemälde waren der Keim der Schrift.

Es ging also ähnlich zu, wie drei Jahre später bei dem ersten kritischen Hauptwerk Lessings. Die Berliner Freunde hatten längst das Bedürfniß eines besseren litterarischen Journals gefühlt, „in dem die Wahrheit deutlich herausgesagt würde"; aber die Schwierigkeit der Ausführung bei so wenig Theilnehmern hatte sie immer wieder abgeschreckt. Endlich fiel Nicolai ein, daß sie oft scherzweise gesagt hätten, man dürfe ja nur schreiben, was wir
384 so oft sagen. Und er machte den Vorschlag: wir wollen in Briefen niederschreiben, was wir in unseren täglichen Unterhaltungen sagen. So entstanden die Litteraturbriefe.

Nach der Erzählung Winckelmanns selbst (4. Juni 1755) war der Anfang der Arbeit für einen kleinen Buchhändler in Dresden bestimmt, — „dem ich sie entwarf, auf Ansuchen eines Bekannten, um eine Monatsschrift dadurch in einiges Ansehen zu bringen"; es war in der Woche vor Ostern. Diese erste Bearbeitung war aber von der uns vorliegenden sehr verschieden. Sie sollte anonym erscheinen; deshalb hatte Winckelmann „mit großer Frei-

heit geschrieben. Ich hatte hier, wo alles der Passion des Königs gegen die Malerei nachgeäfft, gewissen Leutchen, die brilliren wollen, ziemlich baar vorgelegt, woran sie würden zu nagen gehabt haben. Ich durfte aber dieses nicht thun, ohne sie vorher einer Person, die über mich zu disponiren hat, vorzulegen. Die Schrift gefiel, und man wünschte, sie sobald als möglich gedruckt zu sehen . . . es war kein anderer Weg, als auf meine Kosten." Dies war eine weitere Nöthigung zur Kürze. „Mein Beutel setzte mir gewisse Grenzen, und ich warf sehr viel weg."

Die angeführte Person war niemand anders, als der Pater Rauch. Dieser gewandte Mann erkannte den Werth des Versuches auf den ersten Blick. „Er machte mir übermäßige Lobsprüche und animirte mich, sie drucken zu lassen, indem er mir die Kosten zum Druck versprach. Ich war gewillt, ihm die Schrift zu dediciren; aber er nahm es nicht an, mit der Erklärung, die Schrift wäre zu schön für ihn; es müßte jemand sein, der künftig mein Glück machen könne. Ich legte von neuem Hand an und gab sie ihm."

Anfangs beabsichtigte man eine Wirkung an den Kurprinzen. Solche Komplimente konnten Vortheile bringen. Reiske hatte auf die Dedication seiner Schrift über die litterarischen Berühmtheiten unter muhammedanischen Fürsten (1747) an denselben Prinzen die Ernennung zum Professor in Leipzig erhalten. „Weil aber der Graf Wackerbarth soviel Umstände machte . . . und ich mich über sonst niemand vergleichen konnte, so sollte es ohne alle Zuschrift gedruckt werden.

„Ich hatte eine Dispensation nöthig über die Censur, damit die Schrift ihr Unerwartetes nicht verlieren möchte, und diese mußte von dem Premierminister selbst gesucht werden. Es that es jemand für mich; und dieser Herr erklärte sich, daß er mich sehr wohl kenne (er hatte mit einer gewissen Achtung von mir gesprochen); was er mir selbst vor ein paar Jahren in Nöthnitz mit einer Eloge merken lassen." (In einem Briefe vom 17. September 1754 spricht Winckelmann in dunkler Weise von einem Antrag des Grafen Brühl, den er aber für eine Veränderung ansehe, „die viel undankbarer und dem Herrn (Bünau) mißfälliger sein müsse.") „Er ließ mir die 395
Dispensation ertheilen, fragte aber, wem die Schrift sollte dedicirt werden; und da ihm gesagt worden, daß sie zu klein sei, um darauf zu denken, so hat er mir demungeachtet befohlen, sie dem Könige zuzuschreiben. Die Schrift war zu gering, und man mußte dazu des Königs Erklärung selbst haben. Es war meinem Patron (Rauch) daran gelegen, mich zu produciren: ich war unbekümmert und ließ ihn alles machen. Er hat es dem König vorgetragen, der einige Nachricht vorher von mir hatte, und ich erhielt die gnädige Erklärung, daß es ihm lieb sein würde."

Winckelmann mußte nun auf einige Komplimente sinnen. Demgemäß

wird dem Schöpfer der Gallerie das gebührende Lob gespendet, aber zu gleicher Zeit die Tendenz der Schrift den Kunstbestrebungen dieses Fürsten auf seine Weise untergeschoben. „Es ist ein ewiges Denkmal der Größe dieses Monarchen, daß zur Bildung des guten Geschmacks die größten Schätze aus Italien, und was sonst Vollkommenes in anderen Ländern hervorgebracht worden, vor den Augen aller Welt aufgestellt sind. Sein Eifer die Künste zu verewigen hat nicht geruht, bis wahrhaft untrügliche Werke griechischer Meister, und zwar vom ersten Rang (die drei Herculaneischen Statuen), den Künstlern zur Nachahmung sind gegeben worden. Die Quellen der Künste sind geöffnet; und diese aufsuchen, heißt nach Athen reisen; und Dresden wird nunmehr Athen für Künstler."

Die Schrift wurde dem Könige und dem königlichen Hause am ersten Pfingstfeiertage übergeben; der König soll gesagt haben: „Dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen." Dem Minister übergab sie Winckelmann selbst: „er nahm es sehr gnädig auf."

Nicht weniger süß, als dieses erste Aufsteigen in die Sonnenhöhe des Hofes, war die Freude, sich zum ersten Male gedruckt zu sehen, und so schön gedruckt. Die Schrift erschien in Quart (Winckelmann hat auch seine späteren Bücher sämtlich in Quart oder Folio drucken lassen; Hamann nennt dies Quart einmal „Winckelmannsches Format"), mit großem, lichtem Druck, fast reiner Text. Drei zierliche Vignetten hatte Oeser erfunden und radirt. Das Titelkupfer stellt das Opfer der Iphigenie dar nach den Berichten der Alten über das Gemälde des Timanthes. Das Geheimniß dieses Bildes (das in der Schrift nicht erwähnt wird) hatte Winckelmann dem König schriftlich erklärt: es ist das Symbol des Zurückweichens griechischer Kunst vor der höchsten, die Schönheit zerstörenden Staffel des Affects. Die Dedicationsvignette ist ein Emblem der Bescheidenheit: der Perser Sinetas, der dem an seiner Hütte vorüberziehenden Könige eine Handvoll Wasser darbringt, weil niemand vor dem persischen Könige mit leeren Händen erscheinen durfte.
386 Das dritte Kupfer ist Sokrates, meißelnd an den drei bekleideten Grazien, die noch zu Pausanias Zeit vor dem Eingang der Akropolis von Athen standen. Neben ihm steht der problematische Wasserkasten mit dem Modell. „Man fand für gut", erzählt Winckelmann weiter, „daß ich nicht über fünfzig Exemplare drucken lassen sollte." Die Nachfrage wurde in Folge davon so dringend, daß man sie sogar abschreiben ließ; Winckelmann selbst hintertrieb noch einige Zeit den zweiten Abdruck, „damit sie noch rar bliebe." Und so sah er sich, nachdem er bisher die Kunde der raren Bücher getrieben und selbst schon als Knabe solche Kleinodien erworben hatte, nun selbst als Autor einer sehr raren Schrift!

Später schreibt er einmal (4. November 1766): „Es sind wenig Menschen

weniger sparsam, wie ich, und zugleich Verächter des Geldes ... Ich habe mir sogar vorgenommen, ein kleines Werk zehnmal drucken zu lassen, worin alle alten Denkmäler sollten mit der Feder gezeichnet sein."

Winckelmann erzählt, seine Absicht sei gewesen, „nichts zu schreiben, was schon geschrieben ist, ferner etwas zu machen, da ich so lang gewartet und alles gelesen, was an das Licht getreten ist, was einem Original ähnlich werden möchte."

Diese Originalität liegt nicht in dem Thema selbst. Der Satz, „daß der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich sei, unnachahmlich zu werden, die Nachahmung der Griechen sei," — dieser Satz ist weder dem Inhalt noch der Form nach neu und originell. Er kommt fast wörtlich so vor bei Labruyère.*) Die Originalität kann nur in der Beweisführung des Satzes liegen.

Der Aufsatz hat ein praktisches Ziel. Winckelmann „wollte nichts schreiben, als wodurch die Künste verbreitet werden möchten." Er richtet sich weniger an die Wissenden, als an die Hervorbringenden. „Sie ist nur für einige Kenner der Künste geschrieben, und dieserwegen schien es überflüssig, ihr einen gewissen gelehrten Anstrich zu geben, den eine Schrift durch Anführung von Büchern erhalten kann. Künstler verstehen, was man mit halben Worten von der Kunst schreibt."

Es gab kein Lehrbuch und keinen Versuch über eine der bildenden Künste, in dem nicht die griechische Plastik den Kunstjüngern ans Herz gelegt worden wäre. Aber es war nur ein akademischer Cursus, eine Classe, aus der man weiterschreitend zu dem System der Neueren aufzusteigen habe: damit war ihr Einfluß gegenüber dem Zeitgeschmack nahezu aufgehoben. Bei Winckelmann erschien im Licht der Alten diese vermeintliche Weiterbildung als ein Verderbniß, von dem wir zum Reinantiken zurückmüssen; und diese Rückkehr soll uns vorwärts führen über alles Moderne hinaus, der „große Weg zur Erweiterung der Kunst" sein.

In sieben Punkten werden die Vorzüge der griechischen Kunst erörtert. Zuerst wird ihre Basis aufgezeigt in der schönen Natur der Griechen. Sofort werden die Vorzüge ihrer Formengebung, ihrer Draperie und ihres Ausdruckes nachgewiesen. Es folgt eine Hypothese über ihre Technik der Marmorarbeit; die antike Malerei wird problematisch besprochen und zuletzt auf die noch ungehobenen Schätze der Alten in der Allegorie hingewiesen.

Ohne einen Commentar aus der damaligen Kunstgeschichte würde man weder den bestimmten Sinn, noch den Werth und die Wirkung der Winckelmannischen Sätze begreifen. Die Abwendung vom Barockstil hatte begonnen.

*) On ne saurait en écrivant rencontrer le parfait, et s'il se peut, surpasser les anciens, que par leur imitation. *Labruyère*, Les caractères.

Wir hörten von Angriffen auf den herrschenden Baustil im Namen der Natur und der Logik; war es nicht an der Zeit, das gleiche für die Plastik zu versuchen?

Freilich müssen wir uns Winckelmanns Ausstellungen aus gelegentlichen Winken zusammenlesen; mehr ein positiver, als ein kritischer Kopf, glaubte er wohl, daß man den Irrthum am siegreichsten bekämpfe, wenn man das Wahre ausspreche. Dennoch sind schon hier alle die Gebrechen genannt, die durch das Licht der Antike geoffenbart und geheilt werden sollten; alle die Punkte sind besetzt, von denen aus der Angriff auf die Neueren geschehen mußte: nur gröberes Geschütz hat er später aufgepflanzt und förmlich ausgesprochen, daß der Platz nicht zu halten sei. Zwar schreibt Winckelmann im ersten Jahre seines römischen Aufenthaltes: „Ich ärgere mich, daß ich aus Gefälligkeit einigen neueren Künstlern einige Vorzüge eingeräumt." Allein die Stimmung war schon damals ganz die spätere: er spricht bereits von „Künstlern von heutigem Wuchs"; und Gottsched fand, „daß er sich fast in jeder Zeile mit einer allzugroßen Passion für das Alterthum bloßgebe."

Der Schwerpunkt dieser Kritik liegt in dem Nachweis des Verfalles des Formen- und Schönheitssinnes.

Dieser Verfall zeigt sich z. B. in dem fehlenden Gefühl für das Maß
388 oder „Gleichgewicht zwischen dem Mageren und dem Fleischigen". „Die größten neueren Meister sind über diese sehr kleine und nicht allezeit greifliche Linie, welche das Völlige der Natur von dem Überflüssigen scheidet, auf beiden Seiten zu sehr abgewichen." Sie schwanken stets zwischen „schwülstiger Ausdehnung des Fleisches", dem „Dunst und überflüssigen Ansatz", und zwischem einem „ausgehungerten Contour", mit „mageren Spannungen und eingefallenen Hölungen". „Viele unter den neueren Künstlern haben den griechischen Contour nachzuahmen gesucht, und fast niemanden ist es gelungen. Der große Rubens ist weit entfernt von dem griechischen Umrisse der Körper, und in denjenigen unter seinen Werken, die er vor seiner Reise nach Italien und vor dem Studium der Antike gemacht hat, am weitesten." „Gérard de Laireſſe, ein Gelehrter in seiner Kunst, ist in seinen Figuren vielmals zu kurz gegangen. Die Venus Raphaels bei dem Göttermahl (in der Farnesina) scheint schwer zu sein; in seinem von Marcanton gestochenen Kindermord haben die weiblichen Figuren eine gar zu volle Brust, die Mörder dagegen ausgezehrte Körper."

Hier regt sich bereits seine Abneigung gegen Michelangelo. „Er ist vielleicht der einzige, von dem man sagen könnte, daß er das Alterthum erreicht; aber nur in starken, muskulösen Figuren, in Körpern aus der Heldenzeit; nicht in zärtlich jugendlichen, nicht in weiblichen Figuren, welche unter seiner Hand zu Amazonen geworden sind."

Zweitens zeigt sich der Verfall in dem Realismus bei den „Affen der gemeinen Natur". Die Nachahmung der „gewöhnlichen Formen der Materie" (d. h. des einzelnen Modells) ist nach Winckelmann „der Weg zu holländischen Formen und Figuren". So entstehen Werke, wo man aus jeder Figur das Vaterland des Malers ohne Belesenheit errathen kann. Als Vertreter dieses Realismus nennt er Caravaggio, Jordaens und Stella (!); in der zweiten Schrift werden an ihrer statt Rembrandt, Raoux und Watteau vorgeschlagen. —

Das dritte ist der stillose Naturalismus der modernen Bildhauer in der Darstellung der Oberfläche des Körpers. Die Alten, so richtig wie fein 389
ihr Gefühl der Körperformen war, pflegten das Natürliche systematisch zu vereinfachen. Sie brachten das Ganze des Körpers und die dominirenden Theile mit unerreichter Wahrheit und Freiheit zum Ausdruck, während sie gewisse Einzelheiten der Muskulatur und gewisse Minutien der Oberfläche übergingen. Die Neueren suchten die Naturwahrheit zuweilen in einer illusorischen Wiedergabe eben dieser Zufälligkeiten. Dies sind jene „kleinen und gar zu sehr bezeichneten Falten der Haut an den gedrückten Körpertheilen, die Menge kleiner Eindrücke und gar zu vieler und gar zu sinnlich gemachter Grübchen." Solche Künstler nennt er (bei Gelegenheit der Köpfe Balthasar Denners) „Schüler des Anaxagoras, welcher den Grund der menschlichen Weisheit in der Hand zu finden glaubte."

Schon diese Polemik zeigt, wie großes Gewicht Winckelmann auf die Form legte, auch in der Malerei. Er stellt sich ganz auf die Seite der Zeichner gegen die Coloristen; die Zeichnung, sagt er, bleibe bei dem Maler (wie die Action bei dem Redner) das erste, zweite und dritte Ding. Was sollte er da anfangen mit der niederländischen Kunst! In ihr sah er nur die „holländischen Formen und Figuren", d. h. niedrige Unschönheit, — weil er keine Auge hatte für das, was die Kritik der Formen hier gar nicht aufkommen läßt. Sein Auge schien sich nicht in den nebligen Haiden, in dem Höhenrauch und der Stubendämmerung des Nordens, sondern in der hellen, klaren Luft des Südens gebildet zu haben. Der Contour ist die „Hauptabsicht des Künstlers": „der höchste Begriff in der schönen Natur und im Ideal". „Mannigfaltigkeit (der Charakteristik), Gewandung, Colorit, Licht und Schatten machen ein Gemälde nicht so schätzbar, als der edle Contour." Diese Betonung der Zeichnung fand man bei allen, die in Schönheit das höchste Ziel der Kunst setzten.*)

Man erwartet nun vielleicht den Beweis, daß die in den alten Denkmälern überlieferten Formen dem Begriff der Schönheit entsprechen; denn

*) Di qualunque cosa, volendo significare che ella sia bello, si dice, lei aver disegno. Lod. *Dolce*, Dialogo della pittura.

Winckelmann glaubt, „die Verehrung der Denkmale der Griechen von dem ihr von vielen beigemessenen Vorurtheil befreien zu müssen, als ob man der Nachahmung derselben bloß durch den Moder der Zeit ein Verdienst beilege." Aber er giebt uns statt dessen eine Schilderung der Verhältnisse von Klima, Sitte u. dgl., die die Entstehung der Schönheit in Natur und Kunst begünstigen; solche Begünstigungen würden uns einen Schluß auf die Vollkommenheit der griechischen Formen erlauben, auch wenn wir den Denkmälerbeweis nicht antreten könnten. Nur gelegentliche Bemerkungen verstatten uns ein Urtheil, wie weit damals seine Gedanken über Schönheit gereift waren.

Zur Schönheit gehört die „Einheit des ganzen Baues", und diese Einheit besteht in einer „edlen Verbindung der Theile", in einem „Maß von Fülle", vermöge dessen „der edleste Contour alle Theile vereinigt und umschreibt". „Ein gesundes Fleisch füllt die sanft darübergezogene Haut ohne schwülstige Ausdehnung"; diese Haut „folgt bei allen Beugungen der fleischigen Theile vereinigt der Richtung derselben. Ein sanfter Schwung erhebt (bei gedrückten Theilen) die Hautfalten wellenförmig auseinander, so daß diese Falten nur ein Ganzes und zusammen nur einen edlen Schwung ausmachen." „Es war ein Glück für die alten Griechen und für ihre Künstler, daß ihre Körper eine gewisse jugendliche Völligkeit hatten."

Man kann die schöne Form auch durch Grenzbestimmungen bezeichnen. Dann ist ihre Linie jene feine Mittellinie, „welche das Völlige der Natur von dem Überflüssigen scheidet", das „Gleichgewicht zwischen dem Magern und Fleischigen", „der große und männliche Contour, ohne Dunst und überflüssigen Ansatz"; ein Contour, den die Künstler „wie auf die Spitze eines Haares gesetzt hatten".

„Dieser meisterhafte Contour herrscht auch unter den Gewändern der Griechen; er zeigt auch durch den Marmor hindurch den schönen Bau des Körpers wie durch ein koisches Kleid. Die kleinen Brüche entstehen durch einen sanften Schwung aus den größeren Partien und verlieren sich wieder mit einer edlen Freiheit und sanften Harmonie des Ganzen, ohne den schönen Contour des Nackten zu verstecken."

Diese schöne mittlere Form aber eignet „Körpern, welche aus feinem Stoff gebildet sind", Körpern, die durch stete Kraftübung „aufs empfindlichste elastisch" waren, der „biegsamsten Bewegungen" fähig: so waren Menschen gestaltet, „welche in allen ihren Handlungen eine gewisse gelenksame und geschmeidige Gefälligkeit äußerten, die ein munteres und freundliches Wesen begleitete."

Was aber die Gunstbezeigungen der Umstände betrifft, unter denen die hellenische Kunst emporwuchs, so war Winckelmann die Aufmerksamkeit damaliger Historiker auf die physischen Ursachen wohlbekannt: was er hinzu-

bringt, ist die Färbung durch seine Sehnsucht nach dem Süden, durch die Bewunderung griechischer Zustände.

Das Klima nennt er die „Grundursache" ihrer vollkommneren Natur. 391
„Die Natur jedes Landes giebt den Eingeborenen wie den neuen Ankömmlingen eine ihr eigene Gestalt." Dies wird bewiesen aus den Änderungen, die der Charakter der in Spanien und Gallien eingedrungenen deutschen Stämme nach dem Charakter der Urbewohner hin erfahren hat. „Der Himmel und die Luft muß sich bei den Griechen in ihren Hervorbringungen gezeigt haben, und diese Wirkung muß der vorzüglichen Lage des Landes gemäß gewesen sein. . . . Unter einem gemäßigten und zwischen Wärme und Kälte gleichsam abgewogenen Himmel spürt die Creatur einen gleich ausgetheilten Einfluß desselben. Die gemäßigten Jahreszeiten Griechenlands waren geeignet, kluge Köpfe zu reifen; wie denn nach Hippokrates der gemäßigte Himmel die schönsten und wohlgebildetsten Geschöpfe und Gewächse bildet. . . . Der Einfluß eines sanften und reinen Himmels wirkte bei der ersten Bildung der Griechen."

Er glaubt, man könne auch aus der Sprache der Griechen und ihrem Wohlklang auf die Werkzeuge dieser Sprache und sofort auf die Beschaffenheit ihrer Körper Schlüsse machen. Die Natur bilde bei jedem Volke die Werkzeuge der Sprache nach dem Einfluß des Himmels in ihren Ländern. Während alle nordischen Sprachen mit Consonanten überladen sind und dadurch ein unfreundliches Ansehen erhalten, gab der Reichthum, ja Überfluß der Vokale der griechischen Sprache einen sanften Fluß, machte den Klang der Worte mannigfaltig und erleichterte zu gleicher Zeit die unnachahmliche Zusammensetzung derselben. Diese Sprache konnte durch den Klang und die Folge der Worte aufeinander die Gestalt und das Wesen der Sache selbst ausdrücken.

Die Erziehung setzte das Werk der Natur fort. „Die Bildungen der schönen Natur erhielten die schöne Form — den großen und männlichen Contour — durch die frühzeitigen Leibesübungen, welchen die Nationalspiele und ihre Preise einen außerordentlichen Schwung gaben. Solche Übungen machen (wie noch heute an den nordamerikanischen Indianern zu sehen ist) „die Säfte flüssig, die Nerven und Muskeln schnell und biegsam, den ganzen Bau des Körpers leicht." Er stellt „den jungen Sybariten seiner Zeit neben den jungen Spartaner, den ein Held mit einer Heldin gezeugt, der in der Kindheit niemals in Windeln eingeschnürt gewesen, der von dem siebenten Jahre an auf der Erde geschlafen und im Ringen und Schwimmen von Kindsbeinen an war geübt worden."

Weder Sitten, noch Krankheiten traten der bildenden Wirksamkeit der Natur hindernd oder zerstörend entgegen. „Aller Übelstand des Körpers wurde behutsam vermieden; der Anzug that der bildenden Natur keinen

392 Zwang an, noch hemmte er das Wachsthum der schönen Form. Die Krankheiten, die so viel Schönheit zerstören und die edelsten Bildungen verderben, wie die Blattern, die venerische und die englische Krankheit, waren den Griechen noch unbekannt." So hoch schätzten die Griechen die Schönheit, daß sie Wettspiele der Schönheit errichteten und Wege ersannen, schöne Kinder zu erzeugen.

„Ihre Art zu handeln und zu denken war leicht und natürlich, ihre Verrichtungen geschahen, wie Perikles sagt, mit einer gewissen Nachlässigkeit; und aus Plato kann man sich einen Begriff davon machen, wie die Jugend unter Scherz und Freude ihre Übungen in ihren Gymnasien getrieben."

Kurz „alles, was von der Geburt bis zur Fülle des Wachsthums zur Bildung der Körper, zur Bewahrung, zur Ausarbeitung und zur Zierde dieser Bildung durch Natur und Kunst eingeflößt und gelehrt worden, war zum Vortheil der schönen Natur der alter Griechen gewirkt und angewendet.

„Noch heute haben die Griechen viel natürliche Vorzüge der alten Nation behalten. Die Einwohner vieler Inseln sind die schönsten Menschen, sonderlich was das schöne Geschlecht betrifft. Die attische Landschaft giebt noch jetzt, so wie ehemals, einen Blick von Menschenliebe. An den Einwohnern bemerkt man noch jetzt einen sehr feinen Witz und eine Geschicklichkeit zu allen Unternehmungen."

Die Sitte aber erlaubte den Künstlern, diese Vorräthe der Schönheit in der freiesten und bequemsten Weise auszubeuten. „In Griechenland, wo man sich der Lust und Freude von Jugend auf weihte, wo ein gewisser heutiger bürgerlicher Wohlstand der Freiheit der Sitte niemals Eintrag gethan, zeigte sich die schöne Natur unverhüllt zum großen Unterricht der Künstler. In den Gymnasien, der Schule der Künstler, konnten sie nackte Körper in so mannigfaltigen, wahrhaften und edeln Stellungen sehen, in die ein gedungenes Modell nie zu setzen ist. Jedes Fest — man denke an den tanzenden Sophocles und an Phryne-Anadyomene bei den eleusinischen Spielen — war eine Gelegenheit, sich mit der schönsten Natur aufs genaueste bekannt zu machen." —

An diesem Abschnitt von den „Gründen und Ursachen" hatte auch die Kunstgeschichte wenig hinzuzusetzen oder zu bereuen. Nur die politische Freiheit mußte in einer August III. gewidmeten Schrift verschwiegen werden.

Die häufige Gelegenheit zur Beobachtung der schönen Natur aber trieb die Künstler, in der Richtung der Schönheit, über die Gegenstände ihrer Einzelerfahrung hinaus: sie führte zum Ideal. Denn „die Nachahmung des Schönen in der Natur ist entweder auf einen einzelnen Vorwurf gerichtet, oder sie sammelt die Bemerkungen aus verschiedenen einzelnen und bringt sie in eins. Jenes heißt eine ähnliche Copie, ein Portrait machen; . . . dieses

ist der Weg zum allgemeinen Schönen und zu idealischen Bildern desselben". 398
Die Griechen wollten nicht blos das in der Natur zerstreute sammeln: sie bildeten sich gewisse allgemeine Begriffe von Schönheiten, sowohl einzelner Theile, als ganzer Verhältnisse der Körper, die sich über die gewöhnliche Form der Materie, Winckelmann sagt auch geradezu, über die Natur, erheben sollten. Ihr Urbild war (nach platonischem Sprachgebrauch) eine blos im Verstand entworfene geistige Natur, wie Raphaels Galatea.*) Diese ideale Schönheit gab bei der Darstellung von Gottheiten nach Modellen, z. B. der knidischen Venus des Praxiteles nach seiner Geliebten Kratina, die „erhabenen Züge oder das Göttliche; während die sinnliche Schönheit (des Modells) nur die schöne Natur (die natürliche Basis) lieferte."

Worin aber diese über die gewöhnliche Form der Materie erhabenen Begriffe bestanden haben können, darüber sucht man vergebens einen Wink. Die „fast gerade Linie, welche Stirn und Nase an Göttern und Göttinnen machte", könnte doch, wie er selbst zugiebt, den alten Griechen ebenso eigen gewesen sein, wie die flache Nase den Kalmücken.

Auf dieses Gemälde der natürlichen und sozialen Begünstigungen griechischer Plastik wird nun der Hauptbeweis gegründet.

Ebenso viele Vortheile (so räsonnirt Winckelmann) wie die Griechen bei Darstellung schöner Menschen hatten, ebenso viele Hindernisse sind es, mit denen der außergriechische, der neuere Künstler zu kämpfen hat. Der Grieche fand das Vollkommene fast schon in dem, woran er tagtäglich vorüberging. Der Neuere würde auf diesem Wege die Schönheit ganz gewiß verfehlen; und wenn ihr Gefühl ihm durch eine glückliche Gabe einwohnte, so würde er doch die zersplitterten und zerstreuten Trümmer der Schönheit auf einem langen und mühsamen Wege sammeln müssen. „Das Schöne der Natur zeigt sich bei uns nicht alle Tage, und selten so, wie es der Künstler wünscht."

Dies Bedürfniß der griechischen Muster gilt besonders für den Umriß. „Weder aus der sorgfältigsten Beobachtung der Natur kann man den vollkommenen Begriff der Schönheit, noch aus dem Studium der Anatomie allein die schönsten Verhältnisse des Körpers lehren." Könnte auch die Nachahmung der Natur dem Künstler alles geben, so würde gewiß die Richtigkeit im Contour durch sie nicht zu erhalten sein; diese muß von den Griechen allein erlernt werden." 399

Ehe er sich daher der Nachahmung der Natur überläßt, sollte er aus ihren Werken die Begriffe des Ganzen, des Vollkommenen lernen, die die Begriffe des Getheilten in unserer Natur bei ihm läutern und sinnlicher machen. Die Schönheit der griechischen Statuen ist eher zu entdecken, als

*) Essendo carestia e di buoni giudicj e di belle donne, io mi servo di certa idea che mi viene nella mente. Raphael an Castiglione bei Bottari II. p. 24.

die Schönheit in der Natur; sie ist rührender, nicht so sehr zerstreut und mehr in eins vereinigt. Ihre Nachahmung lehrt uns, geschwinder klug zu werden. Erst wenn sich der Künstler die griechische Regel Hand und Sinne führen läßt, wird er durch Hilfe der ihm beständig gegenwärtigen erhabenen Formen sich selbst eine Regel werden. Der wahre Geschmack des Alterthums müsse den Maler (wie bei Raphael der Fall gewesen) auch durch die gemeine Natur hindurch beständig begleiten: „alle Bemerkungen in derselben [Studien] würden dann bei ihm durch eine Art von chemischer Verwandlung dasjenige werden, was sein Wesen, seine Seele ausmacht." Und dieser Vortheil bezieht sich ebenso auf die Kenntniß des Inbegriffs des in der ganzen Natur ausgetheilten, wie dessen, worin sich „die schönste Natur über sich selbst, kühn, aber weislich erheben kann". Denn in der Antike sind „die höchsten Grenzen des menschlich und zugleich des göttlich Schönen bestimmt. Was Natur, Geist und Kunst hervorzubringen vermögend gewesen, liegt hier vor Augen." Winckelmann ist geneigt, das Größte der neueren Kunst auf diese Quelle zurückzuführen. „Michelangelo, Raphael und Poussin haben den guten Geschmack aus seiner Quelle geschöpft, und Raphael in dem Lande selbst, wo er sich gebildet." Allein obwohl „Seelen, denen die Natur hold gewesen", hier der Weg, Originale zu werden, offen sein soll, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß eben die bisherige Unerreichtheit der Griechen diese Hoffnungen etwas zu entmuthigen geeignet ist. „Der gute Geschmack hat sich angefangen zuerst unter dem griechischen Himmel zu bilden . . . Der Geschmack, den diese Nation ihren Werken gegeben, ist ihr eigen geblieben; er hat sich selten weit von Griechenland entfernt, ohne etwas zu verlieren, und unter entlegenen Himmelsstrichen ist er spät bekannt geworden."*) —

Zu den Verirrungen des Formensinnes gesellt sich die Maßlosigkeit im
395 Ausdrucke. Winckelmann richtet sich gegen die Berettini und Lanfranco in der Malerei, Berinini in der Sculptur, den gemeinsten Geschmack der heutigen Künstler. Ihren Beifall, sagt er, verdient nichts als worin ungewöhnliche Stellungen und Handlungen, die ein freches Feuer begleitet, herrschen, welches sie mit Geist, mit Franchezza, wie sie reden, ausgeführt heißen. Der Liebling ihrer Begriffe ist der Contrapost, der bei ihnen der Inbegriff aller selbstgebildeten Eigenschaften eines vollkommenen Werkes der Kunst ist. Sie verlangen eine Seele in ihren Figuren, die wie ein Comet aus ihrem Kreise weicht; sie wünschten in jeder Figur einen Ajax und einen Capaneus zu sehen."

Dieser Maßlosigkeit im Ausdrucke, diesem Feurigen und Wilden, das er mit einer (von ihm irrig den Alten zugeschriebenen) Übertragung eines

*) Voltaire im Siècle sagt dasselbe von Italien: La France, l'Angleterre, l'Allemagne, l'Espagne voulaient à leur tour avoir de ces fruits [des arts]; mais, ou ils ne vinrent point dans ces climats, ou bien ils dégénérèrent bien vite.

rhetorischen Terminus auf die bildende Kunst Parenthyrsos nennt, steht nun der zweite Vorzug der Griechen, „die erhabene Seele" gegenüber. „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterwerke ist eine edle Einfalt und eine stille Größe, sowohl in der Stellung, als im Ausdruck." Hier steht das Bild vom Meere (S. 225). „Je ruhiger der Stand des Körpers ist, desto geschickter ist er, den wahren Charakter der Seele zu schildern. . . . . Kenntlicher und bezeichnender wird die Seele in heftigen Leidenschaften, groß aber und edel ist sie in dem Stande der Einheit*), in dem Stande der Ruhe."

Dieser Vorzug aber ist weniger Sache des Geschmackes und seiner durch Sehen und Vergleichen erworbenen Bildung: er ruht auf sittlichen Eigenschaften des Künstlers. „Der Ausdruck einer so großen Seele (wie des Laokoon) geht weit über die Bildung der schönen Natur: der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte."

Zur Ruhe gesellt sich die Heiterkeit der griechischen Kunst. „Die Griechen 396
bezeichnen ihre Werke mit einem gewissen offenen Wesen, einem Charakter der Freude: die Musen lieben keine fürchterlichen Gespenster, auf keinem einzigen ihrer Denkmäler ist eine fürchterliche Vorstellung. Das Bild des Todes erscheint nur auf einem einzigen alten Steine, aber das Gerippe tanzt nach der Flöte; es erscheint in der Gestalt, wie es bei Gastmählern zum angenehmen Genusse des Lebens aufmuntern sollte." Bernini hatte das scheußliche Gerippe sogar in die Plastik eingeführt, deren Stil es ebenso zuwider ist, wie der Heiterkeit jeglicher Kunst und selbst der religiösen Auffassung des Todes im Christenthume.

An diesem Punkte öffnete sich Winckelmann auch zuerst eine Ansicht von Entwickelungsstadien der Kunst. „Die schönen Künste haben ihre Jugend sowohl wie die Menschen; und der Anfang dieser Künste scheint wie der Anfang bei Künstlern gewesen zu sein, wo nur das Hochtrabende, das Erstaunende gefällt. Das Heftige, das Flüchtige geht in allen menschlichen Handlungen voran; das Gesetzte, das Gründliche folgt zuletzt. Dieses letztere aber gebraucht Zeit, es zu bewundern; es ist nur großen Meistern eigen." Er erinnert an das Verhältniß des Äschylus und Sophokles (S. 144 f.).

Von diesem Punkte aus begriff er die „Größe Raphaels". „Eine so schöne Seele, wie die seinige war, in einem so schönen Körper, wurde erfordert, den wahren Charakter der Alten in neueren Zeiten zuerst zu empfinden und zu entdecken; und was sein größtes Glück war, schon in einem Alter, in welchem gemeine und halbgeformte Seelen über die wahre Größe ohne Empfindung bleiben." Er bemerkt (mit de Piles), daß man an Raphaels Schönheiten immer neue Reizungen zu entdecken glaube.

*) Schon in den zu Seehausen gemachten Collectaneen findet sich der Satz: Formam omnis pulchri statuit Augustinus unitatem.

„Mit einem Auge, welches diese Schönheiten empfinden gelernt, mit diesem wahren Geschmacke des Alterthums, muß man sich seinen Werken nähern. Alsdann wird uns die Ruhe und Stille der Hauptfiguren in Raphaels Attila, welche vielen leblos scheinen, sehr bedeutend und erhaben sein. Der römische Bischof, der das Vorhaben des Königs der Hunnen, auf Rom loszugehen, abwendet, erscheint nicht mit Geberden und Bewegungen eines Redners, sondern als ein ehrwürdiger Mann, der blos durch seine Gegenwart einen Aufruhr stillt:

Tum pietate gravem ac meritis si forte virum quem
Conspexere, silent arrectisque auribus adstant — Virgil

397 mit einem Gesicht voll göttlicher Zuversicht vor den Augen des Wütherichs. Die beiden Apostel schweben nicht wie Würgengel in den Wolken, sondern wenn es erlaubt ist, das Heilige mit dem Unheiligen zu vergleichen, wie Homers Jupiter, der durch das Winken seiner Augenlider den Olymp erschüttert.

„Wie wenig Kenner hat der schöne St. Michael des Guido in der Capucinerkirche zu Rom gefunden, welche die Größe des Ausdruckes, die der Künstler seinem Erzengel gegeben, einzusehen vermögend gewesen. Man giebt des Conca seinem Michael den Preis vor jenem, weil er Unwillen und Rache im Gesichte zeigt, anstatt daß jener, nachdem er den Feind Gottes und der Menschen gestürzt, ohne Erbitterung mit einer heiteren und ungerührten Miene über ihm schwebt.“*)

385–371

Dies ist der Kern der kleinen Schrift, die man Winckelmanns Reformationsthesen genannt hat.

Es ist das Bild einer Kunst, die im Leben steht und voll Leben ist, gleich einem Tempel, dessen Basis die hellenische Landschaft, dessen Kuppel der hellenische Himmel ist. Sie wurde den Griechen fast aufgedrungen durch ihre schöne Natur, auf die sie auch wieder zurückwirkte; in den Gegenden wo die Künste geblüht haben, wurden auch die schönsten Menschen erzeugt. Studien, die wir am Secirtische und im Modellzimmer machen müssen, konnten an Sammelplätzen öffentlicher Geselligkeit vorgenommen werden. Selbst die Idealbildungen erscheinen als natürliche, reife Frucht der Veredelung des Formensinnes in einer mit Schönheit so überreich gesegneten Umgebung. Kurz,

*) * Tho' the Devil be beaten down and actually chain'd, the Arch-Angel is still at him with his sword; — and yet with a countenance altogether serene and dispassionate, as unwilling to impair his beauty with a frown. Seb. Concha has thought otherwise upon the subject; he has given his angel an indignation etc. Edw. *Wright*, Some observations made in France and Italy, in 1720—22. London 1730. — Raphael voulant exprimer la supériorité de l'ange de lumière sur l'ange des ténèbres, représente St. Michel avec un air calme, fondante sur Satan qui se trouve écrasé par la seule pression de l'air, causée par le poids du corps de l'Archange. Observations sur les arts, 1748.

diese Kunst ist eine Pflanze, die mit Wurzeln und Blättern von tausend Einflüssen des Bodens und der Luft, des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme in glückseliger Abhängigkeit steht, ja eigentlich nur das Gesamtergebniß aller dieser Einflüsse ist. Die neueste Kunst war leider eine exotische Pflanze, gezeitigt in den Treibhäusern der Akademien, bestimmt für den Genuß einiger Großen.

Wie klar und leuchtend stand hier das Bild des griechischen Lebens mit seiner Gesundheit und Urwüchsigkeit, seiner naiven Sinnlichkeit und be- 398
sonnenen Weisheit! Dort vertrug sich die körperliche Vollkommenheit des Naturmenschen mit der in jenen Tagen am meisten gelobten Tugend des Civilisirten, dem guten Geschmacke. Von hier wehte es diese Menschen der Zopfzeit an wie ein Hauch klarer, reiner, südlicher Himmelsstriche, wie eine Sehnsuchtsluft der Einfalt und Natur.

Auch war das Gemälde belebt durch warme Liebe und ungemischte Bewunderung. Man sieht, der Verfasser hätte in jenen Zeiten leben mögen; er spricht, wie ein Grieche sprechen könnte, der unter Barbaren verbannt wäre.

Und welcher ganz antike Sinn für körperliche Vollkommenheit! Ohne jedes Bedürfniß der Zuhilfenahme symbolischer Bedeutungen und geistiger Nebenvorstellungen! Welches Ringen mit der Sprache in bezeichnenden Ausdrücken für das unaussprechliche Angeschaute! Hier ist plastisches Stilgefühl, Idealität; Schönheit, nur in einem Lande der Erde freilich als einheimisches Gewächs erblüht, doch bestimmt, in allen zu siegen und zu herrschen; platonische Anspielungen auf das Weltgeheimniß der Schönheit, deren Ursprung der göttliche Urquell der Natur selbst ist. Der Ausdruck einer großen Seele kommt aus der Stärke des Geistes, die der Künstler in sich selbst fühlt; — mit dem Auge des Geweihten mußt du sehen, um da den Gott zu erblicken, wo der trockene Sophist den Stein und der seelenlose Kritiker Gemeinheit findet. Wie einen Freund muß man das Kunstwerk kennen; und das Verständniß führt zur Bewunderung.

Aber zwischen diese „köstlichen Grundstellen" (Goethe), zwischen diese lichten Partien der Schrift fallen hier und da auch Schatten; besonders einige akademische Phrasen, wie „gemeine Natur", — als ob die Gemeinheit, die für hohe Dinge gemeine Modelle auswählt, der Natur zur Last falle; — die Vorstellung, als ob man eine lebendige Gestalt schaffen könne durch ein „Sammeln und Ineinsbringen" von Stücken aus dieser und jener, oder indem man sich von einer gelernten Regel Sinn und Hand führen lasse; die Zumuthung, als ob der Maler nur etwa in Gewändern „vom Marmor abgehen" dürfe; — der Glaube an Formen, die sich über die Natur erheben; die Gefährlichkeit der Natur, die von der schönen Form abführe u. dgl.

Die Allegorie

Das dritte Gebrechen der neueren Kunst, nach Form und Ausdruck, soll
399 in der Verbrauchtheit ihrer Stoffe und in der Leerheit der Gemälde liegen. „Die Geschichte der Heiligen, die Mythologie und die Verwandlungen (Ovids) sind die ewigen und fast einzigen Gegenstände der neueren Malerei, die auf hunderterlei Art gewandt und ausgekünstelt sind, so daß endlich Überdruß und Ekel die Folge ist. Die Decorationsmalerei ist nur da, um den Ort zu füllen: der Abscheu vor dem leeren Raume füllt die Wände, und Gemälde, von Gedanken leer, sollen die Leere ersetzen." Gewiß ein auffallendes Geständniß im Munde eines Neophyten der Kunst! Das Gefühl der Erschöpfung muß in der Luft gelegen haben.

Das Heilmittel nun, das er hier vorschlägt, ist die Allegorie. Die „Allegorie in der Malerei" war ein Lieblingsthema seit dem sechzehnten Jahrhundert: die Geschmacklosigkeit der Maler wetteiferte mit der Spitzfindigkeit der Gelehrten des goldenen Säculums der Pedanterie in Erfindung allegorischer Räthsel und Schrullen. Winckelmann faßt freilich den Begriff der Allegorie so weit, daß auch die Mythologie mit eingeschlossen wird. „Die ganze Mythologie war ein Gewebe von Allegorien". Homers Götter sind „natürliche Gefühle der verschiedenen Kräfte der Welt; Schatten und Hüllen edler Gesinnungen". Ja er nennt Allegorie schon die Angemessenheit der Zieraten in der Baukunst; die Vorschrift, daß das Unheilige nicht zum Heiligen, das Scherzhafte nicht zum Erhabenen gestellt werde. Die Rokokoornamentik, die Grotesken des Malers Morto aus Feltra werden als Erzeugnisse verdorbenen Geschmackes bezeichnet, weil sie nicht „sinnreich" seien, d. h. keine Gedanken enthielten. Er mischt alles durcheinander, bemerkt Schlegel, Personificationen allgemeiner Begriff, beigelegte Zeichen, sinnbildliche Handlungen, endlich bloße Anspielungen auf einzelne Ereignisse. Man könnte, wenn man die vorhergehenden Abschnitte noch im Sinn hat, zweifeln, ob hier derselbe Mann spräche.

Der künstlerische Werth der Allegorie beruht nach ihm darauf, daß das höchste Ziel der Malerei Dinge seien, die nicht sinnlich sind*), daß ihr größtes Glück in Vorstellung unsichtbarer Dinge bestehe; daß blos sinnliche Empfindungen nur bis an die Haut gehen; daß der Pinsel des Malers in Verstand getunkt sein und mehr zu denken hinterlassen solle, als er dem Auge bietet (was Hawthorne suggestiveness nannte). Denn wenn er eine Seele habe, die denken gelernt, „müsse er sich als Dichter zeigen".

*) Salvator *Rosa*, Satira della pittura:

*Che non dipinge sol quel ch'è visibile;
Ma necessario è, che talvolta additi
Tutto quel ch'è incorporeo e ch'è possibile.

Diese Sätze würden wohl eine annehmbare Deutung zulassen. Aber was soll man sagen, wenn nun alles, was dies Geistige, Unsichtbare, Dichterische doch erst in Kunst zu verwandeln hat, zu etwas Mechanischem herabgesetzt wird, „zu dessen Kenntniß und Bewunderung mechanische Seelen hinreichen?" Denn Colorit und Zeichnung können ja durch Übung erlangt werden, Perspective und Composition gründen sich auf Regeln, ja ein historisches Gemälde sei so gut Nachahmung wie eine Landschaft. Daher vermißt er in der Dresdner Gallerie „dichterische Gemälde".

Und wir hatten ihn doch eben erst versichern hören, daß die Kunst in dem über die gemeine Natur erhabenen Umriß die Grenze des Göttlichen berühre; daß der edle Ausdruck der Leidenschaften nur aus einer großen Seele kommen könne. Jetzt soll auch dies Nachahmung bleiben, „wenn auch weise Nachahmung".

Nachdem er uns eben mit Liebe das Bild eines Volkes gemalt, dem Schönheit ein öffentliches Interesse war, und mit feinem Sinn den hohen Werth des Contours schöner Körperformen geschildert, verfällt er in die Sprache der Pedanten, die in der Welt der Begriffe und Worte ihre Augen verloren haben, gelangweilt schleichen durch „die Galerie, voll Menschenglut und Geistes"; die, um von einem Bilde angezogen zu werden, des Spieles ihres Denkapparats bedürfen, der ihnen den Schlüssel liefert. Ja es scheint endlich gar, daß der Werth malerischer Darstellung eigentlich darin besteht, durch Räthsel unseren Verstand zu unterhalten.

„Die Wahrheit, so liebenswürdig sie an sich selbst ist, gefällt und macht 401
einen stärkeren Eindruck, wenn sie in eine Fabel eingekleidet ist: was bei Kindern die Fabel im engsten Verstand, das ist die Allegorie im reiferen Alter. Denn unser Verstand hat die Unart, nur auf dasjenige aufmerksam zu sein, was ihm nicht der erste Anblick entdeckt, und nachlässig zu übergehen, was ihm klar wie die Sonne ist. Je mehr Unerwartetes man in einem Gemälde entdeckt, desto rührender wird es; und beides erhält es durch die Allegorie. Sie ist wie eine unter Blättern und Zweigen versteckte Frucht, welche desto angenehmer ist, je unvermutheter man sie findet."

Man sieht, trotz der Hallischen Ästhetik wollte es noch lange nicht in 402
germanische Schädel hinein, daß die Malerei nicht Zeichen, sondern Körper schaffe für ihre Gedanken, die eigentlich aber schon als Körper entstehen: daß sie nicht Gedanken verkörpert, sondern malerisch denkt.

Freilich, konnte man einwenden, verhält es sich anders mit der kleinen Kunstwelt der Denkmünzen, Devisen, Vignetten, dem malerischen und bildnerischen Schmuck architektonischer Denkmäler. Die decorative Kunst darf sich hier mehr erlauben, als die freie, das Relief mehr als die Rundsculptur, die Sculptur mehr als die Malerei, ein Fresco mehr als das Staffeleibild.

Aber Winckelmann sieht von solchen Unterschieden ab; auch seine eigenen Kriterien vergißt er in den Beispielen. „Zuweilen, bemerkt Schlegel, sollte man denken, es sei ihm nicht um Vorschläge für die Kunst zu thun, sondern um die Erfindung einer neuen Hieroglyphenschrift; und einige Male wird man sogar an die abgeschmackten Rebus erinnert."

Bei Dingen, die dem Helden keine Ehre machen, pflegen wohlwollende Berichterstatter die Schuld auf die Zeit zu wälzen. Allein man kann nicht sagen, daß jene Zeit im Allegoriegeschmack befangen war; auch gehört Winckelmann zu denen, die Meinungen eher ihrer Zeit zum Trotz verfechten.

Du Bos empfahl den Malern statt der selbsterfonnenen Sprache der Allegorie lieber die Sprache der Leidenschaften zu reden, die allen Menschen gemein ist. „Die Maler sind Dichter", sagt er, „aber ihre Erfindung besteht nicht im Erfinden von Chimären und jeux d'esprit; die größten Dichter in der Malerei sind es nicht, welche die meisten allegorischen Personen in die Welt gesetzt haben."

Selbst in Winckelmanns nächster Umgebung dachte man anders. Algarotti empfahl, moralische und abstracte Dinge durch historische Begebenheiten zu symbolisiren: die Vaterlandsliebe durch Decius, der sich den unterirdischen Göttern opfert, die Unbeständigkeit des Glückes durch Marius auf den Trümmern Karthagos. Denn ein solches Gemälde werde gefallen, auch
408 wenn man die Intention des Künstlers nicht errathe. Er hatte den Annibale Carracci gelobt, der im Palazzo Farnese auf den Rath Agucchis diesen historischen Weg eingeschlagen habe. Aber Winckelmann tadelt den bolognesischen Maler, „daß er, statt die berühmtesten Thaten und Begebenheiten des Hauses Farnese durch allgemeine Symbole und sinnliche Bilder vorzustellen, seine ganze Stärke blos in bekannten Fabeln gezeigt habe." Er behauptet, Parrhasius, der den athenischen Demos gütig und grausam, leichtsinnig und hartnäckig, brav und feige gemalt, habe dies nur auf dem Weg der Allegorie vermocht; obwohl er sich selbst den Einwand macht, die Geschichte vom Siege bei den arginusischen Inseln hätte dem Künstler ein sehr sinnliches und reiches Bild dieses Charakters liefern können.

Wie wenig man damals für die Allegorie schwärmte, könnte aus den Urtheilen über das bedeutendste allegorische Werk der neueren Zeit, die Gallerie des Luxemburg von Rubens gezeigt werden.

Dieser größte Meister der Decoration mittels gemalten menschlichen Fleisches hatte hier durch Zugabe der Allegorie (die er aus der Schule des Otto van Veen mitgebracht) den Witz und die Sinnlichkeit seiner fürstlichen Gönner in angenehmem Ebenmaße zu beschäftigen verstanden. Er hatte bei der Landung der Maria Medici im Hafen von Marseille Tritonen uud Nereiden zwischen den Galeeren der Religion von S. Stefano schwimmen,

und die Königin-Mutter mit Mercur und Cardinälen dem Conseil präsidiren lassen. Du Bos zeigte die Geschmacklosigkeit dieser bizarren Vermischung spanischer Hoftrachten mit flämisch-travestirten Mythologien. Walpole nannte das Werk a toleration of all religions; Algarotti verglich diese Rubenssche Poesie mit dem Synkretismus jener Epen, wo Sannazaro Proteus als Propheten der Incarnation einführt und Camoens Indianer sich mit den Portugiesen von den Reisen des Ulyß unterhalten. Man freut sich an dem Humor des Malers, wenn man beobachtet wie diese hohen Herrschaften, früh an Selbstbeherrschung gewöhnt, die Gesellschaft ihrer seltsam kostümirten, obwohl nicht ohne höfischen Anstand auftretenden Gäste aus dem Olymp mit soviel Grazie über sich ergehen ließen. Winckelmann aber preist den Rubens „als den vorzüglichsten unter den großen Malern, der sich auf dem unbetretenen Weg dieser Malerei als ein erhabener Dichter gezeigt habe."

Freilich hatte er den Zauber des Rubensschen Colorits in Dresden kennen 404
gelernt. Auch in seiner Beleuchtung findet er „das Dichterische und Wunderbare dieses unerschöpflich fruchtbaren, bis zur Verschwendung reichen Geistes '... Seine Figuren hat er in der vor ihm unbekannten Manier die Lichter auszutheilen gestellt, und diese Lichter, welche auf die Hauptmassen vereinigt sind, sind stärker als in der Natur selbst zusammengehalten, um auch dadurch seine Werke zu begeistern und etwas ungewöhnliches in dieselben zu legen."

Daß aber sein Urtheil nicht durch diese Zugabe Rubensschen Farbenglanzes bestochen war, verräth ein zweites Lob. Er nennt die große Gallerie Le Bruns in Versailles das höchste in dichterischer Malerei, was nach Rubens ausgeführt wurde; Frankreich könne sich rühmen, an dieser und der Luxemburgischen Gallerie die gelehrtesten Werke der Allegorie in der Welt zu haben.

Da die Thaten Ludwigs XIV. selbst auf Flächen wie die Versailler Plafonds nicht angemessen zur Darstellung kommen konnten, so wurde die Allegorie herbeibefohlen, um in einem Tableau zu verkünden, wie der perückenumlockte Apollo soviele flandrische Festungen, trotz spanischer, erst versteckter, dann offener Allianz genommen hatte. Den Übergang über den Rhein, wo der Sonnenkönig mit dem Donnerkeil auf einem Kriegswagen ragt, den Hercules durch die ungestümen Wogen treibt, während Hispania von der Strömung fortgerissen wird, dem bestürzten Rheingott das Ruder entfällt und Victorien mit den Wappenschildern der Städte herzufliegen: dies Machwerk, der Roßkastanie vergleichbar, deren Stich

nur trotzig zu verbergen sucht,
daß ungenießbar ihre Frucht,

nennt Winckelmann „an Höhe mit Homers berühmter Beschreibung von Neptuns Fahrt auf dem Meer und dem Springen der unsterblichen Pferde desselben vergleichbar."

Und so wird Winckelmann hier, im Stich gelassen von seinem Genius, 405

fast das einzige Mal in seinem Leben langweilig, schleppend, verworren, abgeschmackt. Schlegel meint, der Gegenstand habe sein theoretisches Vermögen überstiegen.

Der einzige Punkt wo er in seinem Element ist liegt da, wo er, im Sinne seines Hauptthemas, antike und moderne Allegorien kritisch gegeneinander stellt. Allerdings erscheint die Geschmacklosigkeit und Unfruchtbarkeit der Neueren nirgends beschämender als hier, gegenüber der glücklichen Erfindung der Alten.*)

„Die, welche zu unseren und unserer Väter Zeiten dieses Feld haben bereichern und zum Unterricht und zur Erleichterung haben arbeiten wollen, erschienen in einer Zeit, wo ein großer Hause der Gelehrten gleichsam zur Ausrottung des guten Geschmackes sich mit einer wahrhaften Raserei empörten. Sie fanden in dem, was Natur heißt, nichts als kindische Einfalt, und man hielt sich verbunden, dieselbe witziger zu machen. Junge und Alte fingen an, Devisen und Sinnbider zu malen ... Das wahre Gegentheil von der edlen Einfalt sieht man in des Romein de Hooghe Bildersprache. In der ganzen Iconologie des Ripa sind etwa zwei bis drei erträgliche Bilder unter lauter übelentworfenen Gedanken ... Will ein Künstler sich als Dichter zeigen, so befindet er sich in einer Einöde, so arm ist die Malerei unserer Zeit an Zeichen für solche Dinge."

Will daher ein Künstler gute Allegorien haben, d. h. solche, in denen das Bezeichnete mit dem Zeichen ein wahres Verhältniß hat, welche Einfalt, Deutlichkeit, Wohlstand haben, so müssen die Bilder, worin die Griechen und Römer ihre Gedanken eingekleidet haben, vor allem sein Studium sein. Zumal die „höheren Allegorien, in welchen ein geheimer Sinn der Fabelgeschichte oder der Weltweisheit der Alten liegt, diese geben den Werken der Kunst die wahre epische Größe." Als Beispiel führt er an die Allegorie des frühen Todes in dem Bild der Entführung eines Kindes in den Armen der Aurora. Von niedrigerem Rang seien die Personificationen allgemeiner Begriffe, die zum Theil ein Zeichen oder eine Schrift zur Erklärung nöthig haben.

Soviel auch verloren gegangen ist: das übriggebliebene ist noch lange nicht verbraucht. „Der Künstler hat ein Werk vonnöthen, welches aus der

*) Voltaire sagt: Toutes nos académies et tous nos feseurs de devises ne trouveront jamais d'allégories plus vraies, plus agréables, plus ingénieuses que celles des neuf Muses, des Graces, d'Amour et de tant d'autres qui seront les délices et l'instruction de tous les siècles. Diese weise Warnung des Geschmacksdictators hat natürlich weder damals noch heute Jemand abgeschreckt, wenn die souveräne Herrscherin der Kunst, die Mode, das Signal gab, sich „als erhabener Dichter" zu zeigen, noch fehlten je die Gläubigen, wo mit der Pose von Weisen und Sehern dunkle und mißgeborene Hieroglyphen enthüllt wurden.

ganzen Mythologie, aus den besten Dichtern alter und neuer Zeiten, aus der geheimen Weltweisheit vieler Völker, aus den Denkmalen des Alterthums 406
auf Steinen, Münzen und Geräthen, diejenigen sinnlichen Figuren und Bilder enthält, wodurch allgemeine Begriffe dichterisch gebildet werden."

Fremdes und Eigenes

Überblickt man die bisherige Analyse der „Gedanken über die Nachahmung", so wird man diesen Titel nicht unpässend gewählt finden. So fließend und leicht sich eins ans andere reiht, so trefflich alles dem Hauptzweck dient, so kann man sich doch nicht verbergen, daß hier Geister von verschiedener Abkunft und Rangordnung zusammengeladen sind.

Wenn man sich die Fähigkeit des menschlichen Geistes, Widersprüche in sich zu hegen, auch noch so grenzenlos vorstellt, so kann man doch in diesem Falle nur an fremde Eingebungen denken. Und diese haben wir denn auch nicht weit zu suchen.

Die Kritiker jener Zeit nennen Oeser den „ersten allegorischen Maler" der Gegenwart. In den fatalsten Sätzen über die Allegorie gewahrt man vornehmlich —

οἷοι Εὐθύφρονος ἵπποι —

(Plat. Kratyl. 404 D.)

Allerdings fehlte es ihm in seinen antiquarischen Studien nicht an Anknüpfungspunkten. So lange er noch von Denkmälern der Kunst nichts sehen konnte, mußte sich seine Lernlust mit der Kenntniß der reichen Bildersprache der Alten begnügen. Die Lösung solcher Bilderräthsel mittels Belesenheit und Scharfsinnes ist das Glück des Antiquars; diese Genugthuung des Dolmetschers aber wird leicht mit der Freude an der Kunst verwechselt.

Winckelmanns Gleichgiltigkeit gegen Individualität, Ausdruck und Handlung, seine Neigung zu idealen Formen (die sich für die Allegorie allein schicken), erleichterte ihm die Annahme dieser Grille. Sonst aber will sie sich zu seinen ästhetischen Ansichten wenig fügen: er hat nie versucht, sie mit seiner systematischen Lehre von der Schönheit in Verbindung zu bringen. Er hielt allerdings den Plan eines Repertoriums der Allegorie für Künstler fest und führte ihn zwei Jahre vor seinem Tode aus; aber dieser Versuch, der übrigens von allen seinen Schriften am kühlsten aufgenommen wurde, war ein bloses Sammelwerk. 407

Auch die Ausfälle auf den Barockgeschmack weisen auf Oeser hin, der nach den Propyläen bei jeder Gelegenheit eine beinahe feindliche Abneigung gegen die grotesken Zierrathen zu äußern pflegte.

Woher sonst sollte er die zahlreichen, von Kunstsachen Wiens hergenom-

menen Beispiele und deren fast komische Überschätzung haben, als von Oeser?
„Ein Künstler, den ich namentlich anzuführen mich nicht schämen dürfte, hat mich versichert, daß in sieben Jahren, so lange er in der Akademie der Künstler zu Wien studirt, er niemand wisse, der nach einem dasigen antiken Cupido gezeichnet habe." Dahin gehören die Modelle Maders für die Reliefs der „unvergleichlichen" Spiralsäulen an der Wiener Karlskirche, die den Modellen des Mattielli den Rang abliefen; die Bemerkung, daß die Österreicher Matthäus Rauchmüller und Raphael Donner in zärtlichen Körpern selbst die Griechen übertroffen hätten. Das einzige allegorische Werk neuerer Zeit, das er der Gallerie des Luxemburg zur Seite stellen will, ist die Kuppel der Wiener Bibliothek von Daniel Gran, ein malerisches Heldengedicht. Da Gran ein Schüler Solimenas war, so erklärt sich auch, warum dieser und Maratta für die größten erklärt werden, „in der neuen Manier der großen Partien in Gewändern, in welchen der Meister seine Wissenschaft nicht weniger, als in der gewöhnlichen Manier der Alten zeigen könne." Denn als Winckelmann kurz darauf selbst die Augen aufthat, fand er die Gemälde Solimenas und der anderen neapolitanischen Maler „kaum die Zeit werth, sie zu untersuchen."

„Was bewunderte Winckelmann nicht alles", sagt Schlegel, „nach Anleitung dieses Lehrers! Die manierirtesten Erzeugnisse der jüngstvergangenen Zeit, die nun schon in Vergessenheit begraben sind."

Nach dem pythagoräischen Grundsatze, daß Freunden alles gemeinsam sei, machte sich Winckelmann auch zum Rächer mancher persönlichen Empfindlichkeiten seines Freundes. Denn obwohl Oeser das Urbild eines gemüthlichen Wieners voll drolliger Geschichten war, dessen Thun (nach Knebels Worten) ein angenehmes Sonnenlicht von echter Menschenweisheit erheiterte — so konnte er doch auch ein schlimmer Feind sein, wie z. B. seine Fehden mit dem ihm in Leipzig beigeordneten Architekten Haberfang beweisen.

408 Selbst als später die Widmung an den König beschlossen wurde, wollte man sich nicht entschließen, die Stelle zu streichen, in der die Ornamente des Jagdschlosses Hubertusburg getadelt worden waren. Der Hofbildhauer Mattielli, der sich gewöhnlich von Oeser die Zeichnungen zu solchen Decorationssculpturen machen ließ, hatte diesmal Entwürfe zu einer Diana mit Nymphen und Jagdgeräthen erhalten. Aber dem Hofe gefielen diese Zeichnungen nicht; man verlangte Armaturen und Trophäen. Diese königliche Wahl hatte Winckelmann als ein Beispiel unpassender Verzierung anzuführen gewagt. Indes diese Kühnheit war nicht allzu gefährlich; er hatte einen guten Fürsprecher: man sagte ihm, daß es ein Glück sei, wenn man unter solcher Protection (sie verstehen den Beichtvater) schreiben könne.

Auch die Beschreibung des Gemäldes einer verblichenen Größe der nieder-

ländischen Decadence, des Gérard de Laireſſe, wird uns nicht erſpart. Durch einen tückiſchen Zufall iſt dies faſt die einzige ausführliche Schilderung eines Gemäldes von Winckelmanns Hand geblieben. Es war mit anderen aus dem Cabinet des Herrn de la Boixières vor einigen Jahren in Dresden angeboten worden. „Man nahm die ſchlechten Stücke, und das beſte ging wieder nach Frankreich zurück, weil es Niemand kannte.“*)

Oeſer hielt es, und Winckelmann nach ihm, für eins der erſten Gemälde in der Welt; ſeine Schilderung iſt ein mit Überlegung geſchärfter Pfeil für die „unwiſſenden Leute, denen die Aufſicht über die größte Gallerie der Welt und über die Antiken anvertraut iſt“: Heinecken und Oeſterreich.

Es iſt die bekannte Scene des kranken Königsſohnes — der von geheimer Liebe zu ſeiner Stiefmutter verzehrt wird, in dem Augenblick, wo die Erſcheinung der geliebten Königin am Siechbett die Enthüllung bringt, der dann durch den Edelmuth des Vaters die wünſchenswertheſte Löſung folgt.

Ein außerordentlich glücklicher und fruchtbarer Stoff, der auch Goethe beſchäftigt hat, wie die mehrfache Erwähnung im Wilhelm Meiſter zeigt. Es ſoll das Lieblingsbild Wilhelms in ſeiner Jugend geweſen ſein, den als Dilettanten der Gegenſtand in Gemälden ſtets mehr reizte, als die Kunſt. „Wie jammerte mich ein Jüngling, der die ſüßen Triebe, das ſchönſte Erbtheil, das uns Natur gab, in ſich verſchließen, und das Feuer, das ihn und andere erwärmen und beleben ſollte, in ſeinem Buſen verbergen muß, ſo daß 409
ſein Innerſtes unter ungeheueren Schmerzen verzehrt wird! Wie bedauere ich die Unglückliche, die ſich einem anderen widmen ſoll, wenn ihr Herz ſchon den würdigen Gegenſtand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat.“

In anderem Ton „ſchwadronirt“ der loſe Friedrich über das Bild: „Wie heißt die Schöne, die hereintritt und in ihren ſittſamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuſcher von Arzt, dem erſt in dieſem Augenblick ein Licht aufgeht, der das erſtemal in ſeinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Rezept zu verordnen, eine Arznei zu reichen, die aus dem Grund curirt, und die ebenſo wohlſchmeckend wie heilſam iſt?“

Winckelmann aber erfreut ſich, in dem Gemälde für alle ſeine Ideen von griechiſchem Kunſtſtil Beiſpiele zu finden.

„Seleucus Geſicht iſt nach Profilen der beſten Köpfe auf deſſen Münzen

*) Das Bild wurde ſpäter, vielleicht in Folge des Winckelmannſchen Panegyricus, vom Großherzog von Mecklenburg-Schwerin angekauft. Nach der Schlacht bei Jena wanderte es nach Paris, wurde 1815 zurückgegeben und befindet ſich jetzt in der großherzoglichen Gallerie zu Schwerin. (Vgl. Schlies Katalog Nr. 586). Es iſt 0,315 m hoch und 0,465 breit. Im Musée Napoléon ſteht es unter Nr. 613, geſtochen von Filhol; in Laurents Musée Royal unter Nr. 32 von Bacquoy. Wiederholungen befinden ſich im Reichsmuſeum zu Amſterdam und im Muſeum zu Oldenburg, eine viermal größere in der Kunſthalle zu Karlsruhe. Vgl. Goethe's Wilhelm Meiſters Lehrjahre I, 17. VIII, 10.

genommen'; die Vasen sind nach den besten Werken des Alterthums entworfen; das Tischgestell vor dem Bette hat er wie Homer von Elfenbein gemacht; das Hinterwerk stellt eine prächtige griechische Baukunst dar. Die Sphinxe am Bett sind eine Allegorie ärztlicher Nachforschung. Stratonice würde der Schule des Raphael Ehre machen; sie naht sich dem Bett mit einer Geberde einer heiligen Vestale. Der Arzt und Priester Erasistratus ist ehrwürdig wie Homers Calchas. Im Gesicht des Prinzen liegen die größten Geheimnisse der Kunst, und die streitigen Regungen der Seele fließen mit einer friedlichen Stille zusammen."

Spätere sahen hier ein barockes Gemisch antiquarischer Studien mit Reminiscenzen des Prunkes französischer Schlafzimmer und Trödelbuden. Stratonice läßt sich die Schleppe tragen, Seleucus ist ein Carnevalstürke, der Arzt in Barett und Mantel scheint aus Jan Steen entnommen; der Prinz liegt in einem Paradebett à la Louis XIV. mit Karyatidenbaldachin, Quastenumhängen, Geländertritt; daneben Candelaber, Cippen, Pfauenwedel, Weihrauchqualm. Das Studium antiker Reliefscenen zeigt sich in der Gruppirung; aber ein modern-französisches Parfüm ist über alles verbreitet, das freilich ganz zu dieser Scene verschämter Zärtlichkeit und königlichen Edelmuthes paßte. Begreiflich ist, wie man für ein solches Bild zu einer Zeit schwärmen konnte, als der Dresdner Hof vor der Clemenza di Tito in Thränen zerfloß.

Se mai senti spirarti sul volto
Lieve fiato, che lento s'aggiri,
Di'; son questi gli estremi sospiri
Del mio fido, che muore per me.
Al mio spirto dal seno disciolto
La memoria di tanti martiri
Sarà dolce con questa mercè. (II. 15.)

So derbe Schläge aber den Feinden ausgetheilt wurden, so reichlich wurde den Freunden und dem Kreise angehörigen, den Dietrich, Hagedorn, Mattielli, Oeser selbst, Weihrauch gestreut (S. 267, 325, 257, 318). Algarotti wird als Farbenlehrer mit Newton zusammengestellt. —

In dem allen ist der Einfluß des Dunstkreises einer kleinen Residenz mit ihren Cliquen und Eifersüchteleien bemerkbar.

Doch hat Winckelmann seinem Lehrer keineswegs blos Verkehrtheiten und Grillen verdankt. Auch die sistinische Madonna ist ihm zuerst von Oeser aufgeschlossen worden und auf die Herculanerinnen, deren Erwerbung auf den Rath Mattiellis, des Freundes von Oeser, geschah, ist er durch ihn hingewiesen worden. Goethe bekennt, ihm die Einsicht zu verdanken, „daß weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, tiefliegende spitzfindige Weisheit, fliegender Witz und gründliche Schulwissenschaft mit dem guten Geschmack sehr heterogen seien"; und Winckelmann sagte damals aus desselben Lehrers Sinn, „daß

das Schöne in der Kunst mehr auf seinen Sinnen und einem geläuterten Geschmack, als auf tiefem Nachdenken beruhe." Die Lehre vom Ideal, das Einfalt und Stille sei, hörte er, wie Goethe, wahrscheinlich zuerst aus Oesers Munde.

So darf man Lipperts Ansicht über diese Verbindung doch wohl unterschreiben. „So ein fleißiger und belesener Gelehrter", sagt er, „Winckelmann auch immer ist, so würde er doch, wie viele andere, mit seinem weitläufigen Wissen in Büchern kleben geblieben sein, wenn er nicht zuvor einige Zeit bei Oeser diese Kenntniß durch dessen guten Geschmack entwickelt und seine Augen stark gemacht hätte." Er selbst bekennt, daß er sich durch Oeser eine Menge Kenntnisse erworben. „Durch die Freude des Genusses", sagt Goethe, „wurde 411
er zuerst zu den Kunstschätzen hingezogen; allein zur Benutzung, zur Beurtheilung derselben bedurfte er noch der Künstler als Mittelspersonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufassen, zu redigiren und aufzustellen wußte."

Oeser war gewiß zu beneiden um solche Schüler, die bereit waren, sich zu Bekennern aller seiner Ideen, Wünsche, Marotten zu machen, und in einer Sprache, die größerer Dinge würdig war. Aber liebenswürdig war es doch, daß er ihnen alles überließ, daß er Winckelmann so zu sagen mit den Ersparnissen seines ganzen Lebens einen Großhandel begründen half, während er seinen kleinen Kram forttrieb. „Ein Freund", ruft Herder (1781), „ein Künstler sollte das Verdienst haben, das kein Begüterter, Satter und Großer sich zu erwerben wußte, den Keim, der in Winckelmann lag, und den niemand erst hineinlegen durfte, hervorzubringen und zu entfalten."

Oeser hielt auch große Stücke auf seinen Schüler; er durfte sich schmeicheln, bei seiner geistigen Geburt sokratische Hebammendienste geleistet zu haben. „Ich habe noch keinen Gelehrten gefunden", schreibt er den 23. März 1772 an Hagedorn, „der den Plan von Winckelmann eingesehen hätte. Wahrlich, der Mann hat uns zuviel Ehre angethan, daß er uns sein classisches Werk deutsch hat liefern wollen." Goethe erzählt, daß er eine leidenschaftliche Verehrung für Winckelmann hatte, und daß Heinecken in seinem Kreise „nicht wohl genannt werden durfte, weil er einmal mit Winckelmann unsäuberlich verfahren war, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte."

Diese Abhängigkeit bei einem Schriftsteller, der so viel Werth auf Originalität legte, hängt gewiß mit der raschen, fast improvisirten Entstehung der Schrift zusammen. Denn wird jemand fremde Gedanken redigiren, wenn er eigene hat? Wozu Beispiele aufführen, die ein anderer in der Ferne gesehen hat, wenn man an Ort und Stelle unendlich bessere Sachen vor Augen hat? Gewiß, der Verfasser hat in mehr als einem Fache die gründlichsten Sachkenntnisse, aber sie sind in einen aus Conversation und Lectüre leicht gezimmerten Bau eingefügt. Treffliche Wahrheiten sind zerstreut in einem

Gewebe localer und persönlicher Grillen und Einfälle. Und doch vermissen wir gerade die Localfarbe, die wir wünschten. Mit einer, höchstens zwei Ausnahmen gewahren wir keine Spur von Eindrücken der Dresdner Gallerie. Die Größe dieser Sammlung lag in den Coloristen; und hier treffen wir auf eine vollkommene Gleichgiltigkeit gegen das Malerische.

412 Winckelmann ging hier in Dresden wie später in Rom an ganzen weiten Strecken der Kunst unberührt vorbei. Man darf getrost behaupten, daß er für die Schönheiten der Baukunst und der Malerei wenig Sinn hatte. Er folgte darin auch später dem Urtheile von Mengs: nur was die Malerei mit der Plastik gemein hat, war ihm zugänglich: der schöne Umriß, den er am liebsten in der unmalerischen, aber plastischen Schärfe der älteren Schulen bis auf Raphael — in Bologna trocken genannt — gesehen hätte. Für Colorit, Beleuchtung und Helldunkel, für Ausdruck, Handlung und Composition hatte er wenig Sinn. Das Moderne und nun gar das Christliche in der Kunst blieb ihm ein verschlossenes Buch: er hat weder Michelangelo noch Correggio verstanden; und selbst bei Raphael, dem einzigen unter den Neueren, dem er warme und ungetheilte Verehrung zollte, liebte er eigentlich nur den Anklang an die Linieneleganz und an die maßvolle Ruhe der Antike.

Zuweilen glaubt man, die gewöhnliche Folge der Überfluthung mit Meisterwerken zu erkennen: ein delicates, schwer zu befriedigendes Auge für tadellose Form, ein kritischer und unproductiver Geschmack, der die Nachahmung als Weg zum Vollkommenen anräth, aber den Künstler, wenn er diesen Rath befolgt, stets daran erinnert, wie weit er von seinem Urbilde abgewichen ist.

413 Winckelmanns Kunstsinn war freilich sehr bestimmt umschrieben. Nur
414 die Plastik war es, mit ihrer Entfernung von allen Künsten des Scheines, die eine einzige Figur zum Schauplatz ihrer ganzen Kunst machen kann; die hellenische Plastik mit ihrer Freiheit von malerischer Beimischung, deren Werke der Mannigfaltigkeit, der Charakteristik nur innerhalb eines gewissen Kreises festgestellter Züge Spielraum ließen; die Leidenschaft und Handlung lieber nur andeutete: dies Höchste war es, was sich Winckelmann aus dem weiten Reich der Kunst erwählte. Allem was ihn sonst reizen mochte, kehrte er gar bald den Rücken, alles bestätigte ihn nur immer wieder in seiner ersten und einzigen Neigung. So ging er, ohne das Auge nach den Seiten schweifen zu lassen, durch den labyrinthischen Kunstgarten von Elbflorenz zu dem Tempel der Mitte, wo er nichts sah, als die Vestalen aus Herculaneum, die sistinische Madonna, den Laokoon, die Ariadne.

Ahnend strebte er zu fassen, was er nimmer schauen konnte. „Der Jupiter des Phidias war nach den erhabensten Begriffen der Gottheit, die alles erfüllt, gearbeitet; es war ein Bild, wie des Homer Eris, die auf der Erde stand und mit dem Kopf bis in den Himmel reichte; er war gleichsam

nach dem Sinn der heiligsten Dichtkunst entworfen — wer kann ihr fassen!"

Winckelmann nannte die Sistina „das seltenste aller Werke der Dresdner Gallerie", zu einer Zeit, als noch Maler die Madonna des — Trevisani für einen ihr „wenig vortheilhaften Nachbar" hielten, und als der erste dortige Kenner zugab, „daß das Werk Raphaels Pinsel immerhin keine Schande mache." Was Winckelmann in Raphael sah, daran schienen ihm die Worte seiner bisherigen Commentatoren so wenig zu reichen, daß er „die Vorzüglichkeit Raphaels, den noch niemand gekannt hat, zuerst ins Licht zu setzen" glaubte!

„Seht die Madonna mit einem Gesicht von Unschuld und zugleich einer mehr als weiblichen Größe, in einer selig ruhenden Stellung, in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheiten herrschen ließen. Wie groß und edel ist ihr ganzer Contour!

„Das Kind auf ihren Armen ist ein Kind über gemeine Kinder erhaben, durch ein Gesicht, aus welchem ein Strahl der Gottheit durch die Unschuld der Kindheit hervorzuleuchten scheint.

„Die Heilige unter ihr kniet ihr zur Seite in einer anbetenden Stille ihrer Seele, aber weit unter der Majestät der Hauptfigur; welche Erniedrigung der große Meister durch den sanften Reiz in ihrem Gesicht ersetzt hat.

„Der Heilige dieser Figur gegenüber ist der ehrwürdigste Alte mit Gesichtszügen, die von seiner Gott geweiheten Jugend zu zeugen scheinen."

Es ist die einzige Schilderung eines Werkes christlicher Kunst, die wir 415
von Winckelmann besitzen.

Daß er uns lehren wollte, nur das Höchste und Herrlichste zu begreifen, daß ihm neben diesem das Übrige ganz verschwand, dies macht fast alles andere wieder gut. Er hat die höchsten Werke zuerst wieder aus der widrigen modernen Umgebung, in der sie verloren und falsch beleuchtet standen, hoch hinauf auf das ihnen gebührende Postament erhoben: was schadete es, wenn das Postament doch noch durch einige Schnörkel entstellt war?

In diesem Ersten und Höchsten erscheint er denn auch, wie alle genialen Menschen, von Anfang an klar und abgeschlossen; er hat in diesem ersten Versuch schon viele Gedanken seiner schriftstellerischen Zukunft erfaßt oder berührt. Wir haben schon hier die Grundzüge des späteren Systems plastischer Schönheit mit den Begriffen der Idealität, des Maßes, der Wellenlinie. Schon wird die römische Dichtung und Kunst gegen die hellenische auf den ihr gebürenden Platz verwiesen; Proben seiner Kunst der Beschreibung von Kunstwerken werden gegeben; dem Verführer der neueren Sculptur wird der Handschuh hingeworfen; die historische Erklärung der griechischen Kunst ist fast vollständig ausgeführt: sogar die Ahnung einer Geschichte der Kunst ist schon da. „In diesem Schriftchen", sagt Herder im Deutschen Mercur (1781), „liegt, mich dünkt, die ganze Knospe von Winckelmanns Seele; Rom konnte

sie nur mit gelehrtem Laube und mit Früchten eines bestimmteren, älteren Urtheils krönen. Was Winckelmann in Rom sehen sollte und wollte, trug er schon in sich."

Von dieser Seite angesehen kann man sagen, daß die Welt Winckelmann nur als fertigen, nicht als werdenden kennen lernte, so wenig, wie sie ihn als abnehmenden kennen lernen sollte.

Bisher ist von Archäologie in diesem ersten Versuche noch wenig die
416 Rede gewesen. Hier stand er damals noch nicht auf eigenen Füßen. Er übernimmt noch ganz unbesorgt die Erklärungen aus der römischen Geschichte. Die schöne Ariadne der Antikensammlung ist ihm Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, muthmaßlich „in dem betrübtem Augenblick, da ihr die Verweisung auf die Insel Pandataria war angekündigt worden."

Nur in einem Punkte kündigt sich doch eine Wendung auch hier schon an. Die Denkmäler, die den Antiquaren bis dahin nur zur Anknüpfung der Gelehrsamkeit dienten, werden durchaus als Quelle der Kunst und des Stils gebraucht, und zwar bis auf die Münzen herab. Die drei Vestalen und die Agrippina kommen vor als Muster antiker Gewandung; der Laokoon als Beispiel plastischer Ruhe. Du Bos hatte zuerst auf die kunstgeschichtliche Nutzbarkeit der Münzen hingewiesen; und Winckelmann macht uns darauf aufmerksam, „daß die Köpfe berühmter Frauen auf griechischen Münzen das gerade Profil haben, und selbst die römischen Kaiserinnen nach eben dieser Idee gebildet sind;" der Kopf einer Livia und Agrippina habe dasselbe Profil, wie der Kopf einer Artemisia und Cleopatra; möge nun hier eine Nationalphysiognomie oder das thebanische Gesetz: die Natur aufs beste nachzuahmen, zu Grunde liegen.

Die Überlegenheit griechischer Kunst über die ägyptische, die sich zu jener wie das Samenkorn zur Frucht verhalte, wird auf einen Gemmenbeweis gegründet. „Man kann die Kunst in der Wiege unter den Ägyptern in späteren Zeiten, und die Kunst in ihrer Schönheit unter den Griechen, auf ein und eben demselben Stück vergleichen. Man betrachte den Ptolemäus Philopator von der Hand des Aulus auf einem geschnittenen Stein, und neben besagtem Kopf ein paar Figuren eines ägyptischen Meisters, um das geringe Verdienst seiner Nation um diese Kunst einzusehen."

417 Winckelmann schöpfte seine neue Betrachtungsweise aus dem Umgang mit den Künstlern. Es war ein Luftzug aus dem Leben in die Bücher- und Antiquitätensäle.

Auch über das sogenannte Kennerurtheil ergeht bereits sein Spott. Zu dem Ausspruch: „Kennern ist der Strick, mit welchem Dirce an den Ochsen gebunden ist, das schönste an dem größten Gruppo aus dem Alterthum,

welcher unter dem Namen des Toro Farneſe bekannt iſt," macht er die Gloſſe:

Ah miser, aegrota putruit cui mente salillum!

Ein techniſcher Vorſchlag

„Das Detail der Künſte, das niemand kennt, der ſie nicht ausübt, über das keiner von denen nachdenkt, die ſie ausüben, das ſelbſt die univerſellſten Gelehrten unbeachtet laſſen, dieſe ungeheuere Menge eigenthümlicher Geſchicklichkeiten iſt ſo wunderſam wie entzückend, ſobald man ſie mit erleuchtetem Auge betrachtet."

Dieſen Reiz des Techniſchen, den Fontenelle in den angeführten Worten ſchildert, erfuhr auch Winckelmann, als er die Proceduren der Bildnerkunſt kennen lernte. Und es iſt bekannt, daß man ſich bei den erſten Gängen im 418
Gefilde der Kunſt am leichteſten mit neuen Gedanken ſchmeichelt.

Die Unheilbarkeit jedes durch ein Zuviel beim Wegnehmen begangenen Fehlers nöthigt die Bildhauer, dem Marmorwerke eine vorläufige Ausführung in einem bildſameren und geringeren Stoff voranzuſchicken.

Die Statue in Marmor und Erz, obwohl allein für das Auge der Welt und für die Dauer beſtimmt, iſt vielfach ein Werk des Fleißes der Hilfsarbeiter, ein Werk von Cirkel und Lineal. Die ſchaffende Thätigkeit des Meiſters, der Antheil des Genies findet ſeinen Spielraum zum großen Theil in der Herſtellung jenes vergänglichen Modells. Das Denkmal wird zu einer Copie dieſes Modells: die Übertragung des Modells auf den Marmor iſt es, die den techniſchen Scharfſinn beſchäftigt.

Winckelmann (oder Oeſer?) glaubte im dritten Bande von Vaſaris Leben der Maler die Beſchreibung eines Verfahrens zu entdecken, das er in keinem Bildhaueratelier bemerkt hatte, in keinem Lehrbuche angedeutet fand.*) Er ſucht ſich das hier angedeutete Verfahren zurechtzulegen, und es ſcheint ihm genauerer und ſicherer, als alle damals üblichen: er glaubt, als Verbeſſerer nicht blos des Geſchmackes, ſondern auch der Technik der Bildhauerkunſt auftreten zu können. Die Überlegenheit der griechiſchen Werke ſchien auch eine

*) — — Quattro prigioni bozzati, che possono insegnare a cavare de' marmi le figure con un modo sicuro da non istorpiare i sassi, che il modo è questo: *che s' e' si pigliassi* una figura di cera o d'altra materia dura, e si mettessi a diacere in una conca d'acqua, la quale acqua essendo per la sua natura nella sua sommità piana e pari, alzando la detta figura a poco a poco del pari, così vengono à prirsi prima le parti più . . . basse della figura, tanto che nel fine ella così viene scoperta tutta. *Nel medesimo modo* si debbono cavare con lo scarpello le figure de' marmi, prima scoprendo le parti più rilevate, e di mano in mano le più basse: il quale modo si vede osservato da Michelagnolo ne' sopradetti prigioni, i quali Sua Eccellenza vuole, che servino per esempio de' suoi Accademici. *Vasari* Vite de' pittori ed. Milanesi VII p. 272 f.

vollkommnere, seitdem verloren gegangene Technik vorauszusetzen. Wie wenn Michelangelo, dieser „Phidias neuerer Zeit", der größte nach den Griechen, in dem von Vasari erwähnten Verfahren „auf die wahre Spur seiner großen Lehrer gekommen wäre?"

Das vorgeschlagene Verfahren, bestimmt, der Übertragung des Modells auf den Marmor den höchsten Grad von Genauigkeit zu geben, besteht in der Kürze in folgendem. Man legt das Modell in einen viereckigen, mit Wasser angefüllten Kasten, dessen Form der des Marmorblockes (z. B. einem Parallelepiped) entspricht. Die obere, offene Fläche des Kastens wird mit Quadraten von Fäden überspannt, die Seitenwände werden durch Linien in Quadrate getheilt. Diese Quadrate werden in vergrößertem Maßstab
419 auf die oberen und seitlichen Flächen des Blockes übertragen. Das Wasser in dem Kasten wird nach und nach abgelassen, und die jedesmal hervortauchenden Theile aus dem Marmor hervorgeholt. Die Grade des Kastens zeigen die Höhe des gefallenen Wassers an; das Wasser beschreibt den Contour des Modells, und der Raum von diesem Contour bis an die Wände des Kastens giebt dem Bildhauer „das Maß, wieviel er von seinem Stein wegnehmen soll."

Die Hervorholung der Statue aus dem Marmorblock würde also nach dieser Methode in Schichten vorrücken; so daß z. B. die eine Hälfte der Statue noch ganz in dem viereckigen Block steckte, während die andere Hälfte mit Ausnahme der letzten Hand, schon gerundet dastünde: in der Mitte der Arbeit würde die Statue ein vollkommnes Halbrelief darstellen. Denn die unumgängliche Voraussetzung dieses Verfahrens ist die genaue geometrische Ähnlichkeit des Wasserkastens und des Blockes, dessen Flächen für die Auftragung der Quadrate erhalten werden müssen. Der noch nicht angegriffene Theil des Marmors müßte dieser Messungen wegen in jedem Stadium der Arbeit ein rechtwinkliges Parallelepiped darstellen, dessen Gestalt dem Volumen der Wassermasse im Kasten genau entspräche.

Schon dies reicht hin, die Methode als unpraktisch zu kennzeichnen. Viereckige Blöcke kommen nur in der architektonischen Praxis (opera di quadro) vor, beim marmo ordinario, nicht in der Skulptur, beim marmo statuario. Hier sucht der Künstler in Carrara einen unregelmäßigen Block aus und überzeugt sich durch die Punktirmethode, ob seine Figur darin enthalten sei. Einen viereckigen Block würde man etwa wählen, wenn das Bildwerk die viereckige Form hätte. Bei pyramidalen Gruppen z. B., wo ein solcher Block durch die überflüssige Masse bedeutende Transportkosten verursachen würde, schickt man wohl ein Blockmodell, wo die äußersten Punkte durch Flächen verbunden sind. Oft wird die Statue in Carrara nach dem Modell von den Carrareser Steinmetzen bozzirt.

Die Schwierigkeiten, daß der Contour des Modells von dem Wasser,

wegen der Adhäsion, keineswegs genau beschrieben wird, daß dieser Contour sich stetig, wenn auch langsam verändert, wegen der Verdunstung: dies und anderes beweist, daß Winckelmann noch keine Probe des Verfahrens gemacht hatte. Er schreibt auch wirklich blos von einer erst beabsichtigten Probe, die der König durch Coudray machen lassen wolle.

Will man aber von jenem schichtweisen Hervorholen der Figur aus dem im übrigen intact gebliebenen Parallelepiped des Blockes absehen, will man die Statue gleichzeitig von allen Seiten angreifen, so ist man auch genöthigt, die gewöhnlichen Methoden zu Hilfe zu nehmen: dann aber ist das **Wasserbad eine müßige Zuthat.**

Warum, fragt man also, genügten Winckelmann die bestehenden Methoden nicht? Unter den neueren Bildhauern hatte es von jeher ebenso gut vor- 420
sichtige, wie kühne Marmorarbeiter gegeben, und die üblichen Methoden genügten auch für die zaghafteste, blos messend vorgehende Behandlung des Marmors.

In Deutschland pflegte man im achtzehnten Jahrhundert nach Winckel- 421
mann das Modell „wohl auszustudiren und aufs beste zu formen"; während nach der unter Christs Mitwirkung entstandenen „Kernhistorie aller freien Künste" das kleine „ohne sonderbare Sorgfalt" ausgeführte Thonmodell nur dazu diente, „daß der Künstler sieht, wie er seinen Gedanken ausführen will."

Um sich nun bei der Übertragung des Modells auf den Marmor (dies ist der zweite Punkt) von der Unsicherheit des Augenmaßes zu befreien und mathematische Genauigkeit zu sichern, war in Frankreich eine Methode in Gebrauch, die schon Alberti kannte.

Winckelmann beschreibt sie als den von der französischen Akademie in Rom erfundenen und zuerst beim Copiren alter Statuen gebrauchten Weg. „Man befestigt über der zu copirenden Statue, nach dem Verhältniß derselben, ein Viereck, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifaden herabfallen läßt." Dieser Rahmen mit seinen vielen Perpendikeln (wie ein durchsichtiger Kasten) war besonders brauchbar bei sehr großen Werken.

Das Verfahren, das er als das bei uns gewöhnliche bezeichnet, ist aller- 422
dings ungenügend: man bedient sich seiner in Deutschland jetzt nur noch beim ersten Zuhauen des Blockes und für Decorationsfiguren von Sandstein. Man zog nämlich Horizontal- und Perpendicularlinien über das Modell und übertrug ebensoviele einander durchschneidende Linien auf den Stein. Er findet das Mangelhafte dieses Verfahrens darin, „daß durch solche Linien der körperliche Inhalt nicht bestimmt werden könne, und folglich der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells nicht genau zu beschreiben sei; daß die Tiefen sofort blosgelegt werden müßten, Fehler mithin unheilbar seien; daß die auf den Stein getragenen Lineamente alle Augenblicke

weggehauen werden müßten. Sie nähmen ihr durch langwierige Übung erlangtes Augenmaß zur Regel, das allerdings durch zum Theil sehr zweifelhafte praktische Wege endlich ziemlich entscheidend geworden sei."

Das Verfahren mit den Bleifaden hält er allerdings für sicherer; allein da der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu bestimmen sei, so würden auch hier die Umrisse sehr zweifelhaft angedeutet; auch sei das wahre Verhältniß der Figur schwer zu finden u. s. w.

Aber Winckelmann urtheilte wahrscheinlich über dies Verfahren blos nach Beschreibungen. Offenbar hat er das trigonometrische Punktirverfahren, wo man durch Construction idealer Pyramiden jeden Punkt des Modells im
423 Marmor mit völliger Genauigkeit findet, nicht gekannt. Das Unzureichende der in Dresden üblichen Technik führte ihn auf die Idee, daß der „wahre Weg, in Marmor zu arbeiten", verloren sei und etwa aus der Geschichte der alten Meister erneuert werden könne. Und so fragt es sich denn nur noch, was es mit Michelangelos Erfindung eigentlich für eine Bewandniß habe.

Alles gründet sich lediglich auf die gelegentliche Äußerung Vasaris: kein alter und neuerer Schriftsteller giebt uns von solchen Wasserkasten und Wasserbädern der Modelle den leisesten Wink.

Michelangelo soll der Erfinder einer Methode sein, die den Bildhauer zum Copisten des Modells macht. Er soll auf diesen Weg gekommen sein, indem er ein Mittel suchte, alle möglichen sinnlichen Theile und Schönheiten des Modells auf die Figur selbst zu übertragen und auszudrücken. Er habe diese weitläufige Methode auch nur anwenden können, weil ihm sein Ruf und seine Belohnungen Muße erlaubten, mit solcher Sorgfalt zu arbeiten.

Wir wissen aber, daß Michelangelo unter allen neueren Bildhauern sich am wenigsten an große und durchgearbeitete Modelle band, und daß er mit dem größten Ungestüm selbst den Marmorblock angriff. Er forderte, daß der
424 Künstler den Cirkel im Auge habe. Bildhauer glaubten, aus der Beschaffenheit mancher seiner Werke schließen zu dürfen, daß er zuweilen nicht einmal Modelle gemacht, sondern den Marmor nach blos gezeichneten Skizzen angegriffen habe.

Dies wurde der Hypothese Winckelmanns auch sogleich entgegengeworfen. Wäre sein Verfahren auch nicht gänzlich unpraktisch, so könnte doch nicht angenommen werden, daß sich Michelangelo einem Zwang unterworfen habe, den die geringsten Schüler als eine lächerliche Sklaverei betrachten würden. Kalte und sklavische Copien des Modells würde man damit herausbringen; nichts von dem Feuer und Leben, das man in Michelangelos Werken bewunderte.

Wäre er im Vasari etwas besser belesen gewesen, und hätte er in der

Brühlschen Bibliothek die äußerst seltene Abhandlung Benvenutos eingesehen (die Lessing in Italien vergebens suchte), so würde er die deutliche Beschreibung der Michelangelesken Methode und den Aufschluß über den Wasserkasten gefunden haben.

Michelangelo bediente sich nach dem florentinischen Goldschmied abwechselnd kleiner und gleich großer Modelle, letzterer besonders bei architektonischen Ornamentstücken. Das Eigenthümliche seines Verfahrens, dem Cellini vor allen anderen den Vorzug giebt, ist für den malerischen Charakter seiner Bildnerei charakteristisch. Er entwarf nämlich nach Vollendung des Modells eine Zeichnung der Hauptansicht seines Werkes. Von dieser Seite her holte er dann die Statue aus dem Block heraus, ganz so, als wollte er eine Figur in Halbrelief meißeln. Denn wenn man bald hier, bald dort, d. h. an allen Seiten zu gleicher Zeit anfange, so werde man sich leicht verhauen.

Wie nahe bei diesem Verfahren der Vergleich mit einem Dinge liegt, das man nach und nach aus dem Wasser hervorzieht (denn so drückt sich Vasari aus, er schreibt nicht von einem Ablassen des Wassers), liegt auf der Hand. Die Wasserschale ist nichts weiter, als ein Vergleich; die Ausdrücke der Stelle Winckelmanns sind die bei ausführlichen Vergleichen gebräuchlichen; und wenn hier noch ein Zweifel bliebe, so wird er durch die Parallelstelle entfernt.*) Winckelmann bestätigt dies selbst, wenn er Vasari einen undeutlichen Begriff von dem Verfahren zuschreibt, ihn sehr nachlässig erzählen 425
läßt. Wie sollte er aber eine so wichtige Erfindung so undeutlich und zufällig, ja nicht einmal im Leben Michelangelos selbst erwähnt haben. Dies wurde schon damals von Fréron überzeugend ausgeführt im Journal étranger im Mai 1756. Aber auch nach dieser meiner im Jahre 1866 gegebenen neuen Erörterung pflegt die Schrulle vom Wasserkasten Michelangelos noch immer von Kunstgelehrten als historische Thatsache wieder aufgetischt zu werden.

So wäre also der ganze Vorschlag nichts als ein Interpretationsfehler!

Indes würde er sich nicht aus einem bloßen Mißverständniß für dies Project erwärmt haben, wenn nicht etwas darin ganz zu seinen Lieblingsideen von Kunst und Schönheit gestimmt hätte.

An zwei Punkten hängt das Project doch vielleicht mit seinen Kunstideen zusammen. Es steht in Beziehung zu seiner Ansicht von der plastischen Schönheitslinie. Es berührt sich mit seiner Abwendung von dem „wilden Feuer" der neueren Bildhauer.

Winckelmann fühlte und begriff die Schönheit vorzüglich als Schönheit

*) La figura a poco a poco misurata viene a uscire di quel sasso, nella maniera, che si caverebbe d'una pila d'acqua, pari e diritta, una figura di cera, che prima verrebbe il corpo, e la testa, e le ginocchia etc. *Vasari* a. a. O. S. 35. (ed Milanesi I p. 154).

des Umrisses, der Linie; auch die Malerei Raphaels stellte sich ihm am reinsten in seinen Handzeichnungen dar. Um die feinen Liniennodulationen eines schönen Körpers, um diese zarten Übergänge der nach dem wahren Geschmack des Alterthums gebildeten Curven der Oberfläche in dem starren Marmor hervorzubringen, dazu schien ihm seine Methode vorzüglich geeignet.

Indem das Modell stufenweise aus der Ebene des Wassers hervortaucht, beschreibt es eine Reihe von Umrißcurven. Diese Inselcontouren sind für einen Zeichner interessant; dem Bildhauer zeigen sie den Durchschnitt eines Gliedes oder Körpers mit großer Klarheit.

Daß es die „auf die Spitze eines Haars gesetzten" Curven des Contours waren, die Winckelmann am Herzen lagen, geht überall aus seiner Darstellung hervor, vorzüglich aus der Kritik der bestehenden Methoden. Bei dem gewöhnlichen Wege deutscher Bildhauer „könne weder der äußere Umriß, noch der Umriß, welcher die inneren und mittleren Theile des Modells oft nur wie mit einem Hauch anzeigt, bestimmt werden, wenigstens nicht ganz untrüglich". Bei dem französischen Verfahren vermißt er ebenfalls die genaue Bestimmung des „Schwungs einer krummen Linie". Am deutlichsten zeigt
426 sich dies bei der Arbeit der letzten Hand. „Wenn der Künstler seinem Werke die „schöne Form", „das Feinste der Kunst" geben, wenn er den Druck und die Bewegung der Muskeln und Sehnen, den Schwung der übrigen kleinen Theile ausführen will, so setzt er das Modell von neuem ins Wasser: dieses zieht, indem es sich auch an die unmerklichsten Theile legt, den Schwung derselben aufs schärfste nach und beschreibt ihm mit der richtigsten Linie den Contour derselben.

Die Methode würde hiernach freilich mehr für Studien, nach der Natur oder nach der Antike, passen als für die letzte Hand des Meisters, der sich hier seinem eigenen Gefühl überläßt, das ihm viel feinere Dinge zuflüstert, als das Modell.

Auf der andere Seite lag der Vorschlag in der Richtung der modernen Praxis, die die Statue mehr und mehr zu einer bloßen mechanischen Copie des vollendet durchgebildeten Modells zu machen strebt.

42[illegible] Indes darf man Winckelmann auch nicht für einen gar zu großen Träumer, und das Chimärische seines Projects für gar zu leicht durchschaubar halten. Lippert schrieb noch zwölf Jahre später, die Figuren der Trajanssäule sähen ihm aus wie einzelne und nur vervielfältigte Modelle: „es ist mir dabei immer, als ob ich des Michelangelo Modellkasten vor Augen sähe."

Wahrscheinlich stammte die Idee von Oeser. Oeser hatte einen Kopf voll Projecte und Versuche, hatte an allem Bestehenden etwas auszusetzen, namentlich an allem, was von den Franzosen kam, wollte stets reformiren und „angeben". Da er aber nichts vollenden konnte, selten über Skizzen hinauskam, so erlangte er nie ein Urtheil über die Lebensfähigkeit einer

Idee, wie man es sich erwirbt, wenn man sie der Probe der Wirklichkeit unterwirft.

Stil

Wenn der Inhalt der „Gedanken" über die Nachahmung an die Statue des aus edlen und unedlen Metallen gemischten Königs in Goethes Märchen erinnert, so verdienen Form und Stil ungemischteren Beifall. Erscheint der Verfasser in seinen Anschauungen als Neuling und Lernender, so ist er in Ausdruck und Stil seinen Lehrern weit überlegen. 364

Betrachtet man diese Blätter als Streitschrift, so kann man nicht leugnen, daß sie mit Geschick geschrieben sind. Der Verfasser hatte den Vortheil einer einfachen These, unbedingter Überzeugung und warmer Begeisterung. Aber in dem, was aus sehr verschiedenen Orten zu Gunsten der These beigebracht wird, herrscht jene Mannigfaltigkeit im Einfachen, in der man damals auch das Geheimniß des Schönen sah. Gelehrsamkeit und Enthusiasmus, Räsonnement und Anekdote, die Autorität der Alten und Zugeständnisse gegen die Neueren, zur Gewinnung von Gegenzugeständnissen; das Pikante örtlicher Anspielungen neben allgemeinen Wahrheiten; schneidende Urtheile und einschmeichelnde Verheißungen; das Ansehngebende des Esoterischen neben der Modetugend des „guten Geschmackes", von dessen Besitz Proben gegeben werden; endlich der Streit über den Vorzug der Alten und Modernen abgethan durch die Aufforderung, die Alten erst kennen zu lernen, andere Augen zu nehmen, um die Gottheit zu sehen, wo sie erscheint —: wer hätte 429
einem solchen Advocaten des Alterthums widerstehen können!

Ein so ausgebildeter Stil, wie der von Winckelmann hier bereits gehandhabte, wird niemandem ohne feste Grundsätze, ohne Studien zu Theil.

Er stellt sich selbst hohe Forderungen; dies zeigen seine Briefe. Er arbeite, erzählt er, seine Sachen mehr als einmal um. Er komme zuletzt mit scharfem Messer darüber; er fürchtet falsche Gedanken, die dem Verfasser schmeicheln und nicht Platz machen wollen. Wie oft wiederholt er, daß es der höchste Lohn für ihn sein werde, wenn er der Nachwelt würdig geschrieben zu haben erkannt werde. Man soll sich vorstellen, im Angesichte aller Welt zu reden und alle Leser für seine Feinde zu halten.*) Ähnlich

*) Unter den sehr zahlreichen Schriftstellermaximen in den Collectaneen findet sich die Notiz, daß Pellisson von Sarazin sage: Il se souvient toujours qu'il entretient toutes les nations et tous les siècles, que toute la terre l'écoute, qu'il parle, pour ainsi dire, devant l'assemblée publique du genre humain. Andere einschlägige Sätze: Les ouvrages où tout le monde prend part, donnent bien plus de réputation, que les plus excellens qui ne sont entendues que par des esprits sublimes. — Bacon observes, that a well written book, compared with all his rivals and antagonists, is

ſagt Hamann: „Nicht der Beifall des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wir ſehen, ſondern des künftigen, das unſichtbar iſt, ſoll uns begeiſtern. Wir wollen nicht unſere Vorgänger beſchämen, ſondern ein Muſter für die Nachwelt werden."

Winckelmann hat ſeine Gedanken über Stil wiederholt ausgeſprochen. Sie werfen ſich dem damaligen deutſchen Proſaſtile entgegen; ſie ſind aus dem Widerwillen an der wäſſerigen, charakterloſen Sprache hervorgegangen, die an die Stelle der früheren Schwülſtigkeit und Sprachmengerei getreten war.

Daher die Regel, „in der Sündfluth von Schriften, mit welchen die Welt überſchwemmt iſt, eine erleuchtete Kürze zu ſuchen (wie dichte Körper viel Materie unter wenig Ausdehnung einſchließen); mit halben Worten zu erzählen, um den Vortrag vor dem Ekel und den Zuhörer vor dem Schlafe in Sicherheit zu ſetzen." (1755) Daß er hierin ſeinen Leſern zu viel zugemuthet hatte, zeigen die ſich erhebenden und von ihm ſelbſt erwähnten Klagen, „daß in ſeinem Stile die Deutlichkeit oft unter der Kürze leide; daß die Speiſe mehr nach dem Geſchmacke der Gäſte, als nach dem Geſchmacke der Köche zubereitet werden ſollte."

Die langweilige logiſche Deutlichkeit trifft der Spott über den „nach altdeutſcher Weiſe mit ſintemal und alldieweil aneinandergeketteten Schulchrienſtil. Ich will ſchreiben wie ein Mann und nicht wie ein Schulbube. Jener iſt beſorgt, daß der Leſer den Zuſammenhang und die Folge der Sache nicht finde; aber wo der Zuſammenhang in der Sache iſt, finde wer da kann denſelben!" (2. Jan. 1760.) Dieſe Unterdrückung der logiſchen Fugen und Klammern gehört mit zur Urbanität des Stils, deren Regel iſt, „ſich einzubilden, vor Perſonen zu reden, die der Sache nicht unkundig ſind und nicht ſowohl Unterricht, als Erinnerung ihrer Kenntniſſe wünſchen", nach Pope's:

> Men must be taught, as if you taught them not,
> And things unknown propos'd as things forgot;
> Without good-breeding, truth is disapprov'd.
> That only makes superior sense belov'd.

Die Furchtſamkeit der Deutſchen, für ſich ſelbſt zu denken, hat er nie gekannt. „Man ſoll ſelbſt denken und nicht andere für ſich denken laſſen."*) „Gewöhnen Sie ſich", ſchreibt er v. Berg, „an das eigene Denken und ſuchen

---

like Mose's serpent, that immediately swallow'd up and devoured those of the Egyptians. (Spectator I.)

Von Cowley: Each petty critic does objections rise,
The greatest skill is knowing when to praise.

Von Roscommon: Of things in which mankind does most excell,
Nature's chief master-piece is writting well.

*) Thomas Gordon im Cato: "To let other men think for them ... is the highest shame, and the greatest unhappiness for a human being.

Sie Ihre eigenen Gedanken zu entwerfen: ein einziger eigener Gedanke, welcher Ihnen neu scheint, ist einen ganzen Tag werth. Alsdann werden Sie gewiß eine ungefühlte Wollust schmecken, die in der Zeugung im Verstande besteht." Er erzählt von sich selbst: „Ich habe beständig Aufsätze gemacht, um die Kraft zu denken zu üben, ohne jemals gedruckt zu sein gewünscht zu haben. Ich arbeite meine eigenen Einfälle aus, und ich würde nicht halbsoviel machen, wenn ich verbunden wäre es zu thun, oder für andere beschäftigt wäre" (31. Juli 1765).

Selbstdenken war im achtzehnten Jahrhundert der erste Ehrgeiz des Schriftstellers, bis es Fichtes Spott in Mißcredit brachte. Wenn Winckelmann damit anfängt, etwas machen zu wollen „was einem Originale ähnlich sehen möchte", so erinnert er an die stolzen Ansprüche Jonathan Swifts, der in dem Märchen von der Tonne, seiner ersten Satire, darauf besteht, „daß er nicht eine einzige Anspielung in dem ganzen Buche von irgend einem Schriftsteller in der Welt erborgt habe".

Daß Winckelmann erst so spät ans Schreiben dachte, das hatte seinen 491
Grund, wie er meinte, in den strengen Anforderungen an sich selbst*), vielleicht aber auch in einer Warnung seines Dämoniums, solange seine Stunde noch nicht gekommen war.

Die Sprache hat neben den späteren Schriften manche Eigenheiten. Zwar kündigen sich schon die Grundzüge des Winckelmannschen Stils an: die Einfalt, die Markigkeit, die gehaltene Wärme, Eigenschaften, die er sich im Verkehr mit seinen Griechen erworben hatte. Man solle, räth er, „in den Schriften der Alten anmerken, was man wünschte, daß sie geschrieben und nicht geschrieben hätten".

Überall das Gegentheil der wässerigen Plattheit, der Begnügsamkeit mit abgegriffener Scheidemünze. Freilich in dialektischen, vom Thatsächlichen losgelösten Gedankenverkettungen, im reinen Denken liegt seine Stärke nicht. Sein Stil hat einen stofflichen, körperlichen Charakter; keinen Augenblick verläßt er die concreten Dinge. Wir sehen überall den Vielbelesenen, dem für jeden Gedanken Beispiele, Anspielungen, Anekdoten, Aussprüche merkwürdiger Leute zuströmen. Er hat seine Gelehrsamkeit, statt sie in Citaten auszuschütten, lieber zu Pinselzügen für das Bild im Texte verwerthet, zum Vortheile der Individualisirung, Prägnanz, Localfärbung der eigenen Rede. Er sucht dem Ausdrucke überall concrete Fülle zu geben. Gervinus macht auf die sinnliche Gluth aufmerksam, die über dieser Schrift liege.

*) Im Jahre 1743 war ihm schon die Aufforderung zum Schreiben nahe getreten: Praeterea nimis timidus sum ad scribendum nisi bene compositus et in otio: imprimis gnarus illius Flacci — nonum prematur in annum.

Der Eindruck des Bedeutenden und Originellen wird vermehrt durch
432 das Streben nach Kürze, nach knappster Zusammendrängung.

Hier bemerkt man den Einfluß moderner Vorbilder. Die Schrift besteht aus kurzen Abschnitten und sentenzenhaften Sätzen, die in gefälliger Rundung, in geflügelter Bewegung dahineilen. Er hat sich jene Selbstbeherrschung auferlegt, die stets vor einem Worte zuviel und vor dem Vergessen des rechtzeitigen Abbrechens auf der Hut ist; jene feine Wahl, die aus einer unermeßlichen Lektüre und langen Meditationen nur Quintessenzen giebt. Auch der gute Ton, der sich, statt Schüler, Kenner vergegenwärtigt, die nur einer Erinnerung mit halben Worten bedürfen, — dieser gute Ton, den er später, bei gesteigertem Selbstgefühl, mit einem viel magistraleren vertauschte, scheint auf dieselbe Gegend hinzuweisen, woher der von Schlegel bemerkte „leichte Anstrich französischer Wendungen" stammte.

In den Anführungen aus Winckelmanns in Sachsen geschriebenen Briefen ist dem Leser die Menge der in unserer Sprache nicht eingebürgerten französischen Wörter aufgefallen: es waren Abfärbungen der durchweg in französischer Sprache geführten Verhandlungen, die er uns erzählt. Von dieser Sprachmengerei ist unsere Schrift frei.

Bei aller Kunst und Sorgfalt bleibt doch der Eindruck der Naivetät. Der Schreibende ist ganz in die Sache verloren. Weil er selbst gedacht hat, kann er nicht umhin, Eingriffe in die Sprache zu machen: er fürchtet sich nicht vor ungewöhnlichen, selbstgeschaffenen Ausdrücken und Wendungen, die an Solöcismen streifen.*) Die Mittelmäßigkeit darf sich blos in dem Schnitte aller Leute an die Öffentlichkeit wagen.

Nicht zu leugnen ist jedoch, daß mancherlei grammatische Unvollkommenheiten (Schlegel nennt schielende Ausdrücke, ungeschickte Wortstellungen, schleppende Wortfügungen und daraus entstehende Verworrenheit), überhaupt eine gewisse Unbeholfenheit den Mangel frühzeitiger Übung, die Unzulänglichkeit einer Bildung des Stils durch bloses Lesen verrathen. Sein Stilgefühl kämpft mit einer (wenn ich so sagen darf) Steifheit der Organe, die dem Geiste nicht ganz gehorchen. Man erkennt ein lebhaftes Naturell, das durch
433 alles, was den Geist austrocknen kann, lange Zeit niedergedrückt, aber nicht gedämpft worden ist.

*) Z. B. „Kenntlicher und bezeichnender wird die Seele in heftigen Leidenschaften; groß aber und edel ist sie in dem Stand der Einheit. — Ein Fleisch, welches die Haut ohne schwülstige Ausdehnung füllet, und bei allen Beugungen der fleischigen Theile der Richtung derselben vereinigt folget. — Die Kraft der Farben ist zum Theil ausgewittert. — Der große und männliche Contour, ohne Dunst und überflüssigen Ansatz. — Die innere Empfindung bildet den Charakter der Wahrheit" (S. 14). — „Gewächse" für Gestalten.

Erfolg der Schrift

In dem Chor der Stimmen, die sich nach und nach erhoben, waren die Lober die Mehrzahl.

Natürlich wurde sie von dem Kreise der Hagedorn, Lippert und aller die sich der Dictatur Heineckens nicht unterordnen wollten, mit großer Befriedigung aufgenommen. „Die Schrift", schreibt Winckelmann den 4. Juni 1755, „hat einen unglaublichen Beifall gefunden; und es haben mir große Kenner, in Absicht der großen Freiheit wider den hiesigen Geschmack, das Compliment gemacht, daß ich die Bahn gebrochen zum guten Geschmack." Aber auch in den Hofkreisen, die August III. zu Gefallen in Kunst dilettirten, interessirte man sich für eine Schrift, deren Widmung an den König Brühl veranlaßt hatte, und deren Verfasser ein Freund des Pater Leo war. Die Generalin Theodora Eugenie von Löwendahl, geborne von Schmettau (1705 bis 1768), die geschiedene erste Frau des berühmten Woldemar von Löwendahl (1700—1755), beabsichtigte, eine Übersetzung ins Italienische zu machen; Bianconi hatte eben dazu Lust. Kurz, Winckelmann war der Mann des Tages — für zwei Tage.

Anders benahmen sich die privilegirten Kunstkenner und Alterthumsgelehrten. Aus welchen Gründen, erhellt aus Winckelmanns Klage über den „Ungestüm gewisser Leute gegen den Verfasser, die nicht zugeben wollen, daß man eines und das andere schreibe über Dinge, wozu sie gedungen sind". Hätten doch selbst bei Griechen und Römern Nichtkünstler über Werke der Kunst geurtheilt, deren Urtheil selbst unseren Künstlern giltig erscheine. „Ich finde nicht, daß der Küster in dem Tempel des Friedens zu Rom, der das Register über den dortigen Schatz von Gemälden haben mochte, sich ein Monopol der Gedanken über dieselben angemaßt, da Plinius diese Gemälde mehrentheils beschrieben." Hier ist der Küster der Dresdner Gallerie, Oesterreich, gemeint; auch der Hofrath Richter gehörte zu den Tadlern und der Inspector-Adjunct der Antikengallerie, Johann Cronawetter. „Er hat", spottet Winckelmann, „viel neue Entdeckungen gemacht, sonderlich zu einer Geschichte der alten Münzmeister; und man sagt, er werde die Welt aufmerksam machen durch einen Vorläufer von den Münzmeistern der Stadt Cyzicum." Doch scheint ihm dieser allerdings wenig gesalzene Spott nicht übelgenommen worden zu sein: wenigstens hatte Cronawetter später mit dem Druck der beiden Anhänge zu den „Gedanken" zu thun, die erst nach Winckelmanns Abreise herauskamen (3. April 1756).

Ein akademischer Gelehrter legte die Schrift nach einem Blick hinein 434
bei Seite, weil er nur vier bis fünf Allegate darin fand, und diese zum Theil nachlässig, ohne Blatt und Capitel. „Er muß seine Nachrichten aus Büchern genommen haben, die er sich anzuführen schämt."

Einen gefährlichen Feind hatte sich Winckelmann in unserem alten Bekannten Heinecken erweckt. Ihn hatte er an seiner empfindlichsten Stelle angegriffen, einen vermeinten Kunstrichter genannt, einen Anaxagoras, der nur einen Stein sehen kann, wo Pythagoras den Gott sieht. Wahrscheinlich hat sich Winckelmann damit viel verscherzt. „Ich habe mir", schreibt er den 1. Juni 1756 von Rom, „viele Feinde gemacht; allein man muß zeigen, daß noch Wahrheit in der Welt ist, und daß auch ein Liebling des ersten Ministers und andere Personen, die durch ihn ihr Glück gemacht haben, nicht schrecken können." Aber vielleicht hätte ihm auch eine größere Vorsicht wenig genützt einem Manne gegenüber, bei dem es schon ein unverzeihliches Vergehen war, sich ohne seine Erlaubniß in das von ihm beherrschte Fach einzumischen. Hat er doch den gutherzigen und bescheidenen Hagedorn mit Hohn und hämischer Kritik bis nach dessen Tode verfolgt, seit Hagedorn einmal seine Eitelkeit verletzt hatte.

Er kam indes erst nach Winckelmanns Tode mit seiner Feindseligkeit hervor. Im Jahre 1758 hatte er sich brieflich (19. August) von jenem Beiträge für sein Künstlerlexikon ausgebeten. Winckelmann sandte ihm aus Florenz einige Anekdoten aus Stoschs Papieren, z. B. das Aktenstück über die Ernennung Michelangelos zum päpstlichen Architekten im Jahre 1535 durch Paul III., später Nachrichten von lebenden italienischen Malern, die ihm diese geliefert. „Ich schätze es", schreibt Winckelmann am 28. Oktober, „für eine besondere Ehre, durch Ew. Hochwohlgeboren selbst Gelegenheit zu bekommen, denenselben bekannt zu werden, welches in Sachsen, wo ich mir gleichsam selbst unbekannt geblieben, zu meinem großen Vortheil hätte geschehen sollen".

Später nahm Heinecken mehrere Male Gelegenheit, Winckelmanns Wissen nicht nur, sondern auch seinen Charakter verdächtig zu machen: dies ist wohl die einzige feindliche Stimme aus Deutschland im vorigen Jahrhundert. Winckelmann zeige an verschiedenen Orten eben keine starke Einsicht in die Kunst. Er könne ja in seiner Jugend, als Schullehrer und als Bibliothekar, zur Erwerbung der Kunstkenntnisse nicht die mindeste Gelegenheit gehabt haben, aber auch bei seinem Aufenthalt in Dresden keine zureichende. Wenn aber diese Kenntnisse und Bildung des Geschmacks nicht in der Jugend Wurzel bei uns gefaßt haben, so gelange man selten im Alter dazu. Selbst sein antiquarisches Wissen suchte er zweifelhaft zu machen: der Winckelmann von Casanova gespielte Betrug ist ihm ein Beweis, „daß dieser Scribent in der Kenntniß der Antike eben nicht tactfest sei".

Gleich nach Winckelmanns Tode deutet er an (1769), „daß dieser neue Antiquarius sich eben nicht in der besten Absicht auf die Kenntniß der Kunst gelegt habe"; den Aufschluß gab er siebzehn Jahre später. „Als Winckelmann nach Dresden kam, faßte er den Vorsatz, um die Direction der Gallerien und Kunstcabinete anzuhalten, welche ich eigentlich unter dem

Grafen von Brühl zu besorgen hatte. Er konnte hoffen, um desto eher zu 435
reüssiren, weil ich declarirt hatte, daß ich dieser Besorgung gern überhoben sein möchte, indem mir selbige bei meinen übrigen vielen Geschäften sehr lästig, und der Graf Brühl als Oberkämmerer Winckelmann nicht entgegen war. Dieser gab zu dem Ende seine „Gedanken über die Nachahmung" heraus und dedicirte solche dem Könige. Sein Suchen ward also dem Könige vorgetragen und mehrerer Empfehlung halber hinzugefügt, daß er zur römischkatholischen Religion übergetreten sei. Als nun der Monarch hierein nicht willigte, und seine Ursachen besonders zu verstehen gab: so ging Winckelmann nach Rom" u. s. w. — Ich lasse die Wahrheit dieser Angabe der „Neuen Nachrichten" (S. 48 f.), die sonst durch keine Andeutungen bestätigt wird, auf sich beruhen. Doch hätte auch Heinecken von seinem ärgsten Feinde kein schlimmerer Streich versetzt werden können, als er sich selbst versetzte in einem Ausfalle, der Winckelmann herabsetzen sollte.

„Seitdem Winckelmann sagen können, das Kind auf dem Arme der (sistinischen) Madonna sei ein Kind über gemeine Kinder erhaben, und daß die beiden sich daselbst befindenden Engel mit untergestützten Armen die schönsten Figuren in Raphaels Werken sind*): seitdem ist mir sein Urtheil über Gemälde immer verdächtig gewesen. Bei einem Kenner muß der Name kein Vorurtheil erregen. Raphael ist verehrungswürdig. Seine heilige Familie in Versailles, seine Verklärung Christi in Rom und viele andere seiner Schildereien können nicht sattsam gelobt werden. Aber das Kind in dem Dresdnischen Gemälde ist ein gemeines Kind, nach der Natur gezeichnet, welches noch dazu, als Raphael den Entwurf davon gemacht, verdrießlich gewesen. Die beiden Engel hingegen sind so beschaffen, daß sie unmöglich von Raphael sein können, sondern von einem seiner Schüler hineingemalt worden. Dies benimmt übrigens dem ganzen Bilde nichts von seinem Werth; es ist allemal ein Raphael, und macht seinem Pinsel keine Schande. Man kann nicht begehren, daß ein Meister, auch der beste, in allem und jedem Stücke seiner Arbeit gleich groß sein soll" (Nachrichten von Künstlern II, S. XII.).

Heinecken war unserem Kunstforscher eine lehrreiche Erscheinung, als 436
Beweis der Unzulänglichkeit von Gelehrsamkeit, Sammelfleiß und selbst Kennerschaft, wenn das wahre Gefühl der Kunst fehlt; als Beispiel der auf Gründlichkeit und Methode stolzen Gelehrten, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Voltaire hat seines Gleichen daran erinnert: La grande affaire est de ne se tromper ni en fait de goût ni en fait de raisonnement. Gemeinheit der Gesinnung ist auch in diesen Dingen verhäng-

*) Dies hat Winckelmann nicht behauptet, sondern als Urtheil Oesterreichs angeführt, der getadelt hatte, daß Winckelmann in der Beschreibung der Sistina diese Engel nicht erwähnt habe. Werke I, S. 65.

nißvoll, Talent, Fleiß und Glück können die Idealität des Charakters nicht ersetzen. In allen Schriften dieses gelehrtesten unter den Dresdner Kunstmännern findet sich kein reformatorischer, fördernder, kein schöner Gedanke.

Über solche Anfeindungen durfte sich Winckelmann mit dem Lob der Journalistik trösten. Sein Schriftchen gab ihm die Bürgerschaft in der litterarischen Welt und zugleich das Ansehen eines Kunstkenners.

Dietrich sandte die Blätter an den Kupferstecher Joh. Georg Wille in Paris, der eine Übersetzung in Arnauds Journal étranger veranstaltete. Alle die das Manuscript gelesen, hatten sich beifällig geäußert; das französische Publicum urtheilte nicht anders.*)

Zuerst ließ sich Gottsched in seinem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (V, 537 ff.) vernehmen. Zwar erschien ihm der Verfasser mit seiner „Verehrung der alten Griechen", seiner Phryne-Anadyomene als Schwärmer, die Linealgesichter hatte er, wo er sie auf Münzen gesehen, nie für schön halten können. Auch verstand er von der Sache nichts; ein besserer Richter war er über die Form.

„Es ist schwer", sagt der damals schon halb quiescirte Büttel des Temple du goût, einen Auszug aus einer Schrift zu geben, die so voll Witz, als Belesenheit und Kenntniß ist und dabei mehr nach einer natürlichen Lebhaftigkeit, als nach einer ängstlichen Lehrart schmeckt. Wir müßten die ganze Schrift abdrucken, wenn wir alles Schöne und Sonderbare daraus mittheilen wollten. Wir versichern aber, daß Geist und Geschmack überall darin herrschen. Wir freuen uns, daß in der Residenz solche Federn zu finden sind, die in den schönen Künsten, wie eine andere in satyrisch-moralischen Werken (Rabener) zu Mustern dienen können."

Winckelmann war indes mit diesen Lobsprüchen wenig gedient. Wir hörten, daß er sich Christ als Recensenten wünschte; Gottsched habe weniger loben und sich besser unterrichten sollen. „Man hat mir geschrieben", heißt es in einem römischen Briefe, „dieser Leipziger Critikus habe sich über das griechische Profil aufgehalten und es ein Linealgesicht genannt: der Patron hätte aber wissen müssen, wieviel schöner die Natur der Menschenkinder in Italien ist, und wie es sich an den Griechinnen, die hier sind, findet."

Die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" folgte (1757 I, 332 ff.).

*) Auch in der Kopenhagener Académie de peinture erschien eine Übersetzung. In Berlin wollte Sulzer eine solche veranstalten, weil die Pariser gegen Willes und Wächtlers Absicht verstümmelt sei; dies ist vielleicht die in Formeys Nouvelle Bibliothèque germanique (1755 u. 1756). Huber erzählt, daß Winckelmann sie selbst später italienisch herausgegeben habe unter dem Titel Lettere Romane, von denen Suard sieben ins Französische übersetzte.

Sie war die erste deutsche Monatsschrift, die über die bildenden Künste regelmäßig Bericht erstattete; Winckelmann sandte ihr später seine kleinen Aufsätze von Rom aus. Sonderbar genug war der zweite Lohredner ein Mann, der als Aufrichter eines zweiten „Geschmäcklerpfaffenwesens", freilich auch in der verdienten und unverdienten Verhöhnung, die ihn später traf, Gottscheds Nachfolger und Leidensgefährte geworden ist.

„Die Schreibart des Verfassers", sagt Friedrich Nicolai, „ist lebhaft und angenehm und von eben dem edeten Geschmack, als seine Beurtheilung über Werke der schönen Künste; wir wissen keine deutsche Schrift, die in dieser Schreibart abgefaßt wäre .... der Ausdruck ist nachdrucksvoll und körnig; man wird niemals ein Wort finden, welches unnöthig wäre: doch können wir nicht verschweigen, daß er aus allzugroßer Kürze zuweilen etwas dunkel wird; auch wird man einige kleine grammatische Unrichtigkeiten bemerken. Man muß nicht die kleinen Zierlichkeiten einer witzigen Schrift darin suchen, sowenig als das elfenbeinerne Fleisch eines van der Werff bei Raphael. Die kleinen Mängel derselben kann jedermann sehen, die größten Schönheiten aber fallen nicht auf einmal ins Gesicht, sie entdecken sich aber immer mehr, und wie die stille Größe in den Meisterwerken des Künstlers. Man kann diese Schrift niemals betrachten, ohne neue Schönheiten zu entdecken, ohne etwas dabei zu lernen."

Eine Beurtheilung des Inhalts giebt der freilich erst viel später (1770) 438
erschienene Aufsatz Klopstocks im Nordischen Aufseher (III. St. 150). Der edle Sänger verficht hier schon vor den Romantikern die Autonomie der christlichen Malerei. Über den Satz von der Nachahmung der Griechen als dem einzigen Weg zur Größe, meint er, müsse das Genie erschrecken; bei ihnen dürften wir keine Vorbilder für die Personen der heiligen Mythologie suchen. Aber Klopstocks Unbekanntschaft mit der christlichen Malerei bringt ihn auf die Idee, der wahre christliche Künstler, „der Maler des Versöhners der Menschen", müsse noch kommen: „der werde noch viel anderes sagen, als die Griechen haben sagen können. Raphaels Michael ist ein Jüngling; und er sollte doch wenigstens ein Juppiter sein, der eben gedonnert hat. Michelangelo aber übertrieb zu oft, und der Contour der wahren Größe ist sehr fein."

Ferner tritt der Dichter der Messiade den „superlunarischen" Überschwenglichkeiten Winckelmanns gegenüber für das Natürliche und Verständige ein, Klopstock gesteht, wenn die Vereinigung zerstreuter Schönheiten in Ein Bild noch Natur sei, so begreife er nicht, was eine ideale Schönheit, ein Noch mehr als Natur sein solle. Er zeigt mit richtigem Dichtersinn, daß die griechische Mythologie nicht zur Allegorie gerechnet werden dürfe, da uns die Götter beim Lesen des Homer für historische Personen gelten müßten: er räth mit ebenso richtigem Kunstsinn, die Allegorien, und zwar einige

[illegible] Münzen, Gemmen und Medaillen zu beschreiben. Darin [illegible] des höchsten, was die Kunst hervorbringen kann, und zu erreichen.

Zum Glück [illegible] Kunstgenusse mehr zuzugeben, als [illegible] „Sendschreiben ist gar nicht [illegible] Hamann. Seine hitzigen [illegible] Gedanken meinen, aber ich finde nicht mehr [illegible] Feuer, der Kern einer Frucht." Hamann nennt ihn [illegible] Zeit." Er wünscht, „daß [illegible] Kraft an einen Klotz zu verschwenden, [illegible] Vaterlandes, um die [illegible] Wiederherstellung des [illegible] Nachdruck, [illegible] Kühnheit, [illegible] Witz u. s. w. übertreffen möchten." Er meint, die [illegible] „Gedanken" träfen auf ein Haar, wenn sie auf die Poesie und andere Künste angewandt würden. Er habe in seiner Sprache die „weite Kluft" der Alten durch Nachahmung nicht erreicht.

Moses Mendelssohn fiel beim Lesen der ersten Schrift Hamanns, der „Sokratischen Denkwürdigkeiten" die Ähnlichkeit des Stils mit den „Gedanken über die Nachahmung" auf. „Die Schreibart", sagt er in einem Briefe vom 19. Juni 1760, „hat viel Ähnlichkeit mit der Winckelmannischen: derselbe körnigte, aber etwas dunkle Stil, derselbe feine und edle Spott und dieselbe vertraute Bekanntschaft mit dem Geist des Alterthums."

Herder in der neuerdings entdeckten Cassieler Preisschrift von 1778 nennt sie „sein Erstes und vielleicht seelenreichstes Buch. . . Unter allen Schriften Winckelmanns wird diese an Salbung und blühendem Jugendgeist wenigstens für mich immer die erste bleiben: sowie gewissermaßen immer das erste Werk eines Menschen sein bestes sein wird. . . . Er kann nachher an Reife, an Kraft, an Gelehrsamkeit und Kenntniß gewinnen, wie auch Winckelmann von Jahr zu Jahr unstreitig gewann: seine Morgenröthe aber und erste duftreiche Jugendblüthe liefert er im ersten Werk."

Das Sendschreiben und die Erläuterung

Beifall und Tadel brachten Winckelmann auf den Einfall, seinem Büchlein zu Nutz und Frommen ein Scheingefecht auf eigene Kosten aufzuführen, in Gestalt einer selbstverfaßten Kritik und Replik. „Ich arbeite jetzt", schreibt er am 3. Juni 1755, „an einer Schrift, worin ich diese meine Schrift selbst angreife, um in diesen Leuten, denen ich beißende Wahrheit sagen werde, mir Freunde zu gleicher Zeit zu machen. (!) Die Zweifel sollen aufs

höchste getrieben werden, und der Druck soll von jemand anders besorgt werden. In einer folgenden Schrift aber, welche ich zu gleicher Zeit entwerfen werde, soll alles beantwortet werden."

Zu Weihnachten 1754 war im Mercure de France ein witziges Pamphlet gegen den Rokokostil erschienen, eine „Bittschrift an die Pariser Goldschmiede, Schnitzarbeiter" u. s. w. Diese Herren werden hier von einer Gesellschaft Künstler im Namen der Natur und Vernunft gebeten, dem Cartouchen- und Muschelwerk endlich zu entsagen, nachdem sich herausgestellt, daß dem Ver- 440
stand der französischen Nation die Unterwerfung unter ihre phantastischen Tollheiten nicht gelingen wolle. Der Bittschrift folgte auf dem Fuß der Brief einer Gesellschaft von Architekten, in der die Polemik in der Form einer ironischen Apologie des Rokoko fortgesetzt wurde. Diese Schriften schwebten Winckelmann wahrscheinlich vor. Es erscheint als Überlegenheit, Gewandtheit, wenn man kaltblütig genug ist, den Advokaten seines Gegners zu spielen, in die Afterlogik des Irrthums einzugehen. Man sagt damit: Mein sehr gelehrter Kritiker! Stecken Sie sich nicht in Kosten: ich wette, daß ich alles was Sie gegen mich zu Papier zu bringen Anstalt machen, ebensogut sagen könnte, wie Sie, ja ich will es sogar drucken lassen.

Wenn ein Buch herrschende Ansichten vor den Kopf stößt, so geschieht es gewöhnlich, daß jedermann das, was er seit Jahren auf dem Katheder oder in Büchern oder unter denen, die ihn als Orakel verehren, zu sagen gewohnt war, noch einmal sagt. Die Antwort auf diese Art Kritik liegt freilich schon in dem Buche selbst, das sie veranlaßt hat. Wahrscheinlich drang das Gesumme der Stimmen, das seine Schrift aufgeregt hatte, in Künstlerkneipen und Kaffeehäusern zu Winckelmanns Ohren. Alles, was er hörte, erinnerte ihn daran, daß er in seinen Collectaneen eine Rüstkammer besitze, die den Gegnern noch ganz andere Waffen dargeboten hätte.

Wirklich stellte er in dem Sendschreiben neben dem, was in Dresden über seine Blätter gesagt worden war, ziemlich vollständig zusammen, was in den damaligen Akademien und von den Verehrern des Modernen gegen seine These geltend gemacht werden konnte. Vergleicht man diese Selbstkritik mit alle dem, was die Journale zu sagen wußten, so sieht man wohl, daß er nur selbst einer Recension seiner Schrift gewachsen war. Sie liefert uns Beiträge zur Kenntniß der Ansichten damaliger deutscher Kunstkreise.

Man fand, „daß er sich fast in jeder Zeile mit einer allzugroßen Keckheit gegen das Alterthum bloßgebe; daß er die Fehler der Alten zu leicht abfertige, indem er sie mit dem glimpflichen Namen der Nachlässigkeit bedecke; daß er die neueren Bildhauer gar zu tief unter die griechischen herunterseze." Viele waren empört, daß er sich unterstanden, ein Urtheil des Bernini für ungegründet zu erklären, und wider einen Mann aufzutreten, den man, eine Schrift zu beehren, nur hätte nennen dürfen. Die neueren

Zeiten haben im Starken und Männlichen mehr als einen Glykon, und im Zärtlichen, Jugendlichen und Weiblichen mehr als einen Praxiteles aufzuweisen. Michelangelo, Algardi und Schlüter, dessen Meisterstücke Berlin zieren, haben muskulöse Körper und invicti membra Glyconis so erhaben und männlich, als Glykon selbst gearbeitet; und im Zärtlichen könnte man
441 beinahe behaupten, daß Bernini, Fiammingo, Le Gros, Rauchmüller und Donner die Griechen selbst übertroffen haben.

Die Neueren sollten im Studium der Natur tiefer gegangen sein, als die Alten und neue Schönheiten entdeckt haben. Fiammingos und Algardis Modelle in Thon gelten den jetzigen Künstlern für schätzbarer, als den Alten ihre Kinder in Marmor.*) Die Frucht des Naturstudiums, dem sich Bernini, einst ein Bewunderer der Alten, in seinen späteren Jahren ausschließlich zugewandt, sei jene Weichheit des Fleisches, das den höchsten Grad der Schönheit, des Lebens hat, zu der der Marmor erhoben werden kann. Die Nachahmung der Natur giebt den Figuren und Formen des Künstlers Leben, während die eifrige Nachahmung der Alten zur Trockenheit der Zeichnung oder, wie bei Guido und Lebrun, zur Wiederholung derselben Gesichtszüge führt. — Es sei gegen die Wahrheit der Natur, wie die Alten hier und da die Formen stilisirend modelten. Am Schlüsselbein und Ellenbogen, an Schienbeinen und Knie, und wo sonst große Knorpel liegen, erscheine die Haut an den Antiken wie gezogen über die Knochen, ohne wahrhaft deutliche Anzeigung der Tiefen und Höhlungen, welche die Apophysis und Knorpel an den Gelenken machen. Daher würden die Schüler in den Akademien angewiesen, solche Theile, wo unter der Haut nicht viel Fleischiges liegt, eckiger zu zeichnen, und ebenso im Gegentheil, wo sich das meiste Fett ansetzt. Die Nase an der Mediceischen Venus und am Pighinischen Meleager sei zu dick, als daß sie ein Muster der schönen Natur sein könne. Unschön sei es, die Stirn an Kindern und jungen Leuten mit herabhängenden Haaren zu bedecken, wie beim Cupido des Praxiteles, beim Antinous, beim Patroclus nach Philostrat. Denn giebt eine offene und freie Stirn dem Gesicht nicht mehr Edles und Erhabenes? — Gelehrte Scherze sind die Einwände gegen den Juppiter in Olympia, der beim Aufstehen das Tempeldach abwerfen müsse; die Armseligkeit des Körpers der Athener am Hintertheil u. dgl. — Selbst technisch hatte man wenigstens am Reliefstil viel auszusetzen. Die Reliefs der Alten seien fast ganz freistehende Figuren, deren völliger Umriß unterarbeitet ist. Dies sei gegen den Charakter des Reliefs. Die Reliefs sollen, als erlogene Bilder, nicht die Bilder selbst, sondern eine Darstellung

*) Bottari, Raccolta di lettere sulla pittura etc. II, p. 488 sagt Rubens in einem Brief an Fiammingo von zwei Putten dieses Bildners: *E molto meno so spiegare le lodi della loro bellezza, se li abbia scolpiti piuttosto la natura, che l'arte, e 'l marmo si sia intenerito in vita.

derselben sein. Das Wesen der Kunst, das in Nachahmung besteht, werde durch diese Wirklichkeit und Körperlichkeit der Massen aufgehoben; und Bernini habe Recht, wenn er sage, daß die Kunst des Reliefs darin bestehe, zu machen daß das, was nicht erhaben ist, erhaben erscheine. „Je- 442
mehr Rundung der flach gehaltene Durchmesser einer Figur giebt, desto größer ist die Kunst."

Auch an seiner geringschätzigen Behandlung der Niederländer nahm man Anstoß: er hätte die Person eines Patrioten annehmen sollen wider einige jenseits der Alpen, denen alles was niederländisch ist, Ekel mache. Die Zauberei der Farbe sei etwas so wesentliches, daß kein Gemälde ohne sie allgemein gefalle, und durch sie viele Fehler theils übergangen, theils gar nicht bemerkt würden. „Durch diesen Zauber der dichterischen Farben verschwinden Rembrandts Vergehungen, und derjenige welcher ihn mit dem Feuer, worin er gedichtet, lesen kann, wird durch die göttliche Harmonie in solche Entzückung mit fortgerissen, daß er nicht Zeit hat, an das was anstößig ist zu gedenken."

Die Allegorie werde zuletzt aus allen Gemälden Hieroglyphen machen und Gelegenheit zu neuen Chimären geben. —

Indes wenn Winckelmann der gelehrte Stoff zu Gebote stand: die Kunst der Dialektik und Ironie, Theilung des Ich in Ankläger und Vertheidiger scheint nicht seine Sache gewesen zu sein.

Er kann nicht einmal im Scherz seine Alten verleugnen oder angreifen, die Neueren loben und vertheidigen. Er hatte doch Swift seine Kunst nicht abgesehen, der in Gestalt ironischer Apologien Keulenschläge zu führen pflegte. Er greift nur Nebensachen an, die er nicht einmal behauptet hatte, und die er alle preisgeben konnte. Die Streiche seiner Kritik treffen nicht die „Gedanken", und die Replik paßt nicht auf die Kritik; beide aber bringen wenig oder nichts zur Bestätigung oder Beleuchtung der „Gedanken". Man weiß nicht, ob er ironisch oder ernsthaft ist, und meist ist er keins von beiden. Die Ausfälle auf die Pedanten schmecken selbst etwas nach der Schulbank. Winckelmanns Munterkeit, sagt Schlegel, ist etwas steif und gravitätisch.

Er hat sichs freilich mit diesen Nachschriften auch etwas bequem gemacht. Seine ganze Kunst bestand darin, daß er aus den Abfällen seines ersten Entwurfs wohl oder übel etwas, das wie zwei neue Ganze aussah, zusammenflickte. Er hatte der Kürze wegen, zu der ihn der Selbstverlag, die Widmung, die Bestimmung für das Künstlerpublicum nöthigte, gar manches im ersten Manuscript gestrichen. Man kann noch vielfach die Stellen bezeichnen, wo die Bestandtheile der beiden Schriften aus der ursprünglichen herausgeschnitten sind. Ein Schriftsteller läßt nicht gern etwas verloren gehen; und zu wie manchen guten Sachen wird nicht viel mehr geschrieben, als gedruckt. Ob aber mit der Nachsendung solcher Schnitzel dem Publicum 443

und dem Ruhm des Verfassers gedient ist? Jeder Gast merkt es, wenn er zu Überbleibseln eingeladen wird.

Diese beiden Schriften waren kein glücklicher Einfall. Auch wurden sie eilfertig, unter den Vorbereitungen zur Abreise, zu Papier gebracht. Durch den Erfolg zuversichtlich und übermüthig gemacht, fiel er von der Höhe seines Anfanges herunter. Wie schön hatte Winckelmann die Warnung Voltaires befolgt: Malheur à qui dit tout ce qu'il peut dire! Jetzt brachte er alles, was er mit Selbstverleugnung gestrichen, hinterher, indem er die Disposition der ersten Schrift durch zwei hinschleppte.

Zum Glück hatte das damalige Publicum noch nicht so scharfe Augen; die Kritik war gutmüthig genug, sich mystificiren zu lassen: man hielt Hagedorn für den Verfasser des Sendschreibens! (Leipziger Neue Gel. Zeitungen 1756.) So that diese Spiegelfechterei dem Buche wirklich den Dienst einer litterarischen Fehde: sie vermehrte das Aufsehen.

„Hagedorn", sagt Gottsched, „schreibt hier vollkommen nach unserem Sinn, als ein Kenner ohne Vorurtheil, der auch den Alten nichts schenkt, um der Abgötterei vorzubeugen, dazu gewisse Leute gegen sie geneigt sind." Er lobt die Einsicht, Bescheidenheit, Billigkeit, die Winckelmann bei der Antwort die Feder geführt haben. „Es ist ein großes Vergnügen", schließt er, „alles das zu lesen, was dieser freundschaftliche Streit zweier großen und gelehrten Kenner der schönen Künste hervorgebracht hat. Wenn man den einen liest, so giebt man ihm Recht, und wenn man die Antwort liest, so zweifelt man, ob sie nicht eben so gründlich ist."

Winckelmann aber sah das Ganze kaum in Druck vor sich, als er erkannte, daß er sich mit den zwei Schriften etwas übereilt habe. Es war ein Denkzettel für die Zukunft. „Ich bin nach den begangenen Fehlern unendlich ängstlich geworden." —

Die Gedanken über die Nachahmung wurden der Wendepunkt in seinem Leben. Wie nicht blos das Unglück, sondern auch, wiewohl seltener, das Glück zuweilen in Geschwadern kommt, so kamen jetzt, mit den Erstlingen der Autorschaft, Ehre, Freiheit und — Italien. Das Glück schien endlich wieder gut machen zu wollen, was es bisher an ihm gesündigt. Dies war um so süßer, weil es ihn vollkommen überraschte.

Zuweilen geht solchen Krisen ein Gefühl, eine Ermattung, eine Unlust, noch etwas von der Zukunft zu hoffen, vorher. Wir vernahmen, wie unser Freund kurz vorher seine besten Jahre vorüber, nur noch die Hefen des
444 Lebens sich übrig gelassen wähnte, selbst an Rom nur mit Widerwillen dachte u. dgl. Aber wie jener Kranke, der sich durch Arzneien und Hypochondrie an den Rand des Grabes gebracht hatte, von dem Augenblicke an, wo er den Rest des abgesprochenen Lebens noch seinem Vergnügen leben

wollte, die Gesundheit wiederfand, so that Winckelmann den großen Wurf, als er ohne viel Überlegung, auf fremden Antrieb, ein Gewebe fremder und eigener Gedanken aufs Papier warf, „um sich angenehm zu beschäftigen:“ —

— Und nur als ich, entmuthigt ganz,
Gedanken flattern ließ wie Flocken,
Da plötzlich fiel auf meine Locken
Ein junger frischer Lorbeerkranz.

Das Beste von allem war, daß er Italien, um dessen willen er ein so schlimmes Opfer gebracht hatte, nun doch als Lohn eigener Mühen, als durch eigenes Verdienst errungen ansehen konnte. Die kleine Schrift, schreibt er den 5. Juni an Bünau, hat zu dieser Einrichtung das meiste beigetragen.

„Mein Glück ist gemacht! Ich habe erhalten, was ich gesucht habe. Mein Vaterland vergesse ich gern, wo ich wenig Vergnügen gefunden habe.... Freiheit und Freundschaft sind beständig der große Endzweck gewesen, der mich in allen Sachen bestimmt hat: die erste habe ich erjagt!“

Und so nahm Winckelmann für immer von Deutschland Abschied! Was im Laufe dieser beiden Bücher von deutschen Zuständen und Winckelmanns Sinnes- und Denkweise erzählt worden ist, hat wohl gezeigt, daß in unserem Vaterlande kein Platz für ihn übrig war. „Seine Liebe für die Geschichte“, schreibt Herder im Deutschen Mercur, „für Griechenland und edler Menschen Gedanken, sein Haß gegen die Metaphysik, die barbarische Schultheologie und die gewöhnlichen sieben Magisterkünste, sein Durst nach Freiheit, Freundschaft und Gesinnung der Alten, die er mit Armuth, Einfalt und titelloser Bescheidenheit gern erkaufte — das alles zeichnet ihn *nach unseren Sitten* so sehr aus, daß ich ihm gern nur dieser Gesinnung wegen — auch wenn er keinen Buchstaben gedruckter Werke hinterlassen hätte — eine Bildsäule unter den Weisen des Alterthums setzte“.

„Deutschland“, heißt es weiter, „ist lange ein Wald gewesen; aber auch im dichsten Wald findest du die rechte Himmelsgegend allein durch Tugend und Gesinnung der Alten; durch das Gefühl nämlich, zu etwas da zu sein auf der Erde, von niemand als sich abzuhängen im Begriff der wahren Ehre, des wahren Nutzens und Lebens; die Macht zu haben, daß man falschen Zwecken entsage, nach Flittergold des Ranges, Standes, der Gemächlichkeit und Wollust nicht laufe, auch arm und verachtet sein könne, wenn man nur das wird, was man werden soll und in seinem Werke lebt.

Dies Gefühl von Einfalt und Wahrheit, von edlem Stolz und Aufopferung seiner selbst zu dem Beruf, wozu ihn die Natur gebildet, kurz diese bescheidene alte Größe zeigt sich bei Winckelmann in allen seinen Schriften.“

Rückblick

Damals ging in Winckelmanns Weſen eine Umwälzung vor. In der zweiten Hälfte dieſer Lebensbeſchreibung werden wir einem ganz anderen Manne begegnen. Er hatte ſich ſelbſt und die Einheit des Lebenszieles gefunden. Der Beifall, den meine Schrift hier und in Frankreich gefunden (ſo ſchreibt er den 29. Januar 1756 aus Rom) . . . . veranlaßt mich, aus dieſer Art von Wiſſenſchaft meine Hauptbeſchäftigung zu machen.

Dieſer Zukunft, dieſem neuen Leben gegenüber, erſchien alles frühere als verlorene Zeit: in Rom erſt hatte er ſein wahres Selbſt gefunden. Auch ſeine Bekannten überraſchte die Rangordnung, in der ſie ihn nun ſtehen ſahen; man hätte von ihm ſagen können, was Clarendon von Cromwell ſagte: er ſcheine ſeine Gaben verſteckt zu haben, bis er Gelegenheit fand, Gebrauch davon zu machen. Er ſelbſt betrachtete ſein früheres Leben, wie die Humaniſten ihre Beſchäftigung mit der Schulweisheit, nachdem ſie die Griechen und Römer kennen gelernt hatten; wie Guillaume Budé rechnet er ſich zu den Spätklugen (ὀψιμαθεῖς) und Selbſtgelehrten.*)

Dieſe lange, trübe, von ihm ſelbſt ſpäter ſo weit weggeworfene Lebenshälfte, ſeine deutſche Zeit zeigt uns das Werden deſſen, was in der zweiten Hälfte vor uns ſteht.

Es iſt eine ſehr feine Berechnung, wieviel ein Mann ſeiner Zeit, wieviel er ſich ſelbſt zu verdanken hat. Niemand hat beſtimmter ausgeſprochen, als der genialſte unſerer Dichter,

wie man wenig iſt,
Und was man iſt, das blieb man andern ſchuldig.

Ja, je bedeutender ein Mann, deſto mehr verdankt er ſeiner Zeit, weil er ihr um ſo reichere Organe entgegenbringt. Aber wenn man wiederum er-
446 wägt, wie unermeßlich an Zahl und Charakter die Einwirkungen von Zeit, Welt und Litteratur ſind, wie verſchieden der Gebrauch iſt, den jeder von dieſen Einwirkungen macht: ſo muß man geſtehen, daß in der Cauſalitätengruppe, aus der eine geiſtige Größe ſich aufbaut, das urſprüngliche Naturell, der Charakter die Hauptſache iſt. Dann erſcheint ſelbſt das, was er den Umſtänden zu verdanken ſchien, als Werk ſeiner Wahl, als Akt der Selbſtbeſtimmung: die Abhängigkeit verwandelt ſich in Freiheit. So wird der Charakter des Menſchen durch die Umſtände nicht gemacht, ſondern geoffenbart.

*) Budé ſchreibt 1516 an Erasmus: *ἀνάμιλλον δῆθεν ἑμαυτὸν τιθεὶς τὸν αὐτομαθῆ, τὸν ὀψιμαθῆ, τὸν ὡς ἔτυχε πεπαιδευμένον, τοῖς τῶν νεωτερικῶν ὀνομαστοτάτοις καὶ τῆς παιδομαθείας τετυχηκόσι.* Erasmus antwortet: Eleva tuam felicitatem quantum libet, *αὐτομαθής*, *ὀψιμαθής*, uno certo calculo te vinco, *ἀμαθὴς καὶ ἀτεχνῶς ἀπαίδευτος.* *Erasmi* Opera III, pag. 23. 30.

Auch in dieser Lebensgeschichte konnten, soweit es das Material zuließ, die Elemente aufgewiesen werden, aus denen Winckelmanns Wesen sich gestaltete. Es zeigten sich verwandte Geister, aus denen er sich nährte, Strömungen der Zeit, die ihn fortrissen, Muster der Sprache und Darstellung, die ihn fesselten.

Dennoch, wenn man das was eigenen Impulsen und was äußeren Einflüssen angehört, gegeneinander abwägt, so erscheint das Spontane im Übergewicht gegen das Receptive.

Der gewöhnliche Mensch ist ein Ergebniß der Umstände, ein Mittleres aus den sich durchkreuzenden Kräften seiner inneren Natur und äußeren Zufälligkeiten. Dem bedeutenden Menschen sind diese Zufälligkeiten, auch Schicksal genannt, nur das Material, aus dem er sein geistiges Sein aufbaut. Er folgt Antrieben, die aus den meist ihm selbst verborgenen Tiefen seiner Natur herkommen, die die Gunst des Zufalls bis auf einen hohen Grad entbehrlich machen, die ihm selbst niemand ertheilt hat, aber die er seiner Zeit ertheilt. Er weiß auch da, wo andere in dürrem Boden verkommen würden, noch unsichtbare aneignungsfähige Elemente aufzufinden, die zu seinem Wachsthum hinreichen. Sein Wille wird durch Widerwärtigkeiten nicht gebrochen, noch gelähmt, aber auch durch Verlockungen nicht erweicht und zerstreut. Bleibe dir selbst treu, — „Ursprünglich eigenen Sinn laß dir nicht rauben", diese Regel der Moral und der Kunst ist auch der Compaß des Denkers und Forschers.

Zumal bei genialen Menschen werden wir stets, je genauer wir uns ihren Werdeproceß aufzulösen suchen, auf ihre gegebene Natur zurück kommen. Es ist die ursprüngliche Eigenart einer geistigen Monade, etwas das man wohl dämonisch nennt, weil man es nicht erklären kann. Dieses Dämonische führt den höheren Geist einer Bestimmung entgegen, von der er oft selbst nichts weiß; es macht ihn ungeschickter als die Mittelmäßigkeit, für herkömmliche, zünftige, landübliche Beschäftigungen, in die er sich verwickelt sieht; es verdammt ihn zur Unruhe des Suchens und Versuchens, bis er auf den Punkt trifft, wo
er mit dem Alexandrinischen Philosophen, als er nach Durchwanderung 447
aller Systeme den ihm congenialen Meister fand, in Freude des Findens ausruft: *Τοῦτον ἐζήτουν* — den suchte ich!

Diese Spontaneität des Genius ist auch der herrschende Zug in Winckelmanns Bildungsgeschichte. Sie zeigt sich in zwiefacher Weise.

In allen Dingen, auf denen seine Wirkung und sein Nachruhm beruht, erscheint er im Stich gelassen von Hülfsmitteln, Mustern, Anregungen: ohne Führer und ohne die Aufmunterung, die im Interesse der Umgebung und in der Verbindung des Ideals mit dem realen Ziel einer Lebensstellung liegt. Solche Dinge waren die griechische Litteratur, die deutsche Prosa, die bildende Kunst. Die wenig glänzenden Bilder damaliger Zu-

stände in diesen Blättern konnten veranschaulichen, wie die Natur für Winckelmann eine ebenso huldvolle Mutter, wie das Schicksal eine Stiefmutter gewesen war.

Ganz dem Anstoß seiner Natur folgend erscheint er in seiner Hinwendung zu den Griechen, in seiner antik-helleniſchen, heidniſchen Sinnesweiſe, in seinem Freundschaftskultus; ganz sein eigenes Werk war die für jene Zeit seltene Kenntniß griechiſcher Dichter und Alterthümer.

Daß ein Mann, der bis zum dreißigſten Jahre in einem Lande gelebt hatte, „wo das reine Deutſch nicht zu Hauſe war“; der die Alten mehr als die Neuen, die Ausländer mehr als die Deutſchen geleſen hatte; dem die neuen Anfänge in unſerer Litteratur faſt ganz, die Anfänge Klopſtocks und Leſſings ganz fremd geblieben waren; der durch Hang und Noth auf Leſen und Excerpiren angewieſen, die bildende Übung geiſtvoller Unterhaltung nur wenig genoſſen hatte, daß ein ſolcher Gelehrter in ſeinem erſten Verſuch mit einem Stil hervortrat, der faſt allen Gebrechen damaliger deutſcher Proſa die entſprechenden Tugenden gegenüberſtellte, und der, obwohl in den Anfängen einer raſch ablaufenden Reihe geſchrieben, im Ganzen klaſſiſch geblieben iſt: dies iſt gewiß ein Zeugniß der Macht des Angebornen.

Daß jemand, deſſen erſte Augenweide ein Raum war, der zugleich als Schuſterwerkſtätte, Wohn- und Schlafzimmer diente, der ſeine eindrucksfähigſten Jahre in Schul- und Bibliothekſtuben, in den Sandebenen und Nebeln des Nordens zugebracht, der bis in die Mitte der Dreißiger von Kunſtwerken entfernt gelebt und keine Kreide in die Hand genommen hatte, daß dieſer Mann auf einmal mit einem ausgebildeten, nicht etwa gothiſchen oder holländiſchen, ſondern mit einem ſüdlichen, plaſtiſchen Geſchmack auftritt; daß ein ſolcher Dilettant, nach dem Durchblättern einiger Kupferwerke, Malergeſchichten und Kunſtkritiken, nach einigen Beſuchen einer Gemäldegallerie und Unterhaltungen mit Malern, eine Schrift hinwirft, die den Beifall der erſten Kenner des kunſtreichſten Hofes der Welt erhält, die als Bahn zum guten Geſchmack geprieſen wird: dies iſt um ſo merkwürdiger, als dieſe kleine Schrift ſich in der Folge als die Skizze eines ſtattlichen Gebäudes erwies.

Auf der anderen Seite erſcheint Winckelmann durch die Mode und die Noth der Zeit, durch die Berührung und Verbindung mit einigen ihrer erſten Gelehrten in eine Reihe von Beſchäftigungen hineingezogen, welche ſeiner wahren Beſtimmung mehr oder wenig fremd waren.

Aber alle dieſe Dinge hat er in dem Moment, wo er die Freiheit errang, wo er, obgleich ſchon über die Mitte des Lebens hinaus, den ihm angemeſſenen Gegenſtand entdeckte, von ſich abgeſchüttelt, alſo das von einer hemmenden Nachwirkung keine Spur zurückblieb. Von dem Moment an, wo er ſeine Sphäre gefunden, war der Vielwiſſer, der Compilator, der

Litterator verschwunden. Welche Verjüngungsfähigkeit, sich nach einer in greisenhafter Gelehrsamkeit verlorenen Jugend zu Werken von solcher Jugendfrische und Wärme aufzuraffen! Welche Elasticität eines Geistes, der in dem Moment, wo das Schicksal ruft, wie ein Neugeborener sich auf den Schwingen der Werdelust und Schaffenslust erhebt!

Winckelmann selbst hat auf alles dies hingedeutet, wenn er rühmt, „daß er das meiste sich selbst zu verdanken habe." Er war Autodidact aus Neigung und Noth. Er hatte die Fehler seiner Tugenden. Er theilte die Abneigung des Autodidacten, irgend etwas zu lehren und zu sagen, was er nicht selbst erfunden hatte oder was geeignet war, seine Vorgänger und Nebenbuhler zurecht zu weisen. Es fehlte ihm etwas die logische Disciplin der Gedanken, die tabellarische Gliederung der Kenntnisse, der sichere Faden exakter Methoden.

Dafür aber war alles was er wußte und lehrte, deutlich und anschaulich, lebendig und persönlich. Es war nichts darin von todten Stoffmassen, leeren 449
Worten und grauen Spinneweben der Begriffe; nichts von den Irrthümern jener schiefen Köpfe, die mit ihren elegant gearbeiteten Instrumenten so oft verkehrt einschneiden.

Er hat keine Schule gegründet, denn er ~~war stark~~ nur in dem was sich nicht lernen läßt: „man eignet sich die Methode an, sagt Condorcet, nicht das Genie." Aber in Winckelmanns Werken brennt eine stille, unvergängliche Flamme, an der sich noch immer, wie dazumal, als er alle Leser mit sich fortriß, das höhere Verständniß und die Liebe zur Kunst entzünden kann.

Überblickt man das alles, betrachtet man, wie er selbst die Bildsäule seines Charakters gemeißelt hat in der Arbeit und Sehnsucht seines Lebens, durch die Kraft des Willens und den Instinkt seines Genius, dann gestehen wir, daß es Fälle giebt, wo es mehr als ein Witzwort ist, das Wort des Dichters:

Die Zeit macht keine Geister,
Der Geist macht seine Zeit.

Die Gruppe des Laokoon*)

Unter den Stimmen, die sich nach und nach über die „Gedanken von der Nachahmung" erhoben, ist eine noch nicht angeführt worden. Gesetzt auch, diese Schrift weckte kein eigenes Interesse mehr, sie würde noch immer genannt werden als Anstoß zur Entstehung, als Anknüpfungspunkt für die Untersuchungen eines klassischen Denkmals ästhetischer Kritik, des Lessingschen Laokoon.

Allein wenn man sich auf die Erörterung der Meinungsdifferenzen beider Männer einläßt, sieht man sich gar bald in eine Diskussion hineingezogen, die sich ein Jahrhundert lang um die Gruppe des Laokoon bewegt hat. An dieser Diskussion haben die Ersten der Nation theilgenommen: manche Gedanken über Kunst, Stil und Schönheit sind an dieser Antike erläutert worden.

Die Gruppe des Laokoon begegnet uns in den „Gedanken" überall, wo das Höchste hellenischer Kunst genannt werden soll. „Was Jemand (Pope) von Homer gesagt hat, daß derjenige ihn bewundern lernt, der ihn wohl verstehen gelernt, gilt auch von den Kunstwerken der Griechen. Man muß mit ihm, wie mit einem Freunde bekannt geworden sein, um den Laokoon so unnachahmlich wie den Homer zu finden."

„Er war den Künstlern im alten Rom dasselbe, was er unseren heutigen ist, eine vollkommene Regel der Kunst."

Er ist das Hauptexempel antiker Maßhaltung (σωφροσύνη) im Affect, die der Künstler nicht aus seinen Studien, sondern nur aus seiner Seele schöpfte.

451 Winckelmann erzählt (3. Juni 1755), seine Beschreibung „sei nach sehr fleißigen Abgüssen in Gyps, die der König hat, gemacht".**)

*) Dieser Versuch über den Laokoon wurde zuerst am 17. December 1864 vor einer Versammlung von Künstlern und Kunstfreunden im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt am Main vorgetragen. Da die zweite Ausgabe das alte Buch im Wesentlichen unverändert wiedergeben sollte, so möge man auch dieses Schlußcapitel des ersten Theiles noch einmal dulden.

**) Von einem solchen Gypsabguß findet sich sonst keine Spur. In einem Briefe vom 1. März 1723 aus Rom bietet Le Plat König August II. einen Bronzeabguß der

In den Wandlungen der Urtheile über dieses Kunstwerk spiegeln sich die Wandlungen des Geschmacks in jenem Jahrhundert: die Urtheile wechselten mit den wechselnden Lichtern, in die die Evolutionen der Zeit das Werk stellten. Die folgenden Erörterungen erheben keine archäologischen Ansprüche, sie wollen nur im Kapitel sein aus der Geschichte der Gedankenbewegung zweier Jahrhunderte. —

„Es ist ein götterwürdiges Schauspiel, der starke Mann im Kampf mit dem Unglück": in diesem majestätischen, dann zum Gemeinplatz gewordenen Spruch fand wohl mancher Römer in trostlosen Zeiten alles was er bedurfte, um im Ruin des eigenen und allgemeinen Glücks das Haupt empor zu halten. Der Stolz, der Adel, die königliche Weihe des Unglücks ist nie pomphaft-erhabener ausgesprochen worden. Der starke Mann im Kampf gegen hoffnungsloses Leiden; das ist auch das Pathos, das Winckelmann in dem Laokoon fand.

Unser Freund wußte von nichts Herrlicherem, als jenem Ideal antik-heroischer Seelengröße. Er pries die hohe Grazie in den Götterbildern aus der Zeit des Phidias, welche die Bewegungen der Seele in sich verschließt und sich der seligen Stille der göttlichen Natur nähert. Denn das Leben der Götter ist nach Plato ein Leben reiner Vernunft, ohne Beimischung von Schmerz und Lust; die Nachahmung dieser Geistesruhe, soweit es uns Mischwesen möglich, ist die Verähnlichung mit Gott: „Le calme, c'est Dieu," hat eine französische Dichterin gesagt. Auch die Moralphilosophie der Griechen wies jederzeit, wie die Nadel nach ihrem Pole, nach dieser göttlichen 452
Geistesruhe. „Die Weisheit reichte den Künstlern die Hand und blies ihnen mehr als gemeine Seelen ein; . . . sie zeigten im Ausdruck bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele." Dieser antiken Moral gilt die natürliche Äußerung von Schmerz und Lust als niedrig; auch in der gemessenen, unerschütterlichen Haltung und Geberde soll sich die Herrschaft des vernünftigen, göttlichen Bestandtheils der menschlichen Natur über den sinnlichen, stofflichen ankündigen.

Solche heroisch-philosophische Größe schaute Winckelmann an diesem Kunstwerke.

„Die große und gesetzte Seele (so lautet die erste Schilderung eines antiken Kunstwerkes, die Winckelmann versucht hat), die der Ausdruck in den

---

Gruppe an, den er für 2000 Thaler zu erhandeln hofft, und erwähnt dabei eine kleine Bronzenachbildung in der königlichen Sammlung; eine solche von de Massue besaß auch die Wackerbarthsche Sammlung (jetzt Nr. 71 in der Antikensammlung). Bei der Gründung der Akademie fanden sich in den Pavillons des großen Gartens nur drei Gypse: ein Borghesischer Fechter, eine kauernde Venus, ein Belvederischer Apollo. Im Jahre 1774 ist Hagedorn bemüht, von dem reisenden Italiener Ferrari einen Gypsabguß des Laokoon für 50 Thaler zu kaufen.

Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften zeigt, schildert sich in dem Gesicht des Laokoon, und nicht in dem Gesicht allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, der sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt, dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesicht und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singt. Die Öffnung des Mundes gestattet es nicht; es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt (Et paene audimus gemitus). Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoctet: sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können."

„Der Ausdruck einer so großen Seele geht weiter über die Bildung der schönen Natur: der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer Person, und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben eine mehr als gemeine Seele ein."*)

453 Und es ist nicht blos der Kampf des Willens gegen den Schmerz: Laokoon hat in seiner durchbohrenden Qual, in seiner hoffnungslosen Lage noch Raum übrig, an seine Söhne, an die Götter und an das Unverdiente seines Loses zu denken. „Sein eigenes Leiden scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe schreien: denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Duft auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend; seine Augen sind nach der höheren Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher
454 mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes, unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbart."

Diese sittlich-geistige Ausdeutung des Laokoon hat Ennio Quirino Visconti weiter ausgeführt.

---

*) Ähnlich drückt sich Francesco Milizia aus. Tutto esprime lo stringimento, la soffocazione, *l'eccesso del dolore e della magnanimità* ... Dunque lo scultore è stato più filosofo del poeta, e pare come diretto da Socrate che maneggiò anche lo scarpello, e seppe sì bene soffrire. Gran dose di filosofia è certamente necessario per esprimere con dignità un sì orribil tormento.

Laokoon hat sich durch Erfüllung seiner Pflicht als Bürger — durch die Warnung vor der List des hölzernen Rosses — den Zorn der griechenfreundlichen Gottheit zugezogen. Im Bewußtsein, daß ihn Liebe des Vaterlandes hierhergebracht, ohne einen Gewissensvorwurf gegenüber Menschen und Göttern, leidet er, was eine Hand, vor der es keine Zuflucht giebt, über ihn verhängt, den qualvollsten Tod. Viel mehr als sein schmerzdurchzuckter Leib und seine zusammenbrechende Natur leidet dabei das Herz des Vaters und des Patrioten, der voraussieht, daß sein Leiden die theure Stadt doch nicht retten wird. Dies alles steht dem Laokoon vor der Seele; dies alles spiegelt sich in seinem Antlitz. Aber dies dreifache körperlich-geistige Leiden ist nur der dunkle Grund, auf dem seine Geistesgröße hervorstrahlt. Alles wirkt zusammen, uns einen Helden zu zeigen, der unterliegt, ohne sich zu erniedrigen, weil er sich schuldlos weiß. Alle seine Züge tragen das Gepräge der sittlichen Größe seiner Seele. Das Haupt ist mit Macht zurückgeworfen gegen den Himmel, dem er seine Ungerechtigkeit vorzuwerfen scheint. Der Laokoon ist die erhabenste Darstellung der ungerecht leidenden Tugend, die der menschliche Geist fassen kann.

Hier erscheint also Laokoon in dem Frevel seiner Vaterlandsliebe, in seinem heldenhaften Dulden, in seinen Leiden durch ein lebendiges Werkzeug göttlicher Rache, bis auf die eigenthümliche Fesselung des mächtigen Körpers, — wie ein an den Felsen geschmiedeter, vom Geier zernagter Menschenfreund Prometheus.

Freilich gesteht Visconti selbst, daß eine solche unsittliche Auffassung des Verfahrens der Gottheit mit den Menschen (so willkommen sie dem Dichter gelegentlich sein kann) auf die Dauer jede Religion untergraben würde. Diese Auffassung könne überhaupt nur im Polytheismus stattfinden. Wo die Gottheit, als beschränkte Macht, selbst zuweilen auf den Kampfplatz der Parteien herabsteigt, auch den Gerechten vernichtet, wenn er ihren Zwecken im Wege steht: da kann die Auflehnung gegen sie mit dem vorwurfsvollen Blick nach oben die Quelle der tiefsten tragischen Sympathie werden. In unserer Religion, wo die Gottheit mit der sittlichen Weltordnung eins ist, wäre diese Auflehnung eine verwegene Blasphemie; obwohl die Bilder religiöser Seelenkämpfe, in der erhabensten Dichtung des monotheistischen Alterthums bis nahe an ihre Grenze streifen.

Allein Visconti fehlte, indem er nur die Erzählung des Virgil be- 455
rücksichtigte, in deren Interesse es lag, für die unterliegende Sache unbedingte Sympathie zu wecken. Ein Zug der Sage, den er übersah, giebt der tragischen Auffassung eine andere Wendung. Laokoon wurde gestraft, weil er vor vielen Jahren gegen die heiligen Ordnungen des Gottes, dessen Priester er war, gesündigt hatte. Dieses alten Frevels lange verschobene Strafe ereilt Laokoon in diesem Augenblicke: sie wird ihm mit Blitzesschnelle klar. Damit verschwindet der halbgöttliche Märtyrer. „Er sinkt in die Nacht des Todes

unter dem schrecklichen Gerichte, und um seine Lippen herum liegt noch Erkenntniß seiner Sünden" — sagt der Verfasser des Ardinghello. Die Ruhe, meint Frau von Stael, sei ein so unverbrüchliches Gesetz alter Kunst gewesen, daß in ihr heftige Schmerzen nie als menschliche Leidenschaft, sondern nur als Bilder göttlicher Rache vorkämen.*) „Er leidet", sagt Friedrich Welcker, „als Priester mit Dulden und Ergebung, ohne Vorwurf gegen die Götter, ohne mächtige Aufregung innerer Kräfte." „Der giftige Zahn", sind Anselm Feuerbachs Worte, „hat in Laokoon nicht blos das sinnliche Leben verletzt. Er traf zugleich die tödtliche Stelle eines der Schuld und Unschuld gleich lebhaft bewußten Herzen." Auch Ludwig Schorn meint, sein Blick richte sich gen Himmel, wie im Anflehen der göttlichen Barmherzigkeit; sein halbgeöffneter Mund klage über die göttliche Rache, die ihn gerade jetzt erreichen muß; aber indem er die ihn unwiderruflich vernichtende Macht erkenne, gebe er in vollkommener Resignation jeden unmittelbaren Widerstand auf. Doch fand auch Schorn noch durch einen Vergleich des Arembergschen Laokoonkopfes in Brüssel (der wahrscheinlich modern ist) in dem Kopf der Gruppe den Ausdruck geistigen Schmerzes, der über den blos physischen, über die Angst um das eigene Leben und das Loos der Söhne die Oberhand behalte. Auch der Schmerz um das Vaterland ziehe ihm die Brust zusammen. Darin liege das Heroische des Charakters. Überall erkenne man den König und Helden, auch ohne Zepter und Schwert. —

Es läßt sich nicht verkennen, in der Auslegung jener zwei römischen Archäologen (man könnte auch Winckelmann römisch nennen) liegt etwas, das vorzüglich die Sinnesart des Romanen anspricht. Dem Romanen ist das Stoische wahlverwandter, als uns. Chamfort nennt die Stoiker eine Art von Inspirirten, welche die Exaltation des poetischen Enthusiasmus in die
456 Moral einführen; er meint jene rhetorische Spannung, welche die Franzosen in den Tragödien des Corneille bewunderten, den Napoleon deshalb den Schöpfer der französischen Tapferkeit nannte.

Dann wäre es nicht zufällig, daß die entgegenstehende Ansicht von Forschern diesseits der Alpen ausgebildet worden ist.

Wendet man sich von jenen beredten Schilderungen zu der Gruppe zurück und fixirt zunächst den Moment der Geschichte, den die Rhodischen Künstler für ihr Werk gewählt, so erheben sich zwei Bedenken, ein psychologisches und ein künstlerisches. Laokoon steht in dem Augenblicke vor uns, wo er die in seine Seite sich einschlagenden Zähne der Schlange fühlt, wo der Schmerz dieser Verletzung und der Schrecken des Schmerzes seinen ganzen Bau wie ein elektrischer Schlag durchzuckt und eine augenblickliche Reflexbewegung

*) Le Laocoon et la Niobé sont les seules (statues) qui peignent des douleurs violentes; mais c'est la vengeance du ciel qu'elles rappelent toutes les deux, et non les passions nées dans le coeur humain. Staël, Corinne VIII, 2.

auslöſt. Die verwundete Seite weicht mit Heftigkeit zurück; die Glieder fahren mit Blitzesſchnelle in eine Lage, die ein Künſtler, dem es um volle Naturwahrheit zu thun wäre, feſthalten mußte.

Wie hätte Laokoon, hat man eingewandt, in einem ſolchen Moment alle die ihm zugeſchriebenen Empfindungen und Überlegungen faſſen, in ſeinem Antlitz ausdrücken können! Es iſt bekannt, daß der Schmerz, wenn er einen gewiſſen Grad erreicht, die übrigen Geiſtesthätigkeiten betäubt, aufzehrt. Unſer Inneres, das ja nur eine beſtimmte Menge von Vorſtellungen gleichzeitig faſſen kann, wird auch durch eine gewiſſe Intenſität der Leidenſchaft wie der phyſiſchen Empfindung ausgefüllt. Nun kann wohl ein ſtarker Mann, der auf die Folter geſpannt iſt, oder an dem die Flammen des Scheiterhaufens emporzüngeln, an einen Gedanken ſich anklammern: eine letzte Trümmer von Geiſtesthätigkeit kann unter der leiblichen Qual auf der Oberfläche des Bewußtſeins ſich halten, wie ein Brett, auf dem ſich der Geiſt in das Land 457
der Freiheit hinüberrettet. Aber hier war der Augenblick eines unvorhergeſehenen plötzlichen Einbruchs heftiger Schmerzen darzuſtellen.

Geſetzt, der tragiſche Monolog, den Winckelmann und Visconti aus dem Laokoon herauslaſen, wäre pſychologiſch ausführbar: ſollte er auch plaſtiſch darſtellbar ſein?

Es giebt Miſchungen von phyſiognomiſch entgegengeſetzten Zügen, es können ſelbſt zwei aufeinanderfolgende Affecte durch Andeutung von Reſten des abziehenden innerhalb des eintretenden ausgedrückt werden; aber ſolche Aufgaben eignen ſich, ſagt man, nicht für die Plaſtik. „Der Streit ſehr verſchiedener Empfindungen", bemerkt Guizot (1810), „giebt den Formen der Züge eine Unſicherheit, ein Schwankendes, das nicht für die Sculptur paßt, die kein Mittel hat, ſie durch Blicke, Farben und durch den Zuſammenhang einer großen Handlung zu erläutern und zu unterſtützen. Der Sculptur ſtehen nur Formen zu Gebote: jede Empfindung modificirt dieſe Formen in verſchiedener Weiſe, und die Sculptur kann ſie nur in einer einzigen modificiren. Alle Meiſterwerke alter Kunſt zeigen nur einen einzigen, einfachen, ſehr beſtimmten Ausdruck."

Der Bildhauer, der den zuſammengeſetzten Ausdruck durchbohrenden Schmerzes, Selbſtbeherrſchung, Mitleid, Gebet oder Murren, in Einem Geſicht zu verſammeln unternähme, der würde von ſeiner Kunſt das Unmögliche verlangen.

Nur die poetiſche Auslegung, die von der ſtrengen Gebundenheit an das Gegebene freigeſprochen iſt, möge dieſe Dinge auch fernerhin an den Laokoon anknüpfen.*)

*) Or, turning to the Vatican, go see
Laocoon's torture dignifying pain —
A father's love and mortal's agony
With an immortal's patience blending. (Childe Harold)

Man kann nun das allmähliche Durchdringen einer nüchternen, rein gegenständlichen Betrachtung verfolgen.

So sinnig, ja verführerisch überredend Winckelmann sein eigenes Kunstwerk der Schilderung an das Falten- und Mienenspiel des Antlitzes angeknüpft hatte: so mußte doch schon das Gelehrten eigene Bestreben, sich durch
458 Auffinden neuer Meinungen Anlaß zum Sprechen zu verschaffen, auf andere Wege führen. Christian Gottlob Heyne machte zuerst gegen jene heroisch-moralische Auffassung Einwände. Er bezweifelt, daß der Künstler einen Weisen, einen idealisch leidenden, erhabenen Helden habe darstellen wollen. Der Vater empfinde erst den Biß: der Schmerz sei das Hauptgefühl. Aber auch er wollte das Angstgefühl des Vaters nicht ausschließen: ja er gab eine Herabstimmung des Ausdrucks im Interesse der Schönheit zu, nach der Lessing-Winckelmannschen Theorie. Denn ein Schmerz, der in der Natur Verzerrungen und Verdrehungen am ganzen Körper verursache, dürfe nicht dargestellt werden.

Aber erst dem Hofrath Aloys Hirt, dem Geschichtschreiber der alten Baukunst, war es aufbehalten, in dem Laokoon ein pathologisches Graunbild zu entdecken, nachdem schon Bernini in dem linken Fuße die Darstellung der Erstarrung durch das Schlangengift zu bemerken geglaubt hatte, und Wilhelm Heinse (1787) den ganzen Körper zittern und beben und brennen sehen wollte, schwellend unter dem folternden, tödtlichen Gift, das wie eine Quelle sich verbreite. Die linke zurückweichende Seite rechnete dieser Schriftsteller zu dem Höchsten, was die Kunst je hervorgebracht habe.

Es sei hier, heißt es in dem Versuch über das Kunstschöne (in Schillers Horen 1797), der Moment der höchsten Anstrengung gewählt, welche dem menschlichen Bau möglich sei; des letzten Kampfs sich convulsivisch windender Kräfte. In dem ganzen Act, vom Scheitel bis zur Zehe, durch alle in wüthenden Zuckungen begriffenen Glieder, sei diese krampfhafte Anstrengung verbreitet, welche das höchste Naturvermögen in vollster Empörung ausdrücke; und diese lasse sich nur nach lange versuchtem Widerstreben und schon erschöpften Kräften in dem verzweiflungsvollsten Ringen zwischen Leben und Tod denken. Der Streit mit den Ungeheuern beginnt nicht, er endet: kein Seufzer erpreßt sich aus der Brust, es ist der erstickende Schmerz, der die Lippen des Mundes umzieht; der letzte Lebenshauch scheint darauf fortzuschweben. Hirt kann sich nicht genügen, in wiederholten Ansätzen die Vorboten des nahenden Schlagflusses auszumalen. Man schaudert, ruft Goethe, man erstarrt nur vor der blosen Beschreibung.

Nun hat zwar niemand mehr diesem Phantom Glauben schenken mögen, das sich in der Hitze des Streites für das Charakteristische gegen den schattenhaften Idealismus in Hirts Kopf festgesetzt hatte, nachdem Goethe geboten: Man sehe keinen Todtenkopf in einem herrlichen, strebenden, gesunden und

kaum verwundeten Körper. Dennoch findet man seitdem immermehr die Ansicht Platz greifen, daß der Ausdruck des Laokoon zwar kein apoplektischer, 459
aber auch kein psychischer, sondern ein momentaner und körperlicher sei.

Heyne, Schorn, Welcker u. A. ließen noch einen Antheil des Geistigen bestehen; Goethe mochte den geistigen Kräften des so herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken nicht abläugnen: Guizot findet nur den Ausdruck eines starken tiefen Schmerzes, der weiter nichts Moralisches haben könne, als das Gefühl unmächtiger Kraft. „Das Pathos des Laokoon, sagt Heinrich Brunn (1853), scheint zunächst und hauptsächlich nur durch den einen flüchtigen Moment der Handlung mit all ihrer körperlichen Anspannung verständlich." Friedrich Overbeck (1858) führt näher aus, wie die Action des Laokoon nicht nur keinen Seelenschmerz, keinen Kampf mit dem Schmerz entfalte, sondern ganz außerhalb des Kreises des Bewußtseins liege.

Hier geht indes der Widerspruch bis zur Verkennung des factisch und absichtlich gegebenen. Der Ausdruck des Laokoon in dem Muskelspiel um die Augen, der Antagonismus des Stirnmuskels und des Stirnrunzlers, auf dem auch die tiefe Faltung dieses Gesichtstheils beruht, bezeichnet (wie Darwin zeigt) nie blos körperlichen Schmerz, sondern immer ein geistiges Leiden. Mag es in Wirklichkeit möglich sein oder nicht, gewiß ist, die Künstler haben beides vereinigt darstellen wollen, und sie durften es, denn die bildende Kunst kann sich nicht unbedingt an das Gesetz der Zeiteinheit binden.

Vollkommnere Widersprüche der Deutung lassen sich nicht denken. Und diese Urtheile kommen zum Theil von Männern die das Werk Jahre lang vor Augen hatten, kunstverständige Besucher Jahr aus Jahr ein vernehmen konnten. Dem einen spiegelt sich im Antlitz des Laokoon eine Welt des Geistes und Gefühls, der andere kann hier überhaupt nichts Geistiges finden. Hier die erhabenste Herrschaft über den Schmerz, dort die wehrloseste Überwältigung der Menschennatur durch die physische Zerstörung. Von der strahlendsten Herrlichkeit machtvollen Geisteslebens bis zu seiner völligen Verdunkelung; von der ruhigen Haltung des leidenden Heros bis herunter zu den Krämpfen eines Erstickenden sehen wir die Ausleger in vierzig Jahren den Raum zwischen zwei Polen durchmessen. Und mit diesem Wechsel in der Auffassung des Inhalts geht der Wechsel in der Schätzung des Kunstwerthes Hand in Hand.

Lessing nahm es für ausgemacht, daß Agesander und die Seinen auf die höchste Schönheit unter den angenommenen Umständen des körperlichen 460
Schmerzes gearbeitet hatten; Brunn zeigt, wie in dem Gesicht des Laokoon alle größeren Flächen, wie Stirn und Wangen, durch das Hervortreten der einzelnen Muskeln zerrissen und die Anspannung derselben an einigen Stellen so gewaltig sei, daß es unmöglich werde, sich von den darunter liegenden festen Theilen des Knochengerüstes genügende Rechenschaft zu geben. Winckel-

mann sah in der Gruppe eine Action, die dem Stand der Ruhe in solchem Schmerze das nächste war: jener glaubt, daß der Ausdruck auf das höchste Pathos, und der heftigsten, momentansten Art berechnet sei. Heinse nannte das Fleisch des Laokoon wunderbar lebendig und schön; alle Muskeln gingen aus dem Inneren hervor, wie Wogen im Meer beim Sturm; heute führt uns ein Knabe zum Torso vom Parthenon und zeigt uns, dies sei Fleisch, der Laokoon sei Marmor.

Charakteristiken von Kunstwerken sind von Vergleichungsurtheilen abhängig. Auch die Werke ferner Vergangenheit sehen wir auf der Tafel der Gegenwart und ihrer Erzeugnisse. Auch die Gruppe des Laokoon erschien jenen Forschern nicht in dem Äther zeit- und raumloser Ewigkeit, wo sie die Jahrhunderte wandellos an sich vorbeigehen läßt, sondern in der Umgebung des Modernen. Aber diese Umgebung veränderte sich schnell; entgegengesetzte Kunstrichtungen lösten sich ab.

Zur Zeit der Anfänge Winckelmanns, im Jahre 1755 sah man in der Kunstausstellung des Louvre der Milo des Etienne Falconnet. Es ist der berühmte Athlet aus Croto, der beim Zerfällen eines Baumes seine Hände im Spalt einklemmte und in solcher wehrlosen Lage von einem Löwen zerrissen ward. „Alle seine Muskeln, rühmt der Ausstellungsbericht, sind in der stärksten Contraction, welche der Schmerz geben kann. Sein offener Mund scheint die gellendsten Schreie auszustoßen. Man schaudert, wenn man ihn ansieht und verwünscht das unselige Geschick, das ihn jeder Vertheidigung beraubt hat.“ Dieses Stück steht nicht vereinzelt. Unter den der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angehörigen morceaux de réception für die Académie des Beaux-Arts trifft man am häufigsten auf mythologische Stoffe, die zur Darstellung der wildesten Ausbrüche des Schmerzes und des gewaltsamsten, explodirenden Auseinanderfahrens der Gliedmaßen Gelegenheit gaben. Mit dem Gräßlichen im Stoff, den Extremen in der Action, verband sich das Streben nach dem Schein des Zufälligen, die Wahl von Bewegungen, die keinen Augenblick andauern können und dem Ganzen einen labilen Schwerpunkt geben.

462 Ein von Ludwig XIV. und seinem Hof angestauntes Werk war der (jetzt in Louvre aufgestellte) Milo des Pierre Puget, des talentvollsten, gründlichsten und verwegensten unter den französischen Nachfolgern Bernini's. Um die gefangenen Hände aus dem Spalt herauszuziehen, stemmt der Athlet die Beine gegen den Fuß des Baumes, während der Löwe in seinem Rücken Posto gefaßt hat. Den gemeinen Kopf wendet er mit der Grimasse furchtbaren Geschreis dem Betrachter zu.

Neben solchen Werken sah die damalige Zeit den Laokoon. Solchen brüllenden Sklaven gegenüber erschien das Haupt des troischen Priesters bei

all seiner Zerrissenheit durch die Furchen des Schmerzes würdig, rührend, wie das Antlitz eines Helden, der noch unermeßliche Tiefen der Qual in seinem Innern verschließt und niederkämpft. Hier sah man statt auseinandergeschleuderter Glieder niedergeschmetterter Titanen, stürzender Icarus, sich verbrennender Hercules und Dido, — die besonnenste Weisheit künstlerischen Maßes in der Darstellung der gewaltsamsten Handlung. Statt des Körpers eines ungeschlachten Klopffechters ein Gebäude von canonischer Vollkommenheit; statt der Physiognomie eines Schürgen von Toulon Züge, die (nach Mengs) in ruhige Fassung gesetzt, denen des Apoll von Belvedere an Schönheit wenig nachgeben würden; statt eines gräßlichen Zufallsspiels die langbeschlossene Ausführung eines göttlichen Strafgerichts mit ihren geheimnißvollen Schauern. Und selbst gegenüber dem polirten Mamor, den Raffinerien der Hautoberfläche der Coustou und Genossen, erschien der Laokoon mit seiner Bearbeitung blos durch den Meißel, ohne Raspel und Feile, als Beispiel einer gewissen Anspruchlosigkeit der Technik.

Aber nach Verlauf einiger Jahrzehnte, als die Kunstansichten, die in den „Gedanken über die Nachahmung" ausgesprochen wurden, gesiegt hatten; als an die Stelle des wilden Feuers kalte Abgemessenheit gekommen war; als die Lehre von den allgemeinen Centralformen und der Mäßigung der Affecte ihre Früchte trug; als Schaaren idealischer Schemen ohne Fleisch und Blut, ohne Charakter und Leidenschaft sich neben die Antike stellten: da erschienen in dieser wieder Dinge, die bisher unsichtbar geblieben waren: 462
der Reichthum und die Deutlichkeit der Charakteristik vom Apoll bis zum Silen, die sinnliche Fülle der Formen, die volle Wahrheit der leidenschaftlichen Action und des nicht herabgestimmten Ausdrucks, der individuelle Hauch der Originalwerke.

Alles dies sah man noch deutlicher, als auch neue Vergleichspunkte aus der antiken Kunst bekannt wurden. Echte Denkmale des griechischen Meißels der besten Zeit standen früher nur spärlich unter der Menge des Spätern verloren; im Jahr 1801 kamen die Giebelskulpturen und die Friese des Parthenon nach dem Westen und fünfzehn Jahre später ins Britische Museum. Die Alten hatten von dem Zeitalter des Phidias immer mit der größten Verehrung gesprochen; jetzt besaß man einen Maßstab für das Vollkommene in ihrem Sinn. Aber diesen Werken lag die gepriesene Kunst der Kontraste, der Gruppirung, der imposanten und eleganten Attitüde noch fern; statt dessen entdeckte sich ein Anschluß an die Natur, als wären diese Leiber (wie Dannecker sagte) über die Natur geformt; eine Schönheit und Anmuth, naiv und groß zugleich; eine Kunst, der menschlichen Formen mächtig, als hätte sie Prometheus sein Geheimniß gestohlen. Der Leerheit der Manier satt, vertiefte man sich mit Überzeugung in Werke, neben denen die bewunderten idealistischen Verfeinerungen und übermenschlichen Proportionen verblaßten.

Die Vorstellungen vom „höchsten griechischen Stil" erfuhren eine Wandlung. Man begann nun im Laokoon nicht mehr blos die vollendete Wahrheit des Ausdrucks anzuerkennen; man glaubte bereits eine Abweichung von dem Geist der besten Zeit wahrzunehmen. Die Wahl und die Behandlung eines Stoffes, der durch Vorführung momentanen, körperlichen, äußersten Leidens wirken soll, charakterisirte ihn nun als Erzeugniß der Spätzeit, der Zeit der Erschöpfung; als man Werke, die an Schönheit, Hoheit und Geistesbedeutung nicht zu übertreffen waren, durch Heftigkeit der Wirkung überbieten mußte. Der Laokoon bezeichnete nun die letzte Wirkung, zu der sich die hellenische Kunst aufsteigerte; er galt ja auch einer ihrer spätesten Erfindungen.

Nun erklärte sich, weshalb man früher für die griechischen Grundsätze der Ruhe und des Maßes gerade das Werk des Alterthums als Beispiel erwählte, welches im Kreise des Alterthums selbst fast die äußerste Abweichung von diesen Grundsätzen, und gewissermaaßen der neueren Skulptur verwandt schien. Gerade den zwei Bildhauern, die sich unter den Neueren am meisten von den Alten entfernt haben, Michelangelo und Bernini, galt Laokoon für die erste Antike. Wenig alte Werke waren so modern, so michelangelesk in der Ausstellung der anatomischen Kenntniß des Körpers, in der Entfaltung der Meisterschaft; keines trat in seinem starken Pathos dem Modernen näher.

465 Sollte also jenes geistige Licht, das großen Menschen früherer Zeiten aus dem Laokoon entgegenstrahlte, nur eine Kontrasterscheinung sein? Sollte die Erhebung mit der sie sich aus diesem Kunstwerke ihr Leben lang nährten,*) auf einer blosen optischen Täuschung beruhen? Aber warum ist es noch Niemanden eingefallen, solche Dinge etwa in der Gruppe des farnesischen Stiers oder dem Milo des Puget zu lesen?

Es muß etwas in dem Werke selbst sein, was unsere bisherige Betrachtung noch nicht berührt hat.

Alle angeführten Stimmen hielten sich an das Stoffliche der Gruppe, mochten sie nun in der Hauptfigur den Heros, oder den Leidenden und Sterbenden sehen. Winckelmann spricht von der sittlichen Größe des Bildhauers, der einen solchen Helden erfinden konnte; aber seine künstlerische Größe, die hier unermeßliche Schwierigkeiten löste, überläßt er uns selbst zu finden.

Diese Betrachtung der Form steht noch zurück, die Analyse der Anwendung plastischer Gesetze auf den gegebenen Stoff.

Es ist das Verdienst Lessings, diese formale — künstlerische und stilistische

*) Sublime, bemerkt Milizia bei Gelegenheit des Laokoon, è tutto quello che c'inalza sopra noi stessi, e ci dà un vigore che prima non ci sentivamo.

Erklärung der Gruppe angezeigt und begonnen zu haben; in derselben Richtung liegen viele Bemerkungen in dem Aufsatz Goethes.

In dem Büchlein, dem Lessing den Namen der Gruppe gegeben, weil sie den Anknüpfungspunkt seiner größtentheils zur Poetik gehörigen Gedankenreihen bildet, hat er, geleitet mehr von seinem kritischen Genie, als von Kunstsinn und Kunstanschauungen einen neuen Weg der Erklärung betreten.

Er nimmt seinen Ausgangspunkt von einem Vergleich mit der Erzählung der Äneide. Der tadelnde Seitenblick Winckelmanns auf Virgil: „Laokoon erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von ihm singet“:

clamores simul horrendos ad sidera tollit:
qualis mugitus, fugit cum saucius aram
taurus et incertam excussit cervice securim —

hatte ihn stutzig gemacht. Dieser Tadel des schreienden Laokoon schmeckte Lessing etwas nach jener römisch-gallischen Tragik der Seneca und Corneille, die jeden Helden wie einen Halbgott empfinden und handeln läßt. Man mag von dem stoischen Weisen denken, was man will: soviel ist gewiß: diese Helden gehören nicht auf die Bühne: alles Stoische, sagt Lessing, ist untheatralisch. Sieht man jemand sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken; aber Bewunderung ist ein kalter Affect, dessen unthätiges Staunen jede wärmere Leidenschaft ausschließt. Unser Mitleiden ist dem Leiden gleichmäßig. Die Helden der Poesie müssen Gefühl zeigen, ihre Schmerzen äußern, die Natur in sich wirken lassen. Die griechischen Helden scheinen nur nach ihren Thaten Geschöpfe höherer Art, nach ihren Empfindungen aber sind sie wahre Men- 466
schen, die sich keiner menschlichen Schwachheit schämen.

Lessing, ohne den männlichen Anstand und die großmüthige Geduld im Laokoon in Abrede stellen zu wollen, giebt seiner Betrachtung eine formale Wendung, indem er Agesander und die Seinen von Rücksichten auf ihre Kunst bestimmt werden läßt. Der Grund der Vermeidung des Schreiens liegt nach ihm nicht in der Forderung würdevoller Fassung eines großen Mannes im Leiden, sondern in der simplen Bemerkung, daß Darstellung des Schreiens im Marmor und für den bloßen Gesichtssinn häßlich und absurd sei. Laokoon darf nicht schreien, nicht weil es unheldenhaft ist, sondern weil der Schrei, erschütternd für Ohr und Phantasie, in der stummen Malerei ein Fleck, in der Skulptur eine widrige Vertiefung ist. Auch haben die Künstler diese höchste Staffel des Affekts vermieden, weil sie die allerentschiedensten Züge hat, und diese so leicht auszudrückenden Züge Verzerrungen sind. Verzerrungen aber würden gegen das oberste Gesetz ihrer Kunst, die Schönheit, verstoßen haben.

Ferner müsse der eine Augenblick, an den die bildende Kunst gebunden ist, fruchtbar gewählt werden. Fruchtbar aber sei, was der Einbildungskraft freies

Spiel läßt, es weiter zu verfolgen; die höchste Staffel des Affekts wählen, hieße der Phantasie die Flügel binden. Auch dürfe er nicht ausdrücken, was sich nur vorübergehend denken läßt, weil Erscheinungen, deren Wesen ist, daß sie plötzlich ausbrechen und verschwinden, durch die Verlängerung der Kunst ein widernatürliches Ansehen erhalten.

So gewann Lessing für die Winckelmannsche Idee der stillen Größe eine ihrem Urheber fremde Begründung: was dieser unbedingt ausgesprochen hatte, wurde auf die Malerei und Skulptur eingeschränkt. Hier wurde der Philosophie der Kunst eine unabsehbare Reihe von Betrachtungen eröffnet. An den Gegensatz Virgils und Agesanders knüpfte sich die Erwägung der Rücksichten ihrer Kunst; und eine ganze Reihe moderner Verirrungen und antiker Schönheiten, entstanden durch Überschreitung oder Beobachtung der Stilgrenzen, stellten sich in neuer Beleuchtung dar.

467 Lessing entwickelt scharfsinnig, wie unter der Voraussetzung, daß die Künstler zur Zeit des Titus die Äneide vor Augen hatten alle ihre Abweichungen von dem Dichter sich, (z. B. in den Schlangenwindungen) nicht aus Begriffen vermeintlicher Würde, sondern lediglich aus formalen Rücksichten erklären.

So zeige der seufzende Laokoon des Bildhauers und der schreiende Lakoon des Dichters, beide die Weisheit, mit welcher sich die Alten der Grenzen und Mittel ihrer Künste bewußt waren. —

Der feste Punkt, von dem die Überlegungen der Künstler den Ausgang nahmen, das Stoffliche, durch das sie wirken wollten, war das Bild eines Vaters, der inmitten seiner bedrohten Söhne verwundet wird und in dem Augenblick, wo ihn die Empfindung der Todeswunde durchzuckt. Die verhängte Götterrache konnte, wie man sich leicht durch Versuche überzeugen kann, verständlich nicht wohl dargestellt werden vor dem Eintritt der Katastrophe, also im Moment des Schlangenbisses; in monumentaler Würde freilich auch keinen Augenblick später. Dann aber waren die Künstler genöthigt, das Pathos der von der Vernichtung berührten sinnlichen Natur in den Vordergrund zu stellen. Sie fügten die Söhne auch hinzu, um dem Schrecken der Hauptfigur eine mildernde Beimischung zu geben; um — nach Feuerbach — das gellende Unisono in einen harmonischen Dreiklang der Plastik zu verwandeln.

Nun pflegen ja auch die höchsten Dichtungen, wenn sie dem tragischen Gipfel sich nähern, die Schrecken des physischen Untergangs heranzuziehen. Die Ernte des Todes, der Triumph des Königs der Schrecken ist das letzte Ziel eines in unaufhaltsamer Ausbreitung bis zu seinem letzten Ziel vor-
468 dringenden Schicksals: wo die lauten Töne der gequälten und bedrohten Natur erschallen, schwillt der Strom tragischen Mitleids am höchsten.

Aber die Plastik, die an Einen Moment und an Einen Ausdruck ge-

bunden ist, die nicht darstellen kann, auf welchem Wege dieser Moment herangerückt ist, die nicht durch die Wechsel des Geschehens dem Unglück seine Folie geben kann, auch nicht durch den Reflex im Geist der Zeugen die Gefühle und Gedanken des Zuschauers entwickeln und läutern kann: wie will sie ihr Werk über das Schauspiel eines zufälligen, entsetzlichen Unfalls erheben? Und doch sollte sich jedes Kunstwerk an alle Theile der menschlichen Natur wenden; es sollte nicht blos Auge und Nerven, sondern auch Herz und Geist in Anspruch nehmen: es muß, so begrenzt sein Gegenstand, für Geist und Gefühl ein Unendliches enthalten: mit den Füßen auf der Erde ruhend, berührt es „mit dem Scheitel die Sterne."

Und dann soll ja hier der Gipfelpunkt einer rasch ablaufenden Handlung im Marmor unvergängliche Dauer erhalten. Jeder aus einer Scene des Kampfes mit dem Tode herausgegriffene Moment wird sein, was Goethe von unserer Gruppe sagt, „ein fixirter Blitz, eine Welle, versteint in dem Augenblick, da sie gegen das Ufer anströmt." Allein Material und Mittel einer Kunst sollten ein Verhältniß zu ihrem Gegenstand haben. Die plastischen Werke, bestimmt als ewige Denkmale die Zeiten zu überdauern, sollten auch einen über den Zeitlauf erhobenen Gehalt haben; ein Anklang wenigstens sollte in ihnen sein an einen ewigen Zustand. Sie sollten nicht als herausgegriffene Zufälle erscheinen, sondern als Bilder und Symbole eines allgemeinen Looses.

Wie die Künstler dieser Forderung nachgekommen sind, das möchten die folgenden Erwägungen zeigen.

Zunächst mußte der Eindruck des Gräßlichen, der nackten, einzelnen, momentanen Thatsächlichkeit dieses Ereignisses gemildert werden.

Es kam darauf an, einen Ausdruck zu suchen, der die ungedämpfte In- 469
tensität physischen Schmerzes mit dem möglichen Adel der Erscheinung vereinigte. Nun giebt es Empfindungen und Affecte die psychologisch sehr weit auseinanderliegen, während sie physiognomisch sich nahe stehen. Hogarth bemerkt, daß der Blick des Akrobaten, der die Balancirstange fixirt, dem Ernst des meditirenden Philosophen ganz ähnlich sei. Die höchste Erregung legt oft die stürmische Aufregung, der höchste Grad des Grams die Bitterkeit ab und geht in den Ausdruck der Ruhe über. Winckelmann glaubte, daß der Künstler der Niobe das Problem, den höchsten Schmerz mit der höchsten Schönheit zu vereinigen, dadurch gelöst habe, daß er den Schmerz in dem Moment faßte, wo er durch seine Übermächtigkeit in eine betäubte Erstarrung übergeht.*)

Eine solche Aktion wählten die Rhodischen Bildhauer. Jenes heftige

*) So kann die Figur eines monströsen Titanen als Symbol der Empörung gegen die göttliche Weltordnung zufälliger Weise mit dem Bilde des heroischen Märtyrers der Vaterlandsliebe und der Wahrheit eine vage Ähnlichkeit bekommen.

Einziehen der Luft, mit der gewaltigen Hebung der Brust und mit dem Einziehen des Bauchs, stellt zwar den jähen Stoß des Schmerzes durch den Organismus am sinnlichsten dar: aber diese Geberde hat ein ganz anderes, edleres Aussehen, als das folgende, in einer Reihe eiliger Ansätze verlaufende, schreiende Ausstoßen der Luft, mit der zusammenfallenden Brust, dem vorgestreckten Hals und Kopf, dem weitgeöffneten Mund. Eine erhobene Brust giebt dem Mann stets etwas Imposantes; das Majestätische der Erscheinung des alten Goethe kam daher. Die durch das emporgeworfene Haar des krampfhaft zurückgebäumten Haupts freigemachte Stirn bringt eine gewisse geistige Klarheit in das Antlitz, die Visconti bemerkt hat (serenità). Das tiefe Einathmen bei plötzlichem Wehe fällt für die Plastik bis auf einen gewissen Grad zusammen mit dem beklommenen Seufzen, in dem sich ein langwieriges, zusammenpressendes Leid Luft macht, ein Schmerz, dessen Ausbruch der Wille nicht gestattet, obwohl ihm die Natur diesen kleinen Zoll abnöthigt. Der Seufzer erscheint oft als Zeichen schmerzlich-schweigsamer Resignation. Dieser Zug der Contraction in der Gestalt führt auf die Vorstellung, als ob in diesem Inneren Kräfte nach Entfesselung strebten, welche der Geist darniederhält.

Dazu stimmt die Biegung des Körpers und der Contrast der auseinanderfahrenden Extremitäten. Hierdurch kommen nicht nur, wie Heyne bemerkt, alle Theile des schönsten Körpers zum Vorschein: der so gewaltsam nach verschiedenen Seiten bewegte und doch an Einer Stelle verharrende
470 Körper erscheint wie angekettet an die Qual, unter der er sich nur winden, vor der er nicht fliehen kann.

Man kann die Herabstimmung des natürlichen Ausdrucks im Interesse der Schönheit verwerfen; aber niemand wird etwas dagegen einwenden, daß die Kunst den höchsten Schmerz an dem vollkommensten männlichen Körper und ihm angemessen sich entfalten lasse. Je gewaltiger der Bau ist, in dem der Schmerz einbricht, desto erschütternder wird er auftreten. Ein Mann, der an feste und beherrschte Bewegungen gewöhnt ist, schmilzt vor dem Affect nicht zusammen: wo der Schmerz bei dem schwerbeweglichen einmal die Dämme durchbricht, da geschieht es in gewaltigem Risse: wir sehen diesen Riß in dem Antlitz mit den tiefdurchfurchten, zerklüfteten Zügen. Wer nie sich gebeugt hat, der wird auch im Unterliegen noch zu widerstehen scheinen. Dann tritt das Gesicht oft in so feste, plastische Linien, und diese Linien haben etwas so festbannendes, daß sich leicht die Vorstellung einer mit dem gewöhnlichen Zeitmaß gar nicht zu messenden Dauer dazu gesellt.

Das Peinliche des Schmerzes erhält ferner einen mildernden Beisatz durch das Motiv des dem Beschauer zugewandten Angesichts.* Laokoon blickt jetzt weder auf seine Söhne, noch auf die von ihm gepackte Schlange: der Schmerz ist so groß, daß er nur für eine unwillkürliche Bewegung der Züge

noch Raum läßt. Ein Schmerzenshaupt erscheint stets am ergreifendsten in Frontansicht. Daher der Zug der Sanftheit, des Mitleids, den die Erklärer hier gefunden haben.

Dies alles vollendet den heroischen und edlen Ausdruck, den auch Thor- 471
waldsen im römischen Laokoonskopf, gegenüber dem Brüsseler fand. Dem Bildhauer Falconnet machte der Laokoon den Eindruck der Vornehmheit (distinction).

War nun durch diese und andere Mittel das Gräßliche gemildert, war damit ein Schimmer aus der Sphäre des Geistes über die Gestalt ausgegossen, so griffen die Künstler sofort zu anderen Mitteln, um Schönheit und Harmonie in einen so herben und widerstrebenden Gegenstand einzuführen. Das an sich ästhetisch indifferente erhält durch Zusammenstellung mit seinem Ebenbild oder Gegenbild einen ästhetischen Werth. Indem der Hauptgestalt zwei Figuren zur Seite treten, die mit künstlerischer Weisheit in verwandtverschiedene Lagen gesetzt sind, löst sich der peinliche Eindruck auf in einem Ganzen harmonischer Beziehungen.

Der Künstler hat die Schranken, die ihm das Gesetz der Zeiteinheit auferlegte, erweitert, indem er drei Acte des Dramas an die Personen vertheilte. Der Vater war noch eben in dem Zustand, in dem wir den älteren Sohn jetzt sehen; er wird sogleich in den Zustand übergehen, in dem der jüngere bereits sich befindet. Goethe sieht hier alle Empfindungen bei eigenem und fremdem Leiden zusammengestellt: Furcht, Schrecken, Mitleid; durch diese Mannigfaltigkeit hätten die Künstler ein gewisses Gleichgewicht in ihre Arbeit gebracht.

In dem Jüngsten sehen wir schon das Ende. Von dem Feinde umstrickt, durchdrungen von dem tödtlichen Gifte, zeigt er schon die Symptome der beginnenden Ermattung des Todes. Der Älteste dagegen, unverwundet und am losesten gefesselt, kann noch sich selbst und seine Gefahr vergessen in dem Anblick des Leidens des Vaters, dessen schmerzlicher Ausdruck in dem Blick dieses Sohnes wiederklingt. So fest hat den Jüngsten der gewaltige Ring des Ungeheuers an das Knie des Vaters geschnürt, daß er fast schwebend getragen wird. Während hier in der Zurückbiegung des Rumpfes durch die Schlangenumwindung die natürliche aufrechte Haltung fast aufgehoben ist, wird in der Biegung des Ältesten mit dem emporgezogenen Bein das freie Sichtragen des Körpers accentuirt. In diese Stellungen ist eine Leichtigkeit gelegt, die mit der gewaltsamen Bewegung der Hauptperson kontrastirt.

Der Vater behauptet die Mitte zwischen den Zuständen der Söhne, zwischen Todesfurcht und Todesmattigkeit. Er fürchtet nicht mehr, er kämpft nicht mehr, aber in dem vorigen Augenblick hat er es noch gethan, und im 472
folgenden wird schon das Erlöschen der Kräfte beginnen. Der heranstürmende Tod ist erst bis zur Empfindung vorgedrungen: die Kräfte des starken

Mannes hat er noch nicht angetastet, im Gegentheil, er hat ihre Energie zu einer letzten äußersten Spannung gereizt. Angesichts des Todes, im Zusammenstoß mit dem Tode, durchbebt vom Tode, bäumt sich das kämpfende Leben noch einmal auf.

Die Gewaltsamkeit dieser Action wird in den Söhnen aufgelöst. Zu einem eigenthümlichen Eindruck verbinden sich in dem Jüngeren die knabenhaft weichen Formen, die schon einziehende Todesruhe, die schwebende Haltung, die an die Bewegung eines Tänzers erinnert: über diesen Linien liegt ein wehmüthiger Reiz. Während ihm die Außenwelt schon verschwunden, sein inneres Leben nur dumpfer Schmerz ist, bleibt der Ältere noch frei genug, um als Zuschauer seine Sympathie zu äußern. Der Künstler benutzte ihn, um durch Aufnahme des Eindruckes der Haupthandlung in das Werk selbst der Gruppe die abgeschlossene Totalität zu geben, und zugleich die Härte des nackten Factums durch Spiegelung im theilnehmenden Zuschauer in ein geistiges Medium zu rücken.

Merkwürdig ist die durchgängige Beobachtung des Grundsatzes der Gleichförmigkeit im Mannigfaltigen in der Action der Hände. In allen sechsen ist die Freiheit der bewußten und willkürlichen Bewegung vermieden. Bei jeder Figur dient der linke Arm der Abwehr: in entschiedenster Weise, aber immer unwillkürlich. Dagegen ist der rechte Arm für die Geberdensprache bestimmt; man sieht den Gestus des Schreckens, des Schmerzes und des Erlöschens der Kräfte.

Diese geschlossene Mannigfaltigkeit der Figuren ist es, auf die der architectonische Aufbau der Gruppe gegründet ist. Diese Architectonik ist es vor allem, die unser Auge trotz der momentanen Beschaffenheit der Handlung und trotz aller Einsprachen des Verstands, immer wieder überredet, daß wir hier etwas vor uns haben, was mehr ist, als ein flüchtiger Zeitmoment.

Die Gruppe ist nur für die Vorderansicht berechnet; sie ist entschieden flächenhaft, ja reliefartig komponirt. Auch das liegt in der Richtung einer vielleicht absichtlichen Abwendung von einer naturalistisch wahrscheinlichen Auffassung des Vorgangs.

473 „Die Alten", sagt Goethe, „weit entfernt von dem modernen Wahn, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk sein müsse, bezeichneten ihre Kunstwerke als solche durch gewählte Ordnung der Theile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verhältnisse durch Symmetrie, und so ward ein verwickeltes Werk faßlich. Durch eben diese Symmetrie und durch Gegenstellungen wurden in leisen Abweichungen die höchsten Kontraste möglich. Die Sorgfalt der Künstler, mannigfache Massen gegeneinander zu stellen, besonders die Extreme des Körpers bei Gruppen gegeneinander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äußerst überlegt und glücklich, so daß ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalte abstrahirt, wenn man in der

Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als eine Zierath erscheint."

Wollte man die Verhältnisse dieser Architektonik im einzelnen zergliedern, man würde kein Ende finden. Am sinnlichsten und unmittelbarsten wird der monumentale Eindruck erreicht durch die Anordnung in Form eines Dreiecks oder einer Pyramide. Diese Form führt die Vorstellung des Ruhens auf fester Basis und der abschließenden Gipfelung mit sich. Um diese Form zu gewinnen, haben die Künstler die Söhne, wie Perrault*) nicht vergessen hat, ihnen vorzurücken, im Verhältniß zum Vater zwerghaft klein gebildet. Durch die Anordnung dieses Dreiecks in einer Fläche erhält das Ereigniß einen leisen Anklang an eine Schaudarstellung: wie der gefesselte Prometheus des Aeschylus Äther und Winde, Ströme und Ocean, Erde und Sonne aufruft zu Zeugen seiner jahrtausendelangen Qualen:

διέρχεσθ' οἷαις αἰκίαισιν 474
διακναιόμενος τὸν μυριετῆ
χρόνον ἀθλεύσω —

so scheint Laokoon ein ewiges Schauspiel vor Göttern und Menschen sein zu sollen. Die Mittelfigur zumal legt sich (wie Feuerbach sagt) mit ihren weitgeöffneten Gliedern und bloßgelegten Muskeln gleichsam zu einem klar und ruhig übersehbaren Schauspiel des Leidens auseinander.

Eben dieser Aufbau übt einen unverkennbaren, beim ersten Anblick entscheidenden Einfluß auf den Eindruck des Vorgangs. Es ist darin ein Anklang an die feierliche Stellung des Priesters vor dem Altar, mit dem ihm wie Akoluthen umgebenden Knaben. Eine solche Stellung scheint eben durch den Überfall der Ungeheuer zerrissen; aber das religiöse oder Kultusmotiv erfährt nur eine Verwandlung, eine geistige Verklärung. In dem gottgesandten Verhängniß wird der Priester, der es durch Enthüllung der Wahrheit zur Rettung des Vaterlands über sich gebracht, nun selbst zum Opfer. Die hoch aufgerichtete Gestalt, das nach oben gewandte Haupt, scheint ihren unendlichen Seelen- und Todesschmerz, in einem Apell an eine höhere Gerechtigkeit darzubringen. Angesichts aller Götter und Menschen, Angesichts der Ewigkeit. Und so liegt in der scheinbar künstlichen, symmetrisch-

*) In dem Gedicht Le Siècle de Louis le Grand. Nachdem er die Meisterwerke der alten Skulptur aufgezählt hat, fährt er fort:

*C'est ici, je l'avoue, où l'audace est extrême,
De soutenir encore mon surprepant problème; (den Vorzug der Neueren)
Mais si l'Art qui jamais ne se peut contenter,
Découvre des defauts qu' on leur peut imputer,
Si du Laocoon la taille vénérable
De cette de ses fils est par trop dissemblable,
Et si les moites corps des serpens inhumains
Au lieu de deux enfans enveloppent deux nains, etc.

flächenhaften Form der Gruppe ein feines Kunstmittel, den Vorgang in eine höhere Sphäre zu erheben.

Dies würde uns vielleicht gemacht vorkommen, wenn der Stillstand der Figuren nicht durch die Windungen der Schlangen begründet wäre. Lessing zuerst nannte es einen sehr glücklichen und von einer ungemein malerischen Phantasie zeugenden Einfall, die Gruppe durch die Schlangen in Einen Knoten zu schürzen. Denn die gefesselten Beine geben die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nämlichen Zustandes so vortheilhaft ist. Heinse meint sogar, die Schlangen vollzögen den Befehl des Obern feierlich und naturgemäß in ihrer Art, wie Erdbeben die Länder verwüsten. Auch Goethe hält es für eine glückliche Wahl, Menschen im Kampf darzustellen mit Thieren, die nicht als Massen oder Gewalten, sondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von Einer Seite drohen, nicht einen zusammengefaßten Widerstand fordern, sondern nach ihrer ausgedehnten Organisation fähig sind, drei Menschen mehr oder weniger ohne Verletzung zu paralysiren: durch dieses Mittel der Lähmung werde, bei der großen Bewegung, über das Ganze schon eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet.

Der Triumph der Kunst zeigt sich in dem, was als letztes Resultat aus dem allen hervorgeht: in dem Rythmus der Linien, der Silhouette des Ganzen. Friederich Vischer meint, das der Ausdruck des moralischen Willens weniger in irgendeinem besonderen Zug zu suchen sei, als in dem ungestörten Adel aller Formen und Bewegungen und in dem reinen Schwung der Auge und Sinn beruhigenden Kreisschwingung aller Linien der ganzen Gruppe, als einem unsichtbar-sichtbar ergossenen Geiste keuscher Grazie.

Alle Glieder, Bewegungen, Linien sind so nachdrücklich wie geistreich contrastirt und doch ausgeglichen. Und in diesem Linienkonzert kommt keine störende Wiederholung von Parallellinien, keine Durchkreuzung, keine disharmonische Einzelheit vor. Alle drei Figuren sind klar gesondert und geschickt ineinandergepaßt: nirgends Berührungen, nirgends leere Zwischenräume: keine ist durch die andere beengt, keine der anderen mit Beinträchtigung der eigenen Bewegung accommodirt. Und dies Resultat von Abgründen künstlerischer Weisheit (Jakob Burkhardt) ist eine Scene, die so frei-natürlich erscheinen kann, als wäre sie aus dem Leben aufgegriffen.

Wem nun gerade diese Abgründe der Kunst mißfallen, wer von „Bravourarien" spricht, hier nur an die Virtuosität des Künstlers erinnert wird, mit dem darf man nicht streiten: es liegt im Geschmack eines Jahrhunderts, das den Präraphaelismus erfunden, gegen alles mißtrauisch zu sein, was nicht durch alterthümliche Befangenheit die ehrenwerthen Eigenschaften der Tüchtigkeit, des Ernstes, der Naivetät u. s. w. bewährt. —

Was war der Laokoon gegenüber den Ausschweifungen des Berninismus, gegenüber den Atrocitäten der Puget und Falconnet? Eine Versammlung der edelsten Eigenschaften griechischer Kunst, der Sieg des Maßes, der Hoheit und Schönheit über den widerstrebendsten Gegenstand.

In der folgenden Zeit des Classicismus wurde er „das Maß für das, was die bildende Kunst der Griechen im Pathetischen zu leisten vermochte" (Schiller); der Gipfel der Naturwahrheit im Ausdruck des Schmerzes und der unwillkürlichen Reaction gegen den Schmerz.

Und in der hellenischen Kunst war die Gruppe wirklich einer der letzten Punkte, den sie im Durchlaufen des ihr bestimmten Kreises, im Streben nach überwältigender Wirkung erreicht hat.

Und was ist sie außerhalb aller zeitlichen Beziehungen? „Das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerkunst" (Goethe), die koncentrirteste Zusammenfassung der von der Vergangenheit aufgehäuften Darstellungsmittel; ein Schreckensbild, vor dem uns durch die Behandlung im Geist der plastischen Kunst alles das Höchste zum Vorschein kommt, was wir in einem Kunstwerk ersten Ranges zu sehen fordern.

Er ist ein nie auszustudirendes Muster, wie die Kunst, ohne etwas an der Natur und Intensität des Stoffes zu ändern, das Gräßliche beseitigt, das Peinliche versöhnt, den Mißklang in Harmonie auflöst, das Zufällige zum Bedeutungsvollen, das Einzelne zum Allgemeinen, das Physische zum Geistigen, das Momentane zum Ewigen erhebt: nicht durch Ideen, die sie in Allegorien, Symbolen und Anspielungen dem Verstand zu errathen gäbe: sondern durch künstlerische Behandlung ihres Stoffes. Der Laokoon ist im ganzen und im einzelnen wie inspirirt vom Geist der Plastik; er ist aus lauter Maximen dieser Kunst zusammengesetzt. Der größte Bildhauer der neueren Zeit, der bei seiner Aufdeckung (1506) zugegen war und ihn zuerst erkannte, nannte ihn das Wunder der Kunst.

In der That bedarf es eines Vorsatzes, sich Angesichts der Gruppe 476
das schauderhafte Faktum der Wirklichkeit vorzustellen. Sie führt den Eindruck der Dauer so unzertrennlich mit sich, daß nichts ferner liegt, als der Übergang der Einbildungskraft zu den vorhergegangenen oder folgenden Momenten. Man hat, freilich tadelnd, gefragt, ob es möglich sei, sich vorzustellen, auf welchem Wege die drei Figuren in diese Lage gekommen seien. Ebenso befremdlich und verletzend kommt es uns vor, daß die nächste Evolution unserer Gruppe die Scene sein soll, welche uns ein Gemälde des Greco und eine Zeichnung des Lafage versinnlicht, wo alle Drei von den Schlangen umwunden sich am Boden wälzen.

Die Kunst ermöglicht es, sie lädt uns ein, ja sie nöthigt uns, hier das Höchste anzuknüpfen: der von ihr angeschlagene Accord läßt seine Tonwellen ins Unendliche ausklingen.

Laokoon in dem baaren, buchſtäblichen Moment ſeines unſeligen Endes, Laokoon, der ewig von den Schlangen umwundene, der ewig ſeufzende, ewig in krampfhaften Zuckungen ſich windende, dieſer Laokoon würde uns in der Verewigung ſeiner Qual im ſtarren Stein unerträglich werden: wir würden wünſchen, er möge endlich in die Ruhe des Todes eingehen. Aber Laokoon, den die Kunſt gebildet hat, läßt uns den troiſchen Prieſter vergeſſen; er erinnert uns an einen anderen Heros, der auch mit unbezwinglichen, unbegrenzten Kräften ausgeſtattet, durch eherne Geſetze an ein endliches Daſein gefeſſelt, der Träger iſt jener Welt von Qualen, aus der jener Laokoon nur ein Beiſpiel giebt. Laokoon wird zum Symbol der tragiſchen Seite des menſchlichen Daſeins; er wird uns ein Bild der Menſchheit im Kampf mit den ſie bedrängenden feindlichen Mächten.*)

Daher die Anziehung, die die Gruppe des Laokoon allezeit auf große Dichter und tiefſinnige Denker ausgeübt hat, die Verehrung, die dieſes mächtige Werk bei allen bedeutenden Menſchen vor allen Werken des Alterthums ſtets genoſſen hat und genießen wird.

*) The group of Laocoon . . . a type of the long, fierce struggle of man, involved in the knotted entanglements of Error and Evil, these too snakes, which, if no divine help intervene, will be sure to strangle him and his children in the end. What he most admired was the strange calmness diffused through this bitter strife; so that it resembled the rage of the sea, made calm by its immensity, or the tumult of Niagara, which ceases to be tumult because it lasts for ever. Thus, in Laocoon, the horror of a moment grew to be the Fate of interminable ages. Nathaniel Hawthorne, Transformation. „Für uns bleibt die Gruppe Naturtrauerſpiel, und die Creatur ſeufzt dabei im Inneren über das nothwendige Leiden auch des Guten und Gerechten und ſchaudert in ihrem Unvermögen, ihrer Unwiſſenheit zuſammen.“ W. Heinſe, Ardinghello.

Anhang

I.

Familiennachrichten des Vaters

Soli Deo Gloria,
J. N. J.

Anno 1686. den 27 Martij Bin ich Martin Winckellmann auf dieſe Wellt gebohren des Abends umb 10 Uhr, des Zeichen im Stier, und darauff den 30 Dito, zu Brieg in Schleſien in der St Nicolai Kirchen getauffet worden der Nahmen des Herrn ſey hertzlich dafür gelobt und gepreiſſet in Ewigkeit.

Anno 1705 in Faſtnachten nach dem ich Bey Meinem Vater M. Nicolaus Winckellmann daß Schuhmacher Handtwerck allhier in Stendal außgelernet, zu einem ehrlichen geſellen gemacht worden,

Anno 1707 bin ich in Johanni durch Gottes geleite in die frembde gereiſet, und ſelbige Meine Wanderſchaft glücklich beendet Anno 1710. nach Johanni.

Anno 1715 25 Martij war der Tag Verkündigung Mariae bin ich mit der viel Ehr und tugendt begabten Jungfer. Anna Maria Meyrin H. Joachim Meyers und Frau Margarita Ebels Jungfer Tochter, in beyſey Beyderſeits Eltern ehrlich als rechtſchaffenen Eheleuten gebühret Verlobt und verſprochen worden

Anno 1716 in der Bartholomeus Woche bin ich bey der Gilde der Schumacher allhier in Stendall Meiſter geworden

Anno 1716 d. 27 October habe ich mit Jungfer Anna Maria Meyrin Hochzeit gehalten. G Geben unß beyderſeyts ſeynen reichen Seegen an Leib und ſeele, und ſchenke uns nach dieſem die Krone der Seligkeit umb des Tods Chriſti Willen. Amen.

Anno 1.7.17. am Tage Joachimij welches wahr der 9te Decembr, des morgendts zwiſchen 6. und 7 Uhr, iſt unſer geliebtes Söhnlein Johann Joachim Winckellman auf dieſe Wellt gebohren, und den 12 Decembr als am 3 Advent-Sontage, durch die heylige Tauffe, dem Herrn Jeſu Chriſto, in ſein Gemeynde einverleibet worden.

Seine Gevatter ſind geweſen .

1. Herr Nicolaus Wernicke Protho-Notarius allhier im alten Dorfe wonhaft alß mein H. Vetter.

(Hier iſt das Blatt abgeriſſen.)

— —

II.

Winckelmanns Taufſchein

Herr Johann Joachim Winckelmann
ſeel. Mſtr Martin Winckelmanns weyl. Bürgers und Schuhmachers allhier und Frau Anna Maria Meyers hinterlaſſener Eheleiblicher eintziger H. Sohn iſt, laut des hieſigen Kirchen-Buchs zu S. Petri, anno 1717. d. 12ten Decembr. zur heiligen Tauffe geführet worden. Die gegenwärtigen Gevattern waren:

1. H. Nicolaus Wernike, Camerarius allhier.
2. Mſtr. Johann George Mechau Bürger und Schuhmacher hierſelbſt.
3. Frau Anna Langen, Mſtr. Andreas Gewalts, Bürgers und Fleiſchers alhier Ehefrau.

Obgedachter Mſtr. Martin W . . . iſt 1750 d. 6ten Februar geſtorben, und Frau Anna Maria Meyers 1747. d. 8. Martii gleichfalls Todes verblichen, wie obgedachtes Kirchen-Buch beſaget.

Welches hiermit, auf Verlangen, atteſtirt wird.

Stendal. d. 25ten Februar 1751

J Werckenthin
Paſt. Petr.

(v. Bürger J. Lüdeke atteſtirt)

III.

Theologiſches Abgangszeugniß

Lectoribus benevolis S. P. O.
Decanus, Senior, et reliqui Professores Theologi
in Academia Hallensi.

Eximius Iuuenis, IOANNES GEORGIVS WINCKELMANN, Stendalia Palæomarchicus, biennium in colendo apud nos studio Sanctae Theologiæ complevit propemodum. Quamquam autem ratione status animi, saltem quod satis sit, nobis non innotuerit, tamen, cum praelectiones nostras eum frequentasse constet, speramus, ipsum ex illis fructum nonnullum hinc secum esse reportaturum: quem cetera ἀναγράδες Superiorum, quibus se ad subeundum aliquando solemne examen sistet, libenter permittimus, vberem Dei gratiam, et animum Christo conformatum, ex animo ei comprecantes. Halae d. XXII. Febr. A. cIↃIↃCCXL.

(ausgestellt von Christian Benedict Michaelis)

IV.

Concept eines Briefes an den P. Leo Rauch (1754)*)

Exilui ad adspectum litterarum quibus me beasti easque ad os oppressi & ad pectus ut verissimum pignus indulgentiae & affectus erga me Tui.

Ecquando ullam Tuorum in me meritorum partem assequar? Cupio avolare hinc genuaque Tua tamquam salutis meae aram amplecti, jamjamque dies usque ad discessum hinc meum sollicitis articulis computare coepi.

Rus et bibliothecam valere jussi & in Vrbem commigravi, vbi & sacris verae religionis, malevolorum voculis posthabitis, publice intersum & Hygeiam simul propitiorem experiri menteque & corpore valere mihi videor.

Quae vero persolvam Deo immortali soteria pro carissimi mihi capitis incolumitate aut quae Tibi debeo *εναγγελια* pro laetissimo mihi nuntio, in gratiam Te sub clementiore coelo redisse cum Dea salute cui litasti usque hac votis non secundis [parum auspicabilibus]

Nihil mihi nunc ad votorum complementum deest quam certior aliqua pleniorque spes vitae honeste sustestandae. Dabis hoc quicquid *παρρησιας* humanitati Tuae, dabis genio, dabis denique quae mihi ipsi debeo officiis. Improbus enim qui me hactenus exercuit labor, maxime vero res angustae, quibus unciatim dimenso de meo decerpens vix vitae necessitatibus nedum commodis consulere poteram, non potuerunt non solicitum me vitaeque negligentem reddere animumque hilarem mihi eripere.

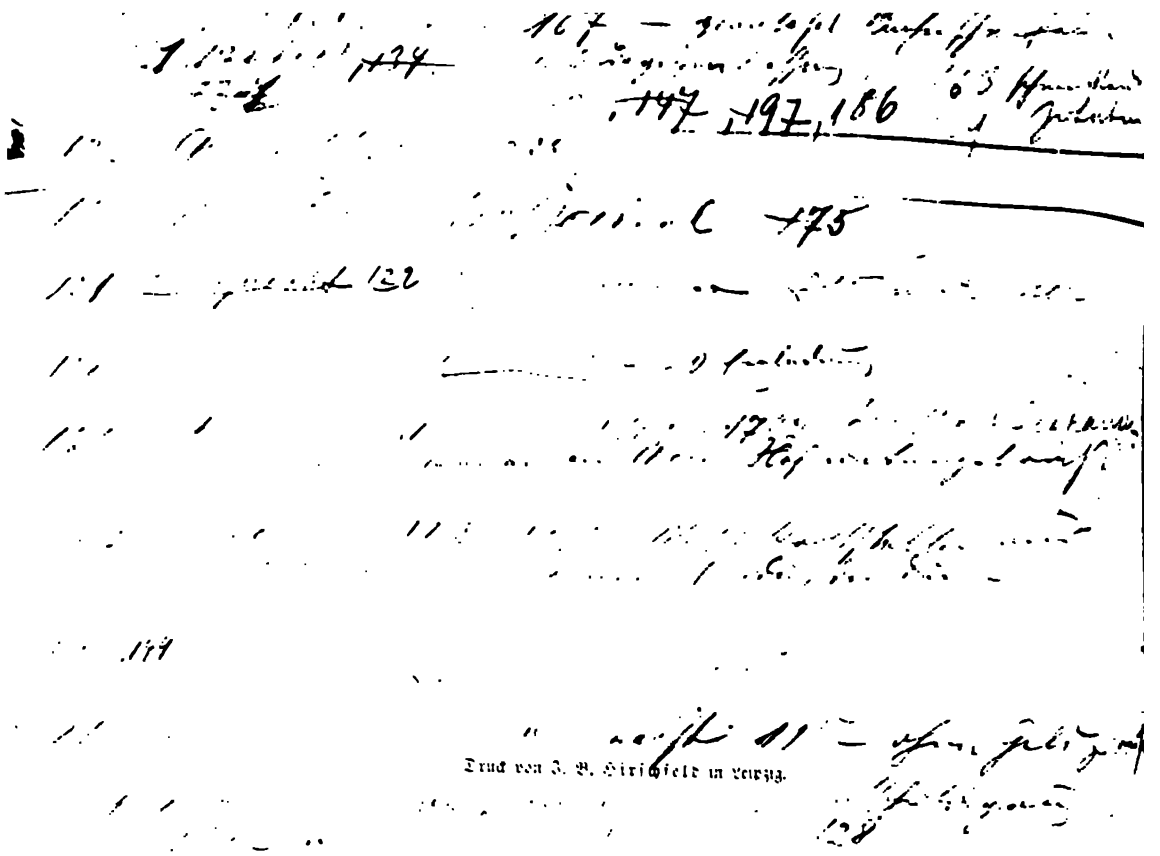
Serenus vero & defaecatus animus cum valetudinem integram maxime tueatur, labantem [affectam] sanet; quid mihi tandem fiet in quando opus fuerit exiguum stipendium ad calculos exactissimos vocare geniumque defraudare, ut corradam quo famam depellere corpusque a coeli injuriis tueri possim? Quo vero animo quove successu Musis mansuetioribus quarum me sacris initiatum profiteor vacare possim, ubi languor obrepit & fastidium?

Ad laetissimas quidem spes ultro me invitavit incredibilis indulgentia Tua, nutusque mihi Tuus pro imperio fuerit, ita confidentem me facit quem universae gentes in te venerantur, candor animi dexteritasque & fides quam nullibi laborare volueris: instabilem vero fragilemque vitae conditionem & fallaces hominum spes consideranti, cui in unius capitis vel salute vel casu tùm vita tum exitium stat, rebus meis consultum velim conditionibus magis definitis ne in casum me olim dedisse videar.

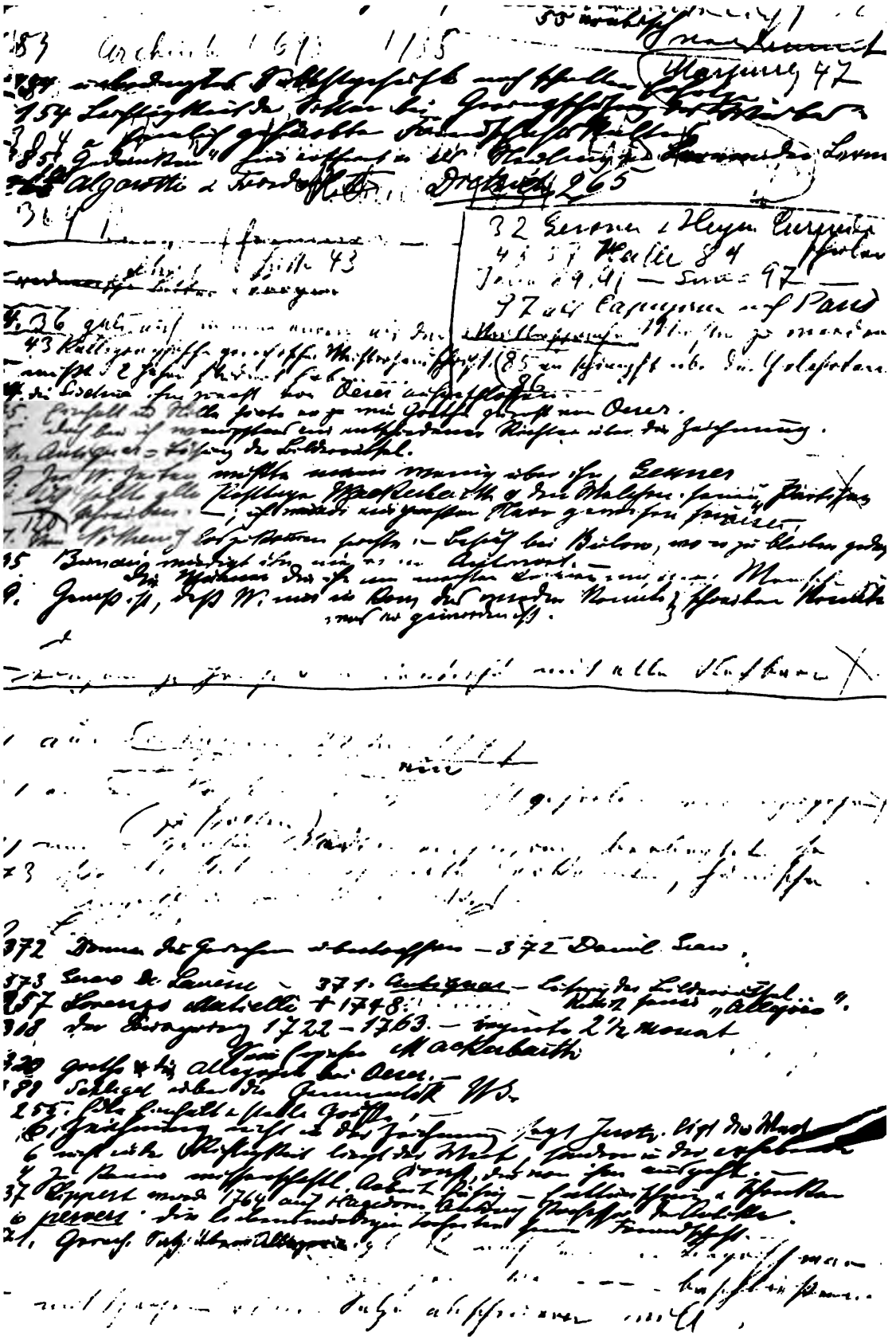
Humanitatis pietatisque tuae genium supplex imploro ut quae recta ratio & justa mei cura mihi dictare debuit aequi bonique consulas meque gratia Tua complecti porro non dedignere.

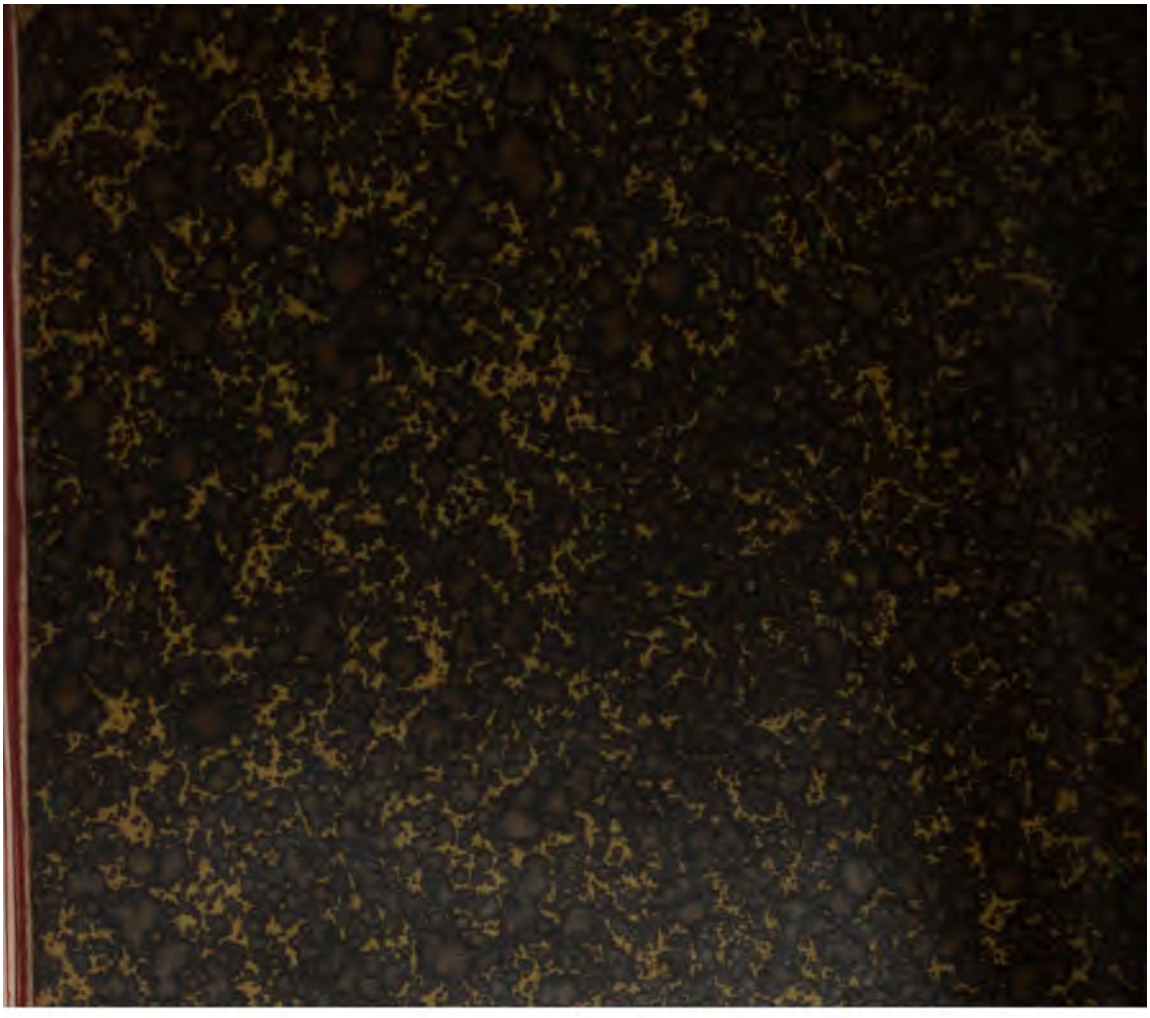
(*Bibliothèque Nationale de Paris*
Manuscrits Allemands 56
Recueil de lettres de Winckelmann)

*) Dieſer Brief ſchien eines vollſtändigen Abdrucks werth, als der einzige erhaltene, deſſen Adreſſat zu den Perſönlichkeiten gehört, die bei der Converſion Winckelmanns thätig waren. Vgl. S. 293. 303.



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.





Stanford University Libraries
3 6105 120 545 681

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE